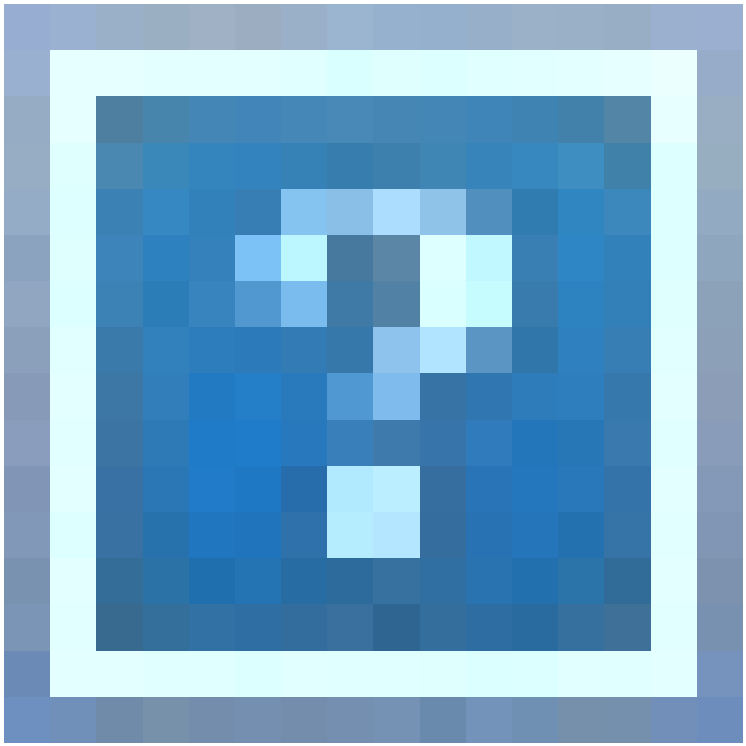
DEON MEYER

FEVER

ROMAN



Über Deon Meyer

Deon Meyer, Jahrgang 1958, ist Südafrikas bester und erfolgreichster Thrillerautor. 1994 veröffentlichte er seinen ersten Roman. Er lebt in Stellenbosch, in der Nähe von Kapstadt. Seine Romane erscheinen in mehr als fünfundzwanzig Ländern.
Als Aufbau Taschenbuch liegen von ihm die Thriller »Tod vor Morgengrauen«, »Der traurige Polizist«, »Das Herz des Jägers«, »Der Atem des Jägers«, »Weißer Schatten«, »Dreizehn Stunden«, »Rote Spur«, »Sieben Tage«, »Cobra«sowie der Story-Band »Schwarz. Weiß. Tot« vor.
Mehr Informationen zum Autor unter www.deonmeyer.com.

Stefanie Schäfer studierte Dolmetschen und Übersetzen an den Universitäten Heidelberg und Köln. Für herausragende übersetzerische Leistungen wurde sie mit dem Hieronymusring ausgezeichnet. Sie hat bereits mehrere Bücher von Deon Meyer übersetzt und lebt in Köln.

Informationen zum Buch

Nicolaas Storm erzählt eine große Geschichte – darüber, wie er gemeinsam mit seinem Vater einen Platz zum Leben sucht. Ein Fieber hat die Welt verändert: Gangs ziehen plündernd umher, es gibt keinen Strom mehr, wilde Tiere bedrohen die Dörfer. Wie die ersten Siedler müssen die Menschen alles neu lernen. Den vielen Widrigkeiten zum Trotz glaubt Nico an einen Neuanfang, und er verliebt sich in Sofia, das wildeste Mädchen, dem er jemals begegnet ist. Dann aber passiert der Mord, der alles verändert: Sein Vater wird erschossen.

Ein spannendes Epos mit einem wunderbaren Helden – ein Roman über das, was Menschen und menschliches Zusammensein ausmacht.

ABONNIEREN SIE DEN **NEWSLETTER** DER **AUFBAU VERLAGE**

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:
https://www.facebook.com/aufbau.verlag

Registrieren Sie sich jetzt unter:
http://www.aufbau-verlag.de/newsletter

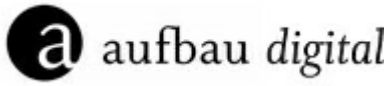
Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

DEON MEYER

FEVER

ROMAN

Aus dem Afrikaans
von Stefanie Schäfer


aufbau digital

Inhaltsübersicht

Über Deon Meyer
Informationen zum Buch
Newsletter

Buch lesen
- **Kapitel 1**

Das Jahr des Hundes
- **Kapitel 2**
- **Kapitel 3**
- **Kapitel 4**
- **Kapitel 5**
- **Kapitel 6**
- **Kapitel 7**
- **Kapitel 8**
- **Kapitel 9**
- **Kapitel 10**
- **Kapitel 11**
- **Kapitel 12**
- **Kapitel 13**
- **Kapitel 14**
- **Kapitel 15**

Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33

Das Jahr der Krähe
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39

Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44

Das Jahr des Schakals
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Das Jahr des Schweins

Kapitel 67

Kapitel 68

Kapitel 69

Kapitel 70

Kapitel 71

Kapitel 72

Kapitel 73

Kapitel 74

Kapitel 75

Kapitel 76

Kapitel 77

Kapitel 78

Kapitel 79

Kapitel 80

Das Jahr des Löwen

Kapitel 81

Kapitel 82

Kapitel 83

Kapitel 84

Kapitel 85

Kapitel 86
Kapitel 87
Kapitel 88
Kapitel 89
Kapitel 90
Kapitel 91
Kapitel 92
Kapitel 93
Kapitel 94
Kapitel 95
Kapitel 96
Kapitel 97
Kapitel 98
Kapitel 99
Kapitel 100
Kapitel 101
Kapitel 102
Kapitel 103
Kapitel 104
Kapitel 105
Kapitel 106
Kapitel 107
Kapitel 108
Kapitel 109
Kapitel 110
Kapitel 111

Kapitel 112
Kapitel 113
Kapitel 114
Kapitel 115
Kapitel 116
Kapitel 117
Kapitel 118
Kapitel 119
Kapitel 120

Danksagung
Quellenangaben
Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe

Impressum

Das ursprüngliche Mysterium, das jeder Reise vorangeht, ist dies: Wie ist der Reisende vorher zu seinem Ausgangspunkt gelangt?

Louise Bogan

Erinnerungen an eine Demütigung überdauern Jahrzehnte …

Olliver Burkeman, *Help!*

Jede Autobiografie beschäftigt sich mit zwei Charakteren,
einem Don Quichotte, dem Ego, und einem Sancho Panza, dem Ich.

W. H. Auden

Eine Autobiografie ist in der Regel ehrlich,
aber niemals wahrheitsgetreu.

Robert A. Heinlein, *Freitag*

Aber durch die schäbigen Straßen muss ein Mann gehen,
der selbst nicht schäbig ist, der eine reine Weste hat und keine Angst.
Er muss der beste Mensch auf der Welt sein und ein Mensch,
der gut genug ist für jede Welt.

Raymond Chandler

1

Ich will euch vom Mord an meinem Vater erzählen.

Ich will euch erzählen, wer ihn ermordet hat und warum. Denn dies ist die Geschichte meines Lebens. Und es ist auch die eures Lebens, ihr werdet sehen.

Ich habe lange gewartet, bis ich mit dem Niederschreiben begann, denn ich glaube, man braucht dazu Weisheit und Erkenntnis. Und Abstand. Man muss in der Lage sein, das Böse in sich – ja, all seine Gefühle – zu beherrschen.

Ich bin jetzt siebenundvierzig. Genauso alt wie mein Vater, als er getötet wurde, im Jahr des Löwen. Genügend Abstand zu den Geschehnissen habe ich gewonnen, aber ob ich je das rechte Maß an Weisheit und Erkenntnis besitzen werde, weiß ich nicht. Ich befürchte, mit der Zeit viele entscheidende Ereignisse, Menschen und Erfahrungen zu vergessen. Deswegen will ich nicht länger warten.

Hier sind sie also. Meine Memoiren, die Geschichte eines Mordes. Ich trete nach vorn, damit alle davon erfahren.

Das Jahr des Hundes

2

20. März

Am deutlichsten erinnern wir uns an die Augenblicke der Angst, des Verlustes und der Erniedrigung.

Ich war dreizehn Jahre alt, am 20. März im Jahr des Hundes.

Der Tag verlief wie der gestrige und der davor. Wir wurden eingehüllt vom tiefen Dröhnen des Dieselmotors in unserer großen Volvo FH12-Zugmaschine und dem sonoren Rollen der sechzehn Räder unter dem langen, geschlossenen Anhänger dahinter. Draußen zog eine vorhersehbare, nicht erinnernswerte Landschaft vorbei. Ich spüre noch die künstliche Kühle der Klimaanlage im Führerhaus, das innen noch ganz neu und sauber roch. Ich hielt ein Schulbuch auf dem Schoß, doch meine Gedanken schweiften ab.

Mein Vater ging vom Gas. Ich blickte auf, zum Fenster hinaus und sah die weißen Buchstaben auf dem schwarzen Untergrund des Schildes am Wegesrand: WILLKOMMEN IN KOFFIEFONTEIN!

»Koffiefontein«, sagte ich vor mich hin, bezaubert von dem Namen und dem dazugehörigen Bild in meiner jugendlichen Phantasie – eine warme, aromatische Quelle von blubberndem, dunklem Gebräu.

Langsam fuhren wir in das Dorf hinein. Im schwindenden

Licht des Spätnachmittags lag es geisterhaft und leblos da, wie all die anderen Orte auch. Unkraut auf den Bürgersteigen, der Rasen hinter den Zäunen hoch aufgeschossen und verwildert. Am Horizont, weit hinter den flachen Gebäuden entlang der breiten Hauptstraße zuckten kreuz und quer Blitze dramatisch über phantastische Wolkenformationen. Im Westen färbte sich der Himmel in einem tiefen Blutrot, seltsam und beunruhigend.

Mein Vater deutete mit dem Finger darauf. »Cu-mu-lo-nim-bus«, sagte er, jede Silbe einzeln betonend. »So nennt man diese Wolken. Das kommt aus dem Lateinischen. ›Cumulus‹ bedeutet ›Anhäufung‹, und ›Nimbus‹ heißt ›Regenwolken‹. Bei uns verheißen solche Wolken ein Gewitter.«

»Cu-mu-lo-nim-bus«, wiederholte ich zögernd.

Mein Vater nickte, lenkte den großen Truck geschickt an eine Tankstelle, hielt an und schaltete die Scheinwerfer an der Seitenwand des langen Auflegers ein. Der Mechanismus war selbst installiert. Die Zapfsäulen warfen nun lange Schatten, die menschlichen Gestalten glichen. Der Motor schwieg. Wir stiegen aus.

So sehr daran gewöhnt, dass keine Gefahr drohte.

Vom Asphalt stieg die Spätsommerhitze des Tages auf, und die Zikaden zirpten schrill, begleitet von anderen, tieferen Lauten.

»Was ist das, Pa?«

»Das sind Frösche. Dahinten fließt der Rietrivier.«

Wir gingen am Anhänger entlang. Er war weiß, beschriftet mit drei großen, grünen Kursivbuchstaben: *RFA*. Die Bedeutung der

Abkürzung fand sich auf der hinteren Bordwand – *Road Freight Africa*. Wir hatten den Volvo auf einem Lkw-Parkplatz kurz hinter Potchefstroom gefunden – starke Zugmaschine, so gut wie neu, der Tank voll. Jetzt gingen wir, Vater und Sohn, nebeneinanderher. Die Haare meines Vaters waren lang, ungekämmt und blond, meine ebenso wild, aber braun. Ich war dreizehn, im Niemandsland zwischen Kind und Teenager, und fühlte mich wohl dort.

Eine Fledermaus strich tief über meinen Kopf.

»Wie fängt eine Fledermaus ihre Beute?«, fragte mein Vater.

»Durch Echoortung.«

»Und zu welcher Gruppe von Tieren gehört die Fledermaus?«

»Zu den Säugetieren, nicht zu den Vögeln.«

Er zerstrubbelte meine Haare noch mehr. »Prima.«

Ich mochte das.

Wir begannen mit dem vertrauten Ritual, das wir seit Wochen mindestens einmal täglich durchführten: Mein Vater trug das kleine Honda-Stromaggregat und die Elektropumpe zu den Nachfüllstutzen der Tankstelle, die in einer Reihe angeordnet und mit verschiedenfarbigen Deckeln gekennzeichnet waren. Dann holte er den großen Engländer, um den schwarzen Dieseldeckel zu öffnen. Meine Aufgabe war es, den langen Gartenschlauch auszurollen. Dieser war mit der elektrischen Pumpe gekoppelt, und das andere Ende musste ich in die Tanköffnung des Volvos schieben und dort festhalten.

Tanken in einer Welt ohne Tankstellenwärter und Elektrizität.

Ich erledigte meinen Teil der Arbeit, stand gelangweilt herum und las die Beschriftung auf der weißen Mauer des länglichen Tankstellengebäudes. *Myburgh Elektries. Myburgh Bande*. Ich nahm mir vor, meinen Vater nach der Bedeutung zu fragen, denn ich wusste, dass »Burgh« »Burg« bedeutete – das hatte er mir erklärt, als wir durch Orte wie Trompsburg und Reddersburg gefahren waren –, doch dies war eine seltsame Schreibweise und nicht der Name dieses Dorfes.

Urplötzlich schwiegen die Grillen.

Irgendetwas weckte meine Aufmerksamkeit, jenseits von meinem Vater, hinten auf der Straße. Ich rief ihn, erstaunt über dieses plötzliche Zeichen von Leben und etwas besorgt über die schleichende Art der Fortbewegung. Mein Vater saß in der Hocke und war dabei, den Pumpenstutzen in die Tanköffnung zu schieben. Er schaute zu mir auf, folgte der Richtung meines Blickes und sah die Schatten in der Dämmerung.

»Einsteigen!«, rief er. Er sprang auf, den Engländer in den Händen, und rannte zum Führerhaus des Lastwagens.

Ich blieb stehen wie angewurzelt. Die Scham über mein unerklärliches, unbesonnenes Verhalten sollte anschließend noch monatelang an mir nagen. Reglos stand ich da, die Augen auf die heranschleichenden Schatten geheftet. Sie nahmen allmählich Gestalt an.

Es waren Hunde. Geschmeidig, schnell.

»Nico!«, schrie mein Vater entsetzt und drängend. Er blieb stehen, um sein Kind vor den angreifenden Tieren zu schützen.

Die Verzweiflung in der Stimme meines Vaters versetzte mir einen Ruck und durchbrach die Mauer der Furcht. Schlug den ersten Funken des Schuldbewusstseins. Ich schluchzte, rannte am langen Hänger entlang. Durch meine Tränen hindurch sah ich den ersten Hund in den Lichtkegel hineinhechten und meinem Vater an die Kehle springen, das Maul weit aufgesperrt, die langen, scharfen Zähne entblößt. Ich sah den Schwung des großen Schlüssels, den fließenden Schatten dieser Bewegung. Ich hörte einen dumpfen Schlag, als das Werkzeug den Kopf traf, ein kurzes Aufjaulen. An der Treppe zum Führerhaus angekommen, griff ich das Chromgeländer. Die Angst jagte mich die Stufen hinauf. Ein Hund sprang auf mich los, und ich schlug die Tür zu. Er sprang hoch, bis fast zum offenen Fenster. Krallen kratzten über das Metall, gelbe Zähne leuchteten im Scheinwerferlicht neben dem Lkw auf. Ich schrie. Der Hund fiel zurück. Mein Vater stand dort unten. Fünf, sechs Hunde umkreisten ihn geduckt, weitere kamen in den Lichtschein hineingaloppiert, federnd, erbarmungslos.

Danach geschah alles ganz schnell, und zugleich war es, als bliebe die Zeit stehen. Ich erinnere mich an alles bis ins kleinste Detail. Die Verzweiflung im Gesicht meines Vaters, als die Hunde ihn vom sicheren Lkw abschnitten, der nur einen Meter von ihm entfernt war. Das sausende Geräusch, als er den massiven Engländer wieder und wieder schwang. Die Elektrizität in der Luft, der Geruch von Ozon, der Gestank der Hunde. Sie wichen flink vor dem tödlichen Schwung des

Schraubenschlüssels zurück, blieben aber hartnäckig zwischen dem Mann und der Tür des Trucks, knurrend, schnappend.

»Die Pistole, Nico! Schieß!« Es war kein Befehl, sondern ein ängstliches Flehen, als hätte mein Vater in diesem Augenblick dem Tod ins Auge geblickt und die Konsequenzen gesehen: sein Sohn, der hier allein überlebte, gestrandet, verdammt.

Sein Gesicht verzog sich vor Schmerz; ein Hund sprang ihn von hinten an und schlug ihm die Zähne tief in die Schulter. Das riss mich aus meiner Angststarre, und ich griff nach der Beretta im Fach des breiten Armaturenbretts. Mühsam schob ich mit dem Daumen den Sicherheitshebel weg, wie es mein Vater mir wieder und wieder gezeigt hatte. Ein anderer Hund biss meinen Vater in den schützend erhobenen Unterarm und hängte sich daran. Ich umklammerte mit beiden Händen die Waffe. Legte zwei Finger auf den Abzug, um den ersten Widerstand der Double Action zu überwinden, und schoss zum Fenster hinaus in die Luft, wild, der Knall ohrenbetäubend laut im Innenraum, so dass mir die Ohren sausten und alle Geräusche verstummten. Scharfer Korditgestank stieg mir in die Nase. Die Tiere erstarrten für einen Augenblick. Mein Vater schlug mit dem Schraubenschlüssel zu, der Hund an seinem Arm fiel zu Boden, mein Vater näherte sich der Tür. Die Meute reagierte und sprang auf ihn los. Ich zielte auf die Flanke eines Hundes und schoss. Der Hund fiel um. Ich schoss wieder und wieder. Die Tiere stießen hohe, kaum hörbare Schmerzlaute aus, und die unverletzten zogen sich zurück, zum ersten Mal.

Mein Vater schaffte es bis zur Tür, riss sie auf, sprang in die

Kabine, ein Hund hing an seinem Bein, er schlug nach ihm. Der Hund fiel hinunter. Arme und Rücken meines Vaters waren blutig, er stieß mich vom Fahrersitz, schlug die Tür zu. Auf seinem Gesicht zeigten sich Ekel, Verbissenheit, Angst, Abscheu und Wut. Ich fühlte, wie er mir die Pistole aus den Händen nahm. Ich sah, wie er das Magazin herausfallen ließ und ein neues hineinschob. Er hielt die Pistole zum Fenster hinaus. Er schoss und schoss und schoss. Die Schüsse hallten dumpf in meinen tauben Ohren wider, die Patronenhülsen sprangen geräuschlos gegen die Windschutzscheibe, auf Armaturenbrett, Lenkrad und den Boden neben mir, überallhin. Ich sah das zerrissene Hemd meines Vaters, die tiefe Rückenwunde, genauso blutrot wie die Wolken.

Die Pistole war leer, und immer noch drückte mein Vater den Abzug. Rauch erfüllte die Kabine.

Es war der 20. März im Jahr des Hundes. Elf Monate nach Ausbruch des Fiebers.

Vornübergebeugt saß mein Vater da, die Pistole auf dem Schoß. Reglos. Ich konnte nicht erkennen, ob seine Augen geschlossen waren.

Die Geräusche von draußen kehrten allmählich zurück, in sanften Wellen, die über uns hinwegspülten.

Die Frösche, die frühabendlichen Grillen. Fern im Westen verblasste der blutrote Horizont und wurde schwarz, und immer noch saß er so da.

Ein leises Schluchzen. Es dauerte einen Moment, bevor ich begriff, dass es von mir kam. Ich versuchte, es zu unterdrücken, denn es schien mir unpassend. Irgendwie undankbar. Aber ich konnte mich nicht beherrschen, das Schluchzen wurde lauter, herzzerreißend. Mein Vater drehte sich zu mir, legte die Pistole beiseite und nahm mich in die Arme. Es schüttelte mich jetzt am ganzen Körper, und das Herz hämmerte mir laut in den Ohren. Ich atmete den Blut- und Schweißgeruch meines Vaters ein, klammerte mich an ihm fest.

Mein Ohr lag an seiner Brust, und ich hörte sein Herz, das so schrecklich schnell schlug.

»Schon gut«, sagte er. Die Worte hörte ich nicht, ich fühlte nur ihre Vibrationen. *Schon gut. Schon gut, schon gut, schon gut*.

Er drückte mich fester, und langsam beruhigte ich mich.

»Du bist mein Held, Nico«, sagte er. »Du hast das gut gemacht, hörst du?«

Endlich brachte ich das Wort heraus, was schon so lange in mir festsaß. »Mama.«

Und als es meine Ohren erreichte, brannte die Scham in mir.

»O mein Gott«, sagte mein Vater und drückte mich noch fester. Dann schaltete er die Seitenscheinwerfer aus.

Der Name meines Vaters war Willem Storm.

Im Licht einer zischenden Gaslampe säuberte ich die Wunden auf seinem Rücken. Meine Hände zitterten. Das Desinfektionsmittel musste wie Feuer in den langen roten

Hautrissen brennen, aber er gab keinen Laut von sich. Das war ungewöhnlich. Es machte mir Angst, verstärkte die Sorge, dass ich ihn im Stich gelassen hatte.

Später öffnete er zwei Dosen Enterprise Spaghetti mit Fleischklößchen. Wir aßen schweigend. Ich starrte die blaurote Dose an und fragte mich, was so schlimm an Schweinefleisch war. Denn auf dem Etikett war ein gelber Stern, und darauf stand in fetter roter Schrift: OHNE SCHWEINEFLEISCH.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell gehen würde«, sagte mein Vater schließlich.

»Was denn, Pa?«

»Das mit den Hunden«, sagte er, begleitet von einer vagen Geste mit der Gabel. Dann schwieg er wieder.

3

21. März

Am nächsten Morgen schleifte mein Vater die Kadaver der Hunde hinter die Tankstelle und zündete sie an.

Wir betankten den Truck. Pa war schweigsam. Es herrschte eine angespannte Atmosphäre. Die Angst schlich wie ein Schatten hinter mir her.

Wir fuhren los, ohne Kaffee, ohne Frühstück. »Wir suchen uns jetzt eine schöne Stelle zum Essen«, versprach Pa. Es sollte wie ein Versprechen klingen, aber ich war alt genug, um zu bemerken, wie gezwungen seine Heiterkeit war. Ich dachte, es läge an den Schmerzen durch die Bisswunden. »Okay, Pa«, antwortete ich freudig, als teile ich seine gute Laune.

Er trank Wasser aus einer vollen Einliter-Plastikflasche. Schon nach kurzer Zeit war sie leer.

Eine Stunde später hielten wir an der versprochenen besonderen Stelle, und ich vergaß das unselige Gefühl, das uns den ganzen Morgen bedrückt hatte. Ich stieß einen Freudenschrei aus, der gar nicht zu meinem Alter passte. Voller Erstaunen sah ich mich um, denn hier es war so wunderschön und ungewöhnlich – und laut: eine Brücke, eine Talsperre, ein Brausen. Links von uns lag der See, spiegelglatt, eine riesige, ausgedehnte Wasserfläche. Rechts floss tief unten im Tal ein

Fluss, verschleiert von dem Sprühnebel, dort, wo das Wasser durch die Schleusen hinunterstürzte.

Pa stellte den Lkw auf der massiven Betonstaumauer ab und ließ beide Fenster herunter. Das Rauschen der stürzenden Wassermassen erfüllte die Kabine und ließ den ganzen Lkw vibrieren.

Pa musste laut sprechen, damit ich ihn verstand. Er deutete auf den See: »Das ist der Vanderkloofdam.« Dann blickte er in die tiefe Schlucht hinein. »Und das ist der große Oranje.«

»Wow!« Das Gestern war vergessen, so bezaubert war ich.

»Ich glaube, sie haben die Schleusen offen gelassen. Als das Fieber kam. Ist auch besser so.«

Voller Erstaunen sah ich mich um. Bis mir bewusst wurde, dass Pa die Worte »das Fieber« so merkwürdig ausgesprochen hatte. Nicht wie sonst, sondern leise, schnell und widerwillig, als wolle er sie bloß nicht betonen. Ich sah ihn an, doch er mied meinen Blick. »Komm, lass uns Kaffee kochen«, sagte er rasch.

Wir bewahrten einen kleinen Gaskocher und eine große Espressokanne unter dem Bett hinter den Sitzen auf, dazu Zwieback, eine Packung Biltong und Süßigkeiten. Ich kletterte nach hinten und nahm das Kaffeekochen in Angriff.

Normalerweise stiegen wir unterwegs zum Essen aus, aber diesmal blieb Pa sitzen. Bestimmt wollte er kein Risiko eingehen, nach der Sache mit den Hunden.

Ich reichte ihm Zwieback. Er aß nur einen. Ich aß drei, weil ich plötzlich hungrig war.

Die Espressokanne blubberte. Kaffeeduft erfüllte die Kabine.

Ich schenkte Vater zuerst ein, der seinen Kaffee schwarz und bitter trank. Ich mochte meinen mit zwei Stück Zucker und Kaffeeweißer.

»Hier, Pa.«

Er drehte sich zu mir um. Ich wartete darauf, dass er sagte »solange wir können«. Das sagte er jeden Morgen, wenn wir Kaffee tranken. Dann hob er den Becher, als wolle er mir zuprosten, und lächelte ein wenig schief. Denn der Kaffee würde irgendwann in Zukunft ausgehen, und schon vorher würde er alt werden und nicht mehr schmecken, und dieser Tag kam näher. Das hatte mir Vater erklärt, nachdem er zum ersten Mal »solange wir können« gesagt hatte.

Heute Morgen sagte er es nicht.

Erst sah ich, wie seine Hand zitterte. Dann sah ich den Schweiß auf seiner Stirn und die Röte in seinem Gesicht. Und seine Augen, stumpf und ausdruckslos.

Plötzlich ergaben sein Schweigen und alles andere einen Sinn. Ich fing an zu weinen vor Schreck.

»Es ist nicht das Fieber«, sagte er. »Hörst du?«

Die Angst war kein Schatten mehr, sie hatte von mir Besitz ergriffen.

»Nico, hör zu«, sagte mein Vater, und er klang wieder genauso verzweifelt wie gestern Nachmittag bei den Hunden. Ich unterdrückte für einen Augenblick mein Schluchzen.

Er stellte seinen Kaffee auf das Armaturenbrett und umarmte

mich. Ich spürte die Hitze, die von ihm ausging.

»Es ist nicht das Fieber. Es liegt an den Hundebissen. Das ist nur eine Infektion, durch die Bakterien aus ihren Mäulern. Ich brauche Antibiotika und viel Wasser und Bettruhe. Hörst du?«

»Du hast Fieber, Pa! Das sehe ich doch.«

»Ich verspreche es dir, das ist eine andere Art von Fieber, ich gebe dir mein Ehrenwort. Du hattest auch schon mal Fieber, bei Grippe oder Erkältung, oder als du gezahnt hast als Baby. Es gibt viele Arten von Fieber, die ganz harmlos sind. Diese Hunde haben kein Futter mehr von den Menschen bekommen. Sie haben Müll gefressen oder verdorbenes Fleisch, und als sie mich gebissen haben, sind die Bakterien in mein Blut eingedrungen. Daher kommt das Fieber. Ich werde nur eine kurze Zeitlang krank sein. Ich verspreche es dir, Nico, ich verspreche es dir. Wir haben die richtigen Medikamente dagegen, ich nehme gleich welche.«

Wir fuhren immer weiter in die Hügel hinauf, bis wir ins Dorf Vanderkloof kamen. Es war ein kleiner, merkwürdiger Ort oben in den Hügeln, der sich ungeordnet und weit auseinandergezogen am Seeufer entlang erstreckte. Pa schien nach irgendetwas zu suchen. Er fand es erst in den Ausläufern des totenstillen Dorfs. Ein einfaches Haus, von dessen Holzbalken die Farbe abblätterte und dessen Tür und Fenster durch massive Metallgitter gesichert wurden. Gegenüber gab es einen Parkplatz für unseren Truck.

Dort hielt Vater an. Er stieg aus, mit einer Pistole und einer

Jagdbüchse bewaffnet. Ich musste im Volvo bleiben. Er wollte sich im Haus umsehen. Ich ließ die Haustür nicht aus den Augen, aus Angst, dass er nicht zurückkehren würde. Was sollte ich dann machen?

Alles war jetzt anders, nach unserer gestrigen Begegnung mit den Hunden. Und jetzt fieberte Pa.

Dann kehrte er zurück. Ich sah, dass er unsicher auf den Beinen war.

Er sagte: »Das hier ist gut genug. Komm, bring deine Bücher mit.«

Ich steckte sie in meinen Rucksack und stieg aus. Pa ging jetzt langsam, tat alles vorsichtig. Er schloss den großen Anhänger hinten auf und zog den Klapptritt heraus. Der Inhalt des Anhängers hatte unser Leben in den vergangenen Monaten bestimmt. Er enthielt eine Vielzahl von Dingen, die unterwegs immer wieder ergänzt wurden und so ordentlich gepackt und befestigt waren, dass wir genau wussten, wo sich was befand. Neben der Tür standen Kartons voller Nahrungsmittel in Dosen und dazu Reis, Mehl, Nudeln, Milchpulver, Kaffee, Kaffeeweißer und Hunderte Flaschen Wasser. Dann, in keiner spezifischen Reihenfolge: Bücher, genau wie das Essen sorgfältig dort herausgepickt, wo man gefahrlos herumschnüffeln konnte. Do-it-Yourself-Bücher über Reparaturen, medizinische Versorgung, das Überleben in der Wildnis und »Das ultimative Anfängerhandbuch für Waffen«, dank dem wir beide schießen gelernt hatten. Erzählbände, Schulbücher, Kochbücher und

Ratgeber über Viehschlachtung und Erste Hilfe bei Schlangenbissen und Insektenstichen.

Es gab Gewehre, Pistolen, Munition, Jagdmesser, Schlachtermesser und Küchenmesser, unsere Ausrüstung zum Benzinpumpen sowie Wasserfilter. Medikamente, Verbandszeug, Salben, Sonnenmilch. Ein kleines Zelt, Campingstühle, Luftmatratzen, Feldbetten, zwei Klapptische, zwei große Sonnenschirme, noch unbenutzt in ihren Plastikhüllen vom Makro-Markt. Drei benzinbetriebene Stromgeneratoren, zehn Fünfzig-Liter-Kanister, Toilettenartikel: mehr Zahnpasta, als wir im Leben verbrauchen würden, Shampoo, Seife, Deo, Zahnbürsten. Waschpulver, Bleichmittel. Laptops, Drucker. Besteck, Geschirr, Werkzeug, Elektrowerkzeuge …

Pa holte uns ein paar Kartons Proviant heraus und suchte so lange, bis er die richtigen Medikamente fand. Er stieg wieder aus, schob den Klapptritt zurück, schlug die Ladetüren zu und schloss sie sorgfältig ab. Wir trugen die Kartons ins Haus. Es war verlassen und ordentlich, als hätten die Leute es erst saubergemacht und aufgeräumt, bevor sie starben. Jedes leere Haus, das wir betraten, besaß seinen eigenen Geruch. Manche rochen angenehm, manche eklig. Dieses roch ein klein wenig nach Gummi. Ich wusste nicht, warum.

»Der Herd funktioniert mit Gas«, erklärte Vater. Ich nickte.

»Und wir haben Wasser.« Er meinte, dass die Wasserleitung noch funktionierte.

Mein Vater kehrte zurück zu unserem Lkw und schloss auch

das Führerhaus ab. Dann kam er wieder ins Haus und versperrte erst das Metallgitter und dann die Haustür. Er gab mir eine Pistole.

»Nico, ich werde jetzt erst noch einmal die Hundebisse desinfizieren und dann die Medikamente einnehmen. Ich brauche Schlaf. Ich lege mich da hinten ins Schlafzimmer. Du darfst das Haus nicht verlassen! Wenn du irgendetwas siehst oder hörst, komm sofort zu mir. Nimm dir etwas zu essen, da sind Dosen mit deinem Lieblingsessen. Und Biltong und Kekse. Und Suppe, heute Abend esse ich mit dir zusammen Suppe. Bitte wecke mich, wenn die Sonne untergeht. Ich weiß, dass du jetzt Angst hast, Nico, aber ich werde nur ungefähr zwei Tage lang krank sein, hörst du?«

Ich berührte ihn. Er war glühend heiß.

Ich weinte nicht. Ich nickte nur.

»Wie schützen wir uns?«, fragte er.

»Wir vertrauen nur einander.«

»Richtig. Komm mit, schau dir an, wo ich mich hinlege. Falls ich noch schlafen sollte, wenn es dunkel wird: Denk daran, kein Licht!«

Er sah meinen Gesichtsausdruck und sagte: »Alles wird gut.«

Aber es war nicht alles gut.

Ich holte einige meiner Bücher heraus und ging in die Sitzecke des offenen Wohnzimmers, das mit der Küche und dem Esszimmer eine Einheit bildete. Nach einer Ewigkeit hielt ich es

nicht mehr aus. Ich ging zum Schlafzimmer. Mein Vater lag unter mehreren Decken und zitterte furchtbar, obwohl es nicht kalt war. Er bemerkte mich gar nicht.

Ich wollte ihn nicht sterben sehen. Langsam ging ich den Flur entlang. Ich hörte Geräusche unter dem Dach des Hauses und von draußen. Ich spähte durch die Fenster der anderen Schlafzimmer hinaus, doch alles war wieder still. Im Wohnzimmer sah ich durch die Tüllgardine eine Bewegung. Ein Tier trabte die Straße entlang. Ich erschrak, weil ich dachte, es sei ein Hund. Ich blieb am Fenster stehen und sah, dass es ein Löffelhund war, klein mit silbrigen Reflexen im Pelz. Plötzlich blieb er stehen und schaute zum Haus hinüber. Er hob die Schnauze, als wittere er etwas. Dann lief er weiter, eilig, als sei er spät dran.

Ich schlich wieder ins Schlafzimmer. Mein Vater atmete noch.

Das Haus hatte einen einfachen Grundriss, ein langes Rechteck, der Wohn-Ess-Bereich gleich hinter der Haustür, drei Schlafzimmer und zwei Badezimmer im hinteren Teil. Ich erkundete alle anderen Zimmer des Hauses sorgfältig, öffnete Schränke, schaute unter Betten. Es war kein Spielzeug in den Schränken, nirgendwo gab es Bücherregale. In einer Holzkiste neben einem Sessel im Wohnzimmer lagen Zeitschriften. *Sarie, Rooi Rose* und *Huisgenoot*. Ich mochte sie nicht lesen, denn all die Menschen darin waren inzwischen tot, all die Fernsehsendungen und Spielfilme gab es nicht mehr. Die ganze Welt hatte sich verändert.

In den Kühlschrank schaute ich nicht, denn mein Vater und ich wussten, dass die Kühlschränke verdorbenes Essen enthielten. Man hielt sie besser geschlossen.

Hoch oben in einem Vorratsschrank fand ich zwei große Packungen Simba-Chips. Räucherfleischgeschmack. Orientalisch mochte ich lieber. Eine große Tafel Cadbury-Schokolade. Ich öffnete sie. Ich wusste, dass sie hellbraun, weiß angelaufen und ungenießbar sein würde, aber ich war optimistisch, mit meinen dreizehn Jahren.

Die Schokolade war schlecht.

Ich aß eine Tüte Chips leer. Sie schmeckten schon etwas muffig, waren aber knusprig und füllten den Magen. Ich aß auch noch die andere Packung.

Ich schaute nach meinem Vater. Er zitterte nicht mehr. Er hatte sich aufgedeckt. Er schwitzte. Die Hundebisse waren feuerrot und geschwollen.

Ich kauerte mich an die Wand seines Zimmers und betrachtete ihn. Es war furchtbar still. Ich hörte nur den Atem meines Vaters. Ein und aus. Zu schnell.

Das Fieber hatte ihn gepackt.

4

Der Mann unter dem Mangobaum

Man wusste, dass das Fieber aus Afrika gekommen war. Man wusste, dass zwei Virenstämme miteinander verschmolzen waren, einer vom Menschen, einer von der Fledermaus. Damals wurde viel darüber geschrieben, bevor die Leute alle starben.

Ein Arzt veröffentlichte einen Artikel mit einer Hypothese darüber, wie alles begonnen haben könnte:

Ein Mann lag irgendwo im tropischen Afrika unter einem Mangobaum. Der Mann war anfällig für Krankheiten, weil er HIV-positiv war und keine Medikamente dagegen erhielt. Im Blut des Mannes befand sich bereits ein Coronavirus. Das war nichts Außergewöhnliches; Coronaviren kamen relativ häufig vor. In der Zeit vor dem Fieber kannte man mindestens vier Typen, die Grippe- und Erkältungssymptome bei Menschen auslösten.

Coronaviren lebten auch in Tieren. In Säugetieren und Vögeln.

In dem Mangobaum saß eine Fledermaus mit einer anderen Art Coronavirus im Blut.

Die Fledermaus war krank. Sie hatte Durchfall und schiss dem Mann unter dem Mangobaum ins Gesicht, in die Augen, die Nase oder den Mund. So gelangte das zweite Coronavirus ins Blut des Mannes. Die beiden Virenstämme vermehrten sich gemeinsam in

denselben Zellen in der Luftröhre des Mannes und vermischten ihr Genmaterial. Ein neues Coronavirus wurde geboren – ein hochansteckendes, das durch Tröpfcheninfektion verbreitet wurde und schwere Krankheitssymptome verursachte.

Der Mann unter dem Mangobaum lebte in einer armen Gegend. Die Leute wohnten beengt, viele waren HIV-infiziert. Rasch steckte der Mann andere an. Das neue Virus verbreitete sich innerhalb des Dorfes und mutierte dabei weiter. Eine der Mutationen war perfekt. Sie verbreitete sich rasend schnell durch die Luft und brauchte genau so lange, um einen Menschen zu töten, dass jeder Erkrankte vorher noch viele andere anstecken konnte.

Ein Verwandter des Mannes unter dem Mangobaum arbeitete am Flughafen in der nahegelegenen großen Stadt. Dieser Verwandte trug das perfekte Virus in sich. Er hustete eine Reisende an, kurz bevor sie ins Flugzeug nach England stieg.

In England fand ein riesiges internationales Sportereignis statt.

Alle Industriestaaten besaßen ein Seuchenschutzprogramm gegen tödliche, ansteckende Krankheiten. Sogar die meisten Entwicklungsländer hatten ausgeklügelte Pläne für einen solchen Fall. Es gab Maßnahmen und systematische Reaktionen im Fall einer Epidemie. Theoretisch hätten sie greifen sollen.

Doch die Natur scherte sich nicht um Theorien. Und gegen menschliches Versagen nützten sie auch nichts.

5

21. März

Ich saß dort auf dem Fußboden neben dem Bett, in dem mein Vater mit Fieber lag, und schlief aus Versehen spätnachmittags ein.

Etwas weckte mich. Ich hörte ein Fahrzeug. Zunächst glaubte ich, ich bildete es mir ein. Das Geräusch wurde lauter. Leise huschte ich ins Wohnzimmer.

Es war tatsächlich ein Fahrzeug, das mit jaulendem Motor die Anhöhe zum Dorf hinaufgejagt kann. Ich rannte zurück ins Schlafzimmer.

»Pa!«

Er hörte mich nicht.

»Pa!«, sagte ich lauter, drängend. »Ich höre ein Auto!«

Mein Vater atmete schnell. Sein Mund war leicht geöffnet. Er regte sich nicht. Ich hätte am liebsten geschrien, ihn laut angebrüllt: Stirb nicht, ich habe Angst, da draußen ist ein Auto, wir vertrauen nur einander! Komm zurück aus dem Fieber, ich bin noch zu klein, um allein zu sein. Pa, bitte stirb nicht!

Doch ich schämte mich noch dafür, dass ich gestern Abend nach meiner Mutter gerufen hatte. Ich stand einfach nur da und sah zu, wie mein Vater nicht erwachte.

Das Auto kam näher.

Ich rannte zurück ins Wohnzimmer. Die Schatten draußen waren lang, die Sonne stand jetzt tief. Das Auto kam näher und näher. Es fuhr langsamer, das hörte ich. Es war jetzt im Dorf.

Am liebsten wäre ich hinausgerannt und hätte zu den Ankömmlingen gesagt: »Kommt, helft meinem Vater, er ist krank!«

Wir vertrauen nur einander. Das hatten mein Vater und ich beschlossen, als uns die Leute hinter Bultfontein berauben wollten, vor fünf Wochen. Ich durfte nicht hinausgehen.

Das Auto bog um die Ecke. Jetzt war es draußen vor dem Haus auf der Straße.

Ein schwarzer Jeep Wrangler mit offenem Verdeck. Er raste vorbei. Es schien, als säßen drei Leute drin. Dann war er weg, die Straße hinunter.

Ich hätte sie anhalten sollen, denn mein Vater war sehr krank.

Ich hörte, wie der Jeep zurückkam. Ich sah, wie er gegenüber vom Volvo anhielt. Ein Mann mit sehr langem, schwarzem Haar schaltete den Motor aus. Er trug kein Hemd, nur eine lange Hose. Er war mager, sein Brusthaar dunkel und dicht. Er sprang hinaus und ging auf unseren Truck zu. Er trug ein Gewehr in der Hand.

Ich würde sie rufen. Ich würde sie bitten, mir zu helfen. Mir und meinem Vater. Ich ging zur Tür. Dann sah ich die Frau hinten im Jeep. Sie hatte braunes, wirres Haar. Sie ließ den Kopf hängen. Ihre Hände waren an den Überrollbügel gefesselt. Sie schrie irgendetwas, als hätte auch sie große Angst.

Ich blieb stehen.

Der andere Mann, der noch vorne im Jeep saß, trug ein ärmelloses T-Shirt und hatte dicke Armmuskeln. Er schlug die Frau mit der flachen Hand. Sie weinte. Er rief dem Mann bei unserem Volvo zu: »Wann sind wir zum letzten Mal hier vorbeigekommen?«

»Vor einer Woche?«, rief der Mann mit den langen Haaren zurück.

»Da stand der Truck hier noch nicht.«

Der Langhaarige stieg zum Führerhaus hinauf und versuchte, die Tür zu öffnen, aber sie war abgeschlossen. Er kam wieder herunter. Er legte die Hand auf den Auspuff. »Er ist kalt!«, rief er zum Jeep hinüber. »Bist du sicher? Wir waren besoffen letztes Mal. Der kann schon lange hier stehen.«

Das Muskelpaket lachte. »Stimmt.«

Ich setzte mich in den Sessel und schaute über das Sofa hinweg durch die Tüllgardine zu ihnen hinaus. Leute, die eine Frau ans Auto fesselten, waren keine guten Menschen. Ich konnte ihnen nicht vertrauen.

Das Muskelpaket stieg aus dem Jeep. Er sagte etwas, was ich nicht verstehen konnte. Er schaute zum Haus, sah mich genau an. Ich rührte mich nicht; ich wusste, dass er mich durch die Tüllgardine nicht sehen konnte, aber ich hatte das Gefühl, er sähe mich an.

Der Langhaarige lief am Anhänger des Lkws entlang. Er befühlte die Hintertür, versuchte sie zu öffnen.

»Kann nicht schaden, uns mal ein bisschen umzusehen«, rief

das Muskelpaket und starrte unverwandt zum Wohnzimmerfenster. Vielleicht konnte er mich doch sehen? Endlich drehte er sich zu der gefesselten Frau um und zerrte an ihren Armen. Er rief dem Langhaarigen zu: »Ich schaue in dem Haus nach, schau du in das da!« Er deutete zu den Häusern auf der anderen Straßenseite.

»Okay«, sagte der andere.

Der Muskulöse kam auf unsere Haustür zu. Er trug einen großen, silberglänzenden Revolver an der Hüfte.

Die Frau im Jeep riss plötzlich fest am Überrollbügel. Ich konnte ihr Gesicht jetzt erkennen. Auf ihrer Wange klebte Blut und auch in ihrem Haar, über der Stirn.

Das Muskelpaket lachte. »Du kannst dich nicht losreißen.« Er blickte sie an, bis sie aufhörte, an ihren Fesseln zu zerren und nur noch leise Laute von sich gab, als sei sie sehr traurig. Der Mann kam die Eingangstreppe unseres Hauses hinauf. Er rüttelte an der Sicherheitstür. Der laute Krach erschreckte mich, aber ich blieb ganz still.

Unsere Pistole lag auf dem niedrigen Tisch in der Mitte des Wohnzimmers, zwischen den Sesseln von dem Fernseher. Ich nahm sie in die Hand und setzte mich wieder.

Der Muskelmann trat ans Wohnzimmerfenster, presste das Gesicht gegen die Scheibe und schützte die Augen mit einer Hand gegen die Sonne. Ich ließ mich vom Sessel rutschen und legte mich flach hin, so dass die Sofalehne zwischen uns war. Er konnte mich nicht sehen, auf keinen Fall, es war zu dunkel hier

drin. Ausgestreckt blieb ich liegen, bis ich hörte, dass er wieder an der Gittertür rüttelte. Ich richtete mich auf. Ich sah, dass er den Revolver in der Hand hatte und auf das Schloss der Gittertür zielte. Der Schuss krachte sehr laut. Ich glaube, diesmal stieß ich einen leisen Schrei aus.

Die Kugel durchdrang die Holztür und schlug in die Wohnzimmerwand links von mir ein. Der Muskelprotz zerrte am Metallgitter. Es ließ sich nicht öffnen.

»Keine Sorge«, rief er dem Langhaarigen zu. »Ich schieße nur die Schlösser auf.« Dann schoss er wieder.

Ich umklammerte die Pistole. Ich rutschte zurück, bis ich mit dem Rücken am Wohnzimmersessel saß. Ich hob die Pistole. Wenn er hereinkam, würde ich auf ihn schießen müssen. Falls ich es fertigbrachte.

Er riss und zerrte an der Gittertür. Sie quietschte, als er sie öffnete. Er griff nach dem Knauf der Eingangstür und drehte ihn. Die Tür war abgeschlossen. Er zielte mit dem Revolver auch auf dieses Schloss. Ich versuchte, die Pistole auf die Tür zu richten. Aber mein Kopf sagte: Nein, das kannst du nicht.

Ich wollte keinen Menschen erschießen.

Ich ließ die Pistole wieder sinken.

Ich schloss die Augen. Sollte er doch hereinkommen. Sollte er mich auch an den Jeep fesseln, genau wie die Frau. Vielleicht sah er sich nicht weiter im Haus um. Vielleicht kam mein Vater mich später holen, wenn er nicht am Fieber starb.

Ich wartete auf den Schuss, die Augen geschlossen.

Ich fühlte eine Hand, die sich über meinen Mund legte. Ich erschrak, ich schrie, aber die Hand verschloss eisern meine Lippen.

Es war mein Vater. Er nahm mir die Pistole aus der Hand, legte den Mund an mein Ohr und flüsterte: »Leise!«

»Was ist?«, schrie der Muskelprotz vor der Tür und schaute hinüber auf die andere Straßenseite. Er ließ den silbernen Revolver sinken.

Der Langhaarige rief etwas, was wir nicht verstehen konnten.

»Nein, das ganze Haus ist abgeschlossen«, rief der Muskelprotz.

Mein Vater hob die Pistole, als wäre sie sehr schwer. Er zielte auf die Haustür. Ich spürte, wie er hinter mir am ganzen Leib zitterte und glühte. Ich fragte mich, ob mein Vater einen Mann genauso würde erschießen können wie die Hunde. Nach der Sache in Bultfontein hatte er gesagt: »Jemanden erschießen …«, dann hatte er nur den Kopf geschüttelt, als wäre er dazu nicht imstande.

Der Mann mit den dicken Muskeln drehte sich wieder zur Straße um. »Ja, ja … Nein, ich habe nicht …«, sagte er. Er beendete den Satz nicht, sondern hörte, was der Langhaarige erwiderte.

»Okay«, sagte der Muskelprotz und hob wieder den Revolver.

Er zerschoss das Schloss unserer Haustür. Es war furchtbar laut, und Holzsplitter und Putzstücke flogen umher.

Mein Vater richtete die Pistole auf die Tür, die Hand immer

noch auf meinen Mund gelegt.

Doch der Muskelprotz drehte sich einfach um und ging weg, die Stufen hinunter zum Jeep. Der Langhaarige kam von der anderen Seite. Der Muskelprotz schlug die Frau gegen den Kopf. Sie stiegen in den Jeep, ließen den Motor an und fuhren weg.

Eine Weile lang blieben wir einfach so im Wohnzimmer liegen. Der Atem meines Vaters ging schnell. »Es tut mir leid, Nico, ich habe dich rufen gehört, aber ich dachte, es wäre ein Traum.« Er flüsterte. Er hatte mich gelehrt, dass Schall immer weiter trägt, als man glaubte. Vor allem jetzt, nach dem Fieber, weil es keine anderen Geräusche mehr gab.

»Du hast das sehr gut gemacht«, sagte er. »Du kannst stolz auf dich sein.«

Später standen wir auf. Er trank viel Wasser aus dem Hahn, und ich erhitzte die Suppe auf dem Gasherd. Baxters Hühnercremesuppe.

Wir aßen. Mein Vater sagte: »Wir können heute Abend kein Licht machen – wir wissen nicht, wie nah sie sind.«

»Wir können morgen früh auch keinen Kaffee trinken«, ergänzte ich. Denn Kaffeeduft ist ein Menschenverräter. Das hatte mein Vater mich auch gelehrt.

»Du hast recht.« Er versuchte zu lächeln, aber es schien, als würden seine Kräfte nicht ganz ausreichen.

Ich aß meine Suppe auf.

»Mir geht’s schon besser«, sagte mein Vater.

Er log, und er sah mir an, dass ich ihm nicht glaubte.

»Morgen wird es mir schon viel besser gehen«, versprach er.

»Prima«, sagte ich. »Die Typen hatten übrigens eine Frau am Jeep gefesselt.«

»Habe ich gesehen. Morgen unternehmen wir etwas dagegen.«

Ich lag die ganze Nacht neben ihm. Er redete viel im Schlaf. Zweimal rief er den Namen meiner Mutter: Amelia.

6

Die Vergangenheit ist ein Fluss

Mein Vater hat das gesagt: Die Vergangenheit ist ein Fluss. »Es war im Jahr des Schweins, wenn ich mich recht erinnere. Ich war siebzehn.«

Eines Sonntagabends hatten wir mit ein paar anderen noch bis zu später Stunde im Forum gesessen und uns unterhalten. Als mein Vater, Okkie und ich nach Hause gingen, fragte ich ihn, warum alle immer noch so oft über das Fieber redeten, es sei doch längst vorbei, schon seit fünf Jahren.

Da antwortete er: »Die Vergangenheit ist ein Fluss, Nico. Wir können uns nicht an alles Wasser erinnern, was vorbeigeflossen ist. Wenn wir zurückdenken, erinnern wir uns hauptsächlich an das Treibgut, diese einzelnen Bruchstücke, die die Stürme und die Fluten hoch oben an den Ufern zurückgelassen haben.«

»Keine Ahnung, was das schon wieder heißen soll«, erwiderte ich mürrisch. Das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir war bereits zerrüttet, und als Teenager gingen mir die Erwachsenen ganz allgemein auf die Nerven.

»Wir erinnern uns am deutlichsten an die Augenblicke großer Verzweiflung. Angst, Verlust, Erniedrigung … Du wirst es verstehen, eines Tages.«

Jetzt verstehe ich es. Jetzt, während ich diese Memoiren zu

Papier bringe, jetzt, wo ich alles wieder hervorrufen möchte, nicht nur die schmerzlichen Meilensteine. Auch die Ereignisse dazwischen. Aber es fällt mir nicht leicht. Ich habe eingangs Auden und Heinlein zitiert, weil sie ausdrücken, wo das Problem liegt: Gelangt man in die trüberen Wasser des Erinnerungsflusses, ist man auf seine eigenen, manchmal unzuverlässigen und subjektiv eingefärbten Erinnerungen sowie die Erzählungen anderer angewiesen. Hinzu kommen die Bedürfnisse und Ängste der eigenen Persönlichkeit, die nur gewisse Begebenheiten mit einbeziehen und andere lieber weglassen möchte.

Ich gebe es also unumwunden zu: Dies ist die Geschichte, die sich nach dem Fieber ereignet hat, so wie ich mich an sie erinnere. Meine Wahrheit. Subjektiv und wahrscheinlich leicht verzerrt. Und doch schulde ich allen, die Teil dieser Geschichte sind, größtmögliche Objektivität und Wahrhaftigkeit, vor allem jenen, die nicht hier sind, um selbst Zeugnis abzulegen.

Die Wahrheit ist meine größte und einzige Triebfeder. Das schwöre ich.

7

22. März

Ich schlief an der Seite meines Vaters. Als er frühmorgens erwachte, wusste er zunächst nicht, wo er war. Er wirkte abgekämpft; sein Haar war wirr, sein Blick unstet. Es dauerte einen Moment, ehe er mich erkannte. Er wirkte kleiner und schmächtiger; verwundbar, zerbrechlich und fehlbar in diesem ungeschützten Augenblick. Aber in dem Moment sah ich es noch nicht – vielleicht war ich noch nicht bereit dazu.

Ich kochte uns Haferbrei. Mein Vater aß im Bett. Dankbar. Er sagte: »Eines Tages gibt es wieder richtige Milch.«

Das sagte er oft.

Er fügte hinzu: »Bis morgen müsste ich wieder ganz gesund sein, Nico.«

»Und dann fahren wir weiter, Pa?«

Langsam schüttelte er den Kopf. »Nein. Wir bleiben hier.«

»Hier?«

»Na ja, nicht unbedingt in diesem Haus. Es gibt so viele, wir können uns eines aussuchen. Ich meine an diesem Ort, in diesem Dorf.«

»Und was ist mit den Männern?« Ich deutete zur Straße, dorthin, wo der Jeep gestanden hatte. Wir redeten noch immer gedämpft, als wären sie in der Nähe.

»Sie sind … eine Komplikation.«

»Eine Komplikation?«

»Ja. Interessantes Wort, übrigens. Es stammt aus dem Lateinischen. ›Complicare‹ …« Mein Vater holte ein paarmal Luft, als sammle er Kraft. »Das bedeutet zusammenfalten, verwickeln, verwirren.« Er bemühte sich, seine übliche Begeisterung aufzubringen: »Lustig, nicht wahr, wie Sprache funktioniert. Verkomplizieren bedeutet, etwas vielschichtiger …«

»Warum fahren wir nicht weiter und suchen uns etwas anderes?«

»Weil Vanderkloof für mich der beste Ort im ganzen Land ist. Für einen Neuanfang.«

»Wieso das denn?«

Mein Vater aß den letzten Rest von seinem Brei. »Maslow … die menschlichen Bedürfnisse … Hier finden wir alle Grundvoraussetzungen …« Er seufzte erschöpft. »Das ist eine lange Geschichte. Morgen erkläre ich es dir ausführlicher. Versprochen. Einverstanden?«

»Okay.«

Er reichte mir seinen leeren Breiteller und schüttelte Tabletten aus der kleinen Flasche. »Ich lege mich wieder hin. Vergiss nicht, dir die Zähne zu putzen.«

Mittags hörte ich meinen Vater reden. Ich ging ins Schlafzimmer und sah nach ihm. Er hatte alle Decken von sich abgeworfen, schwitzte, halluzinierte und stieß mit ängstlicher Stimme

verwirrte Worte aus.

Dann wurde er wach. Er richtete sich sofort auf und drehte sich so, dass er nicht das Bett beschmutzte. Er übergab sich auf den Fußboden.

Ich half ihm beim Saubermachen. »Tut mir leid, Nico«, sagte er. »Tut mir leid, mein Junge.«

Abends machte ich Suppe warm, aber mein Vater verschlief das Essen.

Der Jeep kehrte nicht zurück.

Es war furchtbar heiß und stickig im Haus.

8

23. März

Als ich morgens erwachte, schlief mein Vater immer noch.

Ich aß Zwieback, trank Wasser, schaute aus den Fenstern hinaus, lauschte, konnte nicht stillsitzen, war zappelig und unruhig. Es war mehr als Langeweile, mehr als die unbestimmte Angst, die ich gestern gespürt hatte. Ich war dreizehn, ich konnte das alles noch nicht verarbeiten.

Ich stand am Wohnzimmerfenster. Plötzlich fing mein Herz an zu klopfen, meine Hände schwitzten, die Erde schien mich verschlingen zu wollen, die Luft war kaum zu atmen, der Tag lastete schwer auf mir, die Wände schienen näher zu rücken. Ich wusste nicht, was da vor sich ging, aber ich wollte meinen Vater nicht wecken, er musste unbedingt wieder gesund werden.

Ich legte mich in eines der anderen Zimmer. Der Raum schnurrte zusammen. Ich kniff die Augen zu. Die Hunde und alles, was an dem Abend geschehen war, machten mir zu schaffen. Dauernd spielten sich die Szenen wieder vor meinem inneren Auge ab. Die Scham, weil ich nach meiner Mutter gerufen hatte. Ich war dreizehn. Ich war groß! Die Hunde, Pas Fieber, die beiden Männer vorm Haus, die Schüsse auf unsere Tür, die gefesselte Frau, alles durchlebte ich erneut, die Bilder, die Gerüche, die Angst. Wie mein Vater vorgestern Morgen mit

seinem schmerzenden Körper aus dem Lkw geklettert war: Er hatte ängstlich ausgesehen, zum ersten Mal, ich hatte es an seinen Blicken und an der Art gesehen, wie er widerstrebend die steifen, ekligen Kadaver angefasst hatte, als er die Hunde wegschleifte. Das Herz sprang mir fast aus der Brust, ich rang mühsam nach Atem, es war, als überwältigte mich das alles.

Am liebsten hätte ich laut geschrien. Ich war stinkwütend, auf die ganze Welt. Auf die Hunde, die uns töten wollten, einfach so. Ausgerechnet uns! Dabei hatten wir nach dem Fieber so viele Zäune von Wildfarmen und -parks durchgeschnitten und alle Tiergehege im Zoo von Bloemfontein geöffnet. Wir waren Tierfreunde – warum wollten die Hunde uns töten? Die Wut loderte in mir, eine unbändige Wut. Auf alles, auf das Fieber, das meine gesamte Existenz vernichtet hatte. Ich ballte die Fäuste, wünschte, ich hätte jemanden anschreien können wegen dieser Ungerechtigkeit, und gleichzeitig wurde das Zimmer, die Welt, ja, das ganze Universum immer enger und schwerer, der Druck immer größer und größer.

»Nico!«

Plötzlich war mein Vater da, und der Druck löste sich.

Ich sah ihn an. Er setzte sich neben mich. »Du hast geschrien. Ich glaube, du stehst unter Schock.«

Mein ganzer Körper war angespannt, geladen wie ein Gewehr.

»Ich bin da«, sagte mein Vater.

Ich konnte nichts hervorbringen.

»Ich habe kein Fieber mehr«, sagte mein Vater.

9

24. März

In den frühen Morgenstunden regnete es, es donnerte und blitzte, die Tropfen prasselten auf das Wellblechdach des Hauses.

Die Luft war feucht und drückend, und genauso sah es auch in mir aus, denn die Wut und die Angst waren nicht verschwunden, sondern verbargen sich nur irgendwo in meinem Hinterkopf.

Pa meinte, bei Regen könnten wir gefahrlos Kaffee kochen, weil der Geruch nicht weit tragen würde. Die Fenster mussten wir aber weiterhin geschlossen halten. Wir tranken unseren Kaffee in der Küche. Mein Vater erzählte mir von Abraham Maslow und seiner Theorie über die Hierarchie der menschlichen Bedürfnisse. Mein Vater sprach niemals von oben herab mit mir. Er erklärte mir alles ganz genau; wenn ich etwas nicht verstand, erwartete er, dass ich nachfragte. (Jahre später wurde mir klar, dass er damals bei den physiologischen Bedürfnissen den Sex weggelassen hatte. Ich bin ihm nicht böse.) Er sagte, Vanderkloof sei von der Lage her ideal; es biete so viel Wasser, wie wir nur brauchten, und gute Bedingungen für die wichtigsten Arten der Landwirtschaft. Das Klima sei gemäßigt, die Felder könnten leicht bewässert werden, und mit Hilfe des Wassers würden wir auch Strom gewinnen können, wenn wir erst die richtigen Leute mit den entsprechenden Kenntnissen gefunden hätten, um das

bestehende System zu modifizieren und zu unterhalten.

Er wusste genau, welche Frage mir auf der Zunge lag. Er sagte, natürlich gebe es andere Orte, andere Dämme und Flüsse, die mehr oder weniger dasselbe böten. Aber er kenne sich hier eben gut aus; er sei vor ein paar Jahren schon einmal hier gewesen. Daher wisse er eines: Vanderkloof sei einzigartig, was das Bedürfnis der Menschen nach Sicherheit angehe. Vanderkloof sei eine Festung, eine Burg, ein natürliches Fort, dank der Hügel mit ihren steilen Felsen und dem Damm. Nur eine einzige befestigte Straße führe den steilen Hügel hinauf, und es gebe nur eine Flanke zu verteidigen, es sei denn, der Feind rücke mit einer Schiffsflotte an – was jedoch ziemlich unwahrscheinlich sei auf dem Oranjefluss, fügte mein Vater hinzu und lachte. Da merkte ich, dass er sich noch nicht ganz von dem Fieber erholt hatte. Sein Lachen klang hohl. Es war, als sei ein Teil von ihm nicht zurückgekehrt.

»Und was ist mit den beiden Typen im Jeep? Wenn die hier irgendwo in der Nähe sind?«

»Stimmt. Die Komplikation … Dazu lasse ich mir noch etwas einfallen.«

Die Schwüle bedrückte mich und weckte ungute Vorahnungen. »Ich finde, wir sollten weiterfahren, Pa.«

Doch mein Vater hörte nicht auf mich.

»Die fahren nicht mit ihrem offenen Jeep herum, solange es regnet«, meinte mein Vater. »Komm, holen wir das Arsenal.«

Vor der Tür hielten wir zunächst gründlich Augen und Ohren offen, bevor wir zum Volvo hinüberrannten, um unsere Waffen und die Pflegemittel dafür zu holen. Wir nannten das unser »Arsenal«, nachdem mir mein Vater erklärt hatte, woher dieses Wort stammte – von dem arabischen Wort für »Lagerhaus« über das venezianische Italienisch zum Englischen und endlich bis zum Afrikaans.

Wir legten unsere Pistolen und die beiden Jagdbüchsen auf die Küchenanrichte. Ich wischte die Regentropfen vom dunkelgrauen Stahl. Wir setzen uns nebeneinander, reinigten die Waffen eine nach der anderen und ölten sie.

»Wir können uns heute Abend mal umsehen, wenn es dunkel geworden ist«, schlug mein Vater vor. »Vielleicht sehen wir irgendwo Licht. Dann wissen wir, wie sicher sie sich fühlen und wie weit sie entfernt sind.«

Ich fragte mich, warum ich noch nicht daran gedacht hatte.

»Und dann spionieren wir sie ein bisschen aus.« Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: »Es könnten mehr als nur die beiden Männer und die Frau sein.«

»Was machen wir dann?«

»Dann fahren wir doch lieber erst mal weiter. Das Risiko, dass …«

»Wieso fahren wir nicht gleich, Pa? Jetzt sofort? Heute Abend?«

Mein Vater schwieg so lange, dass ich mir nicht sicher war, ob er meine Frage gehört hatte. Dann sagte er: »Ich möchte hier mit

dir zusammen einen Neuanfang machen. Eine Gemeinschaft gründen, die moralisch handelt, ethische Grundsätze hat, in der Mitmenschlichkeit herrscht. Und daran müssen wir uns von Anfang an halten. Wir können die Frau nicht einfach so ihrem Schicksal überlassen. Wenn die Männer nur zu zweit sind, müssen wir zumindest versuchen, sie zu befreien. Auch wenn wir bisher auch nur zu zweit sind.«

Es war das erste Mal, dass mein Vater davon sprach, eine Gemeinschaft zu gründen. Ich war in dem Moment mit den Gedanken woanders, so dass ich dem keine Bedeutung beimaß. Erst viel später wurde mir klar, dass er zu dem Zeitpunkt bereits alles durchdacht hatte. Er hatte eine Vision gehabt, schon vor dem Zwischenfall mit den Hunden, schon vor unserer Ankunft in Vanderkloof.

Gegen vier Uhr nachmittags hörte es auf zu regnen. »Schade«, meinte mein Vater. »Die Regen hätte uns genützt.«

Als es Abend wurde, behandelte mein Vater die Bisswunden mit Salbe und verband sie. Er nahm Schmerzmittel. Dann schmierte er uns zur Tarnung schwarze Striche ins Gesicht, mit Schuhcreme aus dem Küchenschrank. Wir zogen dunkle Kleidung an und luden jeder eine Beretta und ein Gewehr: ich die Tikka.222 mit dem langen Zielfernrohr und er die .300 CZ.

»Leute, die eine Frau so behandeln, sind … gefährlich. Wir schauen uns nur um, Nico, sonst nichts.«

»Okay«, sagte ich und hoffte, dass mein Vater meine

Erleichterung nicht heraushörte. Ich hatte einfach so ein ungutes Gefühl, spürte, dass Unheil in der Luft lag.

Um zehn war es stockdunkel; der Mond war noch nicht aufgegangen. Wir ließen die Waffen in der Küche liegen und kletterten von der hinteren Terrasse aus auf das Wellblechdach unseres Hauses. Wir sahen sie sofort. Ihr Unterschlupf lag hoch oben am Hügel, etwa drei Kilometer entfernt. Sie mussten einen starken Generator besitzen, denn einen so hellen Schein warf nur elektrisches Licht. Es war ein großes Haus mit drei Stockwerken.

»Völlig ahnungslos«, flüsterte mein Vater, leise, obwohl sie viel zu weit weg waren, um ihn zu hören.

Zurück in der Küche fragte er: »Und du hast keine anderen Fahrzeuge gehört, als ich krank war?«

»Nein, Pa.«

Er war tief in Gedanken, als er mir die Pistole und die Büchse reichte. Auf dem Weg zur Tür murmelte er vor sich hin: »Können die wirklich so unvorsichtig sein?« Ich wusste, dass die Frage nicht an mich gerichtet war.

Unterwegs erhielt er die Antwort.

Vanderkloof im Jahr des Hundes war ein ungeordnetes Dorf, noch genauso, wie es vor dem Fieber gewesen war – wie eine lockere, etwas löchrige Flickendecke über die Hügel geworfen. Nur eine Straße führte zum höchstgelegenen Wohngebiet und dem Lichterschloss der Jeepleute. Wir schlichen leise und vorsichtig durch die Dunkelheit, ich etwa einen halben Schritt

links hinter meinem Vater. Unsere Sportschuhe machten kein Geräusch auf dem Asphalt, und ich konnte meinen Vater atmen hören. Zuerst verirrten wir uns, mussten umkehren. Dann fanden wir die richtige Straße.

»Nico!«, sagte mein Vater leise, aber eindringlich. Ich erschrak. Mit ausgestrecktem Arm hielt er mich zurück. Ich sah nichts.

»Hier ist ein Draht gespannt«, flüsterte er.

Er fuhr mit einem Finger durch die Luft, um mir den Draht zu zeigen. Ich musste näher herangehen und genau hinsehen, ehe ich ihn im Licht des Hauses schimmern sah, das noch über einen Kilometer entfernt lag. Die Schnur war nur wenig höher als mein Kopf.

»Na so was«, sagte mein Vater, »sieht aus wie Angelschnur.«

»Und die hast du gesehen?«

»Ja, ich habe mir überlegt, was ich an ihrer Stelle tun würde, um mich zu verteidigen – wenn ich ein Haus erleuchtet hätte wie eine Kerze, die automatisch Motten anlockt.«

»Wow«, sagte ich voller Bewunderung. »Aber wie soll eine Angelschnur jemanden aufhalten?«

»Komm mit«, sagte mein Vater und bedeutete mir, ihm zu folgen. Er ging an der Angelschnur entlang, bis sie über die Leitplanke neben der Straße hinwegführte.

»Schau mal.« Ich sah, dass die Schnur an etwas befestigt war.

Mein Vater legte seinen Mund dicht an mein Ohr. »Das ist eine Signalrakete. Wenn man die Angelschnur berührt, schießt sie in

die Luft, und dann wissen sie, dass jemand kommt.«

Er zeigte mir alles genau. »Diese Kerle … Wir müssen sehr vorsichtig sein. Pass gut auf, wenn du unter der Schnur durchkriechst.«

Wir gingen weiter, wesentlich langsamer. Ich versuchte jetzt auch wachsam zu sein und fragte mich, wie die Jeepleute es anstellten, wenn sie nach Hause fuhren. Hoben sie dann die Angelschnur hoch?

Mein Vater entdeckte die nächste und dann noch eine, nur eine Straße von ihrem Haus entfernt, etwa zweihundert Meter. Sie war tief gespannt, unterhalb meiner Knie. Wieder hielt er mich mit der Hand auf, deutete hin, sagte nichts. Ich sah ein paar Regentropfen an der Angelschnur hängen. Dadurch hatte mein Vater sie entdeckt. Ich hatte nicht nach unten geschaut, ich hatte gedacht, alle Signalraketen-Schnüre seien hoch gespannt worden.

Wir stiegen darüber. Gingen drei, vier Schritte. Mein Vater blieb stehen und hob die Hand. Er schaute zum Haus des Lichts vor dem Felsen, das so hell erstrahlte. Es wirkte fröhlich, einladend. Aber es war keine Bewegung zu sehen, kein menschlicher Laut zu hören, kein Lebenszeichen.

Mein Vater zog das Gewehr von der Schulter und nahm es in die Hände. Er ging nicht weiter, sondern starrte unverwandt das Haus der Jeepleute an. Dann blickte er nach links, zu der Reihe kleinerer, dunkler Häuser, die sich dort aneinanderreihten. Und dann nach rechts, wo nur offenes *Veld* lag.

Irgendetwas beunruhigte ihn.

Ein Schakal heulte auf, ganz in der Nähe, auf einem der Hügel.

Ich wäre am liebsten umgekehrt. Ich wollte nichts lieber, als zum Volvo zurückzukehren und wegzufahren. Dieses Drückende, die Schwüle, die Geschehnisse von gestern rumorten tief in mir wie ein Ungeheuer in dunklem Wasser.

Auch ich nahm das Gewehr von der Schulter.

Mein Vater bückte sich ein wenig, als wolle er sich kleiner machen. Er ging weiter, noch langsamer. Für einen Moment richtete er sich auf. Es waren noch hundertfünfzig Meter bis zum Lichthaus. Eine Eule rief im Feld und übertönte das leise Rascheln und Zirpen der Insekten.

Wir wollten sie doch nur ausspionieren, warum ging er dann immer weiter?

Als wir noch knapp hundert Meter vom Haus entfernt waren, schoss plötzlich ein Kaphase aus den Sträuchern links von uns hervor. Ich schnappte vor Schreck nach Luft. Viel zu laut. Mein Vater erstarrte und blickte sich langsam zu mir um. Ich wollte mich entschuldigen, aber er drückte mir nur beruhigend die Schulter.

Er drehte sich zu mir um, flüsterte mir ins Ohr: »Siehst du den Felsen?«, und zeigte nach rechts. Ein Felsblock so groß wie ein Kühlschrank war den Hang hinuntergerollt und lag auf dem Bürgersteig.

Ich nickte.

»Warte dort. Ich gehe noch ein kleines Stück weiter.«

Als ich zögerte, sagte er: »Nur so weit, dass du mich die ganze

Zeit siehst.«

Ich nickte.

Er wartete. Ich ging zu dem Felsen und achtete dabei genau darauf, wo ich meine Füße hinsetzte. Der Steinblock reichte mir bis zur Brust. Ich legte mein Gewehr darauf, so dass ich durch das Zielfernrohr schauen konnte, wenn es nötig war. Dann lehnte ich mich gegen den Stein. Er war kalt.

Mein Vater ging einen Schritt weiter. Blieb stehen. Noch einen Schritt. Stehenbleiben. Schritt. Stehenbleiben. Der Lichtschein des Hauses fiel bis hierher. Ich konnte meinen Vater gut erkennen, ein wenig gebeugt, das Haar lang und wirr.

Er ging wieder einen Schritt, blieb stehen, lauschte und blickte sich um. Schritt nach vorn, Stehenbleiben, Lauschen, Umsehen. Weiter und weiter nach vorn, weg von mir. Warum so langsam und vorsichtig? Es gab keine Bewegung, keine Geräusche, nichts, nur das hell erleuchtete Fort vor uns. Eine Angelschnur würde er leicht erkennen können, so nah am Licht. Vielleicht waren die Jeepleute und die geprügelte Frau schon lange weg, vielleicht hatten sie vergessen, das Licht abzuschalten, vielleicht waren die Leuchtraketen nur ein Scherz, ein Witz. Eine Ewigkeit, die Zeit blieb stehen, mein Vater war schon mehr als zehn Schritte entfernt, dann fünfzehn, dann zwanzig. Ich sah seinen Rücken, immer kleiner. Wir wollten sie doch nur auskundschaften, Pa, wir haben genug gesehen, die Frau ist nicht mehr hier, komm, wir kehren um, lass uns fahren. Fünfundzwanzig Schritte, mein Vater war weit weg, nah am Licht, er sah klein aus.

Ich wollte meinen Vater nicht so sehen, ich wollte nicht hier sein, etwas fraß mich von innen auf.

»Hi«, sagt eine Stimme, beinahe überrascht. Mein Vater erschrak und drehte sich nach links. Ich sah den Mann dort stehen. Es war der Muskelprotz. Er hielt den großen Revolver in der Hand und hob ihn an.

Mein Vater zielte mit der Büchse auf ihn, doch er schoss nicht.

Der Muskelprotz hob den Revolver höher.

Mein Vater schoss nicht.

Ein Schuss krachte mit vielfachem Echo, mein Vater stürzte zu Boden.

10

Mein Vater fiel. Die Erde hörte auf, sich zu drehen.

Ich zitterte am ganzen Körper. Das Echo des Schusses aus dem schweren Revolver hallte über mich und den Felsen hinweg, es löste den Druck in meinem Kopf, und ich wusste im selben Moment, was gestern mit mir los gewesen war, was die Angst und die Wut ausgelöst hatte. Ich war nicht böse auf die Hunde und ihren Verrat gewesen, ich hatte mich nicht geschämt, weil ich meine Mutter gerufen hatte. Ich war wütend auf meinen Vater gewesen, stinksauer, weil er an der Tankstelle so klein, so ängstlich und so verloren gewirkt hatte, als ihn die Hunde knurrend umkreisten. Ich war wütend, weil er mich gebraucht hatte, weil ich ihm in diesem Augenblick helfen musste, und ich war noch nicht bereit dafür gewesen. Ich war wütend, weil er sich in meinen Augen verändert hatte, als er am Morgen nach dem Zusammenstoß mit den Hunden hinkend und gebückt aus dem Führerhaus des Volvos geklettert war, die .300 CZ über der Schulter und die Beretta in der Hand. Vorsichtig den Hundeleichen ausweichend, war er durch sie hindurchgegangen, mit kleinen Schritten, steif und voller Schmerzen nach dem Angriff und der schlechten Nacht. Ich sah etwas, von oben aus dem Truck, was ich nicht sehen wollte.

Mein Vater war kleiner geworden. Er war geschrumpft.

Gestern Abend, als er mir gerade noch rechtzeitig den Mund

zugehalten hatte, in der anderen Hand zittrig die Pistole, während die Jeep-Männer draußen ihr Unwesen trieben, da hatte ich es auch gespürt und immer noch nicht wahrhaben wollen.

Ich war sauer gewesen, weil mein Vater krank war. Schwach. Jetzt war ich böse, weil er dort in der Dunkelheit gestürzt war. Er hatte sein Gewehr im Anschlag gehabt, er hatte gesehen, dass der Muskelprotz schießen würde, aber mein Vater konnte keinen Menschen erschießen. Er konnte es nicht.

Vorgestern Morgen, als er so verwirrt aus dem Schlaf geschreckt war, da hatte ich es gewusst, gesehen, begriffen und war doch noch nicht bereit zu der Erkenntnis gewesen.

All das fachte meine Wut an, so dass ich am liebsten hinter dem Felsen hervor zu meinem Vater gelaufen wäre, der im Lichtkreis des Hauses neben dem Bordstein auf dem Asphalt lag, und auf ihn eingeschrien hätte, obwohl ich in diesem Augenblick weder das nötige Wissen noch die Erfahrung noch die Worte hatte, um mir bewusst zu machen, warum mir so zumute war. Erst Jahre später würde das einen Sinn ergeben: diese Nacht. Der 24. März im Jahr des Hundes. Es war der Augenblick des zweiten großen Verlusts. Beim ersten Mal hatte ich meine Mutter verloren und mein Leben, wie es gewesen war. Die Hunde und ihre Bakterien und die Jeepmänner und Vaters Fieber hatten mich wiederum beraubt. Sie hatten mir das Bild von Willem Storm als Fels in der Brandung, als starkem Beschützer genommen, meinem allwissenden Lebenskompass. Sie hatten mir meinen Vater als Heldenfigur geraubt.

Vor dem Abend in Koffiefontein war er groß, stark und klug gewesen. Unfehlbar. Doch damit war es vorbei.

Ich lehnte am Felsen und schaute hinüber zu der Stelle, an der mein Vater gestürzt war. Ich sah sein wirres Haar im Schein des Lichthauses, und ich sah meinen Vater zum ersten Mal so, wie er wirklich war: ein schmaler Mann von mittlerer Größe. Mager. Zerbrechlich. Ängstlich. Verletzlich. Sterblich.

Ich erschoss den Muskelmann. Ich sah ihn links von meinem Vater in dem überwucherten Garten eines der anderen Häuser stehen. Seine Gestalt hob sich deutlich vor dem Lichtschein ab und warf einen langen Schatten, den großen Revolver am ausgestreckten Arm. Ich schwenkte mein Zielfernrohr in seine Richtung und erschoss ihn, wie ich es in den letzten fünf, sechs Wochen geübt hatte, mit Dosen und Steinen entlang der Straße. Ich schoss ihm durch den Kopf, dann nahm ich das Auge vom Zielfernrohr, sah nach meinem Vater und nahm eine weitere Bewegung wahr, hinter dem Muskelprotz, tiefer in der Dunkelheit. Es war der Mann mit den langen Haaren. Er näherte sich dem Bürgersteig. Ich schwenkte das Gewehr, zielte und erschoss ihn mit der Tikka.222, traf ihn oberhalb des rechten Auges in die Stirn. Im Gegenlicht spritzte eine dunkle Blutfontäne auf, und er fiel um.

Es war die Wut, die mich zum Schießen trieb, dieser furchtbare Zorn.

Ich rannte die Straße entlang zu meinem Vater und stolperte über die tief gespannte Angelschnur. Die Leuchtrakete schoss in

die Luft und explodierte oben am Himmel, und hier unten erwachten die Schatten mit seltsam trägen Bewegungen zum Leben – Bäume, Laternenpfähle, Häuser, Sträucher und mein Vater, der auf der Straße lag. Und sich auf einmal bewegte.

Mein Vater stand auf. Er schwankte. Fasste sich in den Nacken. Blut sickerte ihm durch die Finger. Schwarzes Blut.

»Pa«, sagte ich. Meine Stimme hatte sich verändert. Er bemerkte es, ich sah es an seinem Blick.

Ich war dreizehn Jahre alt und hatte zwei Menschen erschossen. Aus Wut – auf die ganze Welt und auf meinen Vater.

An jenem Abend wurde mir klar, dass ich fortan meinen Vater beschützen musste. Dies war von nun an meine Rolle.

11

Mein Vater

Während ich dies hier schreibe und mir jene Nacht ins Gedächtnis rufe, überwältigen mich die Erinnerungen; ein wilder Strom, unzusammenhängend, nicht chronologisch. Schon das Wort »chronologisch« kann ich nicht verwenden, ohne die Stimme meines Vaters zu hören: »›Chronos‹ ist griechisch und bedeutet Zeit, ›logos‹ kommt von ›lego‹, was auf Altgriechisch ›ich spreche‹ bedeutet. Im Lauf der Zeit wurde es zu ›logia‹, Studium, und daraus hat sich wiederum unser Wort Logik und seine heutige Bedeutung entwickelt.« Und dann hätte er sich leidenschaftlich über die Griechen und ihre Kultur ausgelassen, um am Ende wie immer tief zu seufzen: »Was wir nicht alles erschaffen haben! Wir haben so viel verloren.«

Es ist eine seltsame Sache, die alten Türen wieder zu öffnen und die Winde jener Zeit wieder hereinwehen zu lassen. Sie wecken Heimweh und Sehnsucht, Schmerz und Freude. Und Verwunderung: Dies ist mein Leben. Das hat mich zu dem gemacht, der ich bin. Ein weiteres Dilemma dieser Memoiren: meiner Erzählung eine lesbare Struktur zu verleihen, trotz der Grillen des Gedächtnisses und der schwierigen Navigation zwischen den Klippen meiner Gefühle hindurch.

Mein Vater. Willem Storm. »Dieser verdammte

Universalgelehrte«, wie Nero Dlamini ihn hinter seinem Rücken zu nennen pflegte. Mein Vater war sensibel und sanft, aber auch sehr klug. Und weise. Seine Qualifikationen als Geograph und Jurist – in dieser absonderlichen Reihenfolge – stellten nur die amtlichen, akademischen Eckpfeiler seines ruhelosen Intellekts dar, erzählten aber nicht die ganze Geschichte. In Wahrheit waren seine Interessen und sein Wissen viel breiter gefächert. Er war Halb-Historiker, Semi-Philosoph, Quasi-Wissenschaftler.

Er war ein stets Suchender, ständig Lesender, immer Fragender, getrieben von Wissensdurst und vollkommen gefesselt von nahezu jedem Aspekt dieser Welt. Sein Fokus war nie wie ein schmaler Taschenlampenstrahl, sondern wie ein leuchtender Scheinwerfer, der das Thema und alles ringsherum erleuchtete. Seine Perspektive schloss niemals irgendjemanden aus, vor allem mich nicht.

Der Kern seines Wesens war Mitgefühl, diese seltene Fähigkeit, durch die Augen eines anderen blicken zu können.

»Warum bist du so, Willem?«, fragte Nero kurz vor Vaters Tod, als sie eines Abends im Wohnzimmer des Waisenhauses zusammensaßen, jeder ein Glas Brandy in der Hand.

»Wie?«

»Du schaust bis heute mit großen Augen in die Welt, als sei sie fast magisch, in jeder Hinsicht. Du lebst in ständiger Verwunderung, fast wie ein Kind, mit Verlaub.«

Da lachte mein Vater und fragte: »Weißt du, wo das Wort ›magisch‹ herkommt?«

»Du wirst es mir sowieso erzählen.«

»Und wusstest du, dass das Wort ›Maschine‹ dieselben Wurzeln hat wie ›magisch‹?«

»Warum bist du so?«

»Weil die Welt und dieses Leben magisch sind, Nero. In gewisser Weise. Denn wir können Pläne schmieden, wie wir wollen. Das Universum macht, was es will.«

»Wodurch bist du so geworden?«

Mein Vater dachte einen Augenblick nach und antwortete dann, weil er auf dem Dorf aufgewachsen sei und zur letzten Generation von Kindern ohne Internet gehört habe. Oudshoorn sei zwar einerseits groß genug gewesen, um ein gutes Gymnasium zu haben, andererseits aber klein genug und weit genug von der Stadt entfernt, so dass ländliche Werte erhalten blieben. Mein Vater wollte ursprünglich Lehrer werden, nach dem Beispiel der guten Pädagogen, die ihn unterrichtet hatten. Deswegen studierte er Geographie. Sein Mitbewohner im Studentenwohnheim hingegen studierte Jura, und als er begann, dessen Lehrbücher zu lesen, entdeckte er ein Gebiet, das ihn ebenfalls faszinierte. Im dritten Studienjahr verliebte er sich schließlich in Amelia Foord und erkannte, dass er sich weiterentwickeln musste.

12

»Komm her, Nico«, sagte mein Vater, legte die Hand hinten in den Nacken und betrachtete irritiert das Blut an seinen Fingern. Seine Beine gaben nach. Er kniete sich hin und sagte entschuldigend: »Gleich geht's mir wieder besser.«

Ich sah mir seine Wunde an. Im Licht des Hauses auf dem Felsen sah ich die kleine weiße Spitze eines Wirbels, bevor das Blut darübersickerte. Mein Vater hatte unglaubliches Glück gehabt. Die Revolverkugel hatte ihn knapp unterhalb des Kopfes gestreift und eine Spur durch die dünne Haut und das weiche Fleisch ganz oben im Nacken gezogen. Nur Millimeter von seinem Hirnstamm entfernt.

»Du hast nur eine böse Wunde«, sagte ich.

Er nickte.

Ich sah den Muskelprotz auf dem Bürgersteig liegen, die Augen geöffnet, den Hinterkopf zerfetzt. Am liebsten hätte ich mich auch hingesetzt. Ich trat von meinem Vater weg. Besorgt sah er mich an. Ich erbrach mich auf den Asphalt. Würgte und würgte.

Mein Vater erhob sich von den Knien, kam zu mir und hielt mich fest. Heute glaube ich, dass es eher eine Geste des Dankes als des Trostes war.

Alkoholgeruch stieg von dem Muskulösen und dem

Langhaarigen auf, als wir an ihnen vorbeigingen. Deswegen hatte der Muskelprotz bestimmt vorbeigeschossen.

Das Lichthaus war nur ihre Lockfalle gewesen. Gewohnt hatten sie in einem anderen Haus auf der linken Straßenseite, jenes, aus dem sie gekommen waren, als mein Vater eine fast unsichtbare Warnschnur hinuntergetreten und ein Licht im Inneren zum Aufleuchten gebracht hatte.

Im Haus roch es säuerlich. Überall lagen leere Flaschen, Dosen, Kartons und Papiermüll herum. Dreckige Kleider, schmutzige Teller, fleckige Gläser.

Mein Vater rief nach der Frau. Keine Antwort. Wir hörten sie leise weinen. Mein Vater ging vor und blieb in der Zimmertür stehen. Er sagte: »Warte, Nico, sie hat nichts an.« Ich blieb im Flur stehen und hörte, wie mein Vater leise und sanft mit der Frau dort drinnen redete. Sie antwortete nicht. Sie kamen heraus. Mein Vater hatte sie in ein Betttuch eingewickelt. Sie ließ den Kopf hängen, bebte am ganzen Körper und hatte blaue und violette Flecken im Gesicht. Ihre Haare waren schmutzig und fettig, und sie roch eklig.

Mein Vater brachte sie hinaus und führte sie die Straße hinunter.

13

Die erste Frau

Mein Vater bot der Frau etwas zu essen an, zuerst auf Afrikaans. Entweder hörte sie ihn nicht oder sie verstand ihn nicht. Mein Vater versuchte es auf Englisch, dann mit den paar Brocken Französisch und Deutsch, die er zusammenkratzen konnte. Auch das nützte nichts. Sie saß nur auf dem Sofa, das schmutzige Laken um sich gewickelt, zitterte und starrte auf den Teppich.

Wir erhitzten für sie Wasser in einem großen Topf auf dem Gasherd und füllten damit die Wanne im Badezimmer. Mein Vater brachte sie hinein und schloss die Tür hinter sich, als er herauskam.

Eine Stunde später ging er wieder hinein. Als er herauskam, sagte er: »Sie sitzt noch genauso da wie eben, auf dem Fußboden.« Es lag nichts als Mitleid in seiner Stimme.

Wir erhitzten mehr Wasser. Mein Vater wusch sie; ich wartete solange in der Küche. Er half ihr, Kleider anzuziehen, die er in einem Schrank im großen Schlafzimmer gefunden hatte. Dann führte er sie in das kleinere Schlafzimmer. Die Kleider waren ein bisschen zu groß. Er brachte sie zu Bett.

Sie sagte kein Wort.

26. März

Gegen halb sieben – Pa war noch im Schlafzimmer – kochte ich Kaffee. Ich glaube, sie wurde von dem Duft geweckt. Jedenfalls kam sie aus ihrem Zimmer, ging ins Bad und betrat ein paar Minuten später die Küche. Sie setzte sich ins Wohnzimmer, stocksteif, auf die Sesselkante. Ohne mich anzusehen.

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

Sie nickte.

Ich verbarg mein Erstaunen. »Mit Zucker?«

Wieder nickte sie.

»Und Kaffeeweißer?«

Jetzt blickte sie zu mir auf. Ihre Augen waren dunkelgrün. Die Blutergüsse ringsherum sahen nach wie vor schlimm aus. Sie war keine hübsche Frau; sie hatte ein längliches Gesicht, das mich unwillkürlich an ein Pferd erinnerte. Wieder nickte sie und senkte den Blick.

»Eines Tages gibt es wieder richtige Milch«, versuchte ich sie mit dem Spruch meines Vaters aufzumuntern, aber sie reagierte nicht.

Ich brachte ihr den Kaffee und setzte mich vor sie hin. Wieder sah sie mich an. Ich glaube, um ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Mein Vater kam herein und begrüßte uns mit einem munteren: »Guten Morgen, alle zusammen!«, als sei es das Normalste der Welt. Er nahm sich Kaffee, setzte sich mit dem Rücken zu der Frau hin und sagte: »Heute Morgen werden mal die Haare geschnitten, Nico Storm, du siehst ja aus wie ein Werwolf.«

Die Frau stand auf, nahm den großen Topf, füllte ihn mit

Wasser und setzte ihn auf den Herd. Ich wollte aufstehen und ihr helfen, aber mein Vater fasste mich am Arm und sagte: »Ich würde heute Vormittag auch gern die Werbungsflugblätter drucken. Bitte hol mir Computer und Drucker aus dem Anhänger. Den Text habe ich schon fertig. Am besten ist es, wenn wir auf Englisch schreiben. Ich weiß nur noch nicht genau, wie ich unser Projekt nennen soll. ›Settlement‹ oder ›colony‹ haben in unserem Land einen zu schlechten Beigeschmack. In unserem ehemaligen Land … Vielleicht spielt das inzwischen auch keine Rolle mehr. Aber schließlich wollen wir alle geeigneten Leute anwerben.«

Mein Vater redete weiter, während die Frau Wasser erhitzte und den Topf ins Badezimmer trug. Ganz ohne Hilfe. Wieder wollte ich aufspringen, aber mein Vater schüttelte ganz leicht den Kopf. Warum, war mir nicht ganz klar.

Ich saß auf einem Hocker draußen auf dem Rasen. Mit nacktem Oberkörper. Mein Vater hielt einen Kamm und eine Schere in der Hand und begann, mir die Haare zu schneiden.

Die Frau kam zur Tür heraus und nahm meinem Vater Schere und Kamm aus der Hand. Er rückte zur Seite. Jetzt schnitt sie mir die Haare, und man merkte sofort, dass sie sich darauf verstand.

Mein Vater sagte: »Versuchen Sie, wieder einen Menschen aus ihm zu machen. Bitte ruf mich, wenn ihr fertig seid, Nico, ich könnte auch mal wieder einen Haarschnitt gebrauchen. Ich fange in der Zwischenzeit schon mal mit dem Flugblatt an.«

Sie berührte meinen Kopf. Sie war die erste Frau, die mich seit

dem Verschwinden meiner Mutter anfasste. Ich saß da und sehnte mich in diesem Augenblick unendlich nach meiner Mutter, nach ihrer Umarmung. Ich wünschte, diese Frau würde mich ganz fest in die Arme nehmen, nur für einen Augenblick.

Es war eine altbekannte Sehnsucht, schon aus der Zeit vor dem Fieber. Aber jetzt war sie fast unerträglich, wie ein großes Loch in mir.

Die Frau schnitt nur meine Haare.

14

Meine Mutter

Ich weiß noch, wie mich meine Mutter im Arm gehalten hat.

Sie hieß Amelia, geborene Foord. Wir wohnten in einem Haus in Stellenbosch, im Stadtteil De Boord, vor dem Fieber.

Sie nahm mich in die Arme, wenn ich weinte, und dann fühlte ich mich vollkommen geborgen. Jahrelang wünschte ich mir, ich hätte gewusst, welches Parfum sie benutzt, wie sich ihr Duft zusammengesetzt hatte.

Mein Vater bewahrte ein Foto von uns dreien auf, ein Leben lang. Es lag in einer Pralinendose, zusammen mit zwei weiteren Aufnahmen nur von ihr. Als wir noch ein Zimmer teilten, holte er die Bilder manchmal heraus und betrachtete sie. Er trauerte um meine Mutter, konnte sich aber nur mühsam dazu überwinden, von ihr zu reden. Auf den Fotos sah ich eine schöne Frau mit dichtem, braunem Haar, das sie sehr kurz geschnitten trug, und mit einem selbstsicheren, breiten Lächeln, als ob sie sich dort, zwischen uns beiden, genau am rechten Fleck gefühlt hätte. Sie war genauso groß wie mein Vater, und in dem Sommerkleid, das sie trug, sah man, wie durchtrainiert und muskulös sie war.

Sie hatte Hockey auf Landesebene gespielt und wäre beinahe in die Nationalmannschaft aufgenommen worden, aber sie musste sich zwischen ihrer sportlichen und ihrer beruflichen Karriere

entscheiden. Ich erinnere mich daran, wie ich einmal einen abgenutzten Hockeyschläger in einem Schrank entdeckte, da muss ich acht oder neun gewesen sein. Meine Mutter nahm ihn mir aus der Hand und sagte, wenn ich Hockey spielen wolle, würde sie mir einen Schläger kaufen, aber dieser gehöre ihr.

»Deine Frau?«, wurde mein Vater oft gefragt, wie man sich so etwas eben fragte.

»Das Fieber«, antwortete er nur.

Ich wusste, dass er um sie trauerte, und versuchte, es zu respektieren, auch wenn meine eigene Sehnsucht oft übermächtig war und ich ihn so gerne über sie ausgefragt hätte, um mein Gedächtnis aufzufrischen und meinen Schmerz zu lindern. Manchmal hielt ich es nicht mehr aus, und dann beantwortete mir mein Vater meine Fragen. Manchmal entschlüpfte ihm auch in einem unbedachten Augenblick eine Bemerkung über sie, ein Erlebnis, eine Erinnerung. Ich sammelte das alles wie Stücke eines Puzzles, damit ich ihr Bild in mir erhalten und vervollständigen konnte.

Sie war Statistikerin und arbeitete an der Universität, am sogenannten Zentrum für Komplexitätsstudien.

Meine Frau war der kluge Kopf der Familie.

Mein Vater sagte, sie habe an einem Projekt gearbeitet, das dazu beitragen sollte, die Armut zu verringern; es sei ihr sehr wichtig gewesen.

Ich weiß noch, dass sie die stillere, ernstere von beiden gewesen war. Aber ich traue meiner Erinnerung nicht ganz.

Vielleicht glaube ich das auch nur, weil sie häufiger abwesend war, abends bis spät im Büro, häufig auf Dienstreise, mit den Gedanken anderswo, bei ihrer großen Aufgabe. Mein Vater war verfügbar, mein Vater war anwesend, mein Vater war immer da, im Überfluss, so dass ich ihn nie angemessen wertschätzte. Meine Mutter war vor dem Fieber so rar wie ein kostbarer Edelstein gewesen, was meine Sehnsucht nach ihr umso mehr anfachte. Wenn sie dann da war, genoss ich ihre Aufmerksamkeit und ihre Berührungen umso intensiver.

Ich hörte gut zu und merkte mir jedes Wort, wenn mein Vater etwas von ihr erzählte:

Sie hatte ein gutes Herz, ein sehr gutes Herz.

Sie war eine starke Persönlichkeit.

Am meisten erstaunte es mich, als er einmal sagte: *Du bist das Kind deiner Mutter.*

Er sagte es zu mir, als ich in jenem furchtbaren Winter während der großen Hungersnot meine Essensration den Kleinen gab. Und er sagte es noch einmal, als ich die KTM von ihren Motorrädern schoss, damals im Jahr des Schakals.

15

27. März

Im Volvo, auf der N1 hinter Trompsburg. Mein Vater und ich saßen vorn, die Frau hinten auf dem Bett, wieder stocksteif, den Blick durch die Windschutzscheibe nach vorn gerichtet. Eine schnurgerade Strecke führte durch die Ebenen des Vrystaats. Mein Haar war kurz und ordentlich geschnitten, genau wie das meines Vaters. Die Frau hatte am Morgen Pas Nackenwunde verpflastert und die ernsteren Bissverletzungen auf seinem Rücken gesäubert und desinfiziert – aber gesagt hatte sie noch immer nichts.

Nach den Aufregungen der letzten Tage langweilte ich mich jetzt. Ich schlug vor, eine CD einzulegen.

»Die *Tannie* soll sich eine aussuchen«, sagte mein Vater.

Ich holte den Schuhkarton unter meinem Sitz hervor. Wir hatten ihn in einem verlassenen Mercedes SL 500 in der Nähe von Makwassie gefunden. Jemand war mit dem schicken Auto so lange gefahren, bis der letzte Tropfen Benzin verbraucht war, und hatte es einfach stehen gelassen. Mein Vater war um den verlassenen Wagen herumgelaufen und hatte gesagt: »Unglaublich, mitten im Nirgendwo!« Der Karton mit den CDs war das Einzige, was wir im Wagen fanden. Er enthielt ungefähr vierzig Scheiben, alles querbeet, sogar Chopin für Pa. Ich mochte

Chopin nicht.

Ich reichte der Frau den Karton. Sie nahm ihn auf den Schoß, hob den Kopf und bemerkte, dass ich sie erwartungsvoll ansah. Sie öffnete den Karton, betrachtete den Inhalt, blätterte die CDs mit den Fingern durch und sah sich die Titel an. Dann zog sie eine heraus, drehte sie in den Händen, als sei sie kostbar, und gab sie mir.

Es war eine CD von Kurt Darren. *In jou oë*. Ich kannte sie nicht. Als ich sie ihr aus der Hand nehmen wollte, hielt sie sie fest und deutete auf den ersten Titel.

»Dieses da?«, fragte ich. »›Heidi‹?«

Sie nickte, genauso wie auf meine Frage, ob sie Kaffee wollte. Fast unmerklich.

»Okay.«

Ich schob die CD in den Player des Lkws. Ich kannte das Stück nicht und wusste nicht, was mich erwartete.

Es ging los. Der Rhythmus war schnell, die Melodie ganz nett. Ich drehte die Musik lauter. Mein Vater schüttelte den Kopf, grinste aber und trommelte mit den Fingern den Rhythmus auf das Lenkrad, und er trat das Gaspedal tiefer herunter, so dass der starke Dieselmotor des Volvos wie Kontrabässe das Stück begleitete. Die Musik erfüllte das ganze Führerhaus. Ich schaute mich zu der Frau um. Sie hielt die Augen geschlossen.

Als das Stück zu Ende war, öffnete sie die Augen und sprach ihre ersten Worte: »Noch mal.« Das »Bitte« lag in ihrem Blick und ihrer Stimme.

Ich spielte das Stück nochmals ab und drehte es noch ein bisschen lauter. Inzwischen kannte ich den Refrain schon fast auswendig und sang mit.

Mein Vater lachte, schaute mich an und fuhr noch schneller.

Als es vorüber war, sagte die Frau: »Noch mal.«

Ich spielte es noch einmal ab. Pa und ich sangen laut mit. Der Volvo brummte. Zum ersten Mal seit einem Jahr fühlte ich mich ausgelassen. Glücklich. Die Welt war doch kein so furchtbarer Ort.

Das Lied war zu Ende. Ich schaute die Frau an. Ihre Wangen waren tränennass, ihre Augen geschlossen, und ihre Schultern zuckten vom Weinen. Sie bedeutete mir, die CD auszuschalten. Ich tat es.

Pa sah sich zu ihr um.

Ich atmete ein, um etwas zu sagen, denn ich wusste nicht, warum sie weinte, schließlich hatte sie gesagt, dass ich dieses Lied spielen sollte. Wieder ließ mich mein Vater mit einem Griff am Arm verstummen. Die Frau weinte lange, bestimmt über zwanzig Minuten. Dann wurde sie immer stiller, bis sie mit dem Handrücken ihre Tränen abwischte.

Schließlich berührte sie leicht meine Schulter und sagte: »Mein Name ist Melinda Swanevelder.«

In diesem Augenblick, noch bevor wir reagieren konnten, scherte ein Flugzeug tief und ganz dicht vor uns über die Straße, von rechts nach links, und mein Vater trat auf die Bremse und sagte: »Allmächtiger!«

Immer passierte alles auf einmal, genau dann, wenn man am wenigsten damit rechnete.

Das Flugzeug war klein, so eines mit den Flügeln auf gleicher Höhe wie das Kabinendach und mit nur einem Propeller. Es beschrieb einen eleganten Halbkreis in der Luft und flog dann in unserer Fahrtrichtung parallel zur Straße weiter.

»Hurra!«, schrie ich, wegen des Flugzeugs und weil ich mich so freute, dass *Tannie* Melinda Swanevelder endlich angefangen hatte zu reden. Es war das erste Flugzeug, das wir seit langer Zeit sahen. Vor etwa sieben Monaten hatten wir zuletzt Flugzeugmotoren gehört, Düsenjets, die hoch über uns und weit entfernt dahingebraust waren. Doch sie waren immer seltener geworden und irgendwann ganz verschwunden.

Die kleine Propellermaschine war weiß mit rotem Hinterteil. Sie schwebte uns voraus die Straße entlang, drehte und kam dann von vorn genau auf uns zu. Sie flog tief, und als sie nur noch ein paar hundert Meter von uns entfernt war, wackelte sie mit den Flügeln, als winke sie uns zu. Ich öffnete das Fenster, lehnte mich hinaus und winkte zurück. Mein Vater ermahnte mich, mich nicht zu weit hinauszubeugen, und schon schoss die kleine Maschine tief über uns hinweg und verschwand hinter dem Anhänger außer Sicht.

Ich schloss das Fenster. »Haben Sie das gesehen?«, fragte ich, und die Frau nickte. Sie lächelte ein wenig, bestimmt, weil ich so aufgeregt war.

»Es war nur der Pilot drin«, stellte mein Vater fest und blickte in den großen Seitenspiegel des Volvos. »Es dreht … Es kommt wieder zurück!«

Das Flugzeug kam von hinten, und ich sah es erst, als es genau über uns hinwegflog. Es folgte jetzt der Straße und wurde langsamer. Es ging noch tiefer. »Es landet, Pa!«, rief ich. »Auf der Straße!«

Mein Vater ging vom Gas. »Gerade genug ist sie ja.«

Das Fahrwerk des Flugzeugs berührte den Asphalt. Mein Vater trat auf die Bremse, griff nach der Pistole in der Tür neben sich und sah sich in der umgebenden Landschaft um, um sicherzugehen, dass sich dort niemand verstecken konnte.

Die Maschine rollte aus. Wir hielten an. Der Volvo und das Flugzeug standen nur zehn Meter voneinander entfernt. Die Kabinentür ging auf, und ein Mann sprang heraus. Er war klein, sah aus wie etwas über vierzig und war nicht besonders ansehnlich; mit seinen hervorstehenden Augen und den Falten auf der Stirn glich er einem Mops. Er hatte einen dicken Bauch und lächelte breit. Er trug Flipflops, Shorts und Khakihemd. Er winkte uns zu, und während er zu uns herüberkam, zündete er sich eine Zigarette an.

Man sah auf den ersten Blick, dass von ihm keine Gefahr ausging.

Mein Vater schaltete den Motor des Volvos aus.

»Hallo, Leute!«, rief der Mann.

Pa und ich stiegen aus. Melinda Swanevelder blieb oben im Führerhaus.

»Was ist das für ein Flugzeug, *Oom*?«, fragte ich, während ich zu einem Fenster hineinschaute. Im Innenraum standen jede Menge Kartons, große und kleine. Zigaretten. »Sind das alles Zigaretten*, Oom*? Was machen Sie mit den vielen Zigaretten?«

Mein Vater lachte, schüttelte dem Mann die Hand und sagte: »Mal langsam, Nico. Entschuldigen Sie meinen Sohn, Sie sind so ziemlich der Erste außer mir, mit dem er seit Wochen redet. Das ist Nico, ich bin Willem. Willem Storm.«

Der Mann sagte, er heiße Hennie Laas, aber alle würden ihn Hennie Flaai nennen, und er käme aus Heidelberg in Gauteng. Die Maschine sei eine Cessna 172. Vor dem Fieber habe er zwar seine Fluglizenz verfallen lassen, aber heutzutage kümmere das ja sowieso niemanden mehr. Er fliege jetzt kreuz und quer alle kleinen und mittelgroßen Orte ab, die großen halte er für zu gefährlich. Von oben aus der Luft könne er nicht erkennen, ob die Leute unten gut oder böse seien. In den kleineren Dörfern, sofern jemand überlebt hätte, kämen die Leute sofort angerannt, wenn sie das Flugzeug hörten, und er wüsste gleich, dass es sicher sei. Er sammle überall Zigaretten und Pfeifentabak, denn das würde die neue Währung werden, bis irgendjemand wieder Tabak in Simbabwe anbaute und neue Handelswege bestünden. Es sei fast wie im Mittelalter. Ob mein Vater rauche? Ob wir etwas zum Tauschen hätten? Er würde mehrere Kartons Zigaretten für ein leckeres Steak geben, es sei lange her, dass er

richtiges Fleisch zwischen den Zähnen gehabt hätte, verdammtes Dosenfutter …

Mein Vater sagte, nein, hätten wir nicht, wir seien auf Werbungstour, denn wir wollten eine neue Siedlung gründen. »Nico, hol mir bitte eins von den Flugblättern. Wir wollen einen Neuanfang wagen, einen Zufluchtsort in der Nähe des alten Vanderkloof schaffen, und wir werden gute Leute brauchen, auch Piloten.«

Mein Vater und Oom Hennie waren beide ausgehungert nach der Gesellschaft Erwachsener. Und so standen sie mitten auf der breiten N1 hinter Trompsburg zwischen einem großen Volvo-Truck und einer Cessna 172 und konnten nicht aufhören zu reden.

Ich brachte das Flugblatt, und mein Vater überreichte es voller Stolz Oom Hennie. Dieser las laut vor: »*A New Beginning for Good People*«. Sein afrikaanser Akzent war unüberhörbar.

»Wir haben es absichtlich auf Englisch verfasst«, erklärte Pa. »Weil wir alle Menschen erreichen wollen.«

»Wir wollen eine Zufluchtsstätte schaffen, eine Gemeinschaft, regiert von Weisheit, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit …«

»Die Grundtugenden in einem idealen Staat«, erläuterte Pa. »Plato.«

»Verstehe«, sagt Oom Hennie, und es war klar, dass er keine Ahnung hatte, wovon mein Vater redete. Er schnippte seine Kippe quer über die Straße und las weiter: »… An einem

sicheren, geschützten Ort, an dem es reichlich Wasser und schon bald auch Nahrung und Elektrizität geben wird …« Oom Hennie sah meinen Vater skeptisch an. »Elektrizität?«

Mein Vater erklärte ihm die Sache mit den Turbinen in der Staumauer. »Uns fehlt nur noch jemand, der eine Stromleitung bis ins Dorf legen kann. Wenn Sie irgendwo einem Ingenieur begegnen sollten …«

Oom Hennie nickte und fuhr fort: »Wenn Sie ein Teil dieser geordneten, offenen, demokratischen und freien neuen Gesellschaft sein möchten, kommen Sie nach Vanderkloof ›an der R 48 zwischen Colesberg und Kimberley‹, GPS-Koordinaten: 29 099 52 512 Breite, 24 723 81 949 Länge.«

Er sah meinen Vater an. »Riskante Sache. Angenommen, Sie ziehen damit einen Haufen Gesindel an?«

»Was ist Gesindel, Oom Hennie?«

»Abschaum«, erklärte er. Und als er sah, dass ich ihn immer noch nicht verstand: »Kriminelle, Schurken, böse Menschen.«

»Wir müssen ein gewisses Risiko eingehen, wenn wir mit dem Wiederaufbau anfangen wollen«, erwiderte mein Vater. »Wenn es in der Mehrheit gute Leute sind, sollte das kein Problem sein.«

Oom Hennie las die letzten Zeilen des Flugblatts vor: »Schickt Sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen, hoch halt ich mein Licht am goldenen Tore!«

»Das ist von Emma Lazarus«, erklärte mein Vater.

»Ist sie das?«, fragte Oom Hennie und deutete auf Tannie Melinda Swanevelder oben im Volvo.

Nein, erwiderte mein Vater, Emma Lazarus sei eine amerikanische Dichterin gewesen, und von ihr stamme der Spruch, der in die Freiheitsstatue von New York gemeißelt sei. Die Frau im Führerhaus sei Melinda Swanevelder, die wir in Vanderkloof gefunden hätten.

Oom Hennie hörte gar nicht richtig zu, sondern starrte die ganze Zeit Tannie Melinda an. »Schöne Frau«, sagte er und hob die Hand zum Gruß. »Wirklich eine sehr schöne Frau.«

Sie beantwortete seinen Gruß mit einer kleinen, zögerlichen Geste.

»Wohin wollen Sie als Nächstes?«, fragte Pa.

»Na ja, scheint so, als würde ich nach Vanderkloof fliegen«, antwortete Oom Hennie. Er riss sich von Tannie Melinda los und sah wieder meinen Vater an.

»Haben Sie nicht Lust, auf dem Weg dahin einen kleinen Umweg zu machen? Wir sind bestimmt noch an die zwei Wochen unterwegs.«

»Ich kann …«

»Sie haben doch gesagt, wenn Sie über die Dörfer fliegen, kommen die Leute aus ihren Häusern?«

»Wenn welche da sind. Die meisten Dörfer sind gottverlassen.«

»Ja, ich schätze, die Bevölkerungsdichte liegt heutzutage unter anderthalb Personen pro Quadratkilometer. Aber könnten Sie vielleicht unsere Flugblätter abwerfen, wenn Sie auf Menschen stoßen?«

16

Fever

Ich will berichten, was ich darüber weiß, aus den Erzählungen meines Vaters, aus den nüchternen Schilderungen Nero Dlaminis und aus den Geschichten all jener Überlebenden, die mein Vater als Teil des Amanzi-Geschichtsprojektes aufgezeichnet hat:

Das Fieber war ein viraler Tsunami. Zu schnell, zu tödlich.

Allen Seuchenschutzmaßnahmen und Rettungsaktionen zum Trotz, trotz der frenetischen Arbeit der Virologen und Epidemiologen, der Seuchenschutzzentren und Eingriffen von Regierungen und Militärs – manchmal sogar dank dieser Versuche – rottete das Fieber 95 Prozent der Weltbevölkerung aus. Innerhalb nur weniger Monate.

Circa fünf Prozent der Menschheit hatten das Glück, jene genetische Grundausstattung zu besitzen, die sie gegen das Virus immun machte. Aber diese fünf Prozent überlebten keineswegs alle den Seuchenzug des Fiebers. Die Katastrophe brachte Systeme zum Einstürzen, die wiederum andere Katastrophen nach sich zogen: Kraftwerksexplosionen, Brände, Chemieunglücke, radioaktive Verseuchung, Hepatitis- und Choleraausbrüche. Und dazu der menschliche Faktor. Um es mit Domingos Worten auszudrücken: »Wo das Coronavirus aufhörte, hat Darwin angefangen.« Gier und Angst, Kriminalität und

Missverständnisse, Unwissen und Dummheit. Chaos. Einige der Überlebenden waren einfach noch zu klein, um allein durchzukommen, fünf Jahre und jünger. Andere waren überfordert von dem Stress und den Traumata der furchtbaren Verluste und der Gewaltausbrüche nach dem Fieber. Tausende begingen Selbstmord, vor allem in den großen Städten.

Als sie dort zwischen der Cessna und dem Volvo standen, fragte Hennie Flaai meinen Vater: »Woher wollen Sie wissen, dass es nur noch weniger als eineinhalb Personen pro Quadratkilometer gibt?«

Mein Vater erklärte es ihm. In Südafrika hätten vor dem Fieber ungefähr 53 Millionen Menschen gelebt.

95 Prozent, also fünfzig Millionen, seien durch das Virus und seine Folgen ausgelöscht worden. Etwa eine weitere Million seien anschließend durch andere Ursachen gestorben.

Hennie Flaai nickte. Das klang logisch.

»Also bleiben noch zwei Millionen übrig. Das klingt nach vielen Menschen, aber wenn man die Größe des Landes bedenkt, sind es weniger als anderthalb pro Quadratkilometer.«

»Verstehe«, sagte Hennie Flaai.

»Nur zum Vergleich«, fuhr mein Vater fort, »Südafrika ist 1,2 Millionen Quadratkilometer groß. Vor dem Fieber betrug die Bevölkerungsdichte 45 Personen pro Quadratkilometer. Das ist nicht sehr viel. Monaco zum Beispiel zählte damals 15 000 Menschen pro Quadratkilometer, Bangladesch über 1000 und Deutschland 232.«

17

Hennie Flaai
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Mein Name ist Hennie Laas, aber alle nennen mich Hennie Flaai.

Also, als das Fieber ausbrach, war ich Farmverwalter auf dem Nel-Gut in der Nähe von Heidelberg.

Ich war geschieden; meine Exfrau hatte wieder geheiratet, einen Badenhorst aus Centurion. Wir hatten zwei Kinder, zwei Töchter, sie lebten bei ihr und diesem Badenhorst. Alle sind im Fieber umgekommen. Ich habe nachgesehen, ich bin zu dem Haus in Centurion gefahren. Dort war niemand. Und ich meine, wo soll man die Leute denn suchen, wenn sie nicht zu Hause sind? Du weißt ja, wie das war, damals … Jetzt greife ich wohl voraus?

Jedenfalls stamme ich aus Heidelberg, dort bin ich geboren. Mein Vater war arm, hat es aber aus eigener Kraft zu Wohlstand gebracht. Er hat damals die Goldminen beliefert, hat Geld gemacht mit Stützpfosten, die unter Tage in den Schächten benutzt wurden. Pfosten aus Eukalyptusholz. Er hat immer einen Jaguar gefahren, er liebte Jaguare. Na ja, und wenn der eigene Vater reich ist, dann wird man wohl zum Schlappschwanz, weil man glaubt, das alles würde einem sowieso später mal gehören. Ich bin also an die Uni gegangen, um meinen Bachelor zu machen, aber ich hab das Studium

abgebrochen. Hab zu viel gefeiert. Ich hab den Krempel schon hingeschmissen, bevor das erste Jahr rum war, und meinen Vater angefleht, mich meinen Flugschein machen zu lassen; ich war verrückt aufs Fliegen. Ich machte also meinen Flugschein und fing bei Lowveld Air an, die brachten Leute raus in den Wildpark. Ich war Copilot in einer der Beachcraft King Airs. Mann, war das eine geniale Maschine! Ich trug eine Pilotenuniform, das machte Eindruck bei den Frauen, und damals habe ich mir den Spitznamen Hennie Flaai zugelegt und behauptet, alle würden mich so nennen. Das war natürlich gelogen. Ich hatte eine große Klappe, obwohl mich der Kapitän nie ans Ruder ließ. Dann habe ich Doreen kennengelernt, und sie ist schon bei unserer dritten Verabredung schwanger geworden. Wir haben geheiratet. Aber Lowveld Air ging bankrott, und ich habe so schnell keine andere Arbeit gefunden. Da sagte mein Vater, ich solle für ihn arbeiten. Aber nach einem Jahr hat er mich gefeuert. Ich war eben ein Schlappschwanz. Danach habe ich bei Justin's Cars angefangen, Gebrauchtwagen, und bei KFC als Assistant Manager, und mein Flugschein verfiel, und unsere zweite Tochter kam, und ich trank zu viel und kam abends nicht nach Hause, und Doreen verließ mich. Erst waren wir nur von Tisch und Bett geschieden, doch dann stellte sie mir ein Ultimatum: Krieg dein Leben auf die Reihe oder ich gehe. Sie ist dann gegangen. Ich nehme es ihr nicht übel, ich war ein Arschloch damals. Ich habe dann mal hier, mal da gearbeitet.

Es hat zehn Jahre gedauert, bis ich auf die Beine kam und endlich vernünftig wurde. Bis ich erwachsen wurde, nehme ich an. Ich hatte jedes Jahr einen anderen Job, war auch achtzehn Monate lang in Durban, habe versucht, als Vertreter für Castrol zu arbeiten. Aber es klappte nicht. Jannie

Nel gehörte zu den Großbauern im Raum Heidelberg und hat vielen Leuten eine zweite Chance gegeben. Da habe ich ihn gefragt, ob er einen Job für mich hätte. Das war drei Jahre vor dem Fieber. Ich fuhr für ihn Schaftransporte zum Schlachten. Und als er erkannte, dass ich vernünftig geworden war, machte er mich zum zweiten Vorarbeiter, dann zum Vorarbeiter auf einer der Hühnerfarmen, offiziell nannte man das dann Farmverwalter.

Ich bemühte mich, die Beziehung zu meinen Kindern zu kitten. Einmal im Monat bin ich nach Pretoria gefahren und mit ihnen ins Steakhaus gegangen. Das war der Anfang, und ich wusste, dass es ein langer Weg sein würde, bis wir uns wieder angenähert hätten. Ich habe auch wieder mit dem Fliegen angefangen und versucht, genügend Stunden zu sammeln, um meine Fluglizenz erneuern zu können.

Dann kam das Fieber. Wie erzählt man vom Fieber? Man kann es nicht beschreiben.

Mir ging es wahrscheinlich genauso wie allen anderen. Wir sahen es im Fernsehen, wir hörten es im Radio, und wir dachten, die kriegen das schon in den Griff, bevor es zu uns rüberkommt, aber Gedanken gemacht hat man sich schon. Genau wie bei dem Ebola-Ausbruch etwa zwei Jahre vor dem Fieber. Aber wir dachten, wir lebten im Zeitalter des Fortschritts, den Wissenschaftlern würde schon etwas einfallen, und man machte sich nicht allzu große Sorgen. Bis England und Amerika Flüge strichen und den Notstand ausriefen. Da machten wir uns Sorgen, denn so schlimm war es noch nie gewesen. Und dann war das Virus hier, und wir dachten: Jetzt sollten die aber schnell mal was unternehmen, und hatten zum ersten Mal richtig Angst. Dann fiel der Strom aus, niemand kam mehr zur Arbeit, und

ich versuchte verzweifelt, meine Kinder zu erreichen, aber sie gingen nicht an ihre Handys. Dann fielen die Handy-Netze aus. Ich versteckte mich auf der Hühnerfarm, ich bin ganz ehrlich. Ich glaubte, ich hätte überlebt, weil ich da draußen war, dort übernachtete und nirgendwo hinging. Dann schwieg das Radio, alles schwieg, ich saß da und schaute die Straße hinunter, aber da war nichts. Und dann habe ich mich auf den Weg gemacht. Ich konnte Heidelberg schon von weitem riechen, aus vier Kilometern Entfernung roch ich die Toten. Da wusste ich Bescheid.

Eine Zeitlang fühlt man sich furchtbar schuldig, weil man überlebt hat, und man weiß nicht, warum, denn schließlich ist man so ein schlechter Mensch gewesen. Aber man gewöhnt sich daran. Merkwürdig, was?

Ich bin zur Farm zurückgefahren und habe alle Hühnerbatterien geöffnet.

18

Eine Woche lang begegneten wir keiner Menschenseele.

Wir machten einen Umweg über Bloemfontein und fuhren dann durch Winburg, Senekal und Bethlehem; wir klebten unsere Flugblätter auf Stoppschilder, Hinweisschilder und Kirchentüren, streuten sie vor totenstillen Supermärkten und Apotheken aus. Bei jeder Stadtbücherei und Schulbibliothek hielten wir an, gingen mit leeren Kartons hinein und kamen mit vollen wieder heraus. Die Hälfte des langen Vierachsers war bereits mit Büchern gefüllt; den restlichen Platz nutzten wir für Konserven, Kaffee und Medikamente. »Für unseren Zufluchtsort, für unsere Zukunft«, sagte mein Vater, um mich anzuspornen, noch eine weitere schwere Kiste zu schleppen.

In der Nähe von Bloemfontein sahen wir Zebras neben der Autobahn weiden. Als wir näher kamen, flüchteten sie. Ich sagte zu meinem Vater, das müssten die Tiere sein, die wir freigelassen hätten.

Vielleicht lebte noch jemand in den Ortschaften, die wir durchquerten, und die Leute versteckten sich vor uns. Wer weiß. Wir fuhren nach Chocolan, Ladybrand und Wepener, nach Aliwal-Nord und Adelaide. Nirgendwo entdeckten wir ein Lebenszeichen. Wir legten unsere Flugblätter in Spirituosenläden aus und klebten sie an die Fenster von Tankstellen.

Mein Vater konnte nachts nicht mehr bequem schlafen.

Melinda Swanevelder und ich teilten uns das Bett, und ihm blieb nur der Vordersitz, dessen Rückenlehne er so weit zurückklappte wie möglich.

Melinda sprach weiterhin wenig. Ihr Augen und ihre Mimik drückten aus, was sie noch nicht in Worte fassen mochte. Sie übernahm einige meiner Aufgaben. Sie kochte Kaffee und wollte anschließend das Geschirr spülen, aber mein Vater wandte ein, ich solle ruhig auch etwas tun. Nach fünf Tagen hatte ich das Gefühl, als wäre sie schon immer bei uns gewesen.

4. April

Am frühen Nachmittag sahen wir hinter Fort Beaufort einen mächtigen Aberdeen-Angus-Bullen vor uns die Straße entlangrennen. Sein schwarzes Fell glänzte vor Schweiß, und er blutete an den Flanken und auf der Kruppe. Eine Hundemeute hatte ihn umzingelt und hetzte ihn, dieselbe schlanke, geschmeidige Rasse, die meinen Vater und mich angegriffen hatte.

Pa ging vom Gas. Der Bulle trampelte den Stacheldrahtzaun rechts von der Straße nieder, schnitt sich und wurde einen Moment aufgehalten. In diesem Augenblick fielen ihn die Hunde an.

Melinda Swanevelder zog scharf den Atem ein. Dann schaute sie weg, konnte es nicht mit ansehen.

Der Bulle schüttelte die Hunde ab und rannte weiter auf eine

Anhöhe zu.

Dann waren wir vorbei und sahen die Tiere nicht mehr.

»Es müssen an die zwanzig gewesen sein«, bemerkte Pa. »Genau wie Wildhunde. Dieselbe Größe der Meute.«

Er sprach mit sich selbst, zutiefst bedrückt.

Es geschah ein paar Kilometer vor Grahamstad. Wir fuhren gerade am Golfplatz vorbei, langsam, nur mit vierzig Sachen, wie immer, wenn wir uns einer Ortschaft näherten. Mein Vater schaute zum rechten Seitenfenster hinaus, Tannie Melinda lag hinten und schlief. Daher sah ich als Einziger den weißen Kleinbus auf uns zukommen – so einer, der zum Wohnmobil umgebaut war. Praktisch sofort fuhr er links ran und blieb stehen.

»Pa!«, rief ich aufgeregt und deutete auf den Bus, felsenfest davon überzeugt, das erste Zeichen von menschlichem Leben seit Hennie Flaai entdeckt zu haben.

»Was ist denn?«

»Der Bus da! Er hat gerade erst angehalten.«

Mein Vater trat auf die Bremse. Melinda Swanevelder richtete sich hinter uns auf.

»Das ist ein Camper«, stellte mein Vater fest. Das Fahrzeug stand ganz still, und er fragte: »Bist du sicher?« Denn ich hatte schon ein, zwei Mal falschen Alarm geschlagen, doch dabei war der Wunsch Vater des Gedankens gewesen.

»Ja, ich denke schon.«

Mein Vater brachte den Volvo mitten auf der Straße zum

Stehen. Ich reichte ihm das Fernglas, ohne dass er danach zu fragen brauchte. Er schaute hindurch. Der Camper stand jetzt am unbefestigten Fahrbahnrand, vierhundert Meter vor uns, knapp vor der langgezogenen Linkskurve.

»Kannst du was erkennen?« Schon bezweifelte ich, dass ich wirklich gesehen hatte, wie sich das Fahrzeug bewegt hatte.

»Nein, ehrlich gesagt nicht.«

Mein Vater gab mir das Fernglas. Ich schaute hindurch. Kein Lebenszeichen. Ich schämte mich, denn jetzt wurde mir klar, dass ich mich geirrt hatte.

Mein Vater schlug vor: »Wir fahren mal ein bisschen näher ran. Vielleicht hat er sich vor uns erschreckt oder eine Panne gehabt.« Aber ich merkte, dass er mir nur aus der Verlegenheit helfen wollte. Er fuhr an und näherte sich langsam dem Fahrzeug.

Neben dem Camper hielten wir an. Auf der Tür stand *Ibhayi Camper Hire*, auf der Seitenwand dahinter *Discoverer 6*. Auf dem Kühlergrill erkannte ich das Fiat-Emblem. Von oben aus dem Führerhaus der hohen Volvo-Zugmaschine schauten wir hinunter auf das Wohnmobil. Niemand saß am Steuer. Die beiden Fenster des Wohntrakts waren mit Gardinen abgedunkelt.

»Die Spuren sind frisch«, sagte mein Vater leise und griff nach der Pistole im Türfach neben ihm. Mit der linken Hand legte er den ersten Gang ein, so dass wir bereit zum Losfahren waren. »Schau mal, hinter den Hinterrädern.«

Melinda Swanevelder legte sich hin und zog die Decke über den Kopf. Tatsächlich sah ich hinter dem Wohnmobil, zwischen

den Rädern und dem Asphalt, deutliche Reifenspuren.

»Was genau hast du gesehen, Nico?«

»Das Wohnmobil kam auf uns zu, und als der Fahrer uns gesehen hat, hat er schnell angehalten.«

Die Gardine vor dem großen Zwischenfenster des Wohnmobils bewegte sich ganz leicht, genau in der Mitte, am unteren Rand.

»Hast du das gesehen?«

»Nimm deine Pistole«, befahl mein Vater. Er ließ die Kupplung kommen, fuhr langsam weiter, hob seine Waffe und hielt sie ans Fenster, um sicherzugehen, dass die Leute im Camper sie sahen. Ich nahm auch meine Pistole aus dem Handschuhfach. Ich wusste, dass ich würde schießen müssen, falls es brenzlig werden würde.

Die Gardine bewegte sich erneut. Für einen Augenblick war ein kleines Gesicht am Fenster zu sehen. »Ein Kind!«, sagte mein Vater und blieb wieder stehen. Er ließ das Fenster hinunter und rief: »Hallo!«

Doch wir hörten nichts als das Tuckern unseres Dieselmotors im Leerlauf.

Die Gardine bewegte sich. Zwei Gesichtchen erschienen, eins schwarz, eins weiß, mit großen Augen, ängstlich und neugierig. Die Kinder waren noch klein, vielleicht vier Jahre alt.

»Hallo, wir kommen in Frieden, wir sind ein Mann, eine Frau und ein Kind!«, rief mein Vater.

Totenstille.

»Wir haben Essen und Trinken dabei!«

Die Fahrertür ging auf. Eine Frau saß auf dem Sitz. Sie musste sich flach hingeworfen haben. Jetzt stieg sie aus. Sie hielt ein Schrotgewehr im Anschlag, eine doppelläufige Flinte, und zielte damit auf meinen Vater. »Ich will das Kind sehen«, forderte sie.

Ich zwängte mich an meinem Vater vorbei und lehnte mich aus dem Fenster. »Hallo, Tannie, wir sind friedliche Leute.«

Die Frau war eine Farbige, hoch gewachsen mit sehr kurzen Haaren. Sie hatte ein kräftiges, hervortretendes Kinn, das starke Willenskraft verriet. Misstrauisch fragte sie: »Und die Frau?«

Mein Vater warf einen Blick nach hinten. Melinda Swanevelder lag immer noch mit dem Kopf unter der Decke. »Da gibt es leider ein kleines Problem.«

Die Gardinen vor dem Wohnmobilfenster wurden weiter aufgezogen. Wir sahen weitere Kinder im Inneren. Einige waren ein bisschen älter als die ersten beiden, etwa sechs oder sieben.

»Wie viele Kinder haben Sie da hinten drin?«, fragte mein Vater.

»Ich will erst die Frau sehen.«

»Melinda?«, sagte mein Vater. Langsam kam sie unter der Decke hervor. Ich rutschte beiseite, so dass sie ihr Gesicht zeigen konnte.

»Seid ihr gute Leute?«, fragte die Frau sie.

Ich betete im Stillen, dass Tannie Melinda jetzt endlich den Mund aufmachte.

»Sehr gute Leute«, antwortete sie fast unhörbar leise.

Die Frau blieb noch einen Augenblick lang mit dem

Schrotgewehr auf Pa gerichtet stehen, bevor sie es sinken ließ und sagte: »Ich heiße Beryl Fortuin. Sagt, habt ihr wirklich etwas zu essen?«

Hinter ihr begannen die Kinder aus dem Wohnmobil zu klettern, ein Prozess, der erstaunlich lange dauerte: schwarz und braun und weiß, bis eine ganze Schar von ihnen auf der Straße stand.

»Wie viele sind es?«, fragte mein Vater.

»Sechzehn«, antwortete Beryl.

Wir standen hinter dem Anhänger, die Türen geöffnet, Konserven, Fruchtsaft, Zwieback und Trockenfleisch auf einem Campingtisch ausgebreitet. Wir legten unser eigenes Besteck noch zu dem, was die anderen im Wohnmobil hatten, und dennoch reichte es nicht. Die sechzehn Kinder mussten sich abwechseln. Sie waren alle viel jünger als ich. Elf Mädchen, das älteste sechs Jahre, und fünf Jungen zwischen drei und vier. Manche waren laut und lebhaft, andere klammerten sich verschreckt an Beryls Beine. Ein kleiner Dreijähriger trippelte verlegen zu Melinda Swanevelder und blickte voller Hoffnung zu ihr auf.

»Wenn du ihn hochnimmst, kommen gleich noch zwei und wollen auch auf den Arm«, warnte Beryl Fortuin. Ich sah, dass sie außergewöhnlich muskulöse Arme für eine Frau hatte.

Melinda nickte, hob den Kleinen aber trotzdem hoch. Er umarmte sie und schmiegte sich eng an sie. Sie schloss die

Augen.

Beryl Fortuin erzählte, es sei unmöglich, die Kinder dazu zu bringen, stillzuhalten und zu gehorchen. Sie habe uns in dem großen Truck kommen sehen, da habe sie angehalten und sich flach hingelegt. Sie habe den Kleinen eingeschärft, mucksmäuschenstill zu sein und sich nicht zu bewegen. Trotzdem hätten die beiden Mädchen irgendwann durchs Fenster gelinst. Was sollte man da machen? Und dann erzählte sie, dass sie vor der Brücke über den Sondagsrivier ausgeraubt worden seien. Fünf Männer oder sechs, sie könne und wolle sich nicht richtig erinnern. Die Männer hätten drei Kinder, diese drei – sie deutete auf sie, zwei schwarze Kinder und ein weißer Blondschopf – als Lockvögel benutzt. Sie hätten an der Straße gestanden und geweint.

Da habe sie angehalten und die Männer seien aus dem Gebüsch gesprungen und hätten ihnen alles an Nahrungsmitteln und Trinkbarem weggenommen, was sie gehabt hätten. Essen und Wasser für die Kinder. Sie hätten auch noch anderes mit ihr gemacht, wenn nicht die Kinder und die Elefanten gewesen wären. Die Kinder hätten angefangen zu weinen und zu schreien, als einer der Männer Beryl an den Haaren gefasst habe …

Plötzlich fing Melinda Swanevelder wieder an zu weinen. Zum zweiten Mal.

Sie hielt immer noch den kleinen Jungen an die Brust gedrückt, der seine Ärmchen um ihren Hals geschlungen hatte. Sie hatte schon die ganze Zeit die Augen geschlossen, und als

Beryl von den Männern erzählte und wie sie sie an jenem Tag an den Haaren gepackt hatten, presste Melinda ihr Gesicht gegen das Kind und sank weinend auf die Knie.

Der Junge und ein paar der anderen Kinder trösteten sie mit bekümmerten Gesichtern. Manche stimmten in ihr Weinen ein.

Beryl sah Pa fragend an, während sie die Kinder zu beruhigen versuchte.

Pa sagte nur: »Lass sie weinen. Sie soll all das Schlimme aus sich rauslassen.« Er ging zu Melinda und klopfte ihr beruhigend und etwas unbeholfen mit der flachen Hand auf die Schulter.

Erst viel später, nachdem sich alle beruhigt hatten, erzählte Beryl, wie die Kinder und die Elefanten sie gerettet hatten. Das schrille Geschrei der Kinder und die Elefanten, die in dem Moment aus dem Gehölz jenseits des Flusses gekommen und laut platschend durch das Wasser gestampft seien, genau auf sie zu. Als hätten die Angstschreie der Kinder die Elefanten herbeigerufen. Da seien die Männer, die fünf oder sechs, in ihre Bakkies gesprungen und weggefahren, in Richtung Port Elizabeth. Die Elefanten müssten aus dem Addo-Park gekommen sein. Dort hatte es sehr stark geregnet, die Zäune müssten unterspült worden sein. Die drei Kinder hätten die Männer einfach zurückgelassen. Das hätten die Götter wohl so vorherbestimmt, dass sie zur Beschützerin der Kinder werden müsse. Ausgerechnet sie, die immer gewusst habe, dass in dem Leben, das sie für sich geplant hatte, keine Zeit für Kinder sein würde.

»Wohin wollt ihr eigentlich?«, fragte mein Vater.

Beryl zuckte mit den Schultern. »Zur nächsten Ortschaft. Irgendwohin, wo wir in Sicherheit sind und ich etwas zu essen für die Kinder finde. Wo ich Hilfe bekommen kann.« Sie rückte näher und sprach so, dass die Kinder sie nicht hören konnten. »Niemand will sie haben. Alle sind zu sehr damit beschäftigt, selbst zu überleben.« Und dann, noch leiser, mit einer von Schuldgefühlen erstickten Stimme: »Sie sind zu viele für mich allein.«

»Dann kommt doch mit uns zusammen nach Vanderkloof«, schlug mein Vater vor.

19

Pa und ich übernahmen die Führung. Es war zwei Stunden vor Sonnenuntergang, und wir suchten einen sicheren Ort, an dem wir alle übernachten konnten. Melinda Swanevelder fuhr jetzt im Wohnmobil bei den Kindern mit, vorne auf dem Beifahrersitz.

Unterwegs nach Jansenville sahen wir ein Hinweisschild zur Koedoeskop Game Ranch. Wir bogen ab. Eine Herde Gnus wirbelte eine große Staubwolke auf, als sie vor uns flüchtete. Ein Stück weiter entfernt reckten Springböcke die Köpfe und trabten dann gemächlich hügelaufwärts davon, als seien sie noch an die Gegenwart harmloser Touristen gewöhnt. Zwei Warzenschweine standen auf der Veranda des Wohnhauses und überließen uns nur widerstrebend den überwucherten Garten.

Pa sagte: »Nimm die Tikka mit.« Mein Vater nahm seine .300 CZ, sprang hinaus und rannte zu den Frauen im anderen Fahrzeug hinüber. »Wartet einen Augenblick, wir sehen uns nur mal schnell um.«

Wir marschierten Seite an Seite. Wir waren die Männer, die Männerarbeit verrichten mussten: den Lagerplatz sichern. Das gefiel mir. Ich machte meinem Vater alles nach, hielt mein Gewehr im Anschlag, entsichert, den Finger am Abzug. Ich versuchte, nicht daran zu denken, dass ich würde schießen müssen, sollte uns von Menschen Gefahr drohen.

Das Gebäude war ein idyllisches altes Farmhaus, das zum

Gästehaus umgebaut worden war. Wir öffneten die Tür. Tauben flatterten im Foyer auf und erschreckten uns. Sie flogen durch ein zerbrochenes Dachfenster hinaus. Im Inneren sahen wir, dass dies eine luxuriöse Wildfarm gewesen war.

»Bestimmt für internationale Touristen«, stellte Pa fest. An den Wänden hingen Jagdtrophäen – Köpfe von Kudus, Büffeln und Gnus, jetzt mit Taubenmist beschmutzt.

Alles war still, alles war sicher.

Draußen vor der Hintertür zur Lapa, dem Sitzplatz, lagen ein menschlicher Schädel und ein paar verstreute Knochen. Das Fieber musste jemanden hier niedergestreckt haben. Die Tiere hatten die Leiche gefressen und die Knochen verteilt. Wir sammelten sie auf und warfen sie ins hohe Gras.

Wir trugen Kartons mit Nahrungsmitteln in die Küche. Pa hielt unterwegs inne und blickte hinaus über das Veld. Er stellte seinen Karton ab und sagte zu mir: »Komm mit, Nico. Hier gibt es viele Mäuler zu stopfen. Schauen wir mal, ob wir einen Springbock erwischen, dann grillen wir heute Abend.«

Es war für uns beide das erste Mal, dass wir auf die Jagd gingen.

Wir holten unsere Büchsen und schlichen uns leise in die Richtung, in der die Springböcke getrabt waren. Die Sonne stand tief, das Licht war weich und honigfarben. Die Natur war üppig, idyllisch und grün jetzt im Spätsommer, die Luft erfüllt vom Zwitschern der Vögel und dem Summen und Zirpen der Insekten.

Pa blieb stehen. Er blickte hinauf zur Hügelkette, den Wolken, dem Spiel von Farbschattierungen, Pflanzen und Bodenbeschaffenheit. »Mein Gott, Nico, ist das schön!«

Mein Vater kam mir verändert vor. Als hätten ihm die Menschen, Beryl und die Kinder, ein Ziel gegeben, für das es sich zu leben lohnte. Ich verstand es nicht recht.

Mein Vater lauschte mit schief geneigtem Kopf und sagte: »Ich stelle mir vor, dass es so gewesen sein muss, bevor die Europäer kamen. Afrika.«

Wir brauchten zwanzig Minuten, um uns an die Antilopen anzuschleichen. Mein Vater deutete hinüber. Ich begriff nicht, was er meinte. Bis er flüsterte: »Jetzt, Nico!«

Erst Jahre später wurde mir klar, dass auch das ein bedeutungsvoller Augenblick war. Denn er hatte zwar seine Büchse mitgenommen, aber keinen Augenblick lang, so glaube ich, die Absicht gehabt, selbst zu schießen. Das war jetzt meine Aufgabe. Später, als wir am Feuer saßen, holte er eine Flasche Rotwein hervor und schenkte nur sich und den beiden Frauen ein Glas ein. Ich war noch nicht alt genug, um Wein zu trinken.

Unsere erste Mahlzeit als neue, kleine Gemeinschaft fand nicht in Vanderkloof statt.

Melinda Swanevelder bereitete mit Mehl, das schon mit Natron und Backpulver gemischt war, Zucker und Sonnenblumenöl aus der unversehrten Speisekammer der Wildfarm *roosterkoek* zu, heiße Brötchen vom Grill, wie wir sie

von früher kannten. Wir aßen sie mit Aprikosenkonfitüre. Mein Vater und ich brieten das Fleisch der unbeholfen geschlachteten Antilope. Die Kinder spielten überall im Gebäude und draußen im Lichtschein der Gaslampe und des Lagerfeuers. Ihre Stimmen klangen hoch und ausgelassen, und sie tobten herum, froh, sich nach den langen Tagen des Stillsitzens im Wohnmobil endlich bewegen zu können. Wir aßen alle rund um das Feuer auf dem Grillplatz unter den Sternen. Es tat gut, nach den Monaten der Einsamkeit das Geplapper der Kinder und die Stimme einer Frau zu hören, den Duft des Grillfleischs zu riechen und Essen zu kosten, das nicht aus einer Dose oder Schachtel kam.

Als wir alle Kinder im großen Wohnzimmer des Farmhauses zur Ruhe gebettet hatten, kreuz und quer auf Sofas und Sesseln, fest eingepackt unter Decken, setzte ich mich wieder draußen zu den Erwachsenen. Pa schenkte Wein ein und warf Holzscheite ins Feuer.

Beryl erzählt ihre Geschichte. Sie war Golfspielerin gewesen und hatte auf dem Golfplatz von Pezula etwas außerhalb von Knysna gewohnt und gearbeitet. Sie lächelt ironisch und fügte hinzu, ihr Beruf habe sie in keiner Weise auf den Überlebenskampf in einer postapokalyptischen Welt vorbereitet. Sie sei fit und besitze ein wenig Menschenkenntnis, mehr nicht.

Mein Vater erwiderte, diese Fähigkeiten seien doch keineswegs unnütz.

Beryls Mutter war alt und kränklich gewesen und hatte zu den ersten Opfern des Fiebers gehört. Beryl hatte sie in Humansdorp

begraben. Dann war sie zu ihrer Arbeitsstelle zurückgekehrt, um sich abzulenken und ihren Verlust zu verarbeiten und weil ihr im Grunde nichts anderes übrigblieb, denn im ganzen Land herrschten Stillstand und Chaos. Sie hatte erlebt, wie ihre Kollegen und die Hotelgäste erkrankten, aber sie nicht. Sie hatte geholfen, wo sie nur konnte, hatte bei den Kranken gewacht und jeden Einzelnen von ihnen sterben sehen. Bis niemand mehr übrig war. Sie wollte zurückkehren nach Humansdorp, wo sie aufgewachsen war; dort wollte sie sich verstecken, sterben oder von neuem beginnen. Das ganze Leben war unsicher, schmerzlich und schlimm.

In Beryls schwerer Stimme schwang an jenem Abend am Lagerfeuer das Trauma ihrer Reise mit; man hörte die Entbehrung aus jedem einzelnen Wort heraus.

Sie hatte einen alten weißen Nissan 1400 Pick-up genommen und Gewissensbisse gehabt, weil sie sich ohne Erlaubnis das Auto eines anderen lieh. Das erste der Kinder stand an der N2 bei Harkerville, sechs Jahre alt, hungrig, durstig und mutterseelenallein. Sie hatte angehalten und ein herzzerreißendes Weinen gehört, das aus einem Holzhaus in der Nähe kam. Dort fand sie noch zwei Kinder, offenbar miteinander verwandt, da sie einander ähnelten. Sie waren zu klein, um ihre Verwandtschaftsverhältnisse zu erklären, aber sie ging davon aus, dass ihre Immunität gegen das Virus genetisch bedingt war. Denn außer ihnen musste auch eine Frau überlebt haben. Wahrscheinlich die Mutter. Beryl fand sie zweihundert Meter

weiter im Wald. Sie hatte sich an einem Baum erhängt.

Beryl Fortuin
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Es war eine sehr gefährliche Zeit damals. Das Fieber war noch nicht ganz vorbei, überall waren Kranke, unterwegs auf den Straßen, in den Ortschaften, überall. Es war noch nicht abzusehen, wer überleben würde und wer nicht. Es lag wohl auch daran, dass die Gegend von Tsitsikamma so abgelegen war. Die Leute lebten dort in den Wäldern weitab von der Außenwelt und fingen sich das Virus erst ein, wenn sie ihre Wohnorte verließen. Nachdem ich die Kinder mitgenommen hatte, musste ich mir ein größeres Fahrzeug suchen. Es fiel mir schwer; ich musste mich jedes Mal dazu überwinden, einfach Sachen von anderen Leuten zu nehmen. Woher wollte man wissen, ob der Besitzer nicht doch zurückkommen und sein Auto suchen würde? Hinter Plet habe ich dann den Bus gefunden.

Es sind zu viele seltsame Dinge geschehen, so vieles, was man nie vergessen wird. Kurz vor Stormrivier habe ich einen Typen gesehen, der schon sehr krank war, in einem BMW. Er fuhr genau auf uns zu, ich glaube, er wollte Selbstmord begehen und dabei möglichst noch andere mit in den Tod reißen. Gott sei Dank hat er uns verfehlt, ist in den Wald reingefahren und gegen einen Baum geknallt, und das Auto ist in Flammen aufgegangen. Ich hab zu den Kleinen gesagt, schaut da nicht hin, aber sie haben es trotzdem gemacht.

Ich kann ja verstehen, dass die Leute durchgedreht sind, ja, das kann ich

wirklich gut verstehen. Aber warum will einer einen Bus voller kleiner Kinder mit sich in den Tod reißen? Das ist echt krank, sogar unter diesen Umständen.

An der großen Tankstelle an der Brücke bei Stormrivier stand eine Frau mit einem Fortuner. Sie kam auf mich zu, konnte kaum noch laufen, man sah ihr an, dass das Fieber sie böse erwischt hatte. Sie sagte, ich solle mit ihr kommen und mir etwas ansehen. In ihrem Auto lag Lizzie, vier Jahre alt, und schlief. Die Frau sagte, sie werde sterben, aber Lizzie fehle nichts. Ich sagte, bitte, ich habe schon drei Kinder bei mir … Aber sie bat mich inständig, Lizzie mitzunehmen. Dann drehte sie sich um, weinte ganz schrecklich und lief in den Wald hinein, stolpernd und fallend, und ließ einfach das Kind im Auto zurück.

Da hatte ich vier am Hals. Ich, die nie Kinder haben wollte, hatte jetzt vier. Von denen ich nur eines mit Namen kannte.

Humansdorp unmittelbar nach dem Fieber war kein Ort für Kinder, überall verwesende Leichen und ein paar Überlebende, von denen die Hälfte wahnsinnig geworden war. Beryl konnte nicht mal ihre Familie begraben. Sie und die vier Kleinen wohnten ein paar Wochen lang auf einer Farm am Gamtoos-Fluss, bis das Schlimmste vorüber war. Dann fuhren sie zurück nach Humansdorp, aber alles, was sie fanden, war ein weiteres Kleinkind. Danach ging es weiter nach Jeffreysbaai und Port Elisabeth, wo noch mehr Kinder hinzukamen. Beryl bezeichnete ihre Kinder als eine Art »multipler Rattenfänger von Hameln«, denn es war, als lockten ihre Stimmen immer neue Waisen aus

ihren Verstecken. In Motherwell hatten zwei Männer fünf Xhosa-Kinder in ihrer Obhut. Sie gaben vor, sich mit ihr zusammentun zu wollen, damit sie sich gegenseitig unterstützen konnten, aber am nächsten Morgen waren sie weg und die Kinder noch da.

Niemand wollte die Kinder haben. Alle waren zu sehr mit ihrem eigenen Überleben beschäftigt.

Beryl fuhr einfach weiter und immer weiter.

5. April

Mein Vater ließ Beryl vorausfahren, denn das Wohnmobil war langsam und schaffte bei Gegenwind kaum achtzig Sachen. Wir folgten ihnen in etwa hundert Metern Entfernung. Pa hatte Beryl ein kleines Zartek-Funkgerät gegeben, und so konnten wir uns miteinander unterhalten. Mitten in Graaff-Reinet stieß mein Vater plötzlich hervor: »Ach du lieber Himmel!« Abrupt hielt er an und zeigte mir, was er meinte.

Ich sah das Gemälde, riesig und farbenfroh, das sich über drei alte Gebäude hinweg erstreckte. Es stellte eine Herde weißbraun gefleckter Nguni-Rinder dar, fast lebensecht realistisch.

Pa sagte ins Funkgerät: »Seht ihr das Bild?«

»Die Ngunis?«, fragte Beryl zurück.

»Ja.«

»Phantastisch! War das nicht schon immer hier?«

»Nein«, erwiderte Pa. »Das hier waren historische Gebäude. Das Camdeboo-Restaurant und ein Hotel. Sie hatten immer

weiße Außenwände.«

Ich sah, dass an den Gebäuden vor uns, links und rechts an der Hauptstraße, weitere Gemälde waren. Und dann sah ich die Kirche mit ihrem hohen Turm, einen halben Kilometer entfernt, die Straße führte direkt darauf zu. Das Kirchengebäude bildete jetzt die Schultern eines Nguni-Rindes; der Turm wurde gerade zu einem Kopf und einem einzelnen Horn darauf gestaltet. Eine lange Leiter lehnte am Kirchturm, auf der ganz oben eine kleine Gestalt balancierte. »Pa!«, sagte ich und deutete darauf.

Vor der Kirche hielten wir an. Der Mann stand hoch oben auf der Leiter, einen dicken Pinsel in der Hand. Ein Schwarzer, hochgewachsen und drahtig, bekleidet mit nichts als einer hellgrünen Sporthose und braunen Sandalen. Er winkte mit dem Pinsel und entblößte lächelnd seine weißen Zähne, die linke Hand fest um die Leiter geschlossen.

»Gefällt's euch?«, fragte er und deutete auf sein Kunstwerk.

»Und wie!«, rief Pa zurück.

Beryl blieb hinter uns stehen. Die sechzehn Kinder quollen aus dem Wohnmobil, um sich die Sache anzusehen.

Der Maler sagte später, er wolle nicht mit uns nach Vanderkloof kommen. Er wolle hierbleiben, bei seiner Kunst. Er habe noch viele Bilder zu malen.

Pa riet ihm, sich vor den Hunden in Acht zu nehmen.

20

Domingo

Inzwischen sind über drei Jahrzehnte vergangen, seitdem ich Domingo zum ersten Mal traf. Ich vermute, dass meine Erinnerungen stark von dem tiefen Eindruck beeinflusst sind, den er auf mich als Dreizehnjährigen gemacht hat. Die Realität war wahrscheinlich unspektakulärer und profaner, aber dennoch möchte ich genauso von unserer ersten Begegnung erzählen, wie sie mir im Gedächtnis geblieben ist. Das Datum weiß ich noch ganz genau: Es war der 7. April im Jahr des Hundes.

Ich bin mir dieses Datums und auch der anderen deswegen so sicher, weil ich sie mir aufgeschrieben habe. Ich begann mit meinem Tagebuch in den ersten Wochen nach Ausbruch des Fiebers, als mein Vater und ich in den Grotten des Doms im Vredefort-Krater wohnten. Oder besser: uns versteckten. Ich bin nicht sicher, wie ich es nennen soll. Mein Vater hatte mir das Tagebuch geschenkt, ein gelbes Moleskine-Notizbuch und dazu einen schwarzen Füller. Er erklärte mir, alle großen Entdecker hätten Reisetagebuch geführt. »Ein paar Worte am Tag reichen, Nico, um dich später an alles zu erinnern.«

Am Abend des 7. April schrieb ich nur ein einziges Wort: *Domingo*. Mehr brauchte ich nicht, um mich zu erinnern.

Als wir am späten Nachmittag des 5. April zusammen mit Beryl und den Kindern im Wohnmobil nach Vanderkloof zurückkehrten, war niemand da. Keiner hatte auf unsere Flugblätter reagiert.

Mein Vater verbarg seine Enttäuschung unter frenetischer Aktivität. Er brachte uns im früheren Pride-Rock-Gästehaus unter – es war einfach leichter, uns alle zu beschützen, zu versorgen und zu organisieren, wenn wir fürs Erste unter einem Dach wohnten. Am nächsten Morgen pumpte er das grüne, schmutzige Wasser aus dem halbleeren Swimmingpool, damit keines der Kinder hineinfallen konnte. Ich musste ihm helfen, ein benzinbetriebenes Stromaggregat anzuschließen, damit die Kinder alle ein warmes Bad nehmen konnten. Es dauerte ein paar Stunden, bis wir alle sechzehn gesäubert und frisch angezogen hatten. Manche hatten sich wochenlang nicht richtig gewaschen.

Wir trugen Kartons mit Nahrungsmitteln in die Küche, Bücher ins Wohnzimmer, räumten ein, machten sauber.

Mein Vater und ich durchsuchten die Häuser im Ort nach Kinderkleidung und weiterem, schnell zuzubereitendem Proviant. Unter einem Carport entdeckten wir ein Quad, das wir starteten, indem wir es mit dem Volvo anschleppten. Pa investierte eine Viertelstunde, um mir beizubringen, wie man mit dem Ding fuhr, und dann eine weitere Stunde, um mir zu erklären, wie leicht es war, sich mit dem Teil zu überschlagen. Er ließ mich wieder und wieder üben, auf der Straße und im Veld.

Am Abend kochte Melinda Swanevelder Nudeln mit

Bolognesesauce aus Dosentomaten und -frikadellen. Sie schmeckten besser als alles, was mein Vater bisher gezaubert hatte. Wir schoben alle Vierertische aus dem Speisesaal des Gästehauses aneinander und aßen zusammen, als Gemeinschaft.

Am Morgen des 6. April setzte sich mein Vater mit mir in den Garten neben den leeren Swimmingpool und führte ein ernstes Gespräch mit mir. Er erklärte, das Rolfontein-Naturreservat liege hinter uns, hoch oben in den Hügeln. Es sei zu zwei Dritteln von Wasser und zu einem Drittel von Felsen umgeben, also ausgezeichnet geschützt, und außerdem führe keine einzige Straße hinein außer der über Vanderkloof. Es gebe dort Spießböcke und Kudus, Springböcke und Impalas. Es sei unsere Wildfarm, aber schon bald würden wir dort auch unser Vieh weiden. Die Hunde seien dabei, Schafe und Rinder auszurotten. Wir beide, er und ich, würden uns in der nächsten Woche ein Bakkie oder etwas Ähnliches besorgen und Schafe einfangen müssen, solange es noch welche gab. Und auch Rinder. Aber dafür würden wir Hilfe brauchen. Vielleicht käme Hennie Flaai, vielleicht auch ein anderer …

Bis auf weiteres müssten wir das Reservat jedoch als Jagdgebiet nutzen, um Frischfleisch für Kinder und Frauen heranzuschaffen. »Nimm das Quad und geh für uns auf die Jagd. Nimm eins von den Funkgeräten mit.«

Ich war begeistert und aufgeregt. Mit gerade mal dreizehn Jahren durfte ich mit einem Quad auf die Jagd gehen! Ich sprang auf, noch bevor er ausgeredet hatte.

Mein Vater rief mich zurück. »Ich sehe dir an, wie gerne du mit dem Ding fahren möchtest, Nico, aber sei vorsichtig. Es ist ein starkes Fahrzeug mit einem heiklen Verhältnis zwischen Kraft und Gewicht. Es wird dich unglaublich reizen, den Motor auszufahren. Aber überlege es dir gut. Wenn du da oben am Berg blutend im Gebüsch liegst und ich dich nicht finde … Bleib auf den Wegen, damit ich dich finden kann, falls etwas passiert. Und denk daran, dass es dort auch weiße Nashörner gibt, die letzten ihrer Art. Geh kein Risiko ein!«

Damit brachte er mich wieder zur Vernunft. Er fügte hinzu, dass wir jetzt nicht mehr nur für uns, sondern noch für viele andere verantwortlich seien und er sich auf mich verlassen können müsse. »Aber ich weiß, dass du das schaffst.«

Damals wusste mein Vater noch, wie er mit mir umgehen musste.

Am Morgen des 7. April war ich dabei, aus starken Ästen einen Rahmen zu bauen, um die Haut eines Springbocks darüberzuspannen, wie es mir mein Vater erklärt hatte. Er sagte, es gehöre zur Verantwortung eines Jägers, das ganze Tier zu verarbeiten. In dieser neuen Welt würden wir alles verwenden müssen, auch die Häute. Diesen Teil der Jagd mochte ich nicht. Ich arbeitete auf dem Grundstück neben dem Gästehaus, weil die Frauen nicht wollten, dass die Kinder die blutige Haut sahen.

Bestimmt trug der Schall an diesem Morgen noch weiter als sonst. Es war noch vor zehn. Der Himmel war klar, die

Umgebung noch stiller als sonst.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch, hoch und weit entfernt, aber schrill und eindringlich. Ich ließ meine Arbeit liegen, stand auf und drehte den Kopf, um besser zu hören.

Es war ein von Menschen gemachtes Geräusch. Die Tonhöhe war nicht konstant. Sie stieg und fiel, von einem ekstatischen Crescendo zu einem tieferen, tierischen Brummen, die Tonleiter rauf und runter. Es dröhnte über die Ebenen hinweg, dreißig, vierzig Kilometer weit. Es erstarb kurz, dann schwoll es wieder an.

Es war das Geräusch eines Motors. Es war irritierend, bizarr, eigenartig an jenem sonnigen, ruhigen, vollkommen windstillen Morgen – knapp ein Jahr nach dem Fieber – in den verlassenen Hügeln am Rande der Großen Karoo. Und weil es das einzige mechanische Geräusch in der Luft war, konnte ich es weder identifizieren noch einordnen.

Es kam von Süden, auf dieser Seite des Flusses. Aus der Richtung Petrusville.

Es dauerte ein paar Minuten, bevor ich erkannte, dass das Geräusch näher kam. Ich war ganz aufgeregt. Jemand hatte unser Flugblatt gelesen! Jemand kam zu uns!

Ohne nachzudenken, ging ich die Straße entlang, die damals noch Madeliefiestraat hieß, in Richtung Protea, denn wenn jemand nach Vanderkloof kam, würde er die Proteastraat hinauffahren müssen.

Ich hörte Schritte hinter mir. Es war mein Vater. Er war gerade

dabei gewesen, einen Tata Super Ace flottzumachen, da der Volvo zu groß war, um hier im Ort damit herumzufahren. Gemeinsam bogen wir um die Ecke, blieben nebeneinander stehen und hörten zu, wie das Geräusch lauter und lauter wurde.

»Das ist ein Motorrad«, stellte mein Vater fest.

Ich lauschte.

»Nur eines«, fügte mein Vater hinzu.

»Das muss aber ein verdammt schnelles sein«, sagte ich.

Wir warteten dort an der Straßenecke, ohne noch etwas zu sagen, und lauschten nur dem sich nähernden Motorradfahrer. Wir hörten den Ganghebel klacken, als er sich dem Verkehrskreisel unten am Berg vor dem Ortseingang näherte – etwa anderthalb Kilometer von uns entfernt. Das Geräusch erstarb für einen Moment. Hielt er an, um ein Hinweisschild zu lesen? Dann drehte der Motor wieder hochtourig auf, höher und höher, als der Fahrer am Berg runterschaltete. Ein hohes, gleichmäßiges Jaulen, als er die zwei flachen Kurven nahm, ein kurzes Zögern an der ersten Gabelung, und dann sahen wir ihn, ganz in Schwarz: schwarzes Motorrad, schwarzer Helm, schwarzer Rucksack, schwarze Lederkombi, schwarze Stiefel und Handschuhe.

Er sah uns beide erst spät. Er bremste und blieb genau gegenüber von uns stehen, auf der anderen Straßenseite. Dünne hellgrüne Streifen konturierten den schwarzen Lack der Maschine. Auf dem Tank stand in silbernen Buchstaben *Kawasaki,* am Heck *Ninja*. An der rechten Hüfte trug der Fahrer

eine große Pistole in einem zugeknöpften Holster.

Der Helm hatte ein dunkles Visier. Der Mann dahinter war unsichtbar. Mit einer langsamen, lässigen Bewegung streckte er die Hand aus und drehte den Schlüssel um. Der Motor schwieg, und man hörte nur noch das Ticken des abkühlenden Metalls. Der Mann trat den Seitenständer des Motorrads herunter und schwang seinen gestiefelten Fuß über den Sitz. Er blieb neben der Maschine stehen. Ich sah, dass er eine weitere Pistole auf der linken Hüfte trug.

Er streifte die Handschuhe ab, erst den linken, dann den rechten. Legte sie auf den Tank. Löste die Schnalle des Helms unter dem Kinn. Mit beiden Händen setzte er den Helm ab, in einer fließenden, geübten Bewegung. Er schüttelte sein langes schwarzes Haar aus, während er den Helm auf den Tank legte und um die Maschine herum auf uns zuging. Seine Schritte waren die eines Raubtiers, furchtlos und voller Selbstvertrauen. Als er die Sonnenbrille abnahm, sahen wir seine Augen, hypnotisch, hell – von einem Grau, das wie ein Chamäleon die Umgebung widerspiegelte, erst schattenhaft grün, dann mit einem Anflug von Blau, in starkem Kontrast zu seinem dunklen Gesicht. Vor meinem Vater blieb er stehen und streckte ihm die Hand hin.

»Domingo.« Seine Stimme war tief. »Vom Sturme getrieben«, fügte er hinzu und kniff die Augen leicht zusammen, wie zu einem Lächeln, ohne die Lippen zu verziehen.

»Ich bin Willem Storm«, sagte mein Vater. »Und das ist Nico.«

Domingo sah mir in die Augen und schüttelte mir die Hand. Ich sah, dass er eine Tätowierung auf dem Handrücken trug, zwei Krummschwerter und eine aufgehende Sonne. Ich spürte die Wärme und gleichzeitige Kälte seiner Hand. Ein Zittern durchlief mich, denn sein Lächeln und seine Augen, ja im Grunde sein ganzes Wesen drückten aus, dass er tödlich war. Ich wusste nicht, warum mich diese Erkenntnis in dem Augenblick durchzuckte. Vielleicht kindliche Intuition. Vielleicht, weil Domingo einen so schrillen Kontrast zur friedliebenden Unschuld meines Vaters bildete. Aber ich wusste instinktiv und ohne Zweifel, dass man Domingo besser auf seiner Seite haben sollte.

Immer passiert alles gleichzeitig, genau dann, wenn man am wenigsten damit rechnet. Denn gerade in diesem Moment hörten wir auch das Flugzeug, das von hinten über den Bergkamm kam. Mein Vater, Domingo und ich blickten zum Himmel. Es war die Cessna 172 von Hennie Flaai. Er flog tief über uns hinweg und wackelte mit den Flügeln.

Wir fuhren im Tata Super Ace, den wir anschieben mussten, damit er ansprang, hinunter, vorbei am Kreisel außerhalb der Ortschaft, hinter dem die Cessna auf dem nächstgelegenen flachen Straßenstück landete. Mein Vater fuhr, Domingo saß auf dem Beifahrersitz, ich in der Mitte.

Domingo roch nach Schweiß und Aftershave. Mein Vater fragte ihn, wie er von uns erfahren habe. Er sagte, er habe unser Flugblatt in der Bethlehem Shopping Mall gesehen.

Ob er von dort komme?

Nein, er sei unterwegs von Durban nach Bloemfontein gewesen. Dann schwieg er wieder, aber mein Vater ließ nicht locker. Warum, wollte er wissen.

Domingo sah meinen Vater an, die Augen unsichtbar hinter der Sonnenbrille, aber ich spürte, wie er Pro und Kontra gegeneinander abwog. Er wusste, er würde einen Preis dafür zahlen müssen, wenn er sich dazu entschied, hier bei uns zu bleiben. Nach einer Weile sagte er, dort, wo er herkome, habe es stark geregnet, und die Straßen seien ihm nach diesen Sommerregenfällen zu unzuverlässig gewesen. Er habe sich auf den Weg gemacht, um trockenere Routen für die Ninja zu suchen. Denn er fahre gerne schnell. Solange die Straßen noch befahrbar seien und es noch Benzin gebe. Vielleicht sei das der letzte Sommer, in dem ein Mann sein Motorrad noch so genießen könne. Kein Verkehr, keine Radarfallen. Er verzog das Gesicht zu seinem Beinahe-Lächeln und sah mich an.

»Wo bist du überall gewesen?«, fragte Pa.

»Zwei Monate lang war ich in der Gegend von Hazyview. Diese Straßen … phantastisch! Aber dann wurde es übel. Schwere Regenfälle, Unterspülungen. Leute bei Nelspruit, die schießen, ohne Fragen zu stellen. Ich bin dann rüber nach Mosambik gefahren. Maputo. Ein furchtbares Chaos. Ich saß auf meinem Bike mitten auf der Avenida Vinte e quatro de Julho, da rannte auf einmal einer nackt über die Straße und ein anderer mit einer Machete hinterher. Und dann …« Domingo sah mich an

und schüttelte den Kopf. »Sagen wir einfach, es herrschte Chaos. Von Maputo aus bin ich weiter Richtung Durban gefahren. Da lebten ungefähr fünfzig Leute am Strand. Flowerpower-Feeling.«

»Hast du andere … Gemeinschaften gesehen?«

»Ein Typ in Harrismith hat mir von Leuten erzählt, die sich angeblich in der Nähe von Fouriesburg zusammengetan hätten. Aber es wäre nur was für Weiße, oben in den Bergen. Ich hab's mir nicht angesehen.«

»Warst du gestern in Bethlehem?«

»Nein. Vor vier Tagen. Danach bin ich noch runter ans Kap, um nachzusehen, ob das mit der Strahlung stimmt.«

Mein Vater und ich hatten damals im Radio von dem Kernkraftwerk bei Koeberg gehört, das explodiert war, weil niemand mehr da war, um es abzuschalten.

»Wie hat es dort ausgesehen?«, fragte Pa, große Sehnsucht in der Stimme.

»Schlimm. Hinter Rawsonville, kurz vor dem Du-Toitskloof-Pass, war die ganze Straße von ausgebrannten Trucks, Bussen und Autos blockiert, so dass man nicht durchkam. Verkohlte Leichen, ziemlich grausige Sache. Und überall handgeschriebene Schilder, auf denen stand, Gefahr, radioaktive Strahlung, nicht weitergehen, sonst bist du tot. Die Berge sind schwarz, scheint alles vergiftet zu sein. Ich will mir gar nicht erst vorstellen, wie es am Kap aussieht …«

Pa schwieg. Dann fragte er: »Wo kommst du ursprünglich her?«

Bevor Domingo antworten konnte, sahen wir Hennie Flaai und die Cessna. Hennie war schon ausgestiegen und stand vorne am Flugzeugmotor. Er drehte sich um und winkte uns zu.

Das Erste, was er sagte, war: »Es sind an die 260 Leute unterwegs hierher, Willem! Sie müssten morgen ankommen, wenn ihnen unterwegs nicht der Treibstoff ausgeht. Wie geht es Melinda Swanevelder?«

21

Ankunftstag

So heißt der Tag bei uns. Ankunftstag. Der 8. April. Es ist ein offizieller Feiertag, schon seit 34 Jahren.

Pa war dagegen. Nero Dlamini ebenfalls. Beide wandten ein, es sei doch bloß der Tag, an dem die größte zusammenhängende Gruppe angekommen sei. Ein Feiertag dieses Namens erinnere zu sehr an den Van-Riebeeck-Tag von früher, an dem die Ankunft der ersten europäischen Siedler 1652 am Kap gefeiert worden sei, damals in der Zeit vor dem Fieber. Und zwar zufällig am 6. April, nur zwei Tage vor dem Ankunftstag.

Man wolle doch keine Saat säen, die später zu Zwietracht und Unfrieden aufkeimen würde.

Doch die Leute wollten diesen Tag als Ankunftstag feiern, und dabei ist es dann auch geblieben.

Meine Springbockhaut hing in ihrem Rahmen, steif gespannt und mit Salz eingerieben. Meine Hände stanken, sosehr ich sie auch mit flüssiger Sunlichtseife schrubbte.

Ich quengelte so lange, bis mein Vater mir erlaubte, hoch oben auf dem Hügel Ausschau zu halten und auf die Ankunft der Neuen zu warten.

Ich fuhr mit dem Quad hinauf und fand eine Stelle, von der aus

ich über die Talsperre hinweg auf die Straße blicken konnte, auf der mein Vater und ich zum ersten Mal hierhergefahren waren. Ebenso wie wir kamen die neuen Leute von Norden her.

Am Abend zuvor hatte Hennie Flaai gesagt, sie kämen aus Tshwane und Centurion, aus Johannesburg und Sandton, Lenasia und Soweto, Nigel und Standerton, Randfontein und Rustenburg. Dort hätte er unsere Flugblätter vom Flugzeug aus abgeworfen.

Bei Westonaria hätten vierzehn Männer mit Sturmgewehren die wachsende Gruppe überfallen und ausgeraubt. Sie hätten nach Schmuck gesucht. Und nach Geld! Könnt ihr euch das vorstellen? Sie haben nach Geld gesucht!, sagte Hennie Flaai. Jetzt, in diesen Zeiten! Doch es sei niemand verletzt worden, nur hätten die Männer den größten Teil des Proviants und des Wassers aus den Bussen gestohlen.

Unterwegs hatte der Konvoi weitere Überlebende in Potchefstroom und Warrenton aufgesammelt. Das war, bevor Hennie von der Gruppe erfahren hatte. Er hatte den langen Zug der Fahrzeuge – einen luxuriösen Tourbus, einen Vorstadtbus, eine Reihe Minibusse, Pick-ups und Pkws – erst hinter Wolmaranstad entdeckt, als er schon unterwegs zu uns war. Er war vor ihnen gelandet und hatte mit den Leuten geredet. Und dann hatte er ihnen aus der Luft Deckung gegeben und war vorausgeflogen, um nach Gefahren Ausschau zu halten. Sie waren nicht noch einmal angegriffen worden.

Gestern Abend hatte Hennie Flaai gesagt, er habe den Konvoi in Kimberley hinter sich gelassen und sei schon mal

vorausgeflogen, um uns Bescheid zu sagen, dass er heute Vormittag ankommen werde.

Dann setzte sich Oom Hennie zu Melinda Swanevelder und unterhielt sich mit ihr, oder besser: Er redete, und sie saß nur da und hörte zu. Vater sagte zu mir und Domingo: »Er wird sehr viel Geduld mit ihr haben müssen.«

Pa fragte Domingo nochmals, woher er ursprünglich stammte, und Domingo antwortete: »Von da und dort.« Dann begann er seinerseits, meinen Vater auszufragen, wie er sich das mit der Gemeinschaft vorgestellt habe, als wüsste er noch nicht genau, ob er bleiben wollte oder nicht. Ich saß daneben und hoffte, dass Pa die richtigen Antworten gab, denn ich wollte unbedingt, dass Domingo bei uns blieb.

Am Morgen, nach dem Frühstück, sagte Domingo: »Ich dachte, ich als Single … Es wäre doch Quatsch, wenn ich ein ganzes Haus für mich nehmen würde. Ist es okay, wenn ich fürs Erste mit hier ins Waisenhaus einziehe? Hier sind noch viele Zimmer frei.«

Mein Vater sagte: »Natürlich«, und ganz nebenbei erhielt das ehemalige Pride-Rock-Gästehaus seinen neuen Namen: das Waisenhaus.

Ich ballte die Faust unter dem Tisch und flüsterte: »Yes!«

Mein Vater fragte, wie weit ich mit meiner Haut sei.

Als ich auf dem Hügel saß, auf die Ankunft der Neuen wartete und über die Staumauer und den großen, tiefen Vanderkloof-See

blickte, aus dem das Wasser nicht mehr mit derselben donnernden Flut hinausströmte, dachte ich bei mir, dass es gut war, dass Domingo bei uns blieb. Denn wir mussten ihn auf unserer Seite haben.

Der Konvoi traf ein, als ich schon großen Hunger hatte, erst gegen zwei Uhr mittags. Ich wollte meinen Aussichtspunkt jedoch nicht verlassen, um sie nur nicht zu verpassen. Aber ich wurde sehr ungeduldig.

Dann sah ich den Bus, der um den Hügel jenseits des Flusses bog und die weite Kurve zur Staumauer nahm. Hinter ihm folgten ein älterer Bus und danach die Pkw und Bakkies.

Ich rief ins Funkgerät: »Sie sind da! Sie sind auf der Staumauer, ich sehe sie!«

»Danke, Nico.« Ich hörte meinen Vater lachen. Ich wusste, er lachte über mich, weil ich so furchtbar aufgeregt war.

Ich sah, wie sie mitten auf der Staumauer anhielten und kurz verweilten, bestimmt, damit alle die Möglichkeit hatten, auf den Stausee und hinunter ins Flussbett zu schauen. Dann fuhren sie weiter. Hastig stolperte ich den Hügel hinunter zum Quad, über Felsen und Steine, durch Dornenbüsche und Bäume hindurch. Es schien eine Ewigkeit zu dauern.

Dann raste ich zurück. Um die Neuen willkommen zu heißen und um etwas zu essen.

Ich beobachtete die Szenen aus einem gewissen Abstand heraus,

und erst Jahre später machte ich mir Gedanken darüber, welche Tragweite sie besaßen.

Doch natürlich wusste ich schon an jenem Tag, dass es ein geschichtsträchtiger Augenblick war, jedenfalls sofern ein aufgeregter Dreizehnjähriger, der nach der Gesellschaft Gleichaltriger ausgehungert ist, davon eine Ahnung haben konnte. Die tatsächliche Bedeutung dieses Augenblicks und der Leute, die daran teilhatten, würde ich erst viel später erkennen.

Der luxuriöse Bus stand bereits mitten auf der Straße, als ich mit dem Quad anhielt. Zwei Männer stiegen aus und gingen auf meinen Vater, Hennie Flaai, Domingo, Melinda Swanevelder, Beryl und alle sechzehn Kinder zu, die sie mitten auf der Proteastraat erwarteten. Der erste Mann, der aus dem Bus stieg, war schon alt, hatte schneeweiße Haare und trug eine weiße Toga, einen goldenen Überwurf und einen seltsamen Hut. In der rechten Hand hielt er einen Hirtenstab aus Holz und Silber. Mit der linken Hand stützte er sich auf den Arm des anderen – eines jüngeren, beeindruckenden Mannes mit breiter Brust, der alle anderen überragte.

Das sah ich, das prägte ich mir ein, um es eines Tages weiterzuerzählen, um sagen zu können: Ich bin dabei gewesen, ich war ein Teil davon.

Ich rannte los und nahm meinen Platz zwischen Pa und Domingo ein.

»Der mit dem Kleid, das ist der Bischof, oder, Oom Hennie?«, flüsterte ich Hennie Flaai zu.

»Das ist eine Albe«, verbesserte mich mein Vater amüsiert.

»Ja, Nico, das ist der Bischof«, sagte Hennie Flaai demütig. Er hatte uns von dem anglikanischen Kirchenmann erzählt, der die Gruppe begleitete und zu ihrem Anführer geworden war.

Der grauhaarige Bischof schlurfte über die Straße auf meinen Vater zu, breitete die Arme weit aus, lächelte und sagte auf Englisch mit leichtem schottischen Akzent: »Sie müssen der Verfasser des Flugblatts sein.«

»Ja, das bin ich«, antwortete mein Vater. Er trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand.

Der Mann mit der breiten Brust neben ihm rief aus: »Halleluja!«

»Amen«, fügte der Bischof hinzu. »Ich bin Father James Rankin, und das ist mein Kollege, Pastor Nkosi Sebego.«

Mein Vater schüttelte dem hünenhaften Sebego die Hand und sagte: »Ich heiße euch alle herzlich willkommen!«

»Preiset den Herrn!«, sagte Sebego, drehte sich um und bedeutete den anderen Leuten im Bus, auszusteigen, mit wohlwollendem Lächeln und eindringlichem Blick. Doch dann wandte er den Kopf und starrte Domingo an.

Da in dem Moment die Neuankömmlinge aus den Bussen, Bakkies und Autos ausstiegen, durcheinander riefen, redeten und auf uns zukamen, vermute ich, dass ich der Einzige war, der sah, wie sich das Lächeln von Pastor Nkosi Sebego verwandelte, erst in eine abschätzige Grimasse voller Misstrauen, dann in einen Ausdruck tiefer Verachtung.

Domingos Gesicht hinter der Sonnenbrille blieb reglos und undurchdringlich.

22

Die 256

Zweihundertsechsundfünfzig neue Leute trafen an jenem Tag ein.

Zahlennerds unter uns hoben später hervor, dass 256 eine perfekte Quadratzahl sei: sechzehn hoch zwei. Daraus entnahmen wiederum die Abergläubischen, es müsse also eine Glückszahl sein – ein gutes Omen! Ich vermute, in hundert Jahren wird man ehrerbietig von den Nachfahren der 256 sprechen, genau wie in den damaligen USA die Abkömmlinge der Pilgerväter von der »Mayflower« als etwas Besonderes galten.

In der ersten Woche war die 256 jedoch eher eine Unglückszahl, weil wir gar nicht auf so viele Menschen vorbereitet waren.

Eine bessere Zahl war damals die 13. Denn wenn man dreizehn Jahre alt und Sohn des Flugblattverfassers war, wurde man geduldet, wenn sich die Erwachsenen trafen, solange man nur unsichtbar, reglos und mucksmäuschenstill blieb.

Die erste Krisensitzung fand am späten Nachmittag des Ankunftstages statt. Es ging um die Unterbringung.

Das Problem war, dass die 256 nicht in geordneten Familienverbänden eingetroffen waren. Gerade mal drei Personen waren miteinander verwandt: die alte Frau Nandi Mahlangu, ihre Tochter Quedani und ihr Enkel Jacob. Drei

Generationen, die dank ihrer genetisch bedingten Immunität gegen das Fieber überlebt hatten, das war einzigartig. Obwohl in den darauffolgenden Monaten und Jahren auch Geschwister eintrafen, die es geschafft hatten. Dann waren da natürlich mein Vater und ich, und im Laufe der Zeit kamen noch vier andere Elternteile mit Kind hinzu.

Als sich die Aufregung über die Ankunft legte und die 256 am Nachmittag über Schlafplätze und Behausungen nachzudenken begannen, setzte ein plötzlicher Ansturm auf die beste, größte oder am vertrautesten erscheinende Unterkunft ein, ungeordnet und unüberlegt. Einige Leute waren gerne bereit, sich Räumlichkeiten mit anderen zu teilen, andere beanspruchten große Häuser für sich allein. Es gab Streit darüber, wer die beiden luxuriöseren Uferhäuser mit Aussicht über den See erhalten sollte. Die sechs Teenager wiederum, die gemeinsam in dem alten Stadtbus unterwegs gewesen waren, hatten so enge Freundschaftsbande geknüpft, dass sie unbedingt gemeinsam und ohne die Aufsicht Erwachsener im abgelegensten, allein stehenden Haus oben am Hügel wohnen wollten.

Das Komitee, wie es später genannt wurde, bildete sich auf natürliche Art und Weise, als all dies geregelt werden musste. Die ersten drei Mitglieder waren mein Vater, Father James und Pastor Nkosi.

Der Bischof und der Pastor riefen alle 256 Neuankömmlinge zusammen, um über das Chaos der Unterkunftsregelung zu diskutieren. Mein Vater und der Bischof standen auf der

Ladefläche des Tata Super Ace vor der Midas-Tankstelle, um zu der Menge zu sprechen und dabei alle überblicken und anhören zu können. Mein Vater bat um Ruhe. Da löste sich ein schmaler Mann aus der Menge, mit grauen Schläfen, etwa Mitte fünfzig. Er sagte, sein Name sei Ravi Pillay, und bat dann um das Wort. Mein Vater nickte und half Ravi, auf das Dach des Pick-ups zu klettern.

Ravi hob die Hand, um die Menge zum Schweigen zu bringen. Seine Stimme war überraschend tief, respekteinflößend und tragend, so dass man ihm aufmerksam zuhörte. Auf Englisch mit dem typischen Akzent des südafrikanischen Inders erzählte er, dass er fünfzehn Jahre lang ein Restaurant in Bedfordshire betrieben habe. Am Anfang habe er sonntags ein Büfett angeboten: *All you can eat* zu einem festen Preis. »Es war ein großer Erfolg. Die Gäste strömten herbei und empfahlen uns weiter, lobten das Essen und den guten Service. Ich machte Profit. Zwei Jahre später hörte ich jedoch auf mit dem Büfett. Viele Gäste beschwerten sich. ›Ravi, du machst doch guten Umsatz, die Bude ist rappelvoll, wieso gibt es unser geliebtes Büfett nicht mehr?‹ Ich antwortete ihnen, ich könne die Verschwendung nicht mehr ertragen. Jeden Sonntag musste ich mit ansehen, wie sich die Leute die Teller voll häuften bis zum Überlaufen und dann nicht einmal die Hälfte aßen. Reiche Leute. Schwarze, Weiße, Inder, alle. Jeden Sonntag mussten wir große Mengen Essen wegwerfen, in einem Land, in dem viele Arme nicht genug zu essen hatten. So sind wir eben, wir Menschen.

Wenn wir etwas umsonst bekommen, nehmen wir uns mehr, als wir verbrauchen können. Bitte lasst uns das hier, bei diesem Neubeginn, nicht wieder so machen. Wir sollten uns nur das nehmen, was wir wirklich brauchen, das, was sinnvoll ist und das Beste für unser Leben, unsere Zukunft und das geordnete Zusammenleben hier, auch was die Häuser und Unterkünfte angeht. Wir sind nur die ersten Ankömmlinge, und wir werden nicht die Einzigen bleiben.«

Von diesem Augenblick an gehörte auch Ravi Pillay zum Komitee. Später erzählte er uns, dass er früher Bürgermeister von Lenasia gewesen war.

Die zweite Krise betraf die Nahrungsmittelversorgung.

Die zweihundertsechsundfünfzig hatten keinen Proviant mitgebracht. Einige von ihnen hatten Vorrat für zwei oder drei Tage dabeigehabt, aber die meisten waren davon ausgegangen, dass sie in Vanderkloof mit allem versorgt werden würden.

Am Abend des Ankunftstages hielten mein Vater, Ravi, Father James und Pastor Nkosi die zweite Krisensitzung im Esszimmer des Waisenhauses ab. Ich saß mit am Tisch und hörte zu; Domingo hielt sich abseits, damit beschäftigt, eine Pistole zu reinigen und zu ölen. Pastor Nkosi schaute hin und wieder zu ihm hinüber, irgendwie verächtlich oder beunruhigt; es war schwer auszumachen, was wirklich in ihm vorging.

Beryl Fortuin brachte ihnen Kaffee, während sie über verschiedene Möglichkeiten diskutierten, bei der Suche nach

Nahrungsmitteln und der Essenszubereitung Gruppen zu bilden und in Schichten zu arbeiten. Beryl knallte das Tablett hin, setzte sich und sagte: »Ein Neubeginn für gute Menschen, richtig?«

Alle sahen sie an.

Sie war sauer. »So stand es in Willems Flugblatt. Deswegen haben sich die Leute auf den weiten Weg gemacht. Soweit ich mich erinnern kann, hieß es aber nicht: ein Neubeginn für gute Menschen, regiert von Männern mittleren Alters.«

Ich sah, wie mein Vater in die Runde schaute und nickte. Bischof James kam ihm zuvor. »Du hast vollkommen recht. Deine Klugheit wird hier genauso sehr gebraucht.«

Und so wurde Beryl Mitglied des Komitees.

Domingo hingegen blieb in tiefem Schweigen ein paar Tische entfernt von ihnen sitzen, stets mit irgendetwas beschäftigt, aber immer mit offenem Ohr.

Die dritte Krise trat zwei Tage später ein. Die Fahrzeuge standen vor der Midas-Tankstelle Schlange. Sie sollten für die geplanten Expeditionen betankt werden: der Suche nach verpackten, noch essbaren Nahrungsmitteln in sämtlichen Ortschaften in einem Umkreis von zweihundert Kilometern sowie dem Einfangen und Transport überlebender Schafe, Rinder, Schweine und Hühner aus den ehemaligen Farmen.

Doch dann ging das Benzin aus.

Das Komitee musste beraten und die Leute neu einteilen, so dass zwei Gruppen von je vier Leuten nach einem Tankwagen

suchten. Eine dieser Gruppen sahen wir nie wieder und fanden nie heraus, was aus ihr geworden war. Die andere Gruppe kehrte erst zehn Tage später zurück, mit einem großen, fast neuen Tankwagen voller Benzin.

Die meisten unserer Fahrzeuge brauchten jedoch Diesel.

So stolperten wir die ersten Meter unseres Wegs in die Zukunft entlang.

Am Samstag dieser ersten Woche fiel eine Meute ausgehungerter, blutdürstiger Hunde eine unserer Schafsexpeditionen an, sechs Kilometer östlich von Philippolis. Die Männer – zwei Erwachsene, zwei Jugendliche – hatten die Schafe in eine Ecke des Pferchs getrieben. Die Tiere waren nach so langer Zeit nicht mehr an Menschen gewöhnt und reagierten mit panischer Angst. Die Männer hatten vor, sie auf den Bakkie zu laden, konzentrierten sich ganz auf das Vieh und sahen die Hunde erst, als es schon zu spät war. Keiner von ihnen konnte mit den Waffen umgehen, die sie mitgenommen hatten. Daher verschossen sie den größten Teil der Munition schon auf der Flucht zurück zum Wagen, ohne die Hunde wirklich in Schach zu halten. Einer der Männer wurde in den Arm, einer der Jugendlichen in die Beine gebissen, bevor sie die Autotüren schließen konnten. Dann saßen sie im Führerhaus und mussten tatenlos mit ansehen, wie die Hunde die Schafe zerrissen. Erschrocken, aber weitgehend unversehrt kehrten sie nach Vanderkloof zurück.

Das Komitee beriet am Abend über diesen Vorfall.

»Wir müssen den Leuten das Schießen beibringen«, stellte Father James fest.

»Dann müssen wir zuerst genügend Munition sammeln«, gab mein Vater zu bedenken.

»Wer soll das machen?«, fragte Beryl. »Wir haben dafür weder genügend Leute noch Fahrzeuge noch Benzin.«

»Diejenigen, die nach Nahrungsmitteln suchen, sollen sich auch nach Munition umsehen. Auf den meisten Farmen hat es Waffen gegeben.«

Die Mitglieder des Komitees nickten schweigend, denn etwas anderes fiel ihnen auch nicht ein.

»Zu viele verschiedene Kaliber«, durchbrach Domingos Stimme die Stille. Es war das erste Mal, dass er während einer Komiteesitzung das Wort ergriff.

Alle fünf Köpfe der Mitglieder wandten sich ihm zu.

Er fuhr fort: »Auf den Farmen hatte man meist Jagdgewehre, und die gibt es in vielen verschiedenen Kalibern. Wenn wir den Leuten das Schießen beibringen wollen … In drei oder vier Monaten werden wir sehr weit fahren müssen, um noch Munition zu finden.«

Das Komitee schwieg.

»Schaut nicht so besorgt, es gibt eine Lösung«, erwiderte Domingo. »Wir müssen standardisieren. Das Militärdepot bei De Aar. Das liegt nur eine Stunde von hier entfernt. Da muss es ein paar Tausend R4s geben. Mindestens. Und Hunderttausende

Runden Munition.«

»R4s?«, fragte Pastor Nkosi.

»Das R4 war das Sturmgewehr der Weermag. 5.56 × 45 Millimeter, 35-er Magazin. Wenn wir das Arsenal nicht leerräumen, wird es früher oder später jemand anderer tun. Und dann haben wir größere Probleme.«

»Kannst du eine Expedition dorthin leiten?«, fragte mein Vater.

Domingo nickte.

In dieser ersten Woche brannte ich darauf, auch auf eine Expedition zu gehen. Irgendeine, aber am liebsten die von Domingo. Ich, der schon zwei üble Typen, ein paar Hunde und einen Springbock erschossen hatte. Der gemeinsam mit Pa in der Zeit vor Vanderkloof ein paar große Abenteuer überstanden hatte. Das war mehr, als man von den meisten anderen behaupten konnte, vor allem denjenigen, die auf die Suche nach Schafen, Nahrungsmitteln, Benzin und Munition geschickt wurden und nicht mal schießen konnten. Aber mein Vater schüttelte nur den Kopf, als ich fragte, ob ich mitfahren dürfe.

Ich hätte wissen müssen, dass etwas in der Luft lag.

Am Sonntagnachmittag beriet sich das Komitee, aber mein Vater trug mir auf, Melinda Swanevelder in der Küche zu helfen.

Am selben Abend machte Pastor Nkosi im Namen des Komitees eine Ankündigung, die mein Leben tiefgreifend verändern sollte. Die Gemeinschaft wurde aufgerufen, sich

vollzählig auf dem Parkplatz hinter dem OK-Value-Supermarkt zu versammeln, dem allgemeinen Treffpunkt, der später als »Forum« bezeichnet wurde. Der Pastor stand auf der Ladefläche des Tata Super Ace. Erst sprach er in seiner wohltönenden Stimme über die Nahrungsmittelknappheit und bat alle, die Rationierung des verfügbaren Essens zu respektieren. Er versprach, alle würden sehr hart an einer Verbesserung der Situation arbeiten, und sobald wir genügend Vieh beisammenhätten, könnten wir auch mit dem Schlachten beginnen.

Er berichtete über die verschiedenen Expeditionen. Es waren nicht gerade gute Nachrichten.

Und dann kam er zu »den Kindern«.

Laut der Zählung, so sagte er, gebe es neunundvierzig Kinder im Alter zwischen sechs und sechzehn Jahren. Das Komitee schlage vor, dass sich alle neunundvierzig am Montagmorgen um halb neun oben an der ehemaligen Bowling-Halle treffen sollten. Man habe drei Personen ausfindig gemacht, die übergangsweise als Lehrer unterrichten könnten. »Kinder, wir möchten, dass ihr euch darüber im Klaren seid, wie wichtig eure Schulbildung für die Gemeinschaft ist. Unter normalen Umständen würden wir euch daher ausschließlich zur Schule schicken. Aber wir leben nicht unter normalen Umständen. Darum gehen die Kinder, die zehn Jahre und älter sind, abwechselnd eine Woche zur Schule und helfen in der anderen Woche bei allen anfallenden Arbeiten.«

23

James Rankin
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Ich habe mein ganzes Erwachsenenleben lang für die Kirche gearbeitet. Elf Jahre war ich in der anglikanischen Diözese von Johannesburg tätig, aber nichts hat einen vorbereitet auf …

Einmal gab es einen Zwischenfall, als das Fieber seinen Höhepunkt erreicht hatte. Ich habe mit angepackt, im Milpark Hospital ausgeholfen, obwohl ich im Grunde nichts tun konnte, außer für die Kranken zu beten, für die Sterbenden, für die Verwandten, die sich infiziert hatten. Das war … Eines Tages … Ich stand gerade am Bett eines Sterbenden und hielt seine Hände, es war ein Sechs-Bett-Zimmer … Da hörte ich plötzlich Schreie, und ein Mann kam mit gezogener Waffe auf mich zu. Er sagte: »Das ist Ihr Gott, der das getan hat, es ist Ihr Gott«, und er kam immer näher und näher, die Pistole auf meinen Kopf gerichtet. Er war schon krank, das sah man ihm an, er war im ersten Stadium, das Fieber hatte gerade eingesetzt, er wusste, dass er sterben würde, und suchte jemanden, dem er die Schuld dafür geben konnte. Er stand ganz dicht vor mir und drückte mir den Lauf gegen die Stirn. Und dann sah er mich an und merkte, dass ich nicht krank war. Er schrie mich an: »Warum sind Sie nicht krank?« Wieder und wieder. Er war so wütend, ich war sicher, dass er mich erschießen würde.

Ich schäme mich, es zugeben zu müssen, aber ich hörte auf zu beten. Aus Angst, aber hauptsächlich, weil ich mich so furchtbar schuldig fühlte, dass ich nicht krank war.

Der Mann mit der Waffe … drehte die Pistole um und erschoss sich selbst.

Ich trage noch immer schwer an dieser Schuld, jeden Tag. Aber ich höre nicht mehr auf zu beten und sage mir, dass mich der Herr nicht grundlos verschont hat. Vielleicht war ich dazu ausersehen, diese Leute nach Amanzi zu führen.

Amanzi

Am 3. Juli im Jahr des Hundes trafen sich alle im Forum. Wir waren inzwischen über dreihundert. Geplant war die erste provisorische demokratische Wahl von Anführern. Mein Vater stand auf der Ladefläche des Tata. Er sagte, seiner Meinung nach bräuchten wir einen neuen Namen für diesen Ort, denn Vanderkloof sei in keiner Hinsicht passend. Und in der Stille, die darauf folgte, rief die gebeugte, graue Tannie Nandi Mahlangu: »Amanzi!«

Ein Gemurmel stieg von der Gruppe auf, als alle den Namen probeweise aussprachen. Jemand fing an zu applaudieren, und plötzlich fielen alle ein. Als der Applaus sich legte, sagte mein Vater: »Willkommen in Amanzi.«

Niemand erklärte, was Amanzi eigentlich bedeutete, deswegen war es mir peinlich, offen zu fragen. Ich traute mich erst, als

mein Vater und ich nach Hause gingen, wobei »Zuhause« damals und auch noch in den kommenden Jahren das Waisenhaus war, das wir mit Beryl und den Kindern, Melinda Swanevelder und ihrem hoffnungsvollen Freier Hennie Flaai, Domingo und Nero teilten.

»Es ist Zulu und Xhosa für Wasser«, erklärte Pa.

Ich dachte darüber nach, verstand aber immer noch nicht, warum alle so laut applaudiert hatten. »Aber warum haben denn alle so laut geklatscht?«

»Weil der Name perfekt ist.«

Nkosi Sebego
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Ich war Mitbegründer und Pastor der Grace Tabernacle Church of Christ in *Mamelodi*. Ich habe die Kirche all die Zeit offen gehalten. Es war sehr schwer, denn ich wusste, dass Gott uns eine Botschaft geschickt hatte, dass wir uns ändern müssten. Gott hat uns das Fieber geschickt, weil die ganze Welt auf einem Irrweg war. Das kann man aber nicht zu den Menschen sagen, die so schlimm leiden, die sterben.

Ich dachte, ich würde nicht sterben, weil ich ein gottesfürchtiger Mann war, ein rechtschaffener Mann. Doch dann musste ich mit ansehen, wie Gott mir meine Frau nahm, und sie war eine bessere Christin als ich. Und er nahm Babys und kleine Kinder, niemand wurde vom Fieber verschont. Das konnte ich nicht verstehen, und ich war sehr zornig auf Gott. Ich schrie und

fluchte. Aber ich glaube, Gott wusste, dass das an dem Schmerz über den großen Verlust und das Leiden lag.

Merkwürdig war, wie sicher es in Mamelodi während des Fiebers und auch noch danach war, sicherer als in den meisten weißen Wohngegenden. Ich glaube, dass ohnehin die meisten schwarzen Townships sicherer waren, weil die Schwarzen, die armen Leute, daran gewöhnt waren, einander zu helfen. Wir waren auch viel mehr an Verlust, Leiden und Zusammenhalt gewöhnt und daran, alles zu teilen.

Drei Monate nach dem Fieber waren wir neunundzwanzig Menschen in Mamelodi, die überlebt hatten, die in der Kirche zusammenkamen, die einander halfen und sich umeinander kümmerten. Ich bin dann hinaus zum Silver Lakes Golf Estate und nach Faerie Glen gefahren, wo all die Reichen lebten, hauptsächlich Weiße, um nach Essbarem zu suchen. Dort gab es keine Gruppen, niemand arbeitete zusammen. Nur ein paar Leute waren übrig, die auf alles schossen, was sich bewegte.

Domingo

Ich bin in Abbotsdale geboren. Das ist das Farbigentownship von Malmesbury. Dort bin ich zur Schule gegangen. Meine Mutter hat bei der Sasko Mill in der Stadt gearbeitet. Ich war in der Nähe von Swellendam, als das Fieber ausbrach. Ich hatte eine Art paramilitärischen Beruf. Nein, mehr will ich darüber nicht sagen. Ist doch egal. Nutzlose Information.

Nkosi Sebego

Ein Bild hat sich mir für immer eingebrannt. Es war zu der Zeit, als das Fieber am schlimmsten wütete. Ich fühlte mich an die Schwarzweißfilme über die KZs während des Zweiten Weltkrieges erinnert.

Ich wachte eines Morgens auf und hörte eine Maschine. Denkt daran, es war während des Fiebers … als es ganz schrecklich wurde, weshalb es in Mamelodi viel stiller war als sonst, da hörte ich diese große Maschine. Ich ging in die Richtung, aus der das Geräusch kam, von dem großen, unbebauten Gelände zwischen Khutsong und der Pateng-Oberschule, ungefähr einen Kilometer vom Mamelodi Hospital entfernt. Die Maschine war ein Bulldozer. Sie schob Menschen in ein Massengrab.

Es ist ein furchtbarer Anblick. Menschen. Menschen, die gelacht, geliebt, gelebt haben. Und da waren sie, nur noch Lappenpuppen. Die in ein Loch im Boden geschoben wurden. Wie Müll.

24

Nero »Lucky« Dlamini

Weißt du was? Ich war ein Dandy, ein *sharp dressed man*, ungelogen. Ich war der bestangezogene Psychologe im Großraum Johannesburg. Ich weiß, ich weiß, keine große Leistung, aber trotzdem …

Ich kann es nicht leugnen, mein Lebensstil war eine Reaktion auf die Armut, in der ich aufgewachsen bin.

Mein Vater ist nur vier Jahre zur Schule gegangen. Er war ein einfacher Arbeiter, Kfz-Elektriker in Braamfontein, und nach Feierabend reparierte er privat Autos in unserem Hinterhof in Orlando-Ost, damit wir über die Runden kamen. Meine Mutter hat im Baraghwanat gearbeitet, dem Krankenhaus, dem Chris-Hani-Hospital. Sie hatte die zehnte Klasse abgeschlossen und arbeitete in der Verwaltung der Kinderstation für Verbrennungsopfer. Oft kam sie abends nach Hause und weinte über das, was sie gesehen hatte in diesem Hospital, Township-Kinder, die schlimm verbrannt eingeliefert wurden. Krank durch Armut, so sagte sie.

Mein Vater hielt Nero für einen großen römischen Kaiser, ein klassischer Fall von gefährlichem Halbwissen. Jedenfalls bestand er darauf, dass ich auf diesen Namen getauft wurde. Aber er meinte es gut, und er war ein wunderbarer Mann. Er hat meine Mutter nie im Stich gelassen, deswegen habe ich ihm schon vor langer Zeit vergeben.

Wie auch immer, ich war ein kluger Junge. 1999 habe ich Abi gemacht, ich habe Stipendien erhalten und wollte Psychologie studieren, denn ich

wollte wissen, wie die Menschen ticken. Warum viele so … so böse waren. Ich bin an die Uni in Witwatersrand gegangen. 2006 habe ich eine Praxis in Sandton eröffnet und die ganzen neureichen schwarzen Geschäftsleute da behandelt, und nach zwei Jahren dachte ich, besser kann es nicht mehr werden, aber veränderte ich damit wirklich die Situation meiner Leute? Also habe ich mir eine sechsmonatige Auszeit genommen, lange nachgedacht und mich umorientiert.

Um es kurz zu machen: Schon seit jeher hat mich die Tatsache fasziniert, dass wir unbedingt in einer Beziehung leben müssen. Weißt du, wir werden geradezu zerfressen von diesem Bedürfnis, dieser tiefen Sehnsucht, geliebt zu werden, mit jemandem zusammen zu sein. Die Krankheit der letzten Jahrzehnte vor dem Fieber war Einsamkeit, ein Mangel an Geliebtwerden. Alles drehte sich darum, mit jemandem zusammen zu sein, Filme, Bücher, Fernsehen, Facebook … Ich hatte viele Patienten, reiche Leute, Willem, sehr reich, überaus erfolgreich. Und dabei zutiefst unglücklich. Blickte man hinter die Fassade, brauchten sie im Grunde nichts als Liebe.

Da habe ich mich auf Paartherapie spezialisiert. Was meinst du, was ich dir alles erzählen könnte!

Ich mochte Nero Dlamini sehr gern. Ich sprach ihn respektvoll mit Oom an, aber er bat mich, ihn einfach Nero zu nennen.

Auch mein Vater schätzte Nero vom ersten Tag an. Weil er ein *Raconteur* sei. »Als ich fragte, was das bedeutete, erklärte mein Vater, so nenne man einen besonders guten Geschichtenerzähler. Das Wort stamme aus dem Französischen des 19. Jahrhunderts. »Raconter« bedeute »erzählen«. Hinzu kam, dass Nero zum

intellektuellen Sparringspartner meines Vaters wurde, der gut zuhören konnte, oft anderer Meinung war und später meinem Vater zur Seite stand, als Pastor Nkosi ihm so übel mitspielte.

In der Raconteur-Version über die Gründe seiner Reise nach Amanzi sagte er, ihn habe die Notwendigkeit getrieben und die Freude am Fahrradfahren:

Also, Radrennen bin ich nicht gefahren. Ich war mehr ein Wochenend-Mountainbike-Champion, mir ging es um die Fitness, die gute Figur in den ganzen scharfen Klamotten. Habe ich dir schon erzählt, dass ich ein echter Dandy war? Jogging war nie etwas für mich, das ist so ein uneleganter Zeitvertreib, man schwitzt und schnauft … Mein großer Traum war es, eines Tages mit dem Fahrrad durch Europa zu fahren. In der Ära vor dem Fieber. Dann, in den ersten Monaten nach dem Fieber, dachte ich nicht mehr ans Radfahren, sondern nur noch ans Überleben. Ich wohnte in Sandton. Frühmorgens habe ich Lebensmittel gehamstert, weil es dann am sichersten war. Die gefährlichen Leute waren eher nachtaktiv. Und es war so furchtbar unelegant, vor den gefährlichen Leuten davonzulaufen. Ich wusste, dass ich fortgehen musste, die Ressourcen gingen zur Neige, und die gefährlichen Leute wurden mehr, aber wohin sollte ich gehen? Und wie? Ich hatte keine Ahnung, wo und wie ich an Benzin kommen sollte. Ich bin technisch unbegabt, leider hat mir mein Vater sein Talent nicht vererbt.

Eines Tages habe ich auf der Straße euer Flugblatt gefunden, Hennie Flaais Airmail-Flugblatt, und ich dachte, dann fahre ich doch einfach mit dem Rad. Natürlich war das mit einem gewissen Risiko verbunden, aber ich dachte: Wer wird wohl einen schwarzen Mann auf einem Fahrrad berauben?

Es gab da diesen Fahrradladen, den Cycle Lab Fourways Megastore, wo ich mein Silverback Sola 4 gekauft hatte, mein Alltagsrad. Jeden Samstag vor dem Fieber war ich dort gewesen und hatte sehnsüchtig das Cannondale betrachtet. Es war eine Art Hassliebe, oh, du schönes Ding, aber wie kann jemand 150 000 Rand für ein Fahrrad ausgeben in diesem Land? Das ist vulgär.

Dann fand ich das Flugblatt, mir gefiel, was ich las, und ich sagte mir: Okay, da muss ich hin. Daraufhin ging ich zum Xycle Lab, und ob ihr es glaubt oder nicht: Nach der Apokalypse hat niemand auch nur einen einzigen Gegenstand aus diesem Laden geklaut. Nichts. Ich ging rein und dachte, das Cannondale ist garantiert längst weg, aber da stand es, und dazu alles, was es sonst noch in diesem Laden gab, Energieriegel, Wasserflaschen, alles Mögliche. Ich nahm also das Cannondale, ein Garmin Edge 810-Navi und dazu die schönste, beste und teuerste Fahrradausrüstung, die es gab, packte alles in einen Rucksack und machte mich auf den Weg. Ich wusste nichts von den Hunden, ich habe in den ganzen drei Wochen gerade mal vier Hunde gesehen, auf den ganzen 629 Kilometern, das ist die genaue Distanz von dem Fahrradladen aus bis hierher laut Navi, bevor die Batterie leer war. Erst bei meiner Ankunft hier habe ich von den Hunden erfahren. Da habe ich im Nachhinein noch Angst bekommen, das schwöre ich, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren, und ich dachte, ich habe wirklich großes, großes Glück gehabt. Aber ich habe es genossen, ich bin mit dem Cannondale über die N1 gefahren und war das einzige Fahrzeug, und ich konnte hören, wenn ein anderes kam, schon von weitem, und mich dann so lange neben der Straße verstecken, bis es vorbei war. Vielleicht war das unnötig. Vielleicht hätten die Leute, die mich sahen, gedacht, dieser

schwarze Typ auf dem Rad muss ein Bekloppter sein, lassen wir lieber die Finger von ihm.

Er traf am 2. Mai im Jahr des Hundes bei uns ein. Den wahren Grund für sein Kommen würden wir erst später herausfinden. Denn am 3. Mai erreichte uns die erste Kaltfront dieses bitteren Winters – sieben Zentimeter Schnee, schon im Herbst, ein äußerst seltenes Ereignis am Rande der Karoo. Innerhalb eines Tages fielen die Temperaturen bis weit unter den Gefrierpunkt, Rohre platzten, Kinder zitterten vor Kälte und bewarfen sich auf der Straße mit Schneebällen. Die ganze Gemeinschaft musste sich schnell umstellen, Notreparaturen ausführen und irgendwie für Wärme sorgen.

Dann, am 5. Mai, kamen die KTM. Zum ersten Mal.

25

Die KTM

Vor dem Fieber habe es vielleicht alle fünf oder sechs Jahre in der Karoo geschneit, erzählte mein Vater. Es sei nicht mal richtiger Schnee gewesen, nur so ein halber Zentimeter Raureif, der »Kapok« genannt wurde. Das Wort stamme vom malaiischen Wort Kapuk und meine die flaumigen Pflanzenfasern aus den Früchten des Kapokbaumes, mit denen Kissen und Matratzen gestopft würden.

Am Morgen des 3. Mai lag der Schnee sieben Zentimeter hoch.

Nach dem Schnee kamen Stürme und Eisregen.

Die Gemeinschaft besaß nicht genügend warme Kleidung für diese extreme Witterung. Auch hatte niemand daran gedacht, ausreichend Brennholz für den Winter zu sammeln. Die Straßen und Wege waren mehrere Tage lang fast unbegehbar.

Ich und Jacob Mahlangu, der Enkel der alten Tannie Nandi, waren zu Viehhütern ernannt worden, eine Aufgabe, die wir jede zweite Woche verrichteten, wenn wir nicht in die Schule mussten. Doch am 5. Mai ging niemand in die Schule. Wir beiden fuhren hinten auf dem Gemeinschaftstraktor mit, den Oom Hennie Flaai steuerte. Wir brauchten über eine Stunde bis ins Schutzgebiet oben am Berg. Dort mussten wir Schnee wegfegen und schaufeln, damit unsere wachsenden Herden von

Schafen und Rindern ein paar freie Stellen hatten, an denen sie Gras fressen konnten. Danach sammelten wir Holz, das wir schlagen, zersägen und zum Hänger tragen mussten. Es war harte körperliche Arbeit; wir waren nass, durchgefroren und bis zum späten Nachmittag auch sehr hungrig.

Normalerweise halfen wir abends Domingo, Gewehre zu reinigen. Doch am Abend des 5. Mai war ich zu müde. Mein Vater, Nero Dlamini und Ravi Pillay saßen im großen Wohnzimmer des Waisenhauses zusammen und diskutierten die Möglichkeit, dass der viele Rauch in der Atmosphäre für diese extremen und ungewöhnlichen Witterungsbedingungen verantwortlich sein könnten – der Rauch von Bränden überall auf der Welt, von überstürzt verlassenen Industrieanlagen und überhitzten Atomreaktoren, unkontrollierten Bränden von Wäldern und sogar von ganzen Städten in ehemals dicht bevölkerten Ländern, die in Flammen aufgegangen waren, zum Beispiel aufgrund undichter Gasleitungen. Keiner von uns konnte sich daran erinnern, dass es im südlichen Afrika jemals solche klirrende Kälte und so viel Schnee so früh im Jahr gegeben hatte.

Domingo hielt sich abseits, wie gewöhnlich. Er ölte und reinigte fünf R4-Gewehre aus unserem Arsenal, das wir aus dem Militärlager von De Aar herbeitransportiert hatten. Jeden Abend nahm er sich fünf Waffen vor und brachte sie morgens wieder zurück ins Magazin. Domingo bewahrte zweihundert Gewehre mit zugehöriger Munition im Tresorraum der alten Polizeiwache auf – die Gewehre, die er regelmäßig reinigte. Weitere Tausende

von Gewehren und eine große Menge Munition hatte er an einem geheimen Ort versteckt, von dem nur das Komitee wusste. Und ich, denn ich hatte gelauscht. Die Waffen befanden sich im Lagerhaus des Naturreservats, sieben Kilometer außerhalb der Ortschaft am Berghang. Abgelegen und von einem Zaun und einem Tor geschützt.

Domingos Bewegungen waren rhythmisch, systematisch und geübt. Beruhigend für einen erschöpften Dreizehnjährigen, dem schon die Augen zufielen.

Bis Domingo plötzlich seine Arbeit unterbrach, den Kopf hob und zur Eingangstür schaute. »Da ist jemand«, sagte er.

Mein Vater seufzte. Den ganzen Tag kamen Leute und klagten über eine neue Krise, weitere Beschädigungen oder Mangel an irgendetwas.

Domingo legte das Gewehr beiseite, stand auf und ging zur Tür. Erst dann ertönte ein lautes, drängendes Klopfen.

Ich war wach; ich sah, wie auch Pa und Ravi aufstanden. Domingo öffnete, der Wind wehte eisig herein. Draußen stand eine fremde Frau. Sie war hochgewachsen und beeindruckend schön. Ihre Haare waren grau meliert, obwohl sie noch nicht alt war. Sie sagte etwas, was ich nicht hören konnte. Domingo sah sie an, dann die Leute, die offenbar hinter ihr standen. Bis mein Vater sagte: »Lass sie reinkommen.«

Domingo zögerte.

Dann trat er beiseite. Die Frau trat ein. Hinter ihr folgten weitere vier Frauen und drei Männer, alle unter fünfzig Jahre.

Fremde. Mein Vater lud sie ein, sich zu setzen. Die Frau stellte sich vor. Sie hatte eine melodiöse Stimme und sagte, ihr Name sei Mecky Zulu. Es tue ihr leid, dass sie so spät noch störten, sie wären gerne früher hier gewesen, aber ihr Kleinbus habe vor Venterstad eine Panne gehabt. Ein bärtiger Mann Mitte vierzig stellte sich als Hans Trunkenpolz vor. Sie hätten unser Flugblatt in Steynsburg gefunden. Von dort aus hätten sie zwei Tage bis hierher gebraucht, wegen des Schnees und ihrer technischen Probleme.

Mein Vater hieß sie willkommen, lud sie ein, sich ans Feuer zu setzen, und fragte, ob sie schon etwas gegessen hätten. Er ging selbst in die Küche, um Salzgebäck und Kaffee zu holen, während sich der Bischof mit den Neuankömmlingen unterhielt.

Domingo starrte die Neuen an. Dann ging auch er in die Küche. Ich kam hinterher, neugierig, denn ich sah ihm an, dass er beunruhigt war.

»Sie lügen«, sagte Domingo hinter der geschlossenen Küchentür.

»Wie meinst du das?«, fragte mein Vater.

»Es stimmt nicht, dass ihr Fahrzeug eine Panne hatte.«

»Woher weißt du das?«

»Ihre Hände sind sauber.«

»Domingo, wir wissen doch gar nicht, was kaputtgegangen ist. Dass ihre Hände sauber sind, muss doch nicht bedeuten …«

»Wo sind die Kinder, die alten Leute?«

»Was meinst du?«

»Sie sind keine natürliche Gruppe. Sie sind alle … im kampffähigen Alter. Und wachsam …«

»Fünf von ihnen sind Frauen.«

Domingo runzelte die Stirn. »Willem, irgendetwas stimmt nicht mit ihnen!«

Mein Vater lächelte. »Ich weiß deine Sorge zu schätzen, aber für mich sehen sie nach ganz normalen, harmlosen Leuten aus, und sie sind müde und hungrig.« Damit trug er das Tablett hinaus ins Wohnzimmer.

Trunkenpolz und Mecky Zulu führten das Wort. Sie erzählten, sie kämen alle von der Ostküste: Margate, Durban, Umhlanga und Richardsbaai. Sie hätten einander nach dem Zusammenbruch getroffen und sich schließlich gemeinsam auf den Weg gemacht, auf der Suche nach einem sicheren Ort. Micky sei eine Zuluprinzessin, erklärte Trunkenpolz ehrerbietig. Er sei Ingenieur.

»Das ist eine gute Nachricht«, sagte mein Vater. »Wir brauchen dringend einen Ingenieur. Welche Berufe habt ihr sonst noch?«

Bevor sie antworten konnten, fragte Domingo: »Was ist mit eurem Bus passiert?«

»Wie bitte?«, fragte Trunkenpolz.

»Ihr habt gesagt, ihr hättet eine Panne mit eurem Kleinbus gehabt. Was ist passiert?«

»Der Vergaser … Wir nehmen an, dass das Benzin in den

Tankstellen allmählich verdirbt. Wir mussten den Vergaser reinigen. Komplett. Hat ein paar Stunden gedauert, bis wir den verdammten Fehler gefunden hatten.«

Domingo nickte.

»Ihr könnt heute Abend hier im Waisenhaus übernachten«, bot mein Vater an.

Nachdem alle in ihren Zimmern waren, klopfte Domingo an unsere Tür. Pa öffnete. Domingo kam herein, ein Gewehr in der Hand. »Ich traue ihnen nicht.«

»Lass uns jetzt schlafen gehen«, entgegnete mein Vater entschieden. Er hatte offenbar genug.

»Keiner von denen riecht nach Benzin. Man kann keinen Vergaser reinigen, ohne danach nicht nach Benzin zu riechen.«

»Bitte, Domingo, lass uns morgen weiter darüber reden.«

Die KTM raubten uns kurz vor Mittag des nächsten Tages aus. Es war der 6. Mai. Ich war selbst nicht zugegen. Jacob Mahlangu und ich mussten mit dem Quad auf den Berg, um zu kontrollieren, ob das Vieh genügend offene Stellen zum Fressen hatte, und um Raubtiere zu verscheuchen. Wir brauchten lange, bis wir am Nachmittag wieder zurück waren, denn oben im Reservat lag noch hoher Schnee, und die unbefestigten Wege waren matschig und seifenglatt.

Als wir endlich wieder in Amanzi ankamen, hörten wir die ganze Geschichte:

Am Morgen gaben Pa und Pastor Nkosi Mecky Zulu, Trunkenpolz und den anderen Neuankömmlingen ein kräftiges Frühstück, führten sie im ganzen Dorf herum und zeigten ihnen das Wichtigste. Sie wählten Häuser für sie aus, erledigten die Verwaltungsformalitäten in der alten Post und gaben ihnen ihre Rationen dort, wo wir die meiste Nahrung aufbewahrten, im alten OK-Value-Supermarkt.

Domingo saß vor der Polizeiwache und beobachte das Geschehen, die R4 griffbereit. Er war der Einzige in Amanzi, der bewaffnet war. Trunkenpolz und Mecky gingen zu ihm hin. Trunkenpolz stellte ihm eine Frage über das Gewehr, um Domingo abzulenken, da zog Zulu eine Pistole aus ihrer Handtasche, hielt sie Domingo an den Kopf und sagte: »Gib ihm das Gewehr!«

Domingo blieb reglos sitzen.

Trunkenpolz holte eine zweite Pistole aus Meckys Handtasche, schlug Domingo damit ins Gesicht, schrie: »Her mit dem Gewehr!«, und riss Domingo die R4 aus der Hand. Domingo blutete an Nase und Jochbein. Tatenlos musste er mit ansehen, wie Mecky Zulu den anderen Männern bei ihrem Kleinbus ein Zeichen gab. Einer holte ein Funkgerät hervor und sprach hinein.

Zehn Minuten später hielten ein Lkw und einige Motorräder an. Die Motorräder waren leuchtend orange und schwarz, und auf den Tanks standen die Buchstaben KTM. Die Männer waren alle bewaffnet. Sie schleppten unseren gesamten Vorrat an Konserven und Trockennahrungsmitteln aus dem Supermarktlager, stahlen

alle zweihundert R4-Gewehre und die Munition aus der alten Polizeiwache und luden alles in den Lkw. Einer der Männer, die in der Nacht angekommen waren, stieg in unseren Dieseltankwagen und fuhr damit weg.

Trunkenpolz zielte mit der R4 auf Domingos Kopf und sagte zu Mecky: »Den da müssen wir erschießen.«

Unsere Leute, die alles mit angesehen hatten, sagten hinterher, Domingo habe keine Angst gezeigt. Er habe nur dagesessen, Hass und Wut in den Augen, komplett auf Trunkenpolz fokussiert, die Hände zu Fäusten geballt, die Nägel so tief in die Handflächen gebohrt, dass Blut hervorquoll.

Die Frau musterte Domingo verächtlich von Kopf bis Fuß. »Ach, lohnt sich nicht.«

Und dann fuhren sie mit ihren knatternden Motorrädern in einem Triumphzug davon.

Am Abend versammelte sich das Komitee im Esszimmer des Waisenhauses. Mein Vater sagte: »Ich habe einen Fehler gemacht. Ich hätte auf Domingo hören sollen.«

»Wir sind alle … Wir sind zu gutgläubig«, stellte Bischof Rankin fest.

»Das müssen wir ändern«, stimmte Ravi zu. »Und zwar bald.«

»Aber wie? Wir haben doch gar keine Ahnung«, erwiderte Pastor Nkosi.

»Wir vielleicht nicht«, entgegnete mein Vater und sah zu mir hinüber in die Ecke, in der ich saß und zuhörte. »Hol Domingo,

Nico.«

Ich ging ihn suchen. Er war nicht im Wohnzimmer. Ich klopfte an seine Zimmertür. Er öffnete. Die Wunden zeichneten sich als dünne blutige Striche an Jochbein und Nase ab. »Mein Vater bittet dich, runter ins Esszimmer zu kommen.«

Er nickte, als wüsste er genau, warum. Wir gingen gemeinsam hinunter.

Im Esszimmer fragte Beryl: »Was sollen wir tun, Domingo?«

Er sah sie an. »Das fragt ihr mich?«

»Ja. Was können wir tun, damit so etwas nie wieder passiert?«

»Bitte setz dich zu uns«, sagte mein Vater.

»Ich bleibe lieber stehen.«

»Was sollen wir tun?«

»Wir müssen den Zugang zum Dorf versperren«, sagte Domingo. »Wir müssen ihn versperren und Tag und Nacht von Bewaffneten bewachen lassen.«

»Aber wir haben doch gar kein Tor«, entgegnete Pastor Nkosi.

»Wir haben die beiden Busse. Die könnten wir quer über die Straße schleppen, auf der halben Strecke den ersten Hügel hinauf«, sagt Domingo. »Dazwischen stellen wir noch ein Auto. Dann kann niemand mehr ohne weiteres durchfahren. Das Auto können wir wegschieben, wenn wir jemanden durchlassen wollen. Das kostet uns nichts.«

»Setz dich doch bitte, Domingo«, bat mein Vater erneut.

»Nein, danke.«

»Ist das alles? Meinst du, das reicht?«, fragte Beryl.

»Nein. Wir müssen eine Armee ausbilden«, erwiderte Domingo.

»Traurig«, sagte der Bischof, »aber wahr.«

»Das wird eine sehr kleine Armee werden«, bemerkte Beryl. »Wir haben nicht genügend Leute.«

»Dann ist sie eben erst mal klein«, erwiderte Domingo. »Besser klein als gar nichts. Schon eine kleine Armee hätte den KTM-Abschaum abwehren können.«

So wurden die Räuber also erst als »KTM-Abschaum« bezeichnet und später nur noch als »KTM«.

»Könntest du eine solche Verteidigungsarmee aufstellen? Und ausbilden?«, fragte Pa.

Domingo schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Verteidigung ist der falsche Ansatz. Was wir brauchen, ist eine Angriffsarmee«, sagte er. »Die werde ich ausbilden.«

Ich weiß noch, dass an jenem Abend die Gefühle im Esszimmer des Waisenhauses hohe Wellen schlugen. Es wurde über Maßnahmen, Prioritäten, Führungsmodalitäten und die allgemeine Philosophie der Aufnahme von unbekannten Neuen gestritten.

Nero Dlamini, der mit einem Buch in der Hand und einem schlafenden Kind auf dem Schoß etwas abseits saß, brach schließlich die Spannung. Mit einem Seufzer stieß er hervor: »Mein Gott, war diese Frau schön.«

»Welche Frau?«, fragte Pastor Nkosi verstört.

»Diese Zuluprinzessin. Wenn ich schon beraubt werden muss, dann wenigstens von ihr.«

26

Der Scharfschütze

Am 7. Mai begannen die Arbeiten zur Sicherung des Zugangs nach Amanzi.

Bevor Jacob Mahlangu und ich wieder hinauf auf den Berg fuhren, um das Vieh zu hüten, schauten wir kurz vorbei: Mein Vater stand mit dem Bischof und Beryl am Hang und beobachtete, wie Domingo und seine Helfer die Absperrung errichteten. Mein Vater wirkte ein wenig nervös und bedrückt.

Domingo und die Männer schleppten die beiden Busse quer über die Straße, genau da, wo sie zwischen den ersten beiden Hügeln hindurchführte. Es war eine klug gewählte Stelle, denn wenn später ein Torwächter im vorderen Bus saß, konnte er von dort aus mindestens drei Kilometer weit ins Tal schauen, und mit Verteidigern auf den Anhöhen würde es sehr schwierig werden, das neue Tor anzugreifen. Domingo montierte die Räder der beiden Busse ab, so dass sie nur noch mit Mühe bewegt werden konnten. Dann schleppte er einen schweren alten Nissan Pick-up bis an die Busse heran, so dass er quasi den Querstrich eines H bildete. Wenn ein Fahrzeug zwischen den Bussen hindurch wollte, musste erst der Nissan beiseitegeschoben werden.

Domingo ließ ständig zwei Leute Wache stehen – einen in jedem Bus –, ausgerüstet mit Funkgeräten, um ihm und meinem

Vater Bescheid zu sagen, wenn sich jemand näherte. Anschließend transportierten Domingo und seine Mannschaft Steine und Felsbrocken heran, um die Lücken zwischen den Bussen und den Hügeln am Straßenrand zu füllen. Sie brauchten drei Wochen dafür.

In der Nacht brachte Domingo ungesehen weitere zweihundert R4-Sturmgewehre und genügend Munition aus dem Lager am Berg in den Ort hinunter. Er füllte das Waffenlager in der Polizeiwache auf, und in der darauffolgenden Woche erhielten alle in Amanzi die Gelegenheit, Schießen zu lernen und ihr Talent unter Beweis zu stellen, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, jeder, der älter als zehn Jahre war. Diejenigen, die noch auf Expedition waren, kamen nach ihrer Rückkehr an die Reihe. Domingo baute einen Schießstand im großen alten Steinbruch in der Nähe der Talsperre. Jede Gruppe von zehn Schützen erhielt eine Stunde lang eine Grundausbildung im sicheren Umgang mit Waffen. Dann kam das Schießtraining. Wenn alle es einigermaßen konnten, prüfte Domingo uns: Jeder musste fünf Steine, ungefähr so groß wie ein Backstein, in fünfzig Metern Entfernung aufreihen und versuchen, sie mit fünf Kugeln durch ein offenes Visier zielend zu treffen. Auf diese Weise trennte er die Spreu vom Weizen.

Ich bekam meine Chance erst sehr spät. Ich hatte große Angst, zu versagen, denn ich hatte den anderen Jungs gegenüber ein wenig angeben und behauptet, ich könne schießen. Außerdem

wurde ich von meiner Sehnsucht getrieben, Domingo zu beeindrucken

Ich zerschoss alle meine fünf Steine.

Am nächsten Tag trat ich gegen die anderen Finalisten an, die ebenfalls alle fünf Steine getroffen hatten – wir waren zu zwölft. Diesmal mussten wir auf hundert Meter treffen. Ich schaffte es zusammen mit sechs anderen in die Auswahl für die hundertfünfzig Meter. Danach waren wir immer noch zu sechst. Auf zweihundert Meter waren die Steine fast zu klein, um sie noch zu erkennen. Nur drei von uns schafften es. Die anderen beiden waren schon über zwanzig. Ich konnte meinen Stolz kaum verhehlen. Ich warf einen kurzen Blick zu meinem Vater hinüber, aber er schien wütend zu sein. Er sah mich mit verschränkten Armen an. Was war bloß mit ihm los?

Domingo ging zu seinem Jeep – dem, der den beiden ursprünglichen Vanderkloof-Bewohnern gehört hatte. Er holte drei weitere Gewehre heraus und gab jedem von uns eines. Sie waren mit Fernrohren ausgerüstet. »Das ist die DM-Variante des R4. DM bedeutet ›dedicated marksman‹ – dies hier sind Scharfschützengewehre. Die Fernrohre sind eingestellt. Ihr schießt jetzt auf eine Distanz von dreihundert Metern.«

Ich war der Einzige, der alle fünf Steine traf. Domingo versetzte mir einen Knuff mit der Faust. Ich rannte zu meinem Vater.

»Pa, ich werde Soldat!«

Er sagte: »Du bist noch zu jung, Nico.«

»Aber Pa …«

»Nein. Du bist noch zu jung.«

»Bitte, Pa!«

»Keine weitere Diskussion.«

Was hatte er nur? Ich hatte den Schießwettbewerb gewonnen, das hier war mein größter Augenblick, der Höhepunkt meines bisherigen Lebens. Und er ging einfach weg? Tiefe, absolute Enttäuschung durchlief mich, gefolgt von unbändiger Wut. Es war so furchtbar ungerecht! Am liebsten hätte ich ihn angeschrien: Wie kannst du so etwas zu mir sagen? Was ist mit den beiden Männern, die ich erschossen habe? Weil du es nicht konntest, weil du zu weich warst, zu ängstlich, abzudrücken. Da war ich nicht zu jung! Und was ist mit den Hunden, die ich töten musste, um dich zu retten? Da war ich auch nicht zu jung. Und was ist mit dem Bock, den wir bei der Koedoeskop Game Ranch gejagt haben? Auch da war ich nicht zu jung.

Ich atmete tief ein, um meiner Wut Luft zu machen, um ihm das alles um die Ohren zu hauen, vor allen anderen, mir war das egal, er hatte mich verraten.

Da legte sich eine Hand um meinen Arm und drückte fest zu. Es war Domingo. Er schüttelte nur den Kopf.

27

Der Gau

Im Mai und im Juni dieses Jahres geriet das junge Amanzi-Projekt ins Wanken.

Der erste Schnee und die Kälte, die so außergewöhnlich bitter und unerwartet über uns hereinbrachen, machten uns deutlich, wo es überall an Fähigkeiten und Kenntnissen, Organisation und Planung mangelte. Ich hörte einen Bewohner zu einem anderen sagen, mein Vater sei gar nicht so klug, wie alle glaubten. Wie könne man einen Ort für einen Neubeginn auswählen, an dem es nicht einmal genügend Bäume für Brennholz im Winter gebe?

Bei dem schlechten Wetter aßen wir mehr, hatten aber zugleich weniger Möglichkeiten, nach neuen Nahrungsmittelvorräten zu suchen. Außerdem wurden viele Hände gebraucht, um Straßen, Dächer und geplatzte Rohre zu reparieren und zugesetzte Schornsteine zu reinigen, oft ohne die nötigen Kenntnisse und die richtigen Gerätschaften dafür zu haben. Diejenigen, die auf Essensuche gingen, hatten mit glatten, beschädigten oder unbefahrbaren Straßen zu kämpfen. Wir gingen drei Wochen lang nicht zur Schule, weil alle Kinder mit anpacken mussten, um die viele Arbeit zu bewältigen. Die fünfzehn-, sechzehnjährigen Jungen begleiteten die Erwachsenen auf Expeditionen, auf der Suche nach Schafen, Rindern, Schweinen und Hühnern. Ich

wurde für keine davon eingeteilt.

Zugleich wuchs unsere Zahl ständig; jede Woche trafen Grüppchen müder, hungriger Neuankömmlinge ein.

Wenn die plötzlichen eisigen Temperaturen und der Schnee die einzigen Rückschläge gewesen wären, hätten wir relativ gut über die Runden kommen können. Der Raubzug der KTM hatte jedoch alles verändert und ließ die Dominosteine schneller umkippen. Der Verlust an Waffen und Sicherheit untergrub den Optimismus und das Selbstvertrauen Amanzis; der Diebstahl von Essen und Treibstoff brachte die Gemeinschaft an den Rand des Zusammenbruchs, Hunger und Entbehrung fachten die Flammen von Unzufriedenheit und Rebellion an. Alle wussten, dass wir die Nahrungsmittel rationieren mussten. Alle waren sich einig, dass sie meinem Vater und Ravi Pillay die gerechte Verteilung anvertrauen konnten. In den ersten zwei Wochen nach dem KTM-Überfall fanden sich alle ergeben mit den Umständen ab. Doch dann begannen der Hunger und die Kälte zu nagen, und die Leute beschwerten sich: Warum wir nicht noch mehr Rinder und Schafe schlachten könnten oder die Hühner, die Hennie Flaai in den provisorischen Gebäuden der ehemaligen Feriensiedlung züchtete? Warum konnten wir nicht noch mehr Springböcke im ehemaligen Schutzgebiet abschießen?

»Weil diese Reserven endlich sind und noch ein langer, harter Winter vor uns liegt«, erklärte mein Vater jedes Mal geduldig, und die Komiteemitglieder standen felsenfest hinter ihm. »Wir müssen nachhaltig wirtschaften, auch wenn das zunächst mal

Verzicht bedeutet.«

Mein Vater stand unter großem Druck. Mehr als einmal wurde ich mitten in der Nacht wach und sah ihn aufrecht im Bett sitzen und ins Leere starren. Er musste ein neues Loch in seinen Gürtel stanzen, weil er abgenommen hatte. Es war, als schultere er ganz allein die volle Verantwortung für die sich anbahnende Katastrophe. Am 26. Juni klagte erneut eine Gruppe von Amanzi-Bewohnern über die kargen Rationen, als sie sie am OK-Value-Supermarkt in Empfang nahmen. Wieder versuchte mein Vater, ihnen die Notwendigkeit einer langfristigen Planung vor Augen zu halten.

»Wer gibt dir überhaupt das Recht, solche Entscheidungen zu treffen?«, rief eine Frau mit gehässiger Stimme anonym irgendwo in der Schlange. Andere begannen in demselben Tenor zu murren, in einer anschwellenden Woge der Zwietracht.

Da beschloss mein Vater, dass es Zeit wurde für demokratische Wahlen, und zwar so schnell wie möglich.

Bei einer Forumsversammlung in Anwesenheit von ganz Amanzi beschloss die Gemeinschaft, am 14. Juni ein Leitungskomitee von sechs Personen zu wählen. Stimmberechtigt sollten alle Bewohner ab sechzehn Jahren sein; zur Wahl stellen konnte sich jeder ab achtzehn, und alle gewählten Kandidaten mussten mit ihrer Wahl einverstanden sein.

Viele Leute redeten Domingo zu, sich als Kandidaten aufstellen zu lassen, doch jedes Mal lehnte er dankend ab.

Abends bat ihn mein Vater, noch einmal über seine Entscheidung nachzudenken. »Wir brauchen dich.«

»Ich habe gründlich nachgedacht«, lautete seine Antwort.

Es war der 2. Juli, zwölf Tage vor den Wahlen. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit kehrte eine Expedition zurück, drei Männer mittleren Alters und zwei knapp sechzehnjährige Jugendliche, die mit einem Zehntonner-Schaftransporter unterwegs gewesen waren. Zwei Wochen lang hatten sie den ehemaligen Nord-Vrystaat abgeklappert: Welkom, Virginia, Kroonstad. Praktisch erfolglos. Ihre Ausbeute war mager, ihre Enttäuschung groß.

Gleich nach ihrer Ankunft meldeten sie sich im Waisenhaus. Mein Vater befahl allen Bewohnern, beim Ausladen des Transporters zu helfen, denn die Arbeiter aus dem OK-Value-Supermarkt hatten bereits Feierabend. Wir machten uns auf den Weg; er und ich, Beryl und Domingo, Pastor Nkosi, Hennie Flaai und Melinda Swanevelder. Bischof Rankin war krank, er blieb zu Hause.

Wir arbeiteten im Dunkeln, in der eisigen Kälte. Während wir die Vorräte abzählten und hineintrugen, berichteten die Teilnehmer der Expedition von ihren Entbehrungen, von Schlaglöchern auf den Straßen, von Überfällen und geplünderten Supermärkten und Kiosken überall in den Städten und Dörfern.

Domingo, der gerade einen großen Karton in den Laden schleppte, bemerkte: »Klar, wir sind ja auch dumm.«

»Was hast du gesagt, Domingo?«, fragte mein Vater scharf.

Domingo blieb stehen und stellte den Karton ab. »Wir sind dumm«, wiederholte er.

»Was soll das heißen?« Mein Vater kam näher. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Kalt, einen eisigen Blick in den Augen. Ich wusste, dass es an der Anspannung der letzten Wochen und dem Druck der Verantwortung lag. Es wurde plötzlich still. Alle sahen Pa an – und Domingo.

»Es heißt, dass wir die tief hängenden Früchte für zuletzt hätten aufsparen sollen – die nächstgelegenen Ortschaften für den Winter. Für schlechte Zeiten. Wir hätten in weiterem Umkreis nach Essen suchen sollen, als das Wetter noch gut war.«

Pa trat dicht an ihn heran. »Und warum hast du nie etwas gesagt?«

»Weil mich keiner danach gefragt hat.«

»Weil dich keiner danach gefragt hat?«, erwiderte mein Vater. »Wir müssen dich also fragen, damit du uns deine Weisheiten mitteilst? Ist das deine Vorstellung von Miteinander? Von Anteilnahme?«

»Willst du etwa behaupten, ich würde mich nicht einbringen?«, fragte Domingo, eher erstaunt als aggressiv.

Mein Vater atmete tief durch. Dann sagte er: »Darum geht es nicht, Domingo. Du hast jeden Abend bei uns im Waisenhaus gesessen und alles mit angehört, worüber wir gesprochen haben, ohne ein Wort zu sagen. Und jetzt haust du uns hier kluge Bemerkungen um die Ohren und behauptest, wir wären dumm

gewesen. Ausgerechnet du, der sich nicht mal als Kandidat aufstellen lassen will!«

Domingo antwortete nicht. An seiner Körpersprache erkannte ich, dass ihm sein Fehler bewusst wurde, und ich glaube, er überlegte, wie er die Situation geradebiegen konnte, ohne dabei das Gesicht zu verlieren.

Doch er kam nicht dazu. »Das ist einfach nur feige«, warf Pastor Nkosi Sebego ein und baute sich kräftig und breitschultrig neben Pa auf. Er wirkte so viel größer und stärker als der drahtige Domingo.

Domingos Augen verengten sich. »Du nennst mich einen Feigling?«

»Ich sage, dass ein Mann, ein richtiger Mann an die demokratische Front gehen würde. Das erfordert nämlich wahren Mut. Insofern halte ich dich tatsächlich für einen Feigling.«

Über Domingos Gesicht huschten die Emotionen wie Gespenster, ein Abwägen seiner möglichen Reaktionen, die mir allesamt Angst einflößten. Seine Augen, diese farblosen, hellen Augen, verdunkelten sich vor Zorn. Er ließ die Hände auf seine Gürtelschnallen sinken. Am Gürtel trug er zwei Pistolen in Holstern. Er löste die Schnallen; er würde dem Pastor mit bloßen Händen trotzen.

Mein Vater versuchte, die Wogen zu glätten. Er stellte sich zwischen die beiden und sagte in lockerem Plauderton: »Wir alle wissen, dass Domingo zu den Mutigsten unter uns gehört. Ich bin sicher, dass er einen guten Grund dafür hat, eine Kandidatur

abzulehnen.«

Domingo ließ die Hände auf den Schnallen ruhen und blickte an meinem Vater vorbei zu Pastor Nkosi. Es war ein kritischer Moment, der sich lange hinzog. Keiner der Umstehenden regte sich.

Domingo atmete tief durch, entspannte sich und sagte dann leise: »Sagen Sie, Pastor, wäre Ihnen ein Mann lieber, der seine Überzeugungen verleugnet?«

Der Pastor, der glaubte, die Konfrontation gewonnen zu haben, fragte, noch immer aggressiv: »Was soll das nun wieder heißen?«

»Ich habe eine Kandidatur abgelehnt, weil ich eine Demokratie für den falschen Weg halte. Im Augenblick jedenfalls.«

»Und was wäre der richtige?«

»Selbst in einer perfekten Welt ist die Demokratie eine heikle Sache. Und wir leben im Chaos. Was wir bräuchten, wäre ein gütiger Diktator.«

»Das ist nicht dein Ernst, oder?«, fragte der Pastor mit triumphierendem Abscheu.

»Die Römer haben das so gehandhabt, Nkosi«, mischte sich Pa ein, erleichtert und beschwichtigend. »In Krisenzeiten haben sie einen Diktator gewählt, wobei der Begriff damals eine positive Bedeutung hatte.«

»Dann bin ich wohl ein Römer«, bemerkte Domingo.

Nero Dlamini war der Einzige, der leise lachte.

Der Pastor stieg von seinem hohen Ross, musste aber das letzte Wort haben. »Du machst den Leuten Angst«, sagte er zu

Domingo.

»Ich weiß«, erwiderte Domingo, drehte sich um und ging weg.

Am 4. Juli schneite es erneut.

Nero Dlamini bezeichnete den Schnee als letzten Tropfen, der das Amanzi-Fass zum Überlaufen brachte, und wenn mein Vater später davon erzählte, führte er alle Schicksalsschläge hintereinander auf, vom ersten Schnee über die KTM bis zum letzten Unwetter, und sprach vom »Gau«.

Hennie Flaai betrieb seit zwei Monaten die einzige richtige Farm unserer Gemeinschaft. Er züchtete Schlachthähnchen und hielt Legehennen, und er hatte in einem Gewächshaus Gemüse angebaut. Dazu nutzte er die Asbestgebäude und das umliegende Gelände der ausgedehnten ehemaligen Feriensiedlung ganz oben am Berg, in der Nähe des Zauns zum Naturschutzgebiet.

Die sieben Zentimeter Schnee richteten überall Schäden an Gebäuden und Wegen an, aber am schlimmsten war, dass das Dach des Treibhauses unter dem Gewicht einstürzte. Alle Pflanzen wurden dabei zerstört – Tomaten und Mais, grüne Bohnen und Rote Bete, zwei Wochen vor der geplanten Ernte. Sie waren die letzte Reserve gewesen, auf die das Komitee für die Versorgung der Leute gezählt hatte.

In den eisigen Nächten erfror eine erschreckend große Anzahl von Hühnern. Unsere dürftige Eierproduktion brach ganz zusammen. Im Schutzgebiet gingen viele Schafe an der Kälte zugrunde.

Die beiden ältesten Bewohner Amanzis, sichere Kandidaten für die kommende Wahl, Tannie Nandi Mahlangu und Bischof James Rankin, wurden ernsthaft krank. Nero Dlamini war der Einzige von uns mit gewissen medizinischen Grundkenntnissen, aber auch er betonte immer wieder, dass er eigentlich keine Ahnung hatte. Aus Ratlosigkeit verschrieb er den Kranken Antibiotika, die aber nicht halfen. Er stellte fest, dass die beiden Alten viel zu wenig aßen, weil sie ihre Nahrungsmittelrationen den Kleinen gaben. Nero schob dem einen Riegel vor und hängte beide an den Tropf. Doch für Bischof James Rankin kam jede Hilfe zu spät. Er starb am 10. Juli. Alle, die nicht auf einer Expedition waren, wohnten seiner Beerdigung am 12. Juli bei.

Tannie Nandi überlebte und wurde ins Komitee gewählt, ebenso mein Vater, Ravi, Beryl, Nero und Pastor Nkosi. Weil es kein Grundgesetz gab, beschloss die Gemeinschaft, jedem die Möglichkeit zu bieten, Beisitzer im Komitee zu werden: Alle Bewohner Amanzis, die älter als achtzehn waren, sollten in alphabetischer Reihenfolge zwei Wochen im Komitee sitzen dürfen, mit vollem Stimmrecht. Der Vorsitzende sollte vom Komitee gewählt werden und mehrere Jahre im Amt bleiben.

Noch am Abend des 14. Juli, im Esszimmer des Waisenhauses, wählten sie meinen Vater Willem Storm zum ersten Vorsitzenden Amanzis. Obwohl Pa sich große Mühe gab, konnte er nicht verhindern, dass ihm die Tränen kamen. In seiner Ansprache sagte er, er wisse, dass dies eine symbolische Geste sei und es andere gebe, die diese Position besser ausfüllen könnten als er.

Aber es sei für ihn eine große Ehre und er verspreche, den Menschen treu und mit bestem Vermögen zu dienen in diesen schweren, schweren Zeiten.

Die alte Tannie Nandi starb am 29. Juli. Ihre Beerdigung musste verschoben werden, da am 30. Juli die gesamte Wasserversorgung Amanzis zusammenbrach. Zwei Wochen lang musste sich die ganze Gemeinschaft darauf konzentrieren, den Schaden zu beheben.

Die Teams, die von den Expeditionen zurückkehrten, brachten nicht viel mehr als schlechte Neuigkeiten mit, vor allem über die Verzweiflung und Aggression der jagenden Hundemeute, die in immer größerer Nähe zu unserem Dorf gesichtet wurde. Mein Vater sagte, das sei logisch, das große Festmahl für die Tiere sei vorbei und der Winter fordere seinen Tribut. Domingo schickte Patrouillen aus, die die Straßen rund um Amanzi beobachten sollten. In der zweiten Augustwoche sahen sie mehrmals eine große Hundemeute, jedoch in einiger Entfernung, und sobald sie sich ihr näherten, duckten sich die Tiere weg. Überall fanden die Wächter Überbleibsel der zerrissenen Beute der Hunde – kleine Antilopen, Feldhasen und einen alten, sterbenden Kudubullen.

Zu dieser Zeit schlief mein Vater so gut wie gar nicht mehr und war genauso mager wie die letzten unserer Schafe. Er machte sich große Sorgen um die über zwanzig Leute, die vor Unterernährung und Entbehrungen krank geworden waren, sowie über die Tatsache, dass das Ende der rationierten Nahrungsmittel in Sicht war.

28

13. August

Jacob Mahlangu und ich fingen Felsentauben oben im Schutzgebiet, mit einer einfachen Lockfalle aus Stöcken, Maschendraht und einer langen Schnur. Vogelfutter als Köder. Wir erwischten sieben Stück, während wir das Vieh hüteten, und schlachteten sie an Ort und Stelle. Das Schlachten ging uns mittlerweile leicht von der Hand, denn wir hatten in den vergangenen Monaten viel dazugelernt. Mittlerweile konnten wir Schafe, Rinder, Springböcke, Hühner und Felsentauben schlachten, ohne ein Gemetzel anzurichten und ohne dass uns davon schlecht wurde.

Glücklicherweise waren die Schneefälle die absolute Ausnahme geblieben. An den Wintertagen am Rande der Karoo herrschten ansonsten meist blauer Himmel, Sonnenschein und klare Luft, wie aus zerbrechlichem Glas.

Ich weiß noch, dass ich Salz mitgebracht hatte, und ich erinnere mich an unseren nagenden Hunger und die Ungeduld, während sich die Tauben am Spieß über dem Lagerfeuer drehten. Ich meinte, sie wären schon gar, aber Jacob erwiderte: »Nein, sie brauchen noch ein bisschen, weißt du noch beim letzten Mal?«

Beim letzten Mal waren sie innen noch roh gewesen, weil wir zu hungrig gewesen waren. Rohe Taube ist kein Leckerbissen.

Wir setzten uns zum Essen auf einen Fels in die Sonne wie die Klippschliefer. Anschließend halfen wir einander, uns zu säubern und die Beweise unserer Schlemmerei zu beseitigen.

Am Abend war es kalt im Wohnzimmer des Waisenhauses, denn um Holz zu sparen, brannte das Feuer nur, wenn die kleinen Kinder wach waren.

Domingo kam auf mich zu, zwei Gewehre in den Händen. »Komm mit mir«, sagte er. »Wir müssen mit deinem Vater reden.«

Ich erschrak, denn er sah grimmig aus. Ich glaube, er wusste von den Tauben, die wir heimlich ganz allein aufaßen. Dabei vergaß ich, dass Domingo immer grimmig aussah.

Er setzte sich zu Pa und legte die beiden Gewehre auf den Tisch. Eines davon war das Scharfschützengewehr mit Teleskop. Er sagte zu meinem Vater: »Die sind für Nico und Jacob. Die Torwächter haben berichtet, sie hätten die Hunde heute Morgen an den Hängen des Suiderbergs gesehen, in Richtung Verkehrskreisel. Sie werden sich das Vieh da oben holen, Willem. Die Nachtschicht auf dem Berg ist schon bewaffnet und in Alarmbereitschaft. Die Jungs müssen auch schießen können. Wir können es uns nicht leisten, weitere Schafe zu verlieren. Ich wollte fragen, ob Nico und Jacob solange schulfrei bekommen können, bis wir die Scheißköter erledigt haben.«

Mein Vater war mit den Gedanken bei anderen drückenden Problemen. Er sah Domingo an. Ihr Verhältnis war in jener Zeit eher förmlich. Dann blickte Pa mich an und sagte: »Geht in

Ordnung.«

»Danke.«

Domingo stand auf, nahm die Gewehre und ging mir voraus ins Wohnzimmer. Er bedeutete mir, mich neben ihn zu setzen. Dann gab er mir das Scharfschützengewehr und einen schwarzen Segeltuchbeutel mit acht Magazinen. »Du übst mit diesem hier, okay?«

»Alles klar«, erwiderte ich, bemüht, meine Begeisterung zu zügeln.

»Fang auf eine Entfernung von hundert Metern an und übe bis sechshundert. Verschieß ruhig die ganze Munition, ich bringe dir morgen noch mal acht Magazine mit.«

»Okay, Domingo«, sagte ich. »Vielen Dank.«

»Nichts zu danken. Das ist reine Notwendigkeit. Wenn die Hunde den Herden zu nahe kommen, ist das für uns lebensbedrohlich.« Er reichte mir einen kleineren Beutel mit Magazinen. »Die sind für Jacob. Bring ihm bei, vernünftig zu schießen. Du bist auf ihn angewiesen.«

»Alles klar.«

Er stand auf und ging.

14. August

Erst half ich Jacob. Er hatte sehr gute Augen und konnte einen Springbock oder sogar einen kleinen Spießbock schon von weitem im gelben Wintergras erkennen. Aber er war nur ein

leidlicher Schütze, vermutlich, weil er sich einfach nicht sonderlich für das Schießen interessierte.

Danach verschoss ich all meine Magazine.

Domingo brachte am Abend weitere acht mit ins Waisenhaus. »Und, wie ist es gelaufen?«

Ich erzählte ihm, dass ich ab vierhundert Metern Probleme hätte. Er fragte, wohin meine Schüsse abwichen. Mal hierhin, mal dahin, erwiderte ich, aber meist gingen sie nach links und auf zu kurze Distanz. Er sah nach, ob mein Teleskop richtig eingestellt war, und versprach, am nächsten Tag mal oben auf dem Berg vorbeizuschauen. Die Hunde seien nämlich wieder gesichtet worden.

15. August

Er kam um elf Uhr vormittags. Durch ein Fernglas beobachtete er, wo meine Kugeln einschlugen. Dann sagte er: »Du bist zu hektisch. Wenn du zu schnell hintereinander schießt, erhitzt sich der Lauf, und das beeinflusst die Flugbahn deiner Kugeln. Auch beim Abdrücken bist du zu unbeständig. Jeder Schuss muss gleich sein. Drittens: Der Schulterdruck ist zu gering. Leg etwas fester an und versuche, jedes Mal alles gleich zu machen.«

Ich schoss erneut.

»Schon viel besser«, lobte Domingo. »Eines noch. Der Schuss endet nicht damit, dass du den Abzug drückst. Es ist wie bei einem Abschlag beim Golfen. Du musst ganz durchziehen. Du

musst Teil der Waffe bleiben, dir vorstellen, wie die Kugel das Ziel trifft. Und beobachte das Ziel durch das Teleskop, bis du triffst. Erst dann ist der Schuss vorüber.«

Ich schoss weiter, bis ein ganzes Magazin leer war.

»Perfekt«, sagte Domingo.

Ich glühte vor Stolz.

»Und jetzt merkt euch eines, ihr beiden: Wenn die Hunde hier raufkommen, zielt ihr zuerst auf die Leittiere, die Rudelführer. Erwischt ihr sie, geraten die anderen durcheinander. Schießt immer weiter, wir müssen sie alle erwischen. Habt ihr mich verstanden?«

Wir nickten, Jacob Mahlangu und ich, und unsere Herzen schlugen schneller.

»Wo hast du das alles gelernt?«, fragte ich Domingo.

Seine Augen waren hinter der Sonnenbrille verborgen, wie immer tagsüber. Er verzog das Gesicht zu etwas Ähnlichem wie einem Lächeln. »*You're talking with Davy, who's still in the Navy.*«

»Du warst in der Navy?«

»Nein«, sagte Domingo. »Billy Joel.«

»Wer?«

Er sagte nichts.

Ich verstand ihn nicht. »Du warst zusammen mit Billy Joel in der Navy?«

Aber er war schon wieder unterwegs und ließ mich ratlos stehen.

16. August

Es war irgendwann nach neun Uhr morgens. Jacob und ich waren hoch oben auf dem Berg, in der Nähe der Schafe, als er mit seinen Adleraugen die Hunde entdeckte. »Nico!«, flüsterte er und deutete in ihre Richtung. Sie kamen über den Felsenkamm, seitwärts und verstohlen, die Nasen im Wind. Noch nie hatten sie so früh am Tag gejagt. Sie mussten furchtbar Hunger leiden in diesem schrecklichen Winter.

Ich richtete das Teleskop auf sie, Jacob schaute durch ein Fernglas. »Man sieht ihnen an, dass sie Killer sind«, flüsterte er. Es waren fast dreißig Tiere. Mühelos trabten sie dahin, dicht gedrängt im Rudel, ein kleiner, höchst effizienter Todeszug.

»Du schießt«, flüsterte Jacob. »Ich reiche dir die Magazine.«

»Okay.«

Zweihundert Meter vor uns beschleunigten die Hunde, weil die Schafe in Sicht kamen. Das Vieh sah und roch sie und scharrte ängstlich mit den Hufen. Dann fing ich an zu schießen.

Die ersten Schüsse waren nicht sehr treffsicher. Ich war übereifrig, viel zu hektisch, ließ mir nicht genügend Zeit für jede Bewegung.

Die Schüsse brachten das Rudel zunächst abrupt zum Stillstand. Die Ohren gespitzt, die Augen suchend nach der Stelle, an der wir im Windschatten lagen, während ich ununterbrochen weiterschoss. Ich zielte auf die Rudelführer. Domingo hatte recht; ihr Tod verwirrte das Rudel zusätzlich, so

dass es hin und her rannte und endlich vor den krachenden Schüssen floh.

Den letzten Köter erwischte ich in knapp fünfhundert Metern Entfernung. Ich war sehr stolz auf diesen Schuss; ein bewegliches Ziel und so weit entfernt! Jacob sprang auf, jubelte, reckte die Fäuste in die Luft, schlug mir auf den Rücken und sagte: »Phantastischer Schuss, wir haben die Mistviecher erwischt, Nico, wir haben sie erwischt, alle miteinander!«

Wir rasten mit dem Quad den Berg runter, um Pa und Domingo Bescheid zu sagen und die erste gute Nachricht nach sehr langer Zeit zu überbringen. Wir fanden sie in einer großen Menge, die sich vor der Midas-Tankstelle versammelt hatte. Es herrschte freudige Aufregung, und wer konnte half beim Entladen der Säcke aus einem unserer zurückgekehrten Lkw.

»Der Hunger hat ein Ende, das ist Maismehl!«, sagte jemand zu uns. »Zweitausend Säcke! Sie haben sie auf einem Güterzug hinter Warrenton gefunden.«

»Wir haben fast dreißig Hunde erschossen«, erwiderte Jacob.

»Zweitausend Säcke! Und vielleicht sind da noch mehr, sie haben nicht alle Waggons aufgebrochen. Ist das nicht phantastisch?«

Ich suchte Pa, um ihm von den Hunden zu erzählen. Ich fand ihn im OK-Value-Supermarkt. »Pa!«, rief ich aufgeregt.

Mein Vater hob die Hand, das Funkgerät nah am Ohr. Domingos Stimme kam knisternd durch den Äther: »Wenn du mal kurz runterkommen könntest, hier sind Neuankömmlinge am

Bustor.«

»Ich komme«, antwortete Pa. Er versuchte, jedes Mal zum Tor zu gehen, wenn neue Leute eintrafen. Er fuhr mit dem Cannondale Scalpel Black Inc. Nero Dlamini hatte das kostbare Rad Amanzi als Dienstfahrzeug zur Verfügung gestellt, zur ausschließlichen Benutzung des Vorsitzenden – um Benzin zu sparen und damit mein Vater überall präsent sein konnte. Pa war begeistert, denn er war ohnehin der Überzeugung, dass er auch als Vorsitzender bescheiden bleiben müsse. Er wollte nicht anders sein als alle anderen.

Jacob und ich folgten ihm mit dem Quad.

Es war Birdie, die am Tor angekommen war. Birdie, begleitet von Lizette Schoeman.

29

Cairistine Canary

Es war dieser verdammte Domingo, der mich Birdie getauft hat. Dabei heiße ich Cairistine, und so wurde ich früher auch genannt. Keine Ahnung, warum alle meinen Nachnamen Canary so witzig finden; vor dem Fieber hat es viele Canarys gegeben. Apropos Fieber: Darüber möchte ich nicht gerne ausführlich reden, ich hoffe, das ist okay. Es tut mir noch zu weh, auch wenn inzwischen ein paar Jahre vergangen sind. Meine Mutter … Nein, ich möchte einfach nicht daran denken.

Ich komme aus Calvinia, genauer gesagt dem Stadtteil Newtown. Ich war gerade dabei, an der Uni in Kapstadt meinen Master in Hochenergiephysik zu machen, als das Fieber ausbrach. Ich habe schon früh erkannt, dass es eine schlimme Sache war, und bin aus Kapstadt geflüchtet, bevor das große Chaos ausbrach. Ich bin mit Sammeltaxis nach Hause gefahren, weil ich mir große Sorgen um meine Ma machte. Bei Clanwilliam hatten sie die Schleusen der Talsperre geöffnet, denn sie hatten wohl Angst, es würde niemand übrig bleiben, um das zu erledigen. Das war ein Wahnsinnsanblick.

Die schlimme Zeit habe ich in Calvinia durchgemacht. Ich habe meine gesamte Familie und alle meine Freunde verloren. Im ganzen Ort gab es nur zwei Überlebende, mich und einen fetten Weißen namens Nelus Claassen, dem Claassen's Trading gehört hat, ein Supermarkt bei uns im Ort. Er war so dick, weil er immer nur an der Kasse saß und Marshmallows futterte. Ich muss dazusagen, dass sein Laden der letzte an der R27 stadtauswärts war,

neben der Total-Tankstelle, und damit war es auch das letzte Geschäft, in dem ich nach Essen suchte, da es natürlich außerdem noch eine Menge anderer Supermärkte in Calvinia gab. Ja, wir waren nur zwei Überlebende in diesen ersten Wochen, bevor die fahrenden Plünderer kamen.

Ich hatte mir einen kleinen Roller genommen, einen MotoMia, der vor einer Werkstatt stand. Damit bin ich durch die Gegend gefahren. Ich habe mir eine Handpumpe gebastelt, die in einen Rucksack passte, für das Benzin, simple Physik. Ich wollte nachsehen, wie leicht man an das Benzin der Total-Tankstelle kommen konnte, da kam auf einmal dieser fette Nelus Claassen aus seinem Laden. Ich habe mich fast zu Tode erschreckt! Wir waren beide so ausgehungert danach, mit einem anderen Menschen zu reden! Wir unterhielten uns also ein bisschen, und er sagte: Komm doch rein, hier drin gibt es noch jede Menge zu essen. Ich sagte, vielen Dank, holte mir ein paar Dosen Curryfisch, und er sagte: Das macht 75 Rand. Ehrlich, kein Witz! Ich habe ihn gefragt, ob er vielleicht eine Meise hätte, aber er sagte nein, es seien schließlich Sachen aus seinem Laden. Da sagte ich: Okay, dann gehe ich jetzt in die Tankstelle, nehme Geld aus der Kasse und gebe es dir, du weißt schon, nur um ihm klarzumachen, wie lächerlich er sich benahm. Doch dann sagte er zu mir, nein, die Total-Kasse habe er schon leergemacht, ich müsse mir anderswo Geld besorgen. Da habe ich einfach nur gelacht und ihm seinen Curryfisch wieder hingestellt. Als ich gehen wollte, hat er mich tatsächlich angebaggert! Er sagte, wir wären wie Adam und Eva, wir hätten keine andere Wahl, als uns fortzupflanzen, nur dass er das natürlich ein bisschen krasser ausdrückte. Fast wäre ich sauer geworden, aber dann musste ich lachen und konnte gar nicht mehr aufhören, auf dem ganzen Weg bis zurück nach Newtown.

Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Ich wüsste schon gern, ob er die Plünderungen überlebt hat.

Cairistine »Birdie« Canary und Lizette Schoeman kamen in einem kleinen silbernen Hyundai an.

Birdie, die zarte, bebrillte Birdie mit der Zahnspange. Was für einen Eindruck sie bei ihrer Ankunft auf mich gemacht hat, weiß ich gar nicht mehr, denn ich hatte nur Augen für Lizette.

Es war wohl Liebe auf den ersten Blick, aber das wurde mir erst später klar. Lizette stand neben Birdie, hoch gewachsen und graziös, neunzehn Jahre alt. Sie trug eine blaue Jeans, die sich eng um ihren hübschen Po spannte, und dazu einen dicken, cremefarbenen Wollpullover. Ihr Haar fiel ihr lang über den Rücken, es war walnussfarben und glatt und glänzte in der Sonne. Ihre Haut war zart und makellos, ihr Mund breit, und ihre Augen waren unglaublich groß und schön. Ich starrte sie sprachlos an und hörte und sah nichts anderes.

Sie schaute mich an und sah, wie unverwandt ich sie betrachtete und, ja, bewunderte. Sie lächelte und entblößte dabei ihre weißen, gleichmäßigen Zähne. Es war, als ginge die Sonne auf. Mit ihrer fröhlichen, melodiösen Stimme sagte sie zu mir: »Hallöchen Popöchen!«

Ich errötete und guckte weg, und noch Wochen danach fragte ich mich, ob ihre Begrüßung, diese ersten Worte an mich, abfällig oder positiv gemeint gewesen waren. Bis ich hörte, dass sie auch andere Leute so grüßte, die sie mochte. Da ging es mir

ein bisschen besser.

In diesen Augenblicken, in denen ich mich verliebte, geschah noch etwas anderes, an das ich mich aber nicht mehr erinnern kann. Ich erfuhr erst später davon – es wurde geradezu legendär.

Domingo, der tödliche Domingo, der emotionslose Domingo, wurde ebenfalls von Amors Pfeil getroffen. Doch es war nicht die bildschöne Lizette, die sein eisiges Herz stahl, sondern die zarte Birdie.

Alles, was Domingo herausbrachte, als er sie sah – einfach, um irgendetwas zu sagen, sie anzusprechen – war: »Ein Hyundai 110?« Leider kam es viel verächtlicher heraus als beabsichtigt.

»Genau«, erwiderte Birdie Canary. »Verbraucht unheimlich wenig Sprit.« Ihre Stimme war wirklich einzigartig, voller Gegensätze: eine halbe Oktave zu hoch, sogar für ihre zarte Gestalt, aber zugleich voller Selbstvertrauen und Klugheit. Sie sprach mit einer Dialektfärbung, die Pa als »waschechtes Namaqualand« identifizierte, aber andererseits verwendete sie manchmal hochtrabende Fremdwörter und runzelte verärgert die Stirn, wenn man ihr nicht folgen konnte. Und fast jeder Satz endete eine Tonlage höher, wie eine implizite Frage.

Ihre Antwort traf Domingo unvorbereitet, und er brachte nichts als ein »Äh …« heraus.

»In der Broschüre ist die Rede von Strom«, sagte Birdie. »Aus Wasserkraft, nehme ich an?«

Domingo sagte: »Äh …«

»Es war eigentlich mehr ein Flugblatt«, erwiderte Pa. »Wir

hoffen, irgendwann Strom aus Wasserkraft erzeugen zu können.«

»Ihr hofft es? Funktioniert es noch nicht? Das ist Vorspiegelung falscher Tatsachen!«

Domingo sagte: »Äh …«

Mein Vater erwiderte: »Stimmt nicht, im Flugblatt ist die Rede von ›bald‹ …«

»Wobei ›bald‹ offenbar relativ ist«, kommentierte Birdie.

Pa wurde jetzt auch verlegen. »Wir haben einfach noch nicht das nötige Know-how.«

»Macht nichts, jetzt habt ihr ja mich«, sagte Birdie.

»Du kennst dich mit Elektrizität aus?«, fragte mein Vater.

»Grundlagen der Physik. Ich schaff das schon«, antwortete sie.

»Phantastisch!«, sagte Pa.

»Äh…«, sagte Domingo.

»Der Arme – ist er nicht ganz richtig im Kopf?«, fragte Birdie und deutete auf Domingo.

Die Buswächter lachten, Pa lachte, einige der Umstehenden lachten. Birdie lachte, dass ihre Zahnspange blitzte. Und alle schauten Domingo an, der seit seiner Ankunft noch nie laut gelacht hatte.

Und dann fiel er in ihr Lachen ein.

30

Birdie Day

Am 24. September im Jahr des Hundes zählte Amanzi 401 Einwohner. Nero Dlamini hatte alles darangesetzt, dass sie alle an jenem Tag anwesend waren und sich niemand auf Expedition oder Patrouille befand. Pünktlich um Viertel nach sechs sollte sich ganz Amanzi am Ufer des Stausees einfinden, unten an der alten Bootshelling, von wo aus man den mächtigen Betondamm überblickte.

Domingo gegenüber bestand er darauf, dass auch die Wächter vom Bustor kommen müssten. »Gib dir einen Ruck, Domingo, wir werden schon nicht ausgerechnet an diesem Tag und zu dieser Uhrzeit überfallen werden. Und selbst wenn, dann ist es eben Schicksal.«

Domingo gab widerwillig nach, denn wie alle anderen auch hatte er so seine Vermutung, was Neros Pläne anging.

Schon vor sechs Uhr abends strömten alle herbei, doch zunächst gab es nichts Spektakuläreres zu sehen als geheimnisvolle, große Klötze, die ein paar Meter vom Ufer entfernt ordentlich aufgereiht unter einer großen Segeltuchplane warteten. Beryl Fortuin und Dlamini arrangierten das Publikum in einem Halbkreis um die Plane herum.

Um zehn nach sechs saßen alle bereit. Es herrschte eine

festliche Atmosphäre; die Leute lachten und plauderten und sahen zu, wie die Sonne über der Talsperre unterging, bis sie sie um etwa zwanzig nach sechs erstmals berührte.

Ich setzte mich so nah wie möglich zu Lizette Schoeman, in der hoffnungsvollen Sehnsucht, dass sie wenigstens einmal in meine Richtung blicken würde. Ich war kein kleiner Junge mehr; am 22. August war ich vierzehn Jahre alt geworden. Zu meiner großen Enttäuschung sah ich Pa kommen. Er suchte mich zwischen den Leuten und setzte sich neben mich. Was sollte Lizette von mir denken?

Nero trat in die Mitte des Halbkreises vor das Segeltuch und hob die Hände. Beryl stellte sich hinter die mysteriöse Anordnung, so dass wir sie nicht mehr sahen. Die über dreihundertneunzig Zuschauer wurden mucksmäuschenstill, so dass man nur noch das Krähen der Kleinsten hörte. Nero begann mit seiner Ansprache: »In der Zeit vor dem Fieber wäre heute *Erfenisdag* gewesen, der Tag, an dem jeder in unserer Regenbogennation der Kultur seines Volkes gedenken sollte. Wie ihr wisst, wurde daraus schon bald der *Nasionale Braaidag*, an dem sich Freunde und Verwandte trafen und draußen in den Gärten und Parks grillten, was das Zeug hielt. Es war ein Volksfeiertag, bei dem es nicht um eine politische oder historische Persönlichkeit oder um ein bestimmtes Ereignis ging, sondern um die Menschen in diesem Land. So soll es auch heute wieder sein – dieser Abend gehört uns allen, auf eine ganz besondere Art und Weise. Die Sonne geht heute um genau 6:28

Uhr unter. Behaltet diesen Augenblick für alle Zeit in Erinnerung.«

Nero sah auf seine Armbanduhr und wartete.

Hinter ihm verschwand die Sonne hinter der Staumauer. Am westlichen Horizont glühten malerisch die Farben der Abenddämmerung und gingen in Schichten ineinander über. Nero hob den Arm, die Augen unverwandt auf die Armbanduhr gerichtet, und senkte ihn dann.

Beryl zog das Segeltuch weg.

Und dann erklang die Musik.

Die ersten Klänge wehten über uns hinweg, Bässe, unheilverkündende Trommeln und dann die Geigen, die von Schönheit kündeten, wie ein Kampf zwischen Gut und Böse, bis das Gute alles überragte – und das alles ertönte aus riesigen Nachtklublautsprechern, die jetzt am Ufer standen. Die Leute, die das Musikstück erkannten, schnappten nach Luft. Wir waren stumm vor Staunen, vollkommen hingerissen; selbst die kleinsten Kinder spürten, dass dies ein besonderer Augenblick war, und machten keinen Mucks. Beethovens neunte Symphonie, vierter Satz, der Chor, die schönste Musik, die ich je in meinem Leben gehört hatte, wie tausend Nachtvögel, die über uns hinwegflogen, hinauf zu den Sternen, die einer nach dem anderen aufblinkten.

Ich setzte mich neben meinen Vater und hörte ihn schniefen. Als ich genauer hinschaute, sah ich, dass er weinte. Auch mir kamen die Tränen, aber ich kämpfte dagegen an, denn wehe mir, wenn Lizette mich so sehen würde!

So saßen wir da, und die Musik schwoll an und ab, wieder und wieder, das Orchester, der Chor, es war überwältigend und vollkommen.

Als der letzte Ton über den Stausee, die Hügel und die Ebene weit unten verhallte, ertönte ein anderes Geräusch, ein tiefes, mechanisches Summen, und dann leuchteten die Lichter von Amanzi auf, hinter uns und vor uns, überall entlang der Staumauer und bis hinunter zum Umspannwerk.

Zum ersten Mal nach knapp zwei Jahren seit dem Fieber gab es wieder Elektrizität.

»Der heutige Abend ist zu Ehren von Cairistine Canary«, verkündete Nero Dlamini. »Unsere Bringerin des Lichts!«

»Birdie Day!«, rief, ausgerechnet, Domingo mit fröhlicher Stimme.

»Birdie Day!«, jubelte die kleine Schar der Bewohner Amanzis.

Und dabei blieb es.

Das ist vielleicht das Einzige, was mein Vater vergessen hat: Wir erinnern uns an jene Augenblicke großer Freude ebenso deutlich wie an die der Angst und Erniedrigung.

31

Bruchstücke und Erinnerungsfetzen I: über Willem Storm

Nostalgie ist die große Verführerin des Memoirenautors.

Ich brannte darauf, von dem Tag zu erzählen, an dem das Licht zurückkehrte. Dieser Tag, der auf mich als Vierzehnjährigen einen tiefen Eindruck machte. Wir alle in Amanzi empfanden ihn als Erlösung, als ein Ereignis mit immenser Symbolik: Die Dunkelheit wurde vertrieben, sowohl konkret als auch im übertragenen Sinne. Die Entbehrungen dieses Winters hatten uns entkräftet. Wir hatten ernsthaft gehungert, wochenlang, die Kälte war uns durch Mark und Bein gekrochen, wir hatten uns den Rücken krumm geschuftet und den Mut verloren und waren am Rande der Verzweiflung. Als der Bischof und Tannie Nandi Mahlangu starben, erfasste uns die Angst vor einer neuen Fieberwelle, vor einer Virenmutation, einer neuen Seuche, die wieder viele von uns dahinraffen würde.

Dass wir nun Strom hatten, veränderte alles. Wir hatten einen Schalter umgelegt und waren dadurch mit einem Satz vom Mittelalter ins Technologiezeitalter katapultiert worden. Der Strom bescherte uns eine ganz neue Lebensqualität. Nicht nur wurde jetzt die Nacht wieder erhellt, sondern wir konnten Heizungen, Kochplatten und Kühlschränke in Betrieb nehmen.

Lammkeule aus dem Ofen! Auch die Arbeit wurde unendlich erleichtert, durch elektrische Bewässerungsanlagen, elektrische Sägen, Bohrer, Maschinen zur Nahrungsmittelverarbeitung und Staubsauger. Im Spielzimmer des Waisenhauses gab es sogar eine Playstation.

Doch vor allem bot uns die Elektrizität neue Perspektiven. Und das, was wir am allernötigsten brauchten: Hoffnung.

Cairistine Canary

Aufgezeichnet von Sofia Bergman. Fortsetzung des Amanzi-Geschichtsprojekts zum Gedenken an Willem Storm.

Weißt du was? Der Tag, an dem der Strom zurückkehrte, hätte eigentlich Willem-Storm-Tag genannt werden müssen. Schließlich ist er derjenige mit der Vision gewesen. Nicht der kurzfristigen, kleinlichen Vision, dass man von nun an nur einen Schalter betätigen musste, um Licht vom Keller bis zum Dach zu haben. Nein, er hatte eine langfristige Entwicklungsperspektive, einen genauen Plan, wie wir ein Stück weit die verlorene Zeit und Technik zurückerobern konnten. Manchmal habe ich bei mir gedacht, dass Amanzi für Willem ein Symbol des Kampfes zwischen Mensch und Virus war, oder besser: zwischen Mensch und den Zerstörungen durch das Virus. Die Stromgewinnung durch Wasserkraft brachte uns auf dem Weg zum Sieg über die Seuche einen großen Schritt weiter.

Willem steckte so voller Energie! Das werde ich nie vergessen. Du weißt,

Willem war kein großer Mann, aber durch diese Energie hatte er eine enorme Präsenz. Er war überall, ständig fuhr er mit seinem Fahrrad durch die Gegend – deswegen habe ich ihn »Bike Force One« getauft. Er war der Vorsitzende, unser furchtloser Anführer, aber er war sich nicht zu schade, sich die Hände schmutzig zu machen, ob er nun irgendwo in einem Haushalt einen verstopften Abfluss befreite, auf einer Farm beim Kartoffelnausgraben half oder mit mir Stromkabel im Umspannwerk abmontierte. Und dieser Kabeltransport war kein Kinderspiel, die Dinger brachten uns ganz schön ins Schwitzen. Wenn er abends nach Hause kam, kümmerte er sich um seinen Sohn. An dem Abend, als wir den Strom einschalteten, war er unglaublich nervös. Ich sagte zu ihm: Beruhige dich, Willem, was kann denn schlimmstenfalls passieren? Wenn es heute Abend nicht klappt, dann eben morgen oder übermorgen.

Aber er antwortete: Es muss klappen. Wir dürfen die Leute nicht enttäuschen. So war er. Er wollte seine Leute nicht enttäuschen.

Aber am meisten gefiel mir an ihm, dass er sich über die Maßen für die Person freute, die statt seiner die Lorbeeren erntete.

In diesem ersten Jahr wohnten mein Vater und ich zusammen in einem Zimmer des Waisenhauses. Es war ein großes Zimmer, aber gerade ausreichend für einen Vater mit einem dreizehn-, vierzehnjährigen Sohn. Im Grunde lebten wir nicht viel anders als in der Zeit vor Amanzi, als wir im Führerhaus des Volvos gehaust oder uns Zimmer in den leeren Häusern verlassener Dörfer geteilt hatten.

Mein Vater ging nach mir zu Bett und stand vor mir auf. Ab

und zu war ich noch wach, wenn er sich schlafen legte. Dann sah ich, wie er mit seinem Notizbuch dasaß und Listen anlegte mit Aufgaben, die am nächsten Tag, in der nächsten Woche, im nächsten Monat oder im kommenden Jahr erledigt werden mussten. Manchmal erwachte ich morgens früher als er, und dann sah ich, dass er mit dem Notizbuch eingeschlafen war. Damals dachte ich mir nicht viel dabei; ich kam aufgrund all dieser Zeichen nicht zu dem logischen Schluss, dass mein Vater todmüde sein musste.

Es ist jetzt schon so lange her, dass ich nicht mehr genau weiß, wie ich damals meinem Vater gegenüber empfand. Doch an eines erinnere ich mich: an meine wachsende Eifersucht. Sie war unbegründet, aber ich war eben ein typisch egoistischer Jugendlicher. Andererseits sind meine Gefühle im Nachhinein durchaus verständlich. Bevor es Melinda, Beryl, die Kinder, Domingo und die 256 gegeben hatte, hatte mein Vater fast zwei Jahre lang ausschließlich mir gehört. Exklusiv und vollständig. Nicht, weil ich das verlangt hätte, sondern weil es die Umstände so diktierten. Und nun musste ich ihn plötzlich mit so vielen anderen teilen!

Es war keine akute Eifersucht, die sich konkret an den vielen Stunden seiner Abwesenheit entzündete. Das Gefühl glich eher einem Geschwür, das anschwoll und erst viel später platzen sollte. Zugleich war ich in jener Phase insgeheim unheimlich stolz auf ihn: Mein Vater war der Vorsitzende, der Gründer, der Mann, der so gut wie alles wusste und bei allen beliebt war,

derjenige, der in unserer kleinen Gemeinschaft überall um Rat gefragt und respektiert wurde. Er war der Verfasser des Flugblatts, der Vater von Amanzi. Der Vollständigkeit halber muss ich hinzufügen, dass er mich natürlich ab und zu maßlos reizte, denn er war auch derjenige, der darüber meckerte, wie ich die Zahnpastatube ausdrückte, dass ich mein Handtuch nicht aufhängte und mir nicht ordentlich die Füße wusch.

Und er war – das hatte sich fatalerweise festgesetzt – enttäuschenderweise auch jener Mann, der es nicht fertiggebracht hatte, die Jeep-Leute zu erschießen.

Wenn ich daran zurückdenke, wenn ich versuche, die Bruchstücke und Fetzen meiner Erinnerung zu einem Bild zusammenzufügen, kann ich seine plötzliche Abwesenheit und die damit einhergehende Distanz von mir besser verstehen. Birdie hatte recht; mein Vater betrachtete Amanzi als einen Kampf zwischen Mensch und Virus. Ich glaube, in gewisser Weise dachte er, dass er persönlich den Ausgang dieses Kampfes mitbestimmte. Deswegen arbeitete er so hart, von morgens früh bis abends spät. Es war seine große Obsession.

Es stimmte auch, dass sich mein Vater abends noch um seinen Sohn kümmerte, wie Birdie zu Recht bemerkt hatte. Auch wenn ich das Gefühl hatte, er sei zu wenig für mich da, nahm er sich wann immer möglich die Zeit, sich zu mir zu setzen, mit mir gemeinsam zu essen und sich mit mir zu unterhalten. Er fragte mich, wie mein Tag gewesen war, was ich erlebt hatte und was in mir vorging. Als ich noch dreizehn war und unsere gemeinsame

Zeit im Volvo noch nicht lange zurücklag, führten wir noch gute Gespräche. Heute schäme ich mich dafür und bedaure es zutiefst, wie ich in den darauffolgenden Jahren das gute Verhältnis zu meinem Vater so gründlich zerstört habe.

Wenn ich nur gewusst hätte, wie wenig gemeinsame Zeit uns blieb!

Hennie Flaai

Damals war ich für das Treibhaus mit Tomaten, Blattsalat und Kohl sowie die Hühnerfarm verantwortlich. Da befand sich der ganze Betrieb noch in den Asbestgebäuden des ehemaligen Vanderkloof Holiday Resorts. Später mussten wir umziehen. Wir produzierten ausreichend Nahrungsmittel, aber die Unterkunft wurde zum Problem, weil noch vier weitere Leute beim Gemüse und den Hühnern halfen. Also, damals luden wir jeden zweiten Dienstag Hühnermist auf Schubkarren und brachten ihn rüber zu den Tomaten, schon ganz früh am Morgen. Willem wusste das, und dann kam er mit seinem Fahrrad vorbei, schlüpfte in einen blauen Overall, schnappte sich eine Mistgabel und schippte mit uns gemeinsam Hühnermist. Er war nicht besonders geschickt darin; man sah deutlich, dass das nicht sein Ding war. Aber er hat bei der zweitekligsten Arbeit in ganz Amanzi mit angepackt und nie viele Worte darüber verloren. Soweit ich weiß, hat er selbst überhaupt nie erwähnt, dass er jeden zweiten Dienstag Hühnerkacke schaufelte. Es ging ihm also nicht darum, sich als volksnaher Politiker zu beweisen, der sich auch mal die Hände schmutzig machte. Ich glaube, er hat es getan, weil er … Wenn die Tomaten reif waren, kam er vorbei und suchte sich eine

aus – immer nur eine –, pflückte sie direkt vom Strauch und biss hinein, mit geschlossenen Augen, und man sah ihm an, wie gut es ihm schmeckte. Ich glaube, er hat deswegen beim Hühnerausmisten geholfen, weil es ihm das Gefühl gab, dass er mit zum Gedeihen dieser Tomate beigetragen hatte. Er hat uns mit seiner Hände Arbeit einen Schritt weiter von einer Hungersnot fort und einen Schritt näher an die Zivilisation herangeführt.

Beryl Fortuin

Kurz nachdem wir wieder Strom hatten, brachte eine der Expeditionen einen Karton voller digitaler Diktiergeräte mit, an die zwanzig Stück, alle mit wiederaufladbaren Batterien. Die Leute wollten sie wegwerfen, aber Willem hinderte sie daran. Er nahm die Diktiergeräte an sich, brachte sie zur nächsten Komiteesitzung mit und erklärte, er wolle die Geschichten der Einwohner Amanzis aufzeichnen. »Das Amanzi-Geschichtsprojekt« sollte es werden. Von da an trug er immer ein Diktiergerät bei sich, und wann immer möglich redete er mit den Leuten, fragte sie aus, erzählte …

32

Bruchstücke und Erinnerungsfetzen II: über Baruch Spinoza

Das Jahr des Hundes endete.

In weniger als fünf Jahren würde mein Vater ermordet werden.

Der Schuldige wurde auf diesen Seiten bereits genannt und auch derjenige, den ich als Komplizen betrachte, wenn auch nur am Rande. Und dazu alle, die ich verdächtigen würde, einige zu meiner Schande.

Ich habe meinen Leserinnen und Lesern versprochen, in meinen Memoiren offen und ehrlich zu sein – so ehrlich, wie es der Schmerz und die Wut zulassen, die mich selbst jetzt, nach so vielen Jahrzehnten noch immer quälen. Ganz offen werde ich jedenfalls die entlastenden Beweise für jene vorbringen, die ich beschuldigen werde, und die mildernden Umstände für diejenigen, die tatsächlich verantwortlich waren. Und auch die mildernden Umstände für mein Verhalten, für meine unverzeihlichen Fehler.

Deswegen muss ich an dieser Stelle noch einmal die chronologische Ordnung durchbrechen. Denn in meiner Eile und Sehnsucht, vom ersten großen Glück Amanzis zu berichten, von der Rückkehr der Elektrizität am Birdie Day, und mich wieder an jenen Tag zurückzuversetzen – kurzum, indem ich mich von der

Nostalgie verführen ließ, habe ich kleinere Geschehnisse ausgelassen, auf den ersten Blick unwichtige Dinge, die doch letztendlich unsere Zukunft bestimmen sollten, unsere bevorstehenden Enttäuschungen sowie das Motiv und die Motivation für Mord.

Etwa das Gespräch an dem Abend, nachdem wir Tannie Nandi Mahlangu begraben hatten.

Es war in den dunklen Zeiten jenes mörderischen Winters, vor dem Fund der Maissäcke bei Warrenton und vor Birdies Ankunft. Das Komitee hatte sich beraten, und anschließend saßen die Mitglieder am bereits erkalteten Ofen im Wohnzimmer des Waisenhauses beisammen. Nero Dlamini versuchte, die Stimmung ein bisschen aufzulockern, indem er die wenigen flackernden Kerzen näher heranstellte. Er brachte eine Flasche Branntwein auf einem Tablett, schenkte allen Erwachsenen ein und verteilte die Gläser. Wie jeden Abend hielt er die Flasche hoch und fragte: »Domingo?«

Und wie jeden Abend schüttelte Domingo nur den Kopf. Er trank keinen Alkohol. Ich lag abseits auf dem Sofa und sah zu, wie Domingo Gewehre reinigte. Wenn ich erwachsen bin, dachte ich, trinke ich auch keinen Alkohol.

Mein Vater starrte vor sich hin, steif, angespannt, erschöpft und frierend. Und sicher auch hungrig.

»Alles in Ordnung mit dir, Willem?«, fragte Beryl.

Pa seufzte. »Es ist meine Schuld.«

»Quatsch, Willem, sie war alt und gebrechlich«, erwiderte

Ravi. »Keiner wusste, dass sie ihre Rationen nicht aß.«

»Nein«, erwiderte mein Vater. »Ich meine nicht Nandi. Ich meine diesen Ort. Ich habe ihn ausgewählt. Ich habe euch alle mit meinen Flugblättern hierhergelockt. Und ich habe einen Fehler gemacht, weil ich zu sehr von mir und meinen eigenen Ideen eingenommen war.«

»Was redest du denn da?«, fragte Beryl.

Mein Vater starrte auf die Asche im Kamin und fuhr tonlos fort: »Nach dem Fieber, als Nico und ich … Als mir klar wurde, dass wir überleben würden, da habe ich viel darüber nachgedacht, welches der beste Ort wäre, an den ich meinen Sohn bringen könnte. An dem ich eine neue Siedlung gründen könnte. Um … die Zivilisation wieder aufzubauen. Es war sicherlich eine interessante Übung, weil ich in meinem ersten Impuls an Orte dachte, die ich kannte und zu denen ich eine positive Beziehung hatte. Ich dachte an das schöne Knysna. Dort gab es Infrastruktur, Holz, Schutz, Wasser … Aber die Herausforderung, sowohl in wissenschaftlicher als auch in intellektueller Hinsicht, bestand für mich darin, meine persönlichen Vorlieben außer Acht zu lassen. Vanderkloof mochte ich nicht besonders, damals …« Mein Vater blickte in die Runde. »Ihr habt doch von den Weißen gehört, die unter sich bleiben wollen, nur ein kleines Stück den Fluss runter, dreißig Kilometer oder so?«

»Klar«, sagte Pastor Nkosi. »Orania. Der letzte Posten der Apartheid. Ob irgendeiner von denen bis jetzt überlebt hat?«

»Wie auch immer«, sagte mein Vater, »wenn ich damals, vor

dem Fieber, geschäftlich nach Johannesburg musste und genügend Zeit hatte, wählte ich jedes Mal eine andere Route. Dabei bin ich vor ungefähr vier Jahren durch Vanderkloof gekommen. Ja, ich habe sogar einen ganzen Tag in diesem Ort verbracht, weil er … irgendwie anders war. Einzigartig. Ich fühlte mich wie im Urlaub am Meer, nur ohne Meer. Merkwürdig. Dabei war es doch nur eine kleine, schäbige Stadt, ein bisschen traurig sogar. Und verschlafen. Sehr verschlafen: Zwei Drittel der Häuser standen leer in Erwartung der nächsten Urlaubsgäste. Mit dem unausgesprochenen Versprechen, dass die Stadt während der Sommerferien zum Leben erwachen und sich verwandeln würde. Das faszinierte den Geographen in mir. Ich sprach mit jedem, den ich traf. Ein Einheimischer verriet mir unter der Hand, dass die meisten Einwohner von Vanderkloof der Ideologie anhingen, dass die Weißen unter sich bleiben müssten, ihr wisst schon, diese ›Oranje-Ideologie‹, ich glaube, es waren sogar nur die afrikaanssprachigen Weißen gemeint. Allerdings wollten die Einwohner von Vanderkloof nicht als Rassisten gelten. Das machte Vanderkloof zu einer Art geheimem Orania, wo die eher feigen Separatisten lebten. Deswegen mochte ich den Ort nicht besonders.«

»Ja, aber wie kommst du darauf, zu behaupten, es wäre deine Schuld, all das Schlimme, was passiert ist?«, fragte Beryl.

»Ich war in den letzten Monaten einfach zu sehr in meiner eigenen Gedankenwelt gefangen«, antwortete mein Vater. »Ich war von mir selbst beeindruckt, weil es mir gelungen war, das

Stigma Vanderkloofs zu ignorieren und mich nur an den Fakten zu orientieren. Dadurch kam ich darauf, dass genau dieser Ort am besten für einen Neubeginn in Frage käme. Das war intellektuelle Blasiertheit, denn ich war mir sicher, alles bedacht zu haben: dass es hier die beste Infrastruktur für ein Überleben gab, dazu die geschützte Lage, Wasser, die Bedingungen für verschiedene Formen der Landwirtschaft, ideale Voraussetzungen zur Energiegewinnung. Außerdem glaubte ich, dass die weite Entfernung von den großen Städten ein Pluspunkt wäre. Was ja teilweise auch stimmt. Aber an der Stelle dachte ich nicht weiter, eben weil ich zu selbstzufrieden war. Mir hätte klar sein müssen, dass man einen hohen Preis für diese Abgeschiedenheit bezahlt, für die jetzige niedrige Bevölkerungsdichte dieser Gegend. Ich hätte dieses Risiko erkennen müssen. Wie Domingo es getan hat.«

Beryl warf Domingo einen giftigen Blick zu, den dieser jedoch nicht registrierte. »Niemand kann an alles denken. Keiner hätte voraussehen können, dass es so viel schneit.«

»Gott hat den Schnee gebracht«, deklamierte Pastor Nkosi mit lauter Predigerstimme. »Gott hat den Hunger und das Leid gebracht. Er will uns zeigen, dass wir schon wieder den falschen Weg einschlagen.«

»Und wie genau macht er das?«, erkundigte sich Nero Dlamini.

»Schau dir nur mal all unsere Schwierigkeiten an, all die schlimmen Dinge, die passieren. Wo ist Gott, wenn wir unsere

Versammlungen im Forum abhalten, Nero? Oder unsere Komiteesitzungen? Wir beten nicht gemeinsam, wir preisen den Herrn nicht gemeinsam. Er will uns sagen …«

»Ist Tannie Nandi deswegen gestorben?«, fragte Domingo, die Hände ruhig, die Stimme scharf wie ein Messer. »Und der Bischof? Haben uns deswegen die KTM ausgeraubt? Und der Schnee? Wollte Gott damit ein Exempel statuieren?«

»Sage uns, Domingo«, fragte Pastor Nkosi, den Blick voll religiösem Eifer: »Glaubst du an Gott?«

»Ja, Pastor, ich glaube an einen Gott. Mein Gott ist Darwin. Ich glaube an das Überleben der Rücksichtslosesten.«

»Da hast du den Teufel in dir!«, stieß Nkosi mit so viel Abscheu hervor, dass sich mir die Nackenhaare sträubten.

»Möchten Sie ihn gerne austreiben?«

»Vielleicht werden wir das eines Tages tun müssen«, erwiderte der Pastor wesentlich mutiger, als er sonst Domingo gegenüber auftrat.

»Hier treibt niemand irgendetwas aus«, entgegnete mein Vater. Er konnte die Erschöpfung in seiner Stimme nicht verbergen.

Doch Pastor Nkosi war nicht zu leicht von dem Thema abzubringen. »Glaubst du an Gott, Willem?«

Es war, als überlege mein Vater erst, ob er wirklich antworten müsse. Dann sagte er: »Weißt du, was Einstein geantwortet hat, als ein Rabbi ihm dieselbe Frage stellte, Nkosi?«

»Nein.«

»Er sagte: ›Ich glaube an Spinozas Gott, der sich in der

gesetzlichen Harmonie des Seienden offenbart, nicht an einen Gott, der sich mit dem Schicksal und den Handlungen der Menschen abgibt‹.«

»Und das glaubst du?«

»Das habe ich früher geglaubt. Inzwischen glaube ich wohl nur noch an Spinoza.«

»Verstehe …«

»Spinoza«, wiederholte Nero Dlamini und nippte an seinem Brandy. »Er hat als Erster gesagt, dass man Religion und Politik voneinander trennen sollte.«

»Ja, und bei allem Respekt, deswegen würde Nkosi ihn nicht mögen«, sagte mein Vater in dem offensichtlichen Versuch, dem Gespräch seine Ernsthaftigkeit zu nehmen. »Und das Gute ist, Domingo würde ihn ebenso wenig leiden können.«

»Wieso?«, fragte Domingo, dem es nicht gefiel, dass er und der Pastor angeblich irgendetwas gemeinsam hatten.

»Weil Spinoza glaubte, die Demokratie sei die Regierungsform, die am ehesten die persönliche Freiheit garantiere.«

»Persönliche Freiheit wird überbewertet«, erwiderte Domingo, mit leicht herausforderndem Tonfall, meinen Vater imitierend.

Pastor Nkosi entgegnete tiefernst: »Ich werde weiterhin in dieser Gemeinschaft für Gott kämpfen und in diesem Komitee. Eines Tages wird er unser Vorsitzender sein. Darauf verwette ich mein Leben.«

33

Bruchstücke und Erinnerungsfetzen III: über Lust und Liebe

Die Nostalgie verführt dazu, auch Unwichtiges einzustreuen. Sie flüstert: »Erzähle davon, wie dir Lizette Schoeman das Herz gebrochen hat!« Ja, das ist eine dieser unspektakulären Nebensächlichkeiten.

Eines Sonntags im August im Jahr des Schakals, kurz bevor ich sechzehn wurde, war ich vom Wasserturm aus zum Waisenhaus unterwegs, und da sah ich Lizette eng umschlungen mit Charl Oosthuizen knutschen, einem schon über dreißigjährigen Mann, der erst seit knapp zwei Monaten in Amanzi lebte.

In mir herrschte Aufruhr. Ich wollte heulen, schreien, vor ihr auf die Knie sinken, ihn mit den Fäusten traktieren, flüchten und für immer wegbleiben. Doch ich ging einfach weiter in Richtung Waisenhaus, das Herz in tausend Stücke zerbrochen. Knapp zwei Monate später sollte es übrigens wieder vollständig geheilt werden.

Die beiden haben schließlich geheiratet. Charl ist ein guter Mann, der später ein erfolgreicher Sonnenblumenfarmer wurde und unser größter Honigproduzent. Doch ich lernte ihn erst richtig schätzen, nachdem ich selbst die Liebe meines Lebens

gefunden hatte.

Zwei Jahre lang war ich intensiv und aussichtslos in Lizette verliebt. Aussichtslos, weil ich noch ein Kind war und sie nicht. Aussichtslos, weil die Liebe nicht auf Gegenseitigkeit beruhte.

Und sinnlos, weil ich dadurch die größte Lust- und Liebeswelle meiner Ära verpasste. Sie hatte verschiedene Ursachen:

Erstens: das bekannte Phänomen dessen, was Nero Dlamini als den Babyboomeffekt bezeichnete, einen menschlich-evolutionären Drang zur drastischen Vermehrung nach einem blutigen Krieg – oder einer vernichtenden Virusepidemie.

Zweitens: die große Sehnsucht der Menschen danach, berührt und umarmt zu werden, sich anderen nahe zu fühlen, zu umsorgen und umsorgt zu werden, in einer Welt, in der niemand von denen mehr da war, die früher viele dieser Bedürfnisse gestillt hätten – Eltern, Verwandte und enge Freunde. Nero nannte es den John-Bowlby-Effekt und sagte, dass dieser auf junge Leute, die überdies stark traumatisiert seien, einen noch größeren Einfluss habe.

Und drittens die Tatsache, dass Jugendliche – bekanntermaßen die Menschen mit dem meisten Sex auf der Welt – statistisch eine der größten Gruppen Amanzis ausmachten. Ihre Jugend, ihr Anpassungsvermögen und ihre körperliche Fitness hatten ihnen geholfen, die Gefahren der Post-Apokalypse besser zu überleben.

Dies war die dlaminitische, akademische Erklärung für die große Liebes- und Sexwelle unter Jung und Alt, aber vor allem

unter den Jungen, und ich verpasste sie, weil ich unsterblich in Lizette Schoeman verliebt war. Jacob dagegen nicht. Er nutzte das reichliche Angebot aus, ermunterte mich aber nie, dasselbe zu tun. Jahre später würde er gestehen: »Ich war nicht scharf auf die Konkurrenz, Nico. Ich bin ja nicht blöd. Wenn du wüsstest, wie viele Mädchen in dich verliebt waren … Ich musste sie trösten.« Und dann lachte er sein tiefes Mahlangu-Lachen, das seinen ganzen Körper erzittern ließ.

Jacob war mein Mit-Viehhüter und Kamerad. Und er war meine ergiebigste Quelle für Klatsch und Tratsch, denn er wusste über alles Bescheid, was außerhalb des Waisenhauses geschah. Als Sohn des Vorsitzenden hatte ich in diesen ersten Jahren den großen Vorteil, internes Wissen aufzuschnappen, da ich die Komiteesitzungen und Beschlüsse über die großen Fragen unserer Gemeinschaft, die Unterströmungen, die Pläne, die Konflikte und Strategien mitbekam. Mein größter Nachteil jedoch war, dass die Leute von Amanzi mir nicht alle Gerüchte und Klagen anvertrauten und natürlich auch nicht die Kritik, die sie ständig am Vorsitzenden, dem Komitee und all seinen Mitgliedern übten, ungeachtet dessen, ob sie gute oder schlechte Entscheidungen trafen.

Dabei nun spielte Jacob eine wichtige Rolle. Wir waren in vieler Hinsicht Gegensätze, und dadurch eine perfekte Kombination. Jacob war ruhig, geduldig, philosophisch und zufrieden mit sich. Ich war nichts von alldem. Dennoch entwickelten wir beide eine Leidenschaft für das Lesen und einen

unstillbaren Durst nach Klatsch und Tratsch.

Beispielsweise nahm mich Jacob eines Morgens vor der Schule beiseite und berichtete atemlos: »Beryl und Nero sind homosexuell!«

Mit vierzehn hatte ich nur eine vage Vorstellung davon, was das bedeutete. »Homosexuell? Aber sie können doch nicht zusammen homosexuell sein.«

»Nein, du Idiot, sie liebt Frauen und er Männer.«

»Woher weißt du das?«

»Tannie Denise hat es gesagt.« Denise war eine vierzigjährige Frau, die am Ankunftstag eingetroffen war und sich zu einer der größten Klatschtanten Amanzis entwickelt hatte. »Sie hat erzählt, Beryl sei Golfprofi gewesen, und jeder wisse, dass alle weiblichen Golfprofis lesbisch gewesen seien. Außerdem sehe man es an ihren Muskeln und ihrer burschikosen Art.«

Ich dachte an Beryl, und irgendwie erschien es mir logisch.

»Und Nero?«

»Hat der bis jetzt irgendwelches Interesse an Frauen gezeigt?«

»Nein …«

»Und wie er sich anzieht. Und redet …«

»Hm.«

»Also …«

Ich glaubte ihm.

Sipho Jola wurde am 26. Dezember im Jahr des Hundes geboren und war der erste Mensch, der als Mitglied der Gemeinschaft von

Amanzi das Licht der Welt erblickte.

Sein Name bedeutet »Geschenk«.

Insgesamt wurden nach der große Lust- und Liebeswelle in den darauffolgenden zwölf Monaten – dem Jahr der Krähe – 24 Babys geboren.

Das Jahr der Krähe

34

Das Thielert-Triebwerk: I

Cairistine »Birdie« Canary
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Tja, die Sache mit der Kausalität – ganz schön verrückt, wenn man so überlegt. Denk nur mal an die Sache mit Hennie, dem Flugzeug und dem Treibstoff, mit Nico und Okkie, und das ganze Drama hat mit Monsanto und all den anderen Konzernen begonnen, die das Saatgut genetisch verändert haben. Die haben sich nicht gedacht: Moment mal, und was ist im Fall einer globalen Katastrophe, was passiert in einer postapokalyptischen Welt? Natürlich nicht. Sie haben das Saatgut so manipuliert, dass man nur einmal ernten kann. Dann muss alles aufgegessen werden, denn das neue Getreide kann man nicht wieder aussäen; es ist so programmiert, dass es vor der Ernte quasi Selbstmord begeht. Deswegen wird es auch Terminator-Saatgut genannt. Also muss man neues Saatgut kaufen. Super Geschäftsmodell, aber jetzt sind all diese Unternehmen Geschichte, und nur ihr Saatgut ist geblieben.

Also habe ich dem Komitee gesagt: Wenn wir langfristig planen wollen, müssen wir vor allem eines vorantreiben – den Aufbau einer Saatgutbank. Zum Glück war damals schon Matthew Mbalo bei uns. Er hat früher auf

einer Farm gearbeitet, wo Getreide angebaut wurde. Sie gehörte dem Premier der damaligen Freestate-Provinzregierung und lag in der Nähe von Reitz. Matthew hat die Farm geleitet, denn der Premier war praktisch nie da. Und Matthew war ein guter Ackerbauer. Bei uns hat er jetzt deshalb auch die Aufsicht über den Getreideanbau.

Matthew Mbalo und ich haben uns oft über das Problem mit dem genetisch manipulierten Saatgut unterhalten. Eines Tages sagte er mir, er wisse, dass im Eastern Freestate viele Bauern Pflanzen für die traditionelle, nicht modifizierte Aussaat gezüchtet hätten. Wir sollten versuchen, uns dieses Saatgut zu besorgen.

Aber wir konnten nicht einfach losfahren und es abholen. Die KTM kontrollierten damals zu viele Straßen zwischen den Lesotho-Bergen und Bloemfontein. Wenn man das Gebiet durchqueren wollte, brauchte man schon einen bewaffneten Konvoi, aber dafür hatten wir weder genügend Leute noch Fahrzeuge. Außerdem wollten wir nicht das Risiko eingehen, denn es gab zu viele andere Probleme, die wir vor dem nächsten Winter lösen mussten.

Da sagte Hennie Flaai, er könne vierhundert Kilo Saatgut in die Cessna laden. Ob das helfen würde?

Hennie Flaai

Ich kam mit der Cessna aus Bethlehem, nur ich, ohne Kopilot. Ich hatte über vierhundert Kilo Getreidesaatgut an Bord. Saatgut, das Amanzi bitter nötig hatte, und zwar vor dem Winter, denn die Felder mussten noch gepflügt und eingesät werden. Jetzt sind vierhundert Kilo aber eigentlich zu viel für die

Cessna, wenn man mein Gewicht, all den anderen Kram, den ich mitnehmen musste, und den Treibstoff hinzuzählt.

Also habe ich das Saatgut geladen und dann Treibstoff aus den Tanks herausgepumpt, um das Gewicht zu verringern. Ich plante natürlich eine großzügige Sicherheitsreserve für die Entfernung ein, die ich zurücklegen musste, also machte ich mir keine großen Sorgen. Aber ich war immer noch ungefähr vierzig Kilo zu schwer. Das war nicht weiter schlimm, trotzdem habe ich die Instrumente genauer als sonst im Auge behalten. Man hat eben die ganze Zeit im Hinterkopf, dass man Übergewicht hat, dass man das alte Mädchen quält, und da muss man sichergehen, dass sich nicht irgendwo Zipperlein melden.

Ich war auf zehntausend Fuß … Das sind ungefähr dreitausend Meter, genau die richtige Höhe für die 172. Ich war gemütlich unterwegs, etwa mit hundertzwanzig Knoten, das sind etwa zweihundertzwanzig Kilometer in der Stunde. Es war gegen zehn Uhr vormittags, im Januar. Du weißt, wie schnell sich zu dieser Jahreszeit in diesem Teil des Landes das Wetter ändern kann. Schon morgens waren Wolken am Himmel gewesen, und es gab ein paar Turbulenzen, aber ich wusste, dass ich gegen eins zu Hause sein würde und die heftigen Gewitter erst am späten Nachmittag einsetzten.

Jedenfalls hatte ich noch an die fünfundsiebzig Liter im Tank, die für fünfhundert Kilometer reichten, wenn ich es ruhig angehen ließ, und es waren nur vierhundert Kilometer zurück nach Amanzi. Alles im grünen Bereich, so glaubte ich.

Bis die Cessna zu stottern begann. Urplötzlich. Auf 10 000 Fuß.

Ich dachte erst, der Motor würde gleich ganz ausfallen, so schlimm war das erste Stottern, aber dann sprang er wieder an, wenn auch mit Aussetzern.

Ganz so, als wäre der Treibstoff ausgegangen, aber in beiden Tanks war noch knapp über die Hälfte übrig. Der Motor stotterte, ich verlor an Geschwindigkeit und an Höhe, und ich hatte Übergewicht.

Dann habe ich es mit den Magnetos versucht, aber es half nichts, und da wusste ich, dass die Zündkerzen verrußt waren. Wenn das der Fall ist, stellt man im Normalfall das Treibstoffgemisch magerer ein und gibt Vollgas, um den Dreck von den Kerzen abzubrennen. Das half auch, aber nur für etwa fünf Minuten, dann fing die Kiste wieder an zu stottern, und ich musste die Kerzen noch mal ausbrennen.

Da wusste ich, jetzt musst du landen, Hennie, jetzt musst du landen und die Zündkerzen saubermachen.

Wenn man mit der Cessna von Bethlehem nach Amanzi unterwegs ist, kommt man genau zwischen Bloemfontein und Botshabelo durch. Als sie zu stottern anfing, war ich dreißig, fünfunddreißig Kilometer Ostnordost von Botshabelo entfernt und mindestens siebzig östlich von Bloemfontein. Ist ja gut und schön, dass man die 172 überall da landen kann, wo die Straße einigermaßen in Ordnung und einigermaßen gerade ist, aber wenn man sich nicht auskennt … Das Problem sind die Überlandleitungen. Stromleitungen und Telefonleitungen. Man sieht sie von oben nicht richtig, und es gibt immer welche entlang der Straße und quer über die Straße, und wenn man die nicht sieht und sie erwischt, hat man Pech gehabt. Wenn man genügend Zeit und Treibstoff hat und nicht überladen ist, kann man erst in Ruhe nachsehen, ob dort, wo man landen will, Leitungen verlaufen. Wenn das nicht geht, sucht man nach einem Landeplatz, und zwar schnell. Die andere Sache war, dass ich auf keinen Fall irgendwo in einer gottverlassenen Gegend auf der Straße stehen wollte, wo es von KTM wimmelte, während

ich am Motor arbeitete. Ich brauchte einen Plan.

Bevor ich losfliege, schaue ich immer noch mal in die wenigen Karten, die wir aufgetrieben hatten, und sehe nach, wo es unterwegs Landeplätze gibt. Das Erste, was mir in den Sinn kam, als die Maschine zu stottern anfing, war der Flugplatz von Thaba 'Nchu. Es war nicht gerade der größte, es gab nur eine Start- und Landebahn, aber sie war schön lang und gut asphaltiert. Ich wusste, dass Thaba 'Nchu südlich von Botshabelo Velo lag, aber nicht mehr genau, wo. Und die alte Lady stotterte, und ich verlor Geschwindigkeit und Höhe, und mit meiner Gleitzahl stand es schlecht, zu schlecht für die Entfernung, und ich musste mit der Karte auf dem Schoß nachsehen, wo zur Hölle der Flugplatz von Thaba 'Nchu war. Und dann musste ich meinen Kurs bestimmen, alle fünf Minuten die Zündkerzen ausbrennen, Ausschau nach Landmarken halten und natürlich den Flugplatz suchen. Ich habe geschwitzt wie ein Stier, und ich dachte, wenn ich abstürze, dann denkt Melinda bestimmt, ich wäre abgehauen, und das konnte ich ihr nicht antun. Außerdem war Amanzi auf das Saatgut angewiesen. Da betete ich laut, immer zwischen dem Ausbrennen der Zündkerzen und dem Überprüfen meiner Sinkrate.

Da sah ich den Flugplatz, und ich schwitzte noch mehr, weil er zu weit weg war, und außerdem verlief die Landebahn von Nordwesten nach Südosten, deswegen musste ich erst eine weite Kurve fliegen. Dazu muss ich sagen, dass der Flugplatz von Thaba 'Nchu noch unter dem alten Apartheid-Regime erbaut worden war, für das Bophuthatswana-Homeland, oder besser: wegen des Casinos. Es war mal ein ziemlich schicker Flugplatz, doch nach dem Ende der Apartheid war er verfallen. Inzwischen befanden wir uns außerdem im Jahr zwei nach dem Fieber, deswegen gab es nicht mal

einen Windsack. Ich schätzte, dass der Wind ungefähr von Nord nach Süd wehte, deswegen wendete ich zum südöstlichen Ende der Landebahn, in dem Wissen, dass ich es bestimmt nicht schaffen würde, aber wenn ich es nicht versuchte, du weißt schon …

Da war so ein Hügel, über den ich drüber musste, und ich schaffte es mit knapper Not. Ich brannte zum letzten Mal die Zündkerzen aus, gab dann Vollgas und drehte meine letzte Kurve für den Landeanflug, da war ich … Ich will nicht lügen, aber der Boden war ganz nah und die Landebahn noch zu weit weg. Unter mir war Grasveld, langes, grünes Sommergras, so dass sich eine Antilope darin verstecken konnte. Und dann merkte ich, o nein, der Wind kommt auch noch von hinten, so dass ich ein bisschen schnell reinkam. Und dann sah ich die Rinder auf der Landefläche, weit hinten, am nordwestlichen Ende.

Da habe ich sie runtergebracht, an die hundertzwanzig Meter vor der Landebahn, im langen grünen Gras, und wenn ich mit dieser Geschwindigkeit einen Ameisenhaufen oder ein Erdferkelloch erwischt hätte, wären das Getreide, die 172 und ich im Arsch gewesen, aber sie rollte zum Asphalt, und dann waren wir auf dem Asphalt, aber jetzt war ich zu schnell, und der Wind kam zu stark von hinten, und wir waren zu schwer, um rechtzeitig zu bremsen. Ich saß im Cockpit und sah die Rinder näher kommen. Zwei von ihnen standen auf dem Asphalt und an die zehn andere im Gras rechts und links von der Landebahn. Jetzt frage ich dich, was sucht ein Rind auf einer Teerstraße? Da gibt's doch nichts zu fressen? Es war Schicksal. Ich bremste, so stark ich konnte, wobei man auch nicht zu stark bremsen darf, denn dann legt man sich auf die Nase. Die Rinder kamen auf mich zu, ich bremste und schwitzte, und die Rinder kamen immer näher.

Das sind solche Situationen, die man nie vergisst. Du denkst: Jetzt habe ich diesen Flieger mit vierhundert Kilo Saatgut und einem stotternden Motor bis hierher gebracht, das war eine echte Leistung, ich muss schon sagen, ich habe Blut und Wasser geschwitzt, und jetzt, nachdem ich auf sicherem Boden war, würde ich gegen so ein verdammtes Rindvieh krachen. Ich sah es vor mir, mit diesem blöden Gesichtsausdruck und langen Wimpern wie eine Nutte, und gleich würde ich es überfahren.

Aber das Vieh trabte in letzter Sekunde von der Landebahn, bestimmt verschreckt vom Motorenlärm, und es lief gerade weit genug, dass ich nach links schwenken konnte, zwischen den beiden Rindern hindurch. Ich hielt die Cessna an und atmete erst mal durch. Ich zitterte am ganzen Leib, von Kopf bis Fuß, das kann ich dir sagen, und ich senkte einfach nur den Kopf und sagte: Danke, Herr, vielen Dank. Ich stand ganz am Ende, auf dem letzten Stück Asphalt, und ich sah, dass der Rand unterspült war. Ich hätte mich auf die Nase gelegt, wenn ich da nicht stehengeblieben wäre, es war echt Schicksal.

Was ich da noch nicht wusste: Der liebe Gott und ich hatten an diesem Tag noch viel vor.

Cairistine »Birdie« Canary

Benzin ist dazu gemacht, leicht entzündlich zu sein. Und gerade das ist einer der Gründe, warum es nicht sehr lange haltbar ist. Denn wenn es zu lange steht, beginnen die Elemente, die am leichtesten entflammbar sind, zu verdunsten. Außerdem reagieren die Kohlenwasserstoffe im Treibstoff mit dem Sauerstoff, was die chemische Zusammensetzung verändert. Der

Treibstoff verdirbt, und deswegen hatte sich dieses gummiartige Zeug in das Benzinleitungssystem von Hennie Flaai gesetzt.

Hennie Flaai

Da stand ich also am Ende der Landebahn von Thaba 'Nchu und musste zwei Dinge tun. Ich musste herausfinden, warum die Zündkerzen so verrußten, und ich musste sie saubermachen. Der erste Teil war der einfachere, denn als ich zu suchen begann und Treibstoff aus beiden Tanks abließ, sah ich praktisch sofort, dass der im linken Flügel verdreckt war, durchsetzt mit Klumpen von zähem, klebrigem Zeug. Da habe ich mir große Sorgen gemacht und auch Treibstoff aus dem rechten Flügel abgelassen, aber der war Gott sei Dank sauber.

In der 172 gibt es drei Möglichkeiten für die Treibstoffzufuhr. Man kann den Tank im linken Flügel oder im rechten Flügel wählen, oder man kann die Zufuhr so einstellen, dass man aus beiden Tanks gleichzeitig Treibstoff verbraucht. Man fliegt eigentlich immer mit der dritten Einstellung. Doch da der Treibstoff im linken Flügel verschmutzt war, musste ich den aus dem rechten Flügel verwenden.

Das Dumme war, dass ich plötzlich nur noch halb so viel Treibstoff zur Verfügung hatte. Ich stand da und dachte: Ob ich es noch nach Hause schaffe?

Ich ließ den ganzen Treibstoff aus dem linken Flügel ab, um die Maschine so leicht wie möglich zu machen, und dachte, wenn ich es geschickt anstelle, werde ich es schaffen. Mit ein bisschen Glück. Und Rückenwind. Und Unterstützung von ganz oben.

Wenn es unterwegs so aussieht, als ginge mir der Treibstoff aus, lande ich einfach so nahe an Amanzi wie möglich, gehe das restliche Stück zu Fuß und rufe meine Leute.

Ich meine, was hätte ich sonst tun sollen?

Die Zeit verstrich, und die Wolken am Himmel ballten sich zusammen.

Doch erst musste ich die Zündkerzen reinigen, und das war wieder eine andere Geschichte. Denn du kannst dir vorstellen, dass man die Zündkerzen aus der Cessna nicht einfach abziehen konnte wie bei einem Auto, weil die Zündkabel daran festgeschraubt waren. Ich hatte einen kleinen Werkzeugkoffer in der Kabine und wusste, dass ich einen Zündkerzenschlüssel dabeihatte, und zwar einen 3/8 Zoll, aber ich wusste, dass ich keinen 7/16 Zoll hatte. Und ohne einen 7/16-er konnte ich die Zündkerzen nicht rausdrehen und saubermachen.

Ich sah mich um. Das Ankunftsgebäude des Flugplatzes war verfallen, alles kaputt, aber es gab noch ein paar Hangars, solche kleinen, fünf oder sechs nebeneinander. Ich ging hin und sah, dass die Tore der Hangars halb offen standen, und wusste sofort, da ist nichts mehr zu holen. Und ich hatte recht, es standen keine Flugzeuge mehr in diesen Hangars. Aber ich hoffte und betete, durchsuchte sie und fand tatsächlich im vorletzten eine Werkbank an der Wand. Sie war schmutzig, mit einer dicken Schicht Staub und Dreck bedeckt. Ich fand Lappen, leere Ölkännchen, Motorteile und ein paar Schlüssel, Zangen, Schrauben und so weiter, ziemlich verrostet. Ich habe angefangen zu suchen, den Staub weggeblasen und gesehen, dass ein paar Motorteile von der 172 stammten. Das gab mir wieder Hoffnung, ich suchte weiter und fand tatsächlich einen 7/16-er, und ich sage dir, mir kamen glatt die Tränen, als ich ihn in den Händen hielt.

Ich habe also die Zündkerzen rausgeholt und gesäubert und festgestellt, dass sie völlig verdreckt waren, aber es ging noch. Die Zeit drängte, und man braucht für alles immer länger als erwartet. Im Westen türmten sich Gewitterwolken auf. Es würde ein schlimmes Unwetter geben, man spürte es in der Luft, da war diese Elektrizität, die nichts Gutes verhieß.

Ich machte so schnell ich konnte, setzte die Zündkerzen wieder ein, jagte die Rindviecher so weit weg wie möglich und warf ein Büschel Gras in die Luft, um die Windrichtung und -geschwindigkeit zu bestimmen. Der Wind kam noch immer von Norden, so dass ich einfach wenden und starten konnte, und ich hob ab, die Zündkerzen waren sauber, ich drehte eine Kurve und gewann an Höhe. Jetzt hielt ich immer ein Auge auf das Wetter und ein Auge auf die Treibstoffanzeige, denn es waren noch ungefähr zweihundertdreißig Kilometer bis nach Petrusville. In den letzten Monaten hatte ich schon alle Start- und Landebahnen auf dem Flugplatz von Petrusville gereinigt und in Ordnung gebracht, denn dort hatte ich die Cessna stehen, ungefähr zwanzig Kilometer von Amanzi entfernt.

Ich flog also und es ging einigermaßen glatt. Als noch etwa hundert Kilometer vor mir lagen, drehte sich der Wind und kam plötzlich von vorn. Ich wusste, wenn es so weiterginge, hätte ich ganz knapp zu wenig Treibstoff. Und dabei wurden die Wolken immer dicker, die Turbulenzen stärker, und der Gegenwind wurde heftiger, aber der Motor lief wenigstens rund. Ich führte im Kopf Berechnungen durch und überlegte, höher oder tiefer? Schneller oder langsamer? Was wäre jetzt das Beste? Ich würde es nur mit Ach und Krach schaffen, wenn überhaupt.

Die Gleitzahl der Cessna beträgt etwa fünfzehn Kilometer je zweitausend Meter Höhe. Unter normalen Umständen. Aber das waren keine normalen

Umstände. Zu der Zeit war ich schon viel leichter, weil ich den ganzen Treibstoff abgepumpt und auch schon einiges verbraucht hatte, aber der Wind blies mir entgegen, immer stärker und stärker.

Ich schätzte, dass meine Gleitzahl nur ungefähr zwölf bis dreizehn Kilometer pro zweitausend Meter Höhe betrug. Das war gar nicht so übel, aber die Tanknadel ging langsam auf null; so weit unten hatte ich sie noch nie gesehen.

Du weißt doch, wie das ist, wenn man sich selbst nach Jahren noch an manche Situationen glasklar erinnert? Mir prägen sich hauptsächlich Gerüche ein, und wenn mir später so ein Geruch in die Nase steigt, kommt auch die Erinnerung ganz deutlich wieder. Aber an diesen Tag erinnere ich mich nicht wegen eines Geruchs, sondern wegen ein besonderen Schauspiels, weil es so schrecklich schön war und weil ich dachte, das muss ich mir einprägen, denn es wird das Letzte sein, was ich bewusst wahrnehme.

Denn zwanzig Kilometer vom Flugplatz in Petrusville entfernt ging mir das Benzin aus. Endgültig.

35

Das Thielert-Triebwerk: II

Hennie Flaai

Als der Motor ausging, war es, als sähe ich plötzlich alles deutlicher, sicher durch das Adrenalin. Ich war knapp über zweitausend Meter hoch. Unter mir lag die Talsperre von Amanzi, die sich fünfzig Kilometer weit von Norden nach Süden erstreckte. Ich flog von Osten nach Westen, und das Wasser leuchtete tiefblau an jenem Tag. Die Sonne brach durch die Gewitterwolken wie ein heiliges Licht, das sage ich dir, diese Bündel, diese Strahlen, als hätte der Herrgott sagen wollen: Ich bin noch da, Hennie, flieg einfach diese Kiste. Das Sonnenlicht glitzerte auf dem See, und die Wolken waren so … ich kann es gar nicht beschreiben. Ich flog unter ihnen hindurch, es war wie eine Phalanx, wie eine anrückende Armee, sie türmten sich hoch auf, tiefgrau, an der Basis fast schwarz, ganz oben schneeweiß. Es mahlte und kochte da oben, und ich wusste, wenn die Cessna und ich in den Strudel gerieten, wenn mich diese Konvektionsströmung erfasste … Ein Blitz zuckte an mir vorbei, aus den Wolken zur Erde, und ich sah, dass er den höchsten Berg knapp südlich von Amanzi traf, und ich wusste, meine Melinda, die Kinder und alle meine Leute hatten es sicher gesehen oder gehört, ich war ja schon ganz in der Nähe. Ich schaute hinunter auf die herrliche Landschaft, die Hügel und die Ebene der Karoo, die sich in Richtung Petrusville erstreckte und jenseits davon bis ans Ende der Welt.

Weit ausgebreitet lag sie da. Ich sah mich selbst und die kleine Cessna vor dem Hintergrund der Wolken, des Wassers und der Erde, ein winziger Punkt, so klein, so nichtig, und plötzlich fiel die Sonne auf mich und tauchte mich in goldenes Licht. Mann, ich sage dir, es war so schön, dass ich beinahe geheult hätte.

Aber das konnte ich mir in diesem Augenblick nicht leisten, denn der Motor lief nicht, die Tanks waren leer, und ich musste trotzdem versuchen, irgendwie zu landen, obwohl ich wusste, dass meine Chancen gleich null waren. Na ja, nicht ganz gleich null, aber bei einer Wette hätte jeder auf einen Crash gesetzt, denn wie schon gesagt, im Gleitflug konnte ich es nicht ganz schaffen. Wenn man über die Talsperre fliegt, an dieser bestimmten Stelle, ist es egal, auf welcher Seite man eine Landung versucht. An diesem Punkt über der Talsperre lag jeder mögliche Landeplatz gleich weit entfernt, und durch den See und die Hügel ringsum gibt es weit und breit kein flaches Stück, das groß genug wäre, um runterzugehen. Ich war im Gleitflug, und ich dachte: Versuch's mit dem Flugplatz, Hennie, der Anflug ist dir vertraut, den kennst du am besten. Versuch's einfach.

Und so schwebte ich dahin. Es war ein merkwürdiges Gefühl, lautlos zu gleiten, nachdem ich so lange vom Dröhnen des Motors umgeben war. Es war plötzlich so still, friedlich und ruhig. Ich hörte den Donner, und ich flog in den Regen hinein, der hinunterklatschte und -prasselte, und dann war ich unter dieser Wolke hindurch, und es wurde wieder still, und ich blickte hinaus auf die überwältigende Szenerie, behielt zugleich die Instrumente im Blick und dachte: Na schön, wenigstens kommt das Getreide an, denn auch wenn ich die Landebahn nicht erwische und abstürze, wird die Cessna nicht ausbrennen, weil die Tanks leer sind. Das Wrack und das Getreide werden

die anderen bestimmt finden.

Die Gewitterwinde rüttelten uns durch, alles wackelte und knarzte, doch ich musste die Ruhe bewahren. Ich behielt einen klaren Kopf, denn ich musste das Getreide runterbringen, das war das Wichtigste. Ich war nur noch auf tausend Meter und erkannte klar, dass ich viel zu früh aufkommen würde, vier, fünf Kilometer zu früh, eine Wasserlandung zu früh. Ich schaute mich überall um und sah plötzlich, dass genau im Osten des Flugplatzes eine kleine Bucht lag, geformt wie eine Pfeilspitze, und ich wusste, dass eine einspurige Straße dorthin führte, und ich dachte: Wenn ich es wenigstens über den See schaffe, kann ich es dort versuchen. Die Straße war in schlechtem Zustand, holprig und steinig, aber wenigstens würde das Getreide nicht nass werden. Ich nahm also Kurs darauf, betete und wusste zugleich, dass ich es nicht schaffen würde, alles sagte mir das, meine Sinkrate, die Entfernung, meine Augen und mein Kopf. Ich hatte keine Chance, ich würde es einfach nicht schaffen, ich würde in den See stürzen, ins Wasser. Und dann kam diese Konvektionsströmung, eine Turbulenz, die die Cessna hochhob wie die Hand Gottes. Ich wusste, was da geschah. Wenn ich früher über das Highveld geflogen bin, hat mich manchmal ein Aufwind hochgerissen wie ein Aufzug, hundert Meter oder sogar zweihundert Meter, das war durchaus möglich. Aber dort über dem See an jenem Tag, mit dem Getreide, ohne Motor und Treibstoff, das war kein Zufall, das war die Hand Gottes, die mich erfasste und hochhob, das sage ich dir, fünfhundert, sechshundert Meter wurde ich hochgerissen. Es war ein Wunder, es war nichts anderes als ein Wunder.

Alles lief vor der alten Polizeiwache zusammen und scharte sich

um die Säcke mit Getreide. Pastor Nkosi ermunterte Oom Hennie Flaai, seine Geschichte auch den Neuankömmlingen zu erzählen. Das musste er ihm nicht zwei Mal sagen. Am Ende applaudierten alle und klopften ihm auf die Schultern. Doch ihre Bewunderung war ihm egal; er suchte nur immer wieder nach der Anerkennung in den Augen Melinda Swanevelders. Und er bekam sie.

Gleich darauf musste er die ganze Geschichte noch mal erzählen, als wieder neue Leute hinzukamen. Und jedes Mal hob die Hand Gottes Oom Hennie und die Cessna ein Stückchen höher.

Birdie Canary sagte: »Das war dein letzter Flug, Hennie. Das Benzin wird immer schlechter.«

»Und wenn ich es durch einen Filter gieße?«

»Das wird nichts nützen.«

Hennie war niedergeschmettert. Ohne seine Cessna war er nicht mehr Hennie Flaai.

»Wir brauchen das Flugzeug dringend«, gab mein Vater besorgt zu bedenken.

Ravi Pillay sagte: »Das stimmt. Es ist einer unserer wenigen strategischen Vorteile gegenüber den KTM und anderen Bedrohungen von außen.«

»Wir werden ohne es zurechtkommen müssen«, erwiderte Birdie.

»Aber denk doch nur an das Getreide und an die Schafe!«, entgegnete Pa. Er spielte auf die über vierhundert Schafe an, die

Oom Hennie in abgelegenen Winkeln der Karoo letzten Monat mit dem Flugzeug aufgespürt und dann Expeditionen dorthin begleitet hatte. »Überlegt mal, wie viel Zeit und Treibstoff uns das erspart hat.«

»Und Menschenleben«, gab Beryl Fortuin zu bedenken.

Pa sah Birdie an. »Wir müssen alles in unserer Macht Stehende tun, um das Flugzeug in der Luft zu halten.« Diesen Satz würde er später noch bereuen.

Birdie schüttelte den Kopf. »Flugzeuge fliegen nicht mit Diesel.«

»Das stimmt nicht so ganz«, entgegnete Hennie Flaai.

Birdie Canary mischte überall mit. Sie erteilte den ältesten Schülern Unterricht in Naturwissenschaften, bildete Lehrer aus und saß ab Dezember mit im Komitee, auf Drängen der ganzen Gemeinschaft. Birdie war Amanzis klügste Wissenschaftlerin. Sie kannte sich nicht nur mit Physik und Chemie aus, sondern dank ihrer Vorstudien auch ein wenig mit Botanik, etwa mit genmanipuliertem Saatgut, und auch mit Zoologie.

Mein Vater und sie hatten ein enges Arbeitsverhältnis entwickelt – zu Domingos Frustration, denn sie teilten eine verbissene Entschlossenheit, diese Gemeinschaft überleben und wachsen zu lassen. Neben dem tragischen Verlust von Menschenleben, sagte mein Vater einmal, sei das Schlimmste am Fieber, dass es uns so vieler wissenschaftlicher und technischer Möglichkeiten beraubt habe – unsere Welt hätte schon eine viel

bessere sein können. Und Birdie sagte: »Genau! So denke ich auch.« Ein paar Tage später bemerkte Nero Dlamini trocken, es habe den Anschein, als wollten die beiden auf eigene Faust das technische und wissenschaftliche Know-how von früher zurückerobern.

Pa und Birdie waren unter anderem Amanzis langfristiges Planungsteam. Pa unterstützte sie leidenschaftlich, als sie bei der ersten Komiteesitzung im Januar einen Vorschlag machte, wie man das Problem mit dem Kraftstoff lösen könnte. Zunächst erklärte sie, warum das Benzin in den Tankstellen und Fahrzeugen in den kommenden Monaten immer unbrauchbarer werden würde; anschließend machte sie den Vorschlag, Biodiesel zu erzeugen. Sie erklärte auch den Unterschied zwischen Ethanol und Diesel und erläuterte, warum Ersteres in der derzeitigen Situation nicht für Amanzi geeignet sei, schon allein deshalb, weil wir nicht ohne weiteres die nötigen Mengen an Zucker produzieren könnten. Unsere Zukunft sei der Diesel. Und das nicht zuletzt, da alle landwirtschaftlichen Maschinen mit Diesel liefen.

Sie sagte, wir müssten Sonnenblumenkerne sammeln, um ab dem nächsten Sommer Sonnenblumen anzubauen. Mit dem Sonnenblumenöl würden wir Biodiesel produzieren. Das sei nicht allzu schwer. Und weil Diesel sich länger hielte als Benzin, würden wir noch mindestens zwölf Monate lang mit dem Diesel aus den Tanks auskommen. Vielleicht sogar noch länger.

Um den Kraftstoff ging es, als Birdie vor der alten

Polizeiwache zu Hennie Flaai sagte, wir müssten ohne Flugzeug zurechtkommen.

Sie wusste nicht, dass es auch Dieselflugzeuge gab.

»Es gibt mehrere Typen von Dieselflugzeugen«, erklärte Hennie Flaai eine Woche später dem Komitee während einer offiziellen Sitzung. »Aber nur zwei davon sind nach Südafrika importiert worden: die Cessna 172 DT, dasselbe Modell wie unsere Maschine, nur mit Dieselmotor, und die Piper Archer DX. Ich weiß nicht, wo die Piper ist, die wir in Südafrika hatten, aber kurz vor dem Fieber habe ich mich auf dem Flugplatz von Heidelberg mit einem Typen unterhalten, der gesagt hat, er habe große Lust, eine Cessna 172TD zu kaufen, und er wisse, dass die Western Transvaal Flying School in Klerksdorp und der Hoedspruit Flying Club in der Nähe des Kruger Parks eine hätten. Also, Klerksdorp ist ja nicht weit, nur etwas über 330 Kilometer entfernt …«

»Das ist eine gefährliche Strecke«, gab Ravi Pillay zu bedenken.

»Ich will nicht fahren, ich will fliegen«, erwiderte Hennie.

»Nachdem du erst letzte Woche diese Probleme mit dem Benzin hattest?«, fragte Beryl Fortuin.

»Ich habe mir unseren Vorrat angesehen. Wir haben noch genügend sauberes Benzin, das verdorbene stammte aus dem Tank auf dem Flugplatz von Petrusville. Aber wir müssen uns beeilen, denn Birdie sagt, dass das Benzin ab jetzt immer

schneller verdirbt.«

»Stimmt«, pflichtete Birdie ihm bei.

»Du willst also erst nach Klerksdorp fliegen?«, fragte Beryl.

»Ja. Und wenn die Maschine da noch in Ordnung ist, bringen wir sie hierher. Ansonsten fliegen wir nach Hoedspruit.«

»Und wenn beide Flugzeuge unbrauchbar sind?«, fragte Pa.

»Dann ist es eben so. Aber wenn wir ein Flugzeug haben wollen, werden wir nachsehen müssen.«

»Wie weit es bis nach Hoedspruit?«, fragte Pastor Nkosi.

»Etwa 880 Kilometer«, antwortete Hennie.

»Kannst du so weit fliegen?«

»Mit Leichtigkeit. Die 142 hat eine Reichweite von etwa 1600 Kilometern.«

»Ja, aber du musst hin und zurück, Hennie, und das sind über 1600«, entgegnete Birdie.

»Ich weiß. Aber wenn ich hundertfünfzig Liter Benzin mitnehme, kann ich es leicht schaffen.«

»Welche Risiken gehst du dabei ein?«, fragte Pastor Nkosi.

»Ach, nur die üblichen …«, antwortete Hennie ausweichend.

»Und die wären?«, fragte Ravi Pillay.

»Das Wetter. Technisches Versagen. Dass wir angegriffen werden, wenn wir landen …«

»Wir?«, fragte Beryl. »Wie viele Leute brauchst du?«

»Ich brauche nur einen. Ihr wisst, wie schlecht ich schieße und kämpfe. Ich brauche jemanden, der mir den Rücken deckt, wenn wir am Boden sind. Ich werde eine Batterie für die TD

mitnehmen und sie einbauen müssen. Ich werde die Benzinleitungen der Tanks überprüfen, einen Probeflug machen und die Maschine überhaupt erst mal zum Laufen kriegen müssen. Das wird eine Weile dauern.«

»Können wir es uns erlauben, zwei Leute zu schicken?«, fragte Nkosi.

»So gefährlich ist es nun auch wieder nicht«, erwiderte Hennie.

»Wieso sagst du das?«, fragte Birdie.

»Ihr habt kein Problem damit, dass ich fast jeden Tag, an dem es das Wetter erlaubt, mit einer Begleitung zwei-, dreihundert Kilometer weit fliege, um nach den KTM, Schafen oder Rindern Ausschau zu halten. Vielleicht muss ich ja auch nur bis nach Klerksdorp, das sind nur zwei Flugstunden. Wenn wir wirklich nach Hoedspruit müssen, sind es ein paar Stunden mehr. Alle anderen Risiken bleiben dieselben.«

»Das stimmt«, sagte mein Vater. »Wir schicken jeden Tag vier oder sechs Leute raus auf die Straße. Wir sollten jetzt nicht übertreiben, nur weil es hier um einen Flug geht.«

»Du hast recht«, sagte Hennie hoffnungsvoll.

»Und wenn sie ein Dieselflugzeug mitbringen könnten …«, fuhr mein Vater fort. »Das wäre ein großer Gewinn. Ein sehr großer Gewinn.«

Das ganze Komitee stimmte zu.

»Sollen wir abstimmen? Wer ist dagegen?«, fragte Pa.

Niemand hob die Hand.

»Phantastisch!«, rief Hennie Flaai. »Danke! Vielen Dank!«

»Wir müssen dir danken, Hennie. Du bist sehr mutig. Wen würdest du denn gerne mitnehmen?«, fragte mein Vater.

Ich saß in der Ecke des Zimmers, sah, wie Hennie Flaai tief Luft holte, mich dann ansah und sagte: »Nico.«

36

Das Thielert-Triebwerk: III

Manchmal schlief ich bei Komiteesitzungen ein, oder es war so langweilig für einen Vierzehnjährigen, dass ich leise hinausschlich und Domingo im Wohnzimmer beim Waffenreinigen half. An diesem Abend hatte ich jedoch gespannt mitgehört, weil mich Hennies Bericht über sein Getreideflugabenteuer maßlos faszinierte. Als er meinen Namen nannte, war ich stumm vor Staunen.

Dann witterte ich das Abenteuer und den Ruhm, der damit einhergehen würde, und rief: »Ja!«

»Sei still«, erwiderte mein Vater. Und zu Hennie gewandt sagte er: »Das ist nicht dein Ernst.«

»Nur so kann es gehen«, entgegnete Hennie.

»Was heißt das, nur so?«

»Ich muss die Tanks bis oben hin vollfüllen, bevor es losgeht. Und, wie ich euch gesagt habe, noch zusätzlich 150 Liter Sprit mitnehmen, denn schlimmstenfalls muss ich mit der Cessna von Hoedspruit aus zurückfliegen, wenn beide Diesel-Cessnas unbrauchbar sind.«

»Stimmt«, sagte Birdie. »Da hat er recht.«

»150 Liter Benzin wiegen ungefähr 120 Kilo. Zusätzlich muss ich noch mindestens 150 Liter Diesel mitnehmen, denn wir

wissen nicht, ob die TD noch Treibstoff in den Tanks hat und wenn ja, wie sauber der ist. Und wir müssen ja wieder nach Hause kommen.«

»Okay«, sagte Birdie.

»Das sind noch einmal 120 Kilo. Außerdem muss ich eine aufgeladene Batterie mitnehmen, denn die in der TD ist garantiert leer. Ich selbst wiege 94 Kilo, netto. Hinzu kommen noch das Werkzeug, ein, zwei Gewehre und Munition, Wasser und Proviant und noch ein paar andere Dinge. Kurzum, wir haben keinen Platz für jemanden, der schwerer ist als fünfundvierzig, fünfzig Kilo. Maximal. Und der Einzige in dieser Gewichtsklasse, der schießen kann, ist Nico Storm.«

Totenstille. Bis Pa den Kopf schüttelte. »Auf keinen Fall«, sagte er entschieden.

Ich war vierzehn in jenem Januar im Jahr der Krähe. Vierzehneinhalb, wie ich Domingo gegenüber präzisierte.

Zwei Jahre später hätte ich sicher einen pubertären Wutanfall bekommen – womöglich vor dem ganzen Komitee –, und meinem Vater an den Kopf geworfen, was ich von dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit hielt. Ich hätte ihn angebrüllt, dass ich mit dreizehn gut genug gewesen sei, zwei Menschen zu erschießen, und zwar um ihm das Leben zu retten; ich war gut genug gewesen, Antilopen zu jagen und zu schlachten, mir die Hände blutig zu machen. Mit vierzehn war ich dann alt genug, um mich zugunsten der anderen in Amanzi zu

vernachlässigen. Mit vierzehn war ich alt genug, alle zwei Wochen mit einem Gewehr oben im Reservat zu sitzen, zusammen mit einem anderen Vierzehnjährigen, obwohl ständig die Gefahr bestand, dass die KTM oder andere uns überfielen, um unser Vieh zu stehlen. Und da durfte ich nicht mit Oom Hennie Flaai mitfliegen?

Mit sechzehn hätte ich meinen Vater voller Zorn daran erinnert, dass einige Vierzehnjährige und mehrere Fünfzehnjährige in unserer Gemeinschaft bereits Expeditionen begleitet hätten, letztes Jahr, während dieses schrecklichen Winters, als wir verzweifelt waren. Aber das waren ja die Kinder anderer Leute oder Waisenkinder. Ich hätte ihn gefragt, ob ihr Leben vielleicht nicht so wichtig sei?

Hinzu kam, dass mein Vater bis dahin noch nie ein Wort darüber verloren hatte, dass er stolz auf mich war, weil ich eigenhändig und sehr geschickt ein ganzes Rudel verwilderte Hunde getötet hatte, um unsere Viehherden zu retten. Das war etwas, was monatelang in mir geschwelt hatte – warum ging mein Vater einfach darüber hinweg, warum vermied er das Thema und das Lob, das mir zustand?

Ich sehnte mich nach Lob und Ruhm, wie alle Vierzehnjährigen. Ich wollte Teil der Legende von Amanzi sein, der Legende der Ersten, der Pioniere, derjenigen, die Geschichte schrieben, der Helden. Ich wollte Lizette Schoeman beeindrucken. Abends, bevor ich einschlief, lag ich im Bett und träumte von Lizette und mir, wie ich sie aus den Klauen der

KTM befreite und sie anschließend zu mir sagte: »Du bist der richtige Mann für mich, Nico«, und mich umarmte und küsste. Wenn ich Hennie Flaai begleiten könnte, dann wüsste Lizette, dass ich groß, alt und tapfer genug für sie war. Ich wollte mich gerne hervorheben, Gesprächsthema sein, so wie man über Domingos verächtlichen Blick sprach, als die KTM ihn erschießen wollten, so wie über Birdie und die Wasserkraft oder Hennie Flaai und das Getreide geredet wurde. Ich wusste, dass ich dazu bestimmt war. Ich wusste es.

Und jetzt nahm mir mein Vater diese Chance!

Doch die tiefe Enttäuschung und Frustration verursachte diesmal noch keine pubertäre Explosion, sondern trieb mir die Tränen in die Augen. Das durfte natürlich keiner sehen, so dass ich aufstand und hinausging, hinüber ins Wohnzimmer des Waisenhauses, an Domingo vorbei, der mir nachblickte, zur Tür hinaus und auf die Straße, in die Dunkelheit hinein.

Mein Vater wusste, wo ich war. Ich sah ihn im Dunkeln mit einer Taschenlampe den Hügel hinaufsteigen, bis er sich schließlich neben mich auf den Felsen setzte. Wir blickten gemeinsam hinaus über das Dorf zur Rechten und die Talsperre vor uns, gesäumt von Laternen wie von einer Perlenschnur.

Ich spürte die Anspannung in meinem Vater, spürte die Flut von Worten und Emotionen, die sich hinter seiner Stille anstaute. Ich wartete darauf, dass etwas davon herauskam.

Er legte mir die Hand auf den Rücken und packte mich am

Hemd, als wolle er mich vor etwas zurückhalten. Ich hörte ihn seufzen. Mein Vater, der immer die richtigen Worte fand – und sogar wusste, woher sie stammten –, hatte mir nichts zu sagen.

Später legte er mir die Hand auf die Schulter, und so saßen wir da, vielleicht eine Viertelstunde, vielleicht eine halbe Stunde, bis er sagte: »Ich kann verstehen, dass du enttäuscht bist.«

Ich erwiderte nichts

»Komm, wir müssen schlafen gehen. Morgen wird ein langer Tag.«

Klein Joe Moroka wurde dazu ausersehen, Hennie zu begleiten. Er war mutig und unerschrocken, wog nur einundsechzig Kilo und konnte einigermaßen schießen. Und Joe war schon zweiundzwanzig. Als mein Vater gesagt hatte, vierzehn sei zu jung, hatten ihn die anderen gefragt, welche Altersgrenze sie nehmen sollen. Mein Vater, zu einer Aussage gezwungen, meinte, auf jeden Fall über achtzehn, solange kein Notstand herrsche.

Domingo bereitete Joe auf seine Aufgabe vor. Er gab ihm eines der sechs Sturmgewehre, die wir besaßen. Die R6 basierte auf der R4, war aber kleiner, leichter und kürzer. Und besser für Innenräume geeignet, für die Situation, wie man sie in den Flugzeughangars von Klerksdorp und Hoedspruit vorfinden würde.

Ich war grün vor Neid. Ich hatte noch nie mit einer R6 geschossen.

Doch Joe konnte Domingo als Schütze nicht zufriedenstellen. Das Komitee sagte: »Lass ihn noch ein bisschen üben«, und Hennie Flaai bemerkte: »Jetzt macht euch doch nicht solche Sorgen über das Schießen. Wenn wir ankommen, überfliege ich sowieso erst mal das ganze Gebiet und überprüfe, ob alles in Ordnung ist. Wir werden nicht landen, wenn Gefahr droht. Ich bin doch kein Idiot.«

Domingo ließ Joe weiter üben. Er wurde ein wenig besser.

Joe hatte noch nie in einem Flugzeug gesessen.

Hennie Flaai nahm ihn in der Cessna mit, eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang, Anfang Februar, nur, um ihn an das Fliegen zu gewöhnen. Klein Joe schwitzte, ihm wurde übel, er kotzte auf den Boden des Flugzeugs und flehte Hennie an zu landen. Zurück auf festem Boden zitterte er wie Espenlaub und sagte, es tue ihm schrecklich leid, aber er könne nicht mitkommen. Er würde alles tun, wirklich alles, nur nicht fliegen.

»Er leidet unter Flugangst, auch bekannt als Aviophobie«, diagnostizierte Nero Dlamini. »Ich kann ihn behandeln, aber das dauert.«

Wir hatten jedoch keine Zeit, denn das Benzin verdarb jede Woche ein wenig mehr.

Ich redete kein Wort mit meinem Vater.

Birdie war mit einer Zahnspange im Mund in Amanzi angekommen. Das war inzwischen sechs Monate her. Sie sagte oft: »Ich weiß, dass das Ding rausmuss, aber wo bekommen wir

einen Kieferorthopäden her?«

Eines Tages erwiderte Domingo: »Ich kann sie dir rausholen, Birdie.«

»Du? Ich lasse doch keinen ehemaligen Biker an meine Zähne.«

Domingo grinste nur verhalten und geduldig. Birdie war die Einzige, die es wagen konnte, so mit ihm zu reden, wodurch er manchmal ein bisschen weniger gefährlich wirkte. Alle wussten, dass Domingo in sie verliebt war, und alle wussten, dass er seit Monaten versuchte, Birdie zu einem Date zu überreden. »Würdest du mit mir ausgehen, Birdie?«

Doch sie erwiderte jedes Mal: »Wieso? Ich sehe dich sowieso jeden Tag. Und wohin wolltest du mich ausführen? Hier gibt's doch nichts, wo man hingehen könnte.«

Da nickte er nur und ging.

Eines Abends im Februar sah sie zu, wie Domingo eine Pistole neu zusammensetzte. Sie sah, wie genau er arbeitete, wie stark seine Hände waren, wie präzise seine Bewegungen. Sie sagte: »Okay. Morgen holst du die Brackets raus.«

Er blickte auf. »Warum ausgerechnet jetzt?«

»Weil es schon lange hätte gemacht werden müssen und ich sehe, wie geschickt du arbeitest. Aber eins sage ich dir: Wenn du mir wehtust, kappe ich dir Strom und Wasser.«

»Autsch.«

»Da kannst du Gift drauf nehmen.«

»Ich hole schnell die Zange …«

»Nein, Domingo. Morgen, wenn die Sonne scheint.«

»Morgen machst du ja doch wieder einen Rückzieher.«

Am nächsten Morgen holte sie ihn und setzte sich auf einen Stuhl neben das Sommergemüsebeet, wo früher der Swimmingpool gewesen war, den Mund der Sonne zugewandt. Mein Vater, Nero Dlamini, Beryl und Melinda Swanevelder kamen mit, aus Neugier und zur moralischen Unterstützung.

Ich war in der Schule, Nero erzählte mir später davon. Birdie saß auf dem Stuhl, klein und wehrlos. Der große Domingo beugte sich über sie, und wenn man nicht gewusst hätte, was er da tat, hätte es nach schlimmer Folter ausgesehen. Aber er ging so lieb und sanft und sicher mit ihr um! Langsam und vorsichtig, mit beruhigenden Worten. Er benutzte eine Drahtzange, eine Spitzzange und seine starken Finger. Er sagte zu ihr: »Keine Sorge, keine Sorge, ich würde dir niemals wehtun.« Er entfernte die Drahtbögen und die Metallbrackets und legte sie in eine leere Teetasse. Jedes Mal klingelte es leise, wenn ein Stückchen hineinfiel, bis das letzte Bracket entfernt war.

Er nahm die Teetasse, zeigte ihr den Inhalt und sagte: »Da sind sie. Du schuldest mir ein Abendessen.«

»Ich schulde dir gar nichts, aber ich sage dir was: Wenn Hennie Flaai und ich lebendig zurückkommen, dann essen wir gemeinsam Abendessen und Frühstück.«

»Wo willst du denn mit Hennie Flaai hin?«

»Wir gehen das Dieselflugzeug abholen.«

»Nur über meine Leiche«, erwiderte Domingo.

»Dann musst du tot umfallen, Domingo, denn ich werde fliegen. Ich hatte letzte Nacht eine Eingebung: Wenn ich mir selbst beweisen kann, dass ich den Mut habe, dich mit einer Zange in meinem Mund herumfuhrwerken zu lassen, habe ich auch den Mut für diese Reise. Siehst du! Ich bin die kleinste und leichteste Erwachsene über achtzehn in Amanzi. Und jetzt bringst du mir das Schießen bei.«

»Nein, Birdie«, sagte mein Vater, bevor Domingo protestieren konnte. »Du bist zu kostbar für uns.«

Sie stand von dem Stuhl auf, befühlte ihren Unterkiefer und sagte: »Aha, Willem, einige Tiere sind also gleicher als andere?«

Am Freitag, den 12. Februar im Jahr der Krähe holte mich Domingo um zehn Uhr morgens von der Schule ab.

»Du musst mitkommen und lernen, mit der R6 zu schießen«, erklärte er.

»Wieso?«

»Du begleitest Hennie Flaai auf der Großen Diesel-Expedition.«

37

Das Thielert-Triebwerk: IV

Wir verließen die Schule, Domingo und ich, und ich fragte: »Aber wie kommt das? Ist mein Vater einverstanden? Wann fliegen wir? Und wollen wir jetzt …?«

»Nicht jetzt.« Schroff und kalt, die Augen hinter der Sonnenbrille verborgen.

Erschrocken blieb ich stehen. Wir stiegen in seinen Jeep. Er griff nach dem Schlüssel, drehte ihn aber nicht um. Dann sagte er: »Mein Vater war ein schlechter Mensch.«

Ich wartete auf eine Erklärung. Aber er blickte nur in die Ferne, ließ den Jeep an und fuhr los, in Richtung Kiesgrube. Ich hatte so viele Fragen, war furchtbar aufgeregt, und jetzt hatte ich auf einmal auch ein wenig Angst.

Wir sprachen kein Wort, bis Domingo in der Kiesgrube stehenblieb. Er stieg nicht aus. Er sagte: »Dein Vater ist ein guter Mensch. Es muss eine sehr schwere Entscheidung für ihn gewesen sein. Du bist noch ein Kind.«

»Aber ich habe …«

»Sei still! Du bist noch ein Kind. Ich nehme an, du wärst gerne erwachsen. Das ist uns allen so gegangen. Aber dein Vater weiß genauso gut wie ich, wie das ist, wenn ein Kind einmal diese Unschuld … wenn die erst mal raus ist, kriegt man den Geist

nicht wieder zurück in die Flasche. Dein Vater möchte ihn so lange drin behalten wie nur möglich.«

Ich wollte erwidern, dass es schon zu spät war, und ihm von dem Abend erzählen, an dem ich die beiden Männer erschossen hatte. »Domingo, ich habe schon zwei …«

»Halt die Klappe. Egal, wie viele Hunde du erschossen hast, du bist noch ein Kind, und dein Vater beschützt dich. Aber jetzt haben das Komitee und die Gemeinschaft ihre Trumpfkarten ausgespielt. Dein Vater hatte das Verliererblatt, und er tut mir leid. Du wirst nicht damit angeben, sondern du wirst sehr, sehr bescheiden sein! Eins sage ich dir, wenn ich dich dabei erwische, dass du prahlst, setzt's was! Hast du mich verstanden?«

»Ja, Domingo.« Das war mehr, als er je auf einmal mit mir geredet hatte. Ich fühlte mich eingeschüchtert und geehrt zugleich. Und aufgeregt, denn vor mir lagen spannende Abenteuer.

»Dein Vater hat heute Morgen zwei Stunden lang mit Hennie Flaai geredet. Hennie hat ihm versprochen, nicht zu landen, wenn Gefahr drohe. Also, deine Aufgabe ist sehr deutlich: Du bist nur der, der die Schraubenschlüssel anreicht. Hast du kapiert?«

»Ja, Domingo.«

Er sah mich lange an. Dann fuhr er ein wenig sanfter fort: »Also, du nimmst die DM mit ins Flugzeug. Und hier hinten auf dem Rücksitz liegt die R6. Warum nimmst du auch die R6 mit? Weil sie in Hangars und Gebäuden die bessere Waffe ist.«

Ich fragte ihn nicht, warum wir mit dieser Waffe übten, wenn

ich nur der war, der die Schraubenschlüssel anreichte. Ich hörte ihm aufmerksam zu und folgte ihm aufs Wort.

Um drei holte mich Hennie Flaai ab, weil er sichergehen wollte, dass ich keine Flugangst hatte und kotzen musste.

Oom Hennie redete die ganze Zeit auf mich ein und erklärte mir, welche Aufgabe jedes Instrument und jeder Hebel hatte. Ich glaube, er wollte mich ablenken, denn er wünschte sich so sehr, dass ich den Test bestand. Ich hörte ihm gar nicht richtig zu. Ich wollte nur, dass er startete, damit ich beweisen konnte, dass mit mir alles in Ordnung war.

Als die Erde unter uns wegsackte und mein Magen einen Purzelbaum schoss, hatte ich für einen Augenblick schreckliche Angst, dass mir übel würde. Aber dann überwältigte mich die Schönheit des Ausblicks, der See, der sich vor uns erstreckte, die ausgedehnte Landschaft. »Ach du Scheiße!«, sagte ich. Hennie Flaai lächelte.

Er suchte Turbulenzen und fand sie. Wieder drehte sich mir der Magen um. Er beobachtete mich. »Na also«, sagte er. »Du schaffst das.«

Ich fand meinen Vater am späten Nachmittag beim Bewässerungsprojekt sechs Kilometer flussabwärts, wo er half, Rüben zu ernten. Er sah mich kommen, richtete sich auf, stützte die Hände in den Rücken, der von der harten Arbeit schmerzte, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ich sah ihm an, dass

er sich beherrschen musste, um seine Gefühle zu unterdrücken.

»Hallo, Pa. Du wirst stolz auf mich sein«, sagte ich. Ich hatte vorher lange überlegt, was ich sagen sollte und was Domingo mit »bescheiden« gemeint hatte. Ich wollte alles richtig machen.

»Ich weiß, aber ich hoffe, das wird nicht nötig sein«, erwiderte mein Vater und ging auf mich zu, um mich zu umarmen, aber das wollte ich nicht, denn Lizette Schoeman stand nur zwei Rübenreihen weiter.

Pa erkannte, dass ich der Umarmung ausweichen wollte, und für einen ganz kleinen Augenblick stand Kummer in seinen Augen. Doch dann verstand er wohl, worum es ging, und strich mir mit seiner von Erde verschmierten Hand das Haar durcheinander. »Höre gut auf Domingo und Oom Hennie.«

»Mach ich.«

Unbehagen und Schweigen. Pa nickte, bückte sich und zog noch eine Rübe raus. »Wie ich gehört habe, hat dir das Fliegen nichts ausgemacht?« Er trug ein Funkgerät an der Hüfte.

»Es ist der Wahnsinn, Pa!«

Er lächelte. Zog noch eine Rübe raus.

»Hast du es schon Lizette erzählt?«

»Was soll ich ihr denn erzählen?«

Er lächelte nur. »Los, erzähl ihr, dass du Oom Hennie begleiten wirst.«

Ich schämte mich sehr, dass mein Vater Bescheid wusste und so leicht in mir lesen konnte. »Ich will es Lizette nicht sagen.«

Dabei wollte ich es doch.

»Mach schon«, ermunterte mich Pa. »Ich muss sowieso weiterarbeiten.«

Ich überlegte hin und her und lief rot an. Erst ging ich zurück zum Quad, dann blieb ich stehen und schaute mich nach meinem Vater um. Er hatte nur Augen für die Rüben. Dann blickte ich zu Lizette hinüber. Und der Mut verließ mich.

Am anderen Morgen in der Kiesgrube.

»Menschen sind verwundbare Wesen in einer feindlichen Welt«, erklärte Domingo. »Das stammt von meinem Lieblingsphilosophen.«

»Wer ist das?«

»Nathan Trantraal.«

»Den hat mein Vater noch nie erwähnt.«

»Egal, merk dir nur seine Worte, denn das ist die Basis fürs Überleben. Wir werden wieder und wieder darauf zurückkommen. Außer einer kugelsicheren Weste gibt es ziemlich wenig, was man gegen die eigene Verwundbarkeit tun kann. Deswegen drehen sich Kampf und Überleben hauptsächlich darum, wie man die Welt weniger feindlich machen kann. Verstehst du?«

»Ja.«

»Okay.« Domingo gab mir ein Messer. Die Klinge war etwa dreißig Zentimeter lang und sehr scharf. Schwarzer Griff, schwarze Stahlklinge. »Messerwerfen ist was für Poser und

Zirkusartisten. Bei einem richtigen Kampf ist keine Zeit zum Werfen und Showtime. Ich gebe dir dieses Kampfmesser. Du trägst es an der Hüfte.«

»Okay.«

Er holte Luft, um etwas zu sagen, überlegte es sich anders und schüttelte den Kopf. »Du bist zu jung für das Zeug, was ich dir beibringen muss.«

»Okay.«

»Warum sagst du okay?«

»Ich weiß nicht.«

Er nahm die Sonnenbrille ab. Seine Augen waren stahlgrau und sehr ernst.

»Das hier ist Kampftraining. Du sagst nur okay, wenn ich sage, dass du okay sagen kannst. Du bist zu jung, um dieses Zeug zu lernen, aber wir leben jetzt in einer anderen Welt, und damit muss ich mich abfinden. Es beruhigt mich ein bisschen, zu wissen, dass du die Ruhelosigkeit in dir trägst. Und das große Herz. In dir steckt ein Jäger, ein Krieger, aber vielleicht weißt du es noch nicht. Nein, du wirst jetzt nicht okay sagen. Du wirst jetzt nur zuhören. Denn jetzt kommt die wichtigste Lektion – die entscheidende für einen angehenden Krieger: ›Der andere will dich umbringen.‹ Das musst du dir fest einprägen. In deinem ersten Kampf, deiner ersten Schlacht kommt ein Moment, in dem du vor dem zurückschreckst, was du tun musst. Es ist ein großer Schritt, einen anderen Menschen zu töten. Selbst wenn man das Herz dazu hat. Selbst wenn man es aus Selbstverteidigung tun

muss. Ein sehr großer Schritt. Du wirst also einen Schreck kriegen und zögern. Aber wer zögert, ist verloren. Du machst deine Umgebung nicht weniger feindlich, wenn du zögerst, sondern du machst sie noch feindlicher. Also, merk dir das: ›Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.‹ Wenn du das verstanden hast, kannst du jetzt okay sagen.«

»Okay.«

»Okay. Ein bisschen geschossen hast du ja schon. Mit einem Gewehr ist es leichter, wegen der Distanz zwischen dir und deinem Gegner. Du kannst es dir leisten, zu erschrecken und zu zögern, denn du kannst trotzdem noch schießen. Das Töten ist dabei nicht so schrecklich persönlich, und die Entfernung lässt dir ein bisschen Zeit. Aber ein Messerkampf ist extrem nah und persönlich. Und schmutzig und hart und hektisch und chaotisch. Hast du schon mal Messerkämpfe im Film gesehen?«

»Ja.«

»Okay, aber dazu muss ich dir sagen, dass die Typen, die die Filme gemacht haben, nie selbst mit einem Messer gekämpft haben. Schlimmer noch, die Typen, die die Filme gemacht haben, haben überhaupt keine Ahnung vom Kämpfen gehabt. Du weißt doch, wie die Typen im Film bei Messerkämpfen immer so umeinander herum tänzeln, das Messer in der Hand? Und dann lässt der Held einen coolen Spruch los, und dann lässt der Böse einen coolen Spruch los, und dann wird alles verschwommen, und dann saust das Messer mit einem Wusch durch die Luft, und der Held springt geschickt beiseite, und nur sein Hemd ist

aufgerissen, damit man seinen Sixpack sieht, ein bisschen Blut fließt, so was in der Art. Weißt du was? Das ist Bullshit. Um zu zeigen, dass du das verstanden hast, kannst du jetzt okay sagen.«

»Okay.«

»›Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.‹ Sag das.«

»Okay.«

»Nein, sage: ›Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot‹.«

»Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.«

»Wenn du das Messer ziehst, willst du nicht tanzen, du willst töten. Sag das.«

Ich sagte es.

»Lauter. Sag es, als wäre es dein Ernst.«

Am Abend vor unserem Flug kam Lizette Schoeman zu mir und sagte: »Ich finde, du bist sehr mutig, Nico Storm.«

Und dann drückte sie mich.

Deswegen konnte ich in dieser Nacht nicht schlafen.

Pa schrieb mir einen Brief:

Mein lieber Sohn,

das Wort »Verantwortung« ist ziemlich interessant. Wir könnten uns lange über den Stamm unterhalten, »Antwort«, was ursprünglich »Widerworte« bedeutete, aber ich will es nicht zu

kompliziert machen. »Verantwortung« bedeutet im Wesentlichen, dass wir auf Ansprüche reagieren müssen, die unsere Freunde, Angehörigen oder unsere Gemeinschaft an uns stellen. Und jetzt, wo ich darüber nachdenke, sollten Freunde, Angehörige und die Gemeinschaft eigentlich synonym sein.

Unsere Gemeinschaft – und du –, ihr habt in der letzten Woche Ansprüche an mich gestellt, und meine Verantwortung war es, mein Einverständnis zu geben, dass du mit Oom Hennie fliegen kannst. Jetzt ist es an mir, dir Verantwortung aufzubürden, indem ich einen Anspruch an dich stelle: Komm bitte heil und gesund zurück.

Ich habe dich sehr lieb und bin sehr stolz auf dich.

Pa

Dieser Brief liegt jetzt hier neben mir, während ich dies schreibe.

Die Geschichte von Hennie Flaai und dem Getreide machte großen Eindruck auf die Gemeinschaft. Es war, als wären sein Überleben und die sichere Ankunft der Getreidesaat ein Zeichen dafür, dass wir es schaffen würden. Als dann noch die dramatische Suche nach einem Begleiter bei der Großen Diesel-Expedition hinzukam, nahm das Interesse an unserer Mission epische Ausmaße an. Deswegen versammelten sich so viele Leute am Flugplatz von Petrusville, kurz vor Tagesanbruch am Morgen des 20. Februar, einem Samstag, im Jahr der Krähe. Sie waren mit jedem Fahrzeug in Amanzi gekommen, das noch

funktionierte.

Hennie Flaai fühlte sich gar nicht wohl in seiner Haut. Er blickte über die Scharen von Leuten hinweg und runzelte die Stirn. »Ich weiß wirklich nicht, warum die so einen Bohai machen«, sagte er zu Pa. »Wir wollen doch nur ein Stückchen fliegen.«

Als wir abhoben, winkten sie uns zu, jubelten und applaudierten. Ich sah Oom Hennie an, dass ihm das eigentlich genauso gut gefiel wie mir. Doch er hatte nur Augen für Melinda Swanevelder und ich für Lizette Schoeman.

38

Das Thielert-Triebwerk: V

Oben in dreitausend Metern war der Sonnenaufgang so überwältigend schön, dass ich einen bewundernden Ausruf nicht unterdrücken konnte.

Hennie Flaai zog eine Sonnenbrille aus der Hemdtasche und setzte sie auf. Dann griff er in die andere Tasche und holte auch für mich eine Sonnenbrille hervor. »Das Licht hier oben kann ganz schön blenden.«

Ich setzte die Brille auf. Sie war mir zu groß und rutschte mir dauernd von der Nase, aber ich wünschte in diesem Augenblick, ich hätte einen Spiegel gehabt, um mich darin zu betrachten. Die Brille machte mich noch glücklicher als der Sonnenaufgang.

Oom Hennie redete ziemlich viel. Er erklärte mir, wie ein Flugzeug funktionierte, ließ mich den Steuerknüppel halten, erzählte mir von anderen Flugzeugen, die er schon einmal geflogen hatte, und jenen, die er noch fliegen wollte.

Er zeigte mir Hoopstad, die einzige Ortschaft, die wir passierten, und er zeigte mir den Vaalrivier. Ansonsten lag unter uns nichts als öde Landschaft. Knapp zwei Stunden, nachdem wir gestartet waren, gingen wir in den Sinkflug auf Klerksdorp zu. Oom Hennie zeigte mir die Abraumhalden der Goldminen, die wie weiße Wunden die Landschaft befleckten. »Das haben sie

alles aus der Erde rausgeholt«, sagte er. »Und es wird hier sicher noch sehr lange liegen.«

Wir flogen tief über den Flugplatz hinweg. »Wenn Leute da sind, werden sie rauskommen und nach uns Ausschau halten«, meinte Oom Hennie. »Das machen sie immer.«

Wir sahen kein Lebenszeichen.

Wieder und wieder kreiste Oom Hennie über dem Flugplatz, mit der Begründung, er habe meinem Vater versprochen, extrem vorsichtig zu sein.

Zwei Maschinen standen draußen auf einem Asphaltviereck, eine davon eine zweimotorige. »Zum Glück ist keine von denen unsere TD«, bemerkte Oom Hennie. »Wenn die Kisten so lange im Freien stehen … Das schlimmste ist Regenwasser in den Treibstofftanks.«

Auf dem Flugplatz standen zahlreiche stählerne Flugzeughangars; ich zählte über sechzehn, davon einige langgestreckt und groß, andere kleiner und rechteckig. »Unsere TD kann in irgendeinem davon stehen«, sagte Hennie Flaai.

Er drehte und setzte zur Landung an. Dann fuhr er mit der Cessna auf der Asphaltstraße entlang der Hangars. Er suchte etwas. »Da ist es«, sagte er und deutete auf ein Gebäude, auf dem seitlich *Western Transvaal Flying School* stand.

Er drehte die Cessna so, dass die Nase wieder zur Landebahn gerichtet war, und blieb stehen. Er schaltete den Motor zunächst noch nicht aus, sondern fragte: »Siehst du irgendjemanden?«

Ich hielt die R6 in den Händen und wünschte, es wäre jemand

da, der mich mit meiner Waffe und der Sonnenbrille sehen könnte. In meiner Phantasie sah ich genauso aus wie Domingo. Aber da war niemand. Ich hörte Domingos Stimme im Kopf: »Menschen sind verletzliche Wesen in einer feindlichen Umgebung. Wachsamkeit macht die Umgebung weniger gefährlich. Benutze deine Augen und deinen gesunden Menschenverstand.«

Ich blickte mich um und überlegte, so, wie es mir Domingo beigebracht hatte, wo ich mich verstecken oder in einen Hinterhalt legen würde.

Ich sah nichts. »Nein, Oom«, sagte ich zu Hennie Flaai.

»Okay, dann steigen wir aus.«

Während ich dies hier schreibe, wünschte ich, ich könnte mich noch genau daran erinnern, wie es war, vierzehneinhalb zu sein.

Ich kann es nicht. Das Gefühl, der zu sein, der ich heute bin, der Mann, der ich geworden bin, steht mir dabei im Weg.

Ich bilde mir ein, ich hätte an jenem Tag bereits die Vorzeichen dieser Übellaunigkeit in mir gehabt, dieser Ruhelosigkeit und der vagen Vermutung, dass ich womöglich nicht ganz wie Hennie Flaai war. Und auch nicht wie Nero, der Pastor oder Jacob. Oder Pa. Dass ich anders war, mehr wie Domingo, oder dass ich zumindest bereits das Potential besaß, so zu werden wie er.

Vielleicht stimmt das. Vielleicht schlummerte all das in mir.

Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht waren diese paar Tage

der Wendepunkt, die Gabelung auf meinem Weg. Vielleicht besaß ich ebenso sehr die Veranlagung, wie mein Vater zu werden, und nun waren es eben die Geschehnisse im Zusammenhang mit der Großen Diesel-Expedition, die mein Schicksal und meinen Charakter prägten.

Auf dem verlassenen Flugplatz außerhalb von Klerksdorp stieg Oom Hennie aus der 172 und zündete sich sofort eine Zigarette an. Er inhalierte den Rauch tief und genüsslich. Ich hielt die R6 in den Händen, tat, was Domingo befohlen hatte. Ich schaute mich nach all den Stellen und all den Signalen um, die er mir eingeschärft hatte, aber es gab keine Gefahr, es gab nur uns beide.

Ich erinnere mich: Ich wollte, dass etwas passierte. Zugleich war ich erleichtert und froh, als Hennie Flaai die Tür des Hangars öffnete und enttäuscht sagte: »Mist, verdammter.« Denn ich hätte mir gewünscht, dass das Abenteuer länger dauerte, dass es dramatisch werden und mir die Gelegenheit zu Heldentaten bieten würde.

»Was ist denn?«, fragte ich von draußen.

»Ach, die Leute … Die Kiste bringen wir heute nicht in die Luft.«

Er verschwand im Halbdunkel des fensterlosen Hangars. Ich sah mich noch einmal draußen um, blickte zu den anderen Gebäuden, zum Horizont. Dann folgte ich Hennie. Im Inneren standen drei Flugzeuge. Das eine in der Mitte sah ganz wie unsere 172 aus, aber sein Triebwerk war herausmontiert worden

und hing an einer dicken Kette von der Decke herunter.

»Das ist die TD«, erklärte Oom Hennie. »Wir müssen also nach Hoedspruit.«

Ich freute mich. Voll kindlicher Aufregung, typisch für einen Vierzehnjährigen.

Wir flogen über Johannesburg und Pretoria hinweg. Aus der Höhe von dreitausend Metern gab es nicht viel zu sehen.

Ein kurzer Augenblick der Aufregung: Wir sahen vier große Trucks hintereinander auf einer zweispurigen Straße, als führen sie im Konvoi. »Das ist die N4«, erklärte Oom Hennie. »Ich frage mich, wohin die unterwegs sind. Und was sie geladen haben.«

Einen Moment lang war ich ganz fasziniert, denn zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass es noch andere Menschen gab, andere Gemeinschaften, die auch einen Neubeginn wagten, die auch stolperten, kämpften, wiederaufbauten und hofften.

Um elf Uhr vormittags deutete Hennie nach Norden. Punkte, tausend Punkte in der Luft. Wir kamen immer näher. Die Punkte entpuppten sich als Vögel. Wir flogen über den sausenden, kreisenden und schwebenden Schwarm hinweg. Oom Hennie reichte mir das Fernglas.

»Das sind Krähen«, stellte ich fest.

»Was machen die da? So verhalten sie sich normalerweise nicht.«

Mein Vater hätte die Antwort gewusst. Oder er hätte eine Theorie gehabt.

Wir gingen in den Sinkflug in Richtung Hoedspruit.

Oom Hennie fand die Cessna 172 TD in einem Einzelhangar, nachdem er das Schloss mit einem Brecheisen geknackt hatte. Er blickte sich zu der alten Benzin-Cessna um, neben der ich stand, und sagte: »Schau dir das mal an, Nico, die Kiste ist nagelneu!« Er trug eine Pistole an der Hüfte; Domingo hatte nur gemeint: »Hennie schießt ganz okay.«

Ich zögerte, Oom Hennie zu folgen und nachzusehen, in meiner Wachsamkeit nachzulassen, denn dieser Flugplatz war ein merkwürdiger Ort. Der Schweiß floss mir in Strömen am ganzen Körper hinunter; es herrschte drückende Schwüle. Die Start- und Landebahn lag in der Ortschaft; gleichen neben dem Flugplatz standen Häuser und ein Gebäude, das nach einem Einkaufszentrum aussah. Beim Landen waren wir über eine normale Tankstelle hinweggeflogen; hier konnten sich überall Menschen verstecken. Ich hatte eine ungute Vorahnung, fühlte mich unbehaglich; irgendetwas sagte mir, dass dies eine »sehr feindliche Umgebung« war.

Hennie Flaai kam zurückgetrabt, die Zigarette zwischen den Fingern, um den Motor unserer alten Cessna abzuschalten. »Nico, jetzt schau doch mal!«, rief er, aber als das Triebwerk so plötzlich schwieg, hörte ich auf einmal diesen dicken Geräuschteppich, Insekten und noch etwas anderes, genau wie an jenem Tag in Koffiefontein, an diesem Spätnachmittag, als uns die Hunde angegriffen hatten, genauso brütend und

unheilverkündend wie damals. Hennie machte die Schiebetüren des Hangars weit auf, und ich erhaschte einen Blick auf die Cessna. Ich entriegelte die R6 und wollte schon sagen: »Oom Hennie, ich glaube, hier ist etwas«, aber es gab keinen Grund dafür, außer diesem Gefühl. Wir waren viermal über den Ort hinweggeflogen. Hennie hatte mit dem Finger nach Osten gedeutet und gesagt: »Die Luftwaffenbasis liegt da hinten, nur zehn Kilometer entfernt.« Wir hatten beide gründlich Ausschau nach Lebenszeichen gehalten und waren dann erst gelandet. Die Cessna 172 TD befand sich in dem siebten Hangar, den Oom Hennie geöffnet hatte.

Ich setzte die Sonnenbrille ab, wischte mir den Schweiß von der Stirn, setzte die Brille wieder auf und ließ den Blick erneut über die Büsche und Bäume auf der einen und die Gebäude auf der anderen Seite schweifen.

Jemand beobachtete uns, das spürte ich. Ich spähte, ich suchte, ich drehte mich um die eigene Achse.

»Was hast du, Nico?«

»Nichts, Oom«, erwiderte ich, betrat den Hangar und sah dort die Cessna stehen, schneeweiß, mit eleganten grau-schwarzen Streifen an der Seite.

»Dieser Vogel hier war kaum je in der Luft.« Hennie hatte schon die Tür geöffnet, stieg ein, schaute sich alles an, fummelte ein bisschen herum und sagte dann: »Tja, dann werde ich wohl die Batterie einbauen müssen.«

Wir folgten einem schmalen Weg durch das lange, grüne Gras zwischen der Startbahn und dem Hangar. Bestimmt war hier einmal ein Rasen gewesen. Ich half Hennie, Sachen hineinzubringen: das Werkzeug, die Batterie, die Dieselkanister. Ich lehnte die R4 gegen die Innenwand. Zwischendurch drehte ich mit der R6 eine Runde um den Hangar und schaute mich um. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass uns jemand beobachtete.

Oom Hennie stellte sich vorn an den Propeller, ruckte und zerrte daran und sagte: »Gott sei Dank, der Motor ist nicht fest, alles tipptopp.«

Er hatte eine Handpumpe dabei und pumpte damit den Diesel in die Flügeltanks der TD. Er sagte: »Ich glaube, wir sollten nochmals zurück nach Klerksdorp fliegen und das andere Triebwerk abholen.«

»In Ordnung, Oom.«

»Das ist nämlich ein Thielert Centurion mit einem ganz speziellen Untersetzungsgetriebe.«

»Einem was?«

»Also, es ist so, Nico: Als man mit dem Bau von Propellerflugzeugen begann, stellte man fest, dass der Propeller bei einer hohen Umdrehungszahl schneller als der Schall wird, aber dann funktioniert er nicht mehr so gut.«

»Woran liegt das?«

»Ich … Wenn ich mich recht erinnere, wird dann der Widerstand zu groß. So ähnlich. Der springende Punkt ist jedenfalls, dass der Propeller bei etwa 2700 Umdrehungen pro

Minute am besten läuft. Aber niedrige Umdrehungszahlen brauchen viel Kraft, deswegen waren die Motoren damals sehr groß. Als die Cessna zum ersten Mal gebaut wurde, in den 1950er Jahren, war Benzin billig, deswegen waren große Maschinen kein Problem. Sie haben also einen 5,24-Liter-Motor gebaut, der 160 PS hatte. Später, als das Benzin teuer wurde, musste man umdenken. Das Interessante ist: Wenn ein Dieselmotor mit 5000 Umdrehungen läuft, bringt er genauso viel Leistung wie ein großer Benzinmotor, verbraucht aber viel weniger Treibstoff. Das Problem ist nur, wie bringt man einen Motor mit 5000 Umdrehungen dazu, einen Propeller nur mit 2700 anzutreiben?«

»Keine Ahnung.«

»Man baut ein Getriebe, das die Umdrehungszahl senkt. Und genau das hat die deutsche Firma Thielert getan. Sie hat ein Untersetzungsgetriebe für einen Dieselmotor konstruiert. Und das steckt in dem Vogel, in dem ich jetzt sitze.«

»Okay … Aber warum müssen wir noch einmal nach Klerksdorp zurück?«

»Schieb mir mal den Kanister da näher ran.«

Ich tat es. Oom Hennie schob den Schlauch hinein und fing wieder an zu pumpen. »Das Problem mit dem Thielert-Triebwerk war, dass es alle hundertfünfzig Flugstunden zur Inspektion musste. In Deutschland. Thielert berechnete zwar nichts für die Inspektion, aber man musste jedes Mal Zeit und Geld in den Transport hin und zurück stecken. Dann ging Thielert bankrott,

und auf einmal kostete es achttausend Dollar, das Triebwerk von anderen Firmen warten zu lassen. Daraufhin flogen nur noch die ganz reichen Leute eine 172 TD, denn es war einfach zu teuer. Deswegen wurde diese hier wahrscheinlich kaum benutzt. Wir müssen zurück nach Klerksdorp, um das Triebwerk der anderen TD holen, damit wir zwei haben. Dann haben wir eines in Reserve, wenn ich das andere für die Inspektion auseinandernehmen muss, und die Cessna ist immer einsatzbereit.«

»Cool«, sagte ich.

»Es wird uns nicht mehr als eine zusätzliche halbe Stunde kosten. Aber schau dir mal das Wetter an.« Er deutete nach draußen.

Ich blickte durch die offene Tür hinaus zum Himmel. Auf einmal registrierte ich eine Bewegung unten am Boden.

Ich schnappte erschrocken nach Luft, als sich irgendetwas, ein Schatten, im langen Gras ganz in unserer Nähe bewegte. Ich umklammerte die R6, den Finger am Abzug.

»Was ist das?«, flüsterte Oom Hennie.

Ich bedeutet ihm, still zu sein.

Dann sah ich jemanden aus dem Gras aufspringen. Er kam genau auf uns zugerannt.

39

Das Thielert-Triebwerk: VI

Es war ein Kind, ein kleiner Junge mit strähnigem hellbraunem Haar und walnussbrauner Haut, splitterfasernackt. Er war schmutzig, Gesicht, Füße und Hände waren völlig verdreckt, und er kam genau auf mich zu.

Ich dachte an die Falle, von der uns Beryl Fortuin erzählt hatte, an die Männer, die die Kinder dazu benutzt hatten, sie zum Anhalten zu bringen, und dachte an Domingos Anweisung, sich zu einem möglichst kleinen Ziel zu machen. Ich ging in die Knie, die R6 an die Schulter gelegt, und bewegte den Lauf hin und her, um das sichtbare Gelände hinter dem Kind abzudecken.

»Pass auf!«, sagte ich zu Oom Hennie.

Der kleine Junge kam in den Hangar gerannt; er störte sich nicht an dem Gewehr. Sein Gesicht war voller Angst und Hoffnung, er sprang mich an, warf mir die Hände um den Hals und schmiegte sich fest an mich.

Hinter ihm war niemand.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo«, sagte er. Dann lachte er vor immenser Erleichterung und Freude. Die zwei Reihen weißer Zähnchen in seinem schmutzigen Mund überraschten mich, und wieder sagte er »Hallo, hallo!«

Er roch nach Holzfeuerrauch, Bananen und Scheiße.

Nur er war da, sonst niemand.

Ich fragte ihn, wie er hieß.

»Okkie.«

Und mit Nachnamen?

Er zuckte mit den Schultern. »Weiß nich'.«

Er sagte auch Oom Hennie hallo, klammerte sich aber weiter an mich.

Ich fragte ihn, wie alt er sei.

Er hielt fünf Finger in die Luft und klappte dann einen wieder um. Vier. Möglicherweise. Denn er schien sich nicht ganz sicher zu sein.

»Komm. Oma«, sagte er und zog mich an der Hand.

»Warte, warte …«

»Komm!«

»Sind da noch andere Leute?«

»Komm. Oma.«

Oom Hennie hatte jetzt auch den Hangar verlassen und suchte ebenso wie ich mit den Augen die Umgebung ab. Er schüttelte den Kopf. »Ich sehe niemanden.«

Ich war nervös und unsicher.

Okkie breitete die Arme aus, damit ich ihn hochhob. Ich schaute ihn an. Er war zu klein, um für irgendjemanden den Lockvogel zu spielen, viel zu klein.

Ich musste die R6 beiseiteschieben, um ihn hochzuheben. »Wo

ist denn deine Oma?«

»Da«, sagte er und deutete mit seinem schmutzigen Fingerchen in die entsprechende Richtung. Wir mussten zu dem hohen Drahtzaun gehen, nach Westen. Jenseits des Zaunes lagen Häuser, auf der anderen Straßenseite. Ich trug Okkie auf dem linken Arm und hielt mit dem rechten die R6 im Anschlag. Ich blieb stehen, horchte und sah mich um.

»Komm!«, forderte er ungeduldig.

Ich hörte nur das Summen und Zirpen der Insekten. Ich setzte meinen Weg fort.

»Ich mache solange hier weiter!«, rief Oom Hennie.

Wir schlüpften durch ein Loch im Zaun und überquerten die Straße. Zur Linken lag die Tankstelle, rechts die Häuser. Okkie zeigte zum Haus an der Ecke.

Ich roch den Tod schon fünf Schritte von der Tür entfernt. »Oma«, sagte der Kleine. »Oma schläft.«

Auf der vorderen Veranda sah ich Zeichen von Aktivität – einen Grill mit Töpfen, Pfannen und einem Kessel darauf, Kochgerätschaften. Leere Konservendosen, eine Wasserflasche, Bananenschalen.

Ich öffnete die Tür. Der Gestank war überwältigend. Ich hörte die Schmeißfliegen brummen. Sie lag im Wohnzimmer. Eine alte Frau mit grauen Haaren. Sie hatte den niedrigen Wohnzimmertisch zum Essen gedeckt: Teller, ein Glas und eine Tasse standen darauf. Sie war auf der Couch in sich zusammengesunken und lag quer darüber.

»Oma schläft«, sagte Okkie wieder.

Neben der Total-Tankstelle befand sich ein Spar-Supermarkt. Okkie kannte ihn; er deutete auf einen Gang und sagte: »Süßes. Alles klar.« Gelassen fügte er sich in sein Schicksal.

Wasserflaschen waren keine mehr da, und es gab auch nicht mehr viel zu essen, aber dafür Seife, Shampoo, Zahnpasta und Waschlappen im Überfluss. Ich nahm von allem etwas mit und kehrte mit Okkie zusammen zu Oom Hennie im Hangar zurück. Ich hatte dort Regenwasser in einer halbierten Plastiktonne gesehen.

»Wo ist die Oma?«, fragte Oom Hennie, als wir ankamen.

»Oma schläft für immer.« Okkie wiederholte meinen tröstlichen Spruch. Ich hatte es ihm mit viel Geduld auf der Veranda seiner Oma erklärt. Er hatte nur die ganze Zeit genickt, so dass ich nicht wusste, ob er mich wirklich verstand und es akzeptierte. Doch jetzt wiederholte er mit einer gewissen Altklugheit tatsächlich genau meine Worte.

»Komm«, sagte ich. »Wir müssen dich waschen.«

»Ja. Okkie schön saubermachen.«

Ich lächelte. Ob das seine verstorbene Oma immer gesagt hatte? »Ja, wir wollen Okkie schön saubermachen.«

Ich wusch Okkie. Als ich fertig war, war das Wasser dunkelbraun.

Oom Hennie startete die neue Cessna, die TD, und der

Dieselmotor lief einwandfrei. Okkie erschreckte sich vor dem Lärm fast zu Tode.

»Das ist nur das Flugzeug!« Ich musste schreien, um den Krach zu übertönen.

Er sprang in meine Arme, die Augen vor Schreck weit aufgerissen, und er fing an zu weinen, die Arme fest um meinen Hals geschlungen. Seine Haare rochen nach Shampoo.

»Das ist nur das Flugzeug, du brauchst keine Angst zu haben, wir fliegen damit, wir steigen ganz hoch in die Luft.«

Er hob seinen Kopf von meinem Hals und schaute vorsichtig die Cessna an. »Flugzeug«, sagte er.

»Richtig. Wir fliegen jetzt nach Amanzi.«

Oom Hennie schaltete die Cessna wieder aus. Er zeigte nach draußen auf die Wolken, die sich zusammenballten, und sagte: »Das Wetter … Wir sollten lieber nichts riskieren. Ich glaube, wir müssen hier übernachten, Nico. Wir können morgen ganz früh aufbrechen, dann haben wir genügend Zeit, um in Klerksdorp zwischenzulanden und den Motor einzuladen.«

»In Ordnung, Oom Hennie.« Mein Vater und die anderen wussten, dass wir unter Umständen würden übernachten müssen, wir hatten es mit ihnen besprochen.

»Wir haben doch Platz für Okkie, oder?«

Oom Hennie lachte. »Klar, er wiegt weniger als die Batterie, die wir mitgebracht haben.«

Ich sagte zu Okkie, dass ich nur schnell Unterlagen

zusammensuchen wollte, die wir in der Nacht als Matratzen benutzen könnten. Er solle bei Oom Hennie bleiben.

Doch er lief hinter mir her.

»Du hast einen kleinen Schatten gefunden«, scherzte Hennie Flaai.

Wir aßen, bevor es dunkel wurde. Die großen Schiebetüren des Hangars schlossen wir, damit unsere Kerzen keine Insekten anlockten. In der hinteren Wand waren zwei Fenster, vor denen sich die Motten zu Hunderten versammelten.

Nach Einbruch der Dunkelheit hörten wir ein tiefes, unheilverkündendes Gebrüll.

»Da is' er«, sagte Okkie. »Große Alte.«

»Ein Löwe« erklärte Oom Hennie. »Der Kruger-Park ist nicht weit von hier.«

»Löwe«, wiederholte Okkie. »Große Alte.«

Ich konnte nicht schlafen. Die Nacht war schwülheiß, und Okkie bestand darauf, sich fest an mich zu schmiegen. Sobald ich wegrutschte, rutschte er mir nach.

Irgendwann musste ich doch eingenickt sein, denn ich erwachte plötzlich, als ich seltsame Geräusche draußen hörte und merkte, dass Okkie nicht mehr neben mir lag. Ich griff nach der R6 und sah durch die hinteren Fenster, dass sich draußen etwas bewegte, etwas Großes und Langsames.

Okkie stand am Fenster und schaute hinaus. Ich lief rasch zu ihm und legte den Arm um ihn. Er sah mich verschwörerisch an,

legte seinen kleinen Finger auf den Mund und flüsterte: »Pst! Elefäntchen.«

Die mächtigen Gestalten hatten einen Namen erhalten.

Ich hörte den Magen eines Tieres knurren, erstaunlich tief und laut, direkt vor der dünnen Metallwand.

Und dann ließ der Elefant einen fahren, lustig knatternd und endlos lang.

»Entschuldigung«, sagte Okkie, schlug verschämt die Hand vor den Mund und kicherte.

Ich kämpfte gegen das Lachen an, so sehr, dass meine Augen tränten.

Oom Hennie lag neben uns und schlief fest.

»Hat gepupst«, flüsterte Okkie, als wäre das sehr ungezogen.

Nach dem Start überflogen wir den Golfplatz. Okkie saß auf meinem Schoß. »Da, Nico!«, sagte er. »Da!« Er deutete auf die Elefantenherde, die sich beim Fressen nicht stören ließ.

»Die haben bestimmt schon längst die Zäune um den Park niedergetrampelt«, vermutete Hennie und sagte dann: »Ich möchte doch zu gerne wissen, wie nah dieser Löwe gestern Abend war.«

Okkie ahmte das Geräusch des mitternächtlichen Elefantenpupses nach, erstaunlich echt.

Wir lachten laut, er und ich.

Das neue Flugzeug war in einem ausgezeichneten Zustand. Es flog ruhiger, schöner, angenehmer.

»Verdammt noch mal, das alte Mädchen fliegt einfach traumhaft«, schwärmte Hennie.

Jetzt wollte ich nicht mehr, dass etwas Dramatisches geschah. Jetzt wollte ich nach Hause, um Okkie Amanzi zu zeigen und umgekehrt.

»Wir müssen uns beeilen, mir gefällt das Wetter nicht«, sagte Oom Hennie Flaai und flog tief über die Gebäude des Klerksdorper Flugplatzes hinweg. »Siehst du etwas?«

Mit Okkie auf meinem Schoß war es schwierig, etwas zu erkennen. »Nein, Oom, hier ist niemand.«

Hennie landete und rollte bis zu dem Hangar, auf dem *Western Transvaal Flying School* stand, drehte um und schaltete den Motor aus. Wir stiegen aus, und er ging wieder sofort hinein und sah nach dem Motor, den wir mitnehmen wollten. Er rief: »Hier war auch niemand in der Zwischenzeit.«

Okkie und ich folgten ihm. Die R6 hing über meine Schulter, das Messer an der Hüfte. Oom Hennie hatte die Pistole in den Gürtel geschoben. Er blickte, die Hände auf den Hüften, zu dem Kettenzug, an dem das Triebwerk hing. »Ich lasse es runter bis auf die Plane da. Es ist garantiert zu schwer für uns, wir müssen es Stück für Stück auf der Plane transportieren. Das Problem wird sein, es in die Cessna zu schaffen.«

Okkie erschrak, als beim Herunterlassen des Triebwerks die Kette rasselte, und sprang auf meine Arme. Ich lachte, setzte ihn ab und sagte: »Warte, gleich nehme ich dich wieder hoch.«

Hennie löste die Kette. Er fasste die Plane an zwei Ecken, ich nahm die anderen beiden. »Auf drei«, sagte er. »Eins, zwei, drei.« Wir hoben das Maschinenteil ein Stück an und kamen nicht mal einen Meter weiter. Die R6 rutschte mir von der Schulter. Ich ließ die Plane los, nahm das Gewehr und legte es auf die Schwinge der triebwerklosen Cessna, außerhalb von Okkies Reichweite.

Oom Hennie sagte: »Gute Idee.« Er zog die Pistole aus dem Gürtel und legte sie neben das Sturmgewehr.

Wir bückten uns wieder. »Eins, zwei, drei!« Zogen das Triebwerk. Es war schwer. Hennie Flaai war viel stärker als ich. »Eins, zwei, drei!« Wieder ein Stück weiter. Meine Hände verkrampften sich. »Eins, zwei, drei!« Und weiter.

Endlich waren wir an der Tür. Wir ruhten uns aus und schoben das Triebwerk dann nach draußen in Richtung Flugzeug und endlich bis nahe heran. Wir ruhten uns fünf Minuten aus.

Okkie blieb drinnen und spielte mit irgendetwas, was er dort gefunden hatte.

Wir hievten den Motor hoch, um ihn in die Cessna zu laden. Oom Hennies Augen und sein Hals schwollen an, sein Gesicht wurde rot vor Anstrengung, und er stöhnte. Ich dachte schon, ich könnte nicht mehr, aber auf einmal war er drin, und Hennie schob ihn weiter hinein. Dann sagte er: »Heilige Scheiße, gib mir fünf«, aber er verpasste meine Hand, als er einschlagen wollte, und wir lachten beide.

»Komm, Okkie!«, rief ich, und wir kehrten zum Hangar

zurück und gingen hinein.

Okkie saß gleich hinter der Tür an der Wand. Er spielte mit einem Glasbehälter voller glänzender Muttern und Schrauben.

Hennie ging bis in die Mitte des Hangars, blickte sich um und fragte: »Was können wir noch mitnehmen?«

Ich bückte mich, um Okkie hochzuheben. Ich hörte die Schritte, richtete mich auf. Sie kamen von draußen. Da war jemand! Ich reagierte zu langsam, war verwirrt, überrascht, ich erschrak. Ich ließ Okkie los, fuhr herum, stürzte zum Gewehr. Ein Mann stand in der Tür, eine Pistole in der Hand, und ein zweiter stand hinter ihm. Der erste schaute Oom Hennie und dann mich an. Er hob die Pistole und schoss auf Hennie Flaai. Ich sah, dass die Augen der Männer wild und entschlossen zugleich waren, zielgerichtet und wütend. Und sie grinsten, als genössen sie diesen Augenblick, unseren Schrecken und unsere Angst.

40

Das Thielert-Triebwerk: VII

Wir erinnern uns am deutlichsten an die Augenblicke der Angst, des Verlusts und der Demütigung. Wir erinnern uns dann an alle Details: an alle Bewegungen, Gesichtsausdrücke, Emotionen, Gerüche, Klang und Farbe. Die Farbe von Blut, seinen Geschmack, seine Beschaffenheit.

Die Kugel schlug in das Flugzeug hinter ihm ein; sie hatte Oom Hennie verfehlt. Der Mann schoss zu unüberlegt; er hatte alles missachtet, was Domingo mich gelehrt hatte. Ich sah es und begriff in diesem Augenblick: Wir hatten eine Chance.

Ich erreichte die R6, musste aber den Männern den Rücken zudrehen, um nach dem kurzen Automatikgewehr greifen. Ich wirbelte herum und bediente die R6 blitzschnell mit den Handgriffen, die Domingo und ich in der Kiesgrube wieder und wieder geübt hatten – ich spannte den Hahn, zielte und schoss.

Durch den Adrenalinschub verriss ich den Lauf. Ich traf den vorderen Mann mit der Pistole in die Hüfte, doch die anderen beiden Schüsse schlugen ins Dach ein.

Ich sah, wie der hintere Mann zu Okkie hinunterblickte, der noch immer an der Tür saß. Und dann stach er mit einem langen dünnen Schwert oder Dolch, einer selbstgemachten Waffe, deren Handgriff fest mit schmutzigen Lappen umwickelt war, auf das

Kind ein. Okkie saß einfach nur da, erschrocken und fassungslos, und der Mann sah das Kind an, den Menschen, der ihm am nächsten war, und stach auf es ein.

Warum hatte er auf das Kind eingestochen? Ein Vierjähriges – warum hatte er es mit dem Messer verletzt?

Etwas zerbrach in mir, etwas, das vorher noch heil gewesen war. Und dann kam die Wut, die vernichtende Wut.

Der Mann mit der Pistole zuckte vor Schmerz wegen der Kugel in seiner Hüfte, er schrie gellend und richtete die Waffe wieder auf mich.

Die Wut und der Schock des Messerangriffs auf Okkie lähmten mich. Der Pistolenmann drückte den Abzug. Die Waffe blockierte mit einem metallischen Klicken; eine Störung. Er begriff, was geschehen war, änderte seine Taktik und stürmte auf mich los. Der Ausdruck in seinen Augen war jetzt verändert, noch immer wild, aber zugleich angsterfüllt.

Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.

Ich erwachte aus meiner Schockstarre und zielte mit der R6. Der Mann packte das Gewehr am Lauf, presste ihn hoch, ich drückte den Abzug, der Schuss krachte, die Kugel traf sein Wangenbein, riss Fleisch und Knochen aus seinem Gesicht, er schrie, dennoch hielt er das Gewehr in beiden Händen, er war sehr stark, er umklammerte es am Lauf, riss es mir aus der Hand.

Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.

Ich griff nach dem Messer, zog es mit einer Bewegung aus der Scheide und presste die Spitze gegen den Mann. Ich wollte ihm

nicht die Chance geben, das Gewehr umzudrehen. Ich stach zu.

Mit dem Messer kannst du aus sechs Winkeln angreifen. Dieser hier ist der frontale, horizontale Stich, parallel zum Boden. Damit zielst du auf die lebenswichtigen Weichteile. Genau da …

Der Mann fiel nach vorn, auf mich zu. Ich wich zurück, packte das Gewehr. Er klammerte sich daran fest. Ich stach noch einmal zu, diesmal ins Herz. Er taumelte und sackte zusammen, auf mich. Ich zwängte mich unter ihm hervor, sprang hoch und peilte die Lage.

Okkie lag vor der Tür. Er blutete.

Der andere Mann, der mit dem Dolch, hatte sich auf Oom Hennie gestürzt. Oom Hennie hielt seine Hand mit dem langen Dolch umklammert, um zu verhindern, dass der Mann ihm die Waffe in die Brust rammte. Sie stießen tierische Laute aus. Ich warf einen Blick auf den Mann zu meinen Füßen. Er lag auf dem Gewehr, reglos, ich ließ das Messer fallen, wollte das Gewehr aufheben, konnte es aber nicht unter dem Mann herausziehen. Ich dachte nicht an Oom Hennies Pistole auf der Flugzeugschwinge; meine Wut war zu groß. Ich hob das Messer auf und rannte zu dem Dolchmann, der rittlings auf Oom Hennie saß.

Am Hals sind die Schlagadern. Da und da, auf beiden Seiten. Das sind gute Ziele, weil Schutzkleidung sie meistens nicht bedeckt.

Mein Kampfmesser war scharf wie ein Skalpell. Ich zog es quer über den Hals des Dolchmannes, möglichst tief, erst auf der einen, dann auf der anderen Seite. Blutspritzer regneten auf mich,

warm, nass und klebrig. Der Mann kippte zur Seite. Oom Hennie kroch unter ihm hervor, atmete keuchend, rappelte sich hoch, holte seine Pistole.

Ich eilte zu Okkie. Seine Augen waren geschlossen. Ich hörte Domingos Stimme in meinem Kopf: *Ich zeige dir ein paar Notfall-Verbandstechniken*, und ich rannte zur Cessna, um meinen Rucksack zu holen.

Drinnen krachten Schüsse.

Ich holte den Rucksack und rannte zurück. Hennie Flaai stand mit der Waffe in der Hand da, er hatte den Pistolenmann in den Kopf geschossen. Er beugte sich keuchend nach vorn, als ob er kotzen müsste. Ich kniete mich neben Okkie, riss den Rucksack auf, holte das kleine Notfall-Verbandset heraus. Meine Hände zitterten, sie waren glitschig vor Blut, dem Blut des Mannes und Okkies. Ich packte das Verbandszeug aus und wischte das Blut von Okkies Bauch. Da sah ich die Wunde, tief, hässlich und blutend. Ich nahm das Tütchen mit dem Desinfektionspulver, riss es mit den Zähnen auf und streute den Inhalt über die Wunde. Dann drückte ich eine Kompresse darauf. Ich hob den Blick. Oom Hennie stand da wie erstarrt.

»Los, hilf mir!«, sagte ich.

Er schien mich nicht zu hören.

»Oom Hennie!«

Jetzt sah er mich an und setzte sich endlich in Bewegung.

»Drück die Kompresse auf die Wunde!«, befahl ich.

»Oh, Gott!«, sagte er und tat es.

Ich suchte im Rucksack nach dem Sekundenkleber und fand ihn.

Sekundenkleber wurde erfunden, um Kampfwunden zu schließen. Man drückt die Wundränder aneinander – so.

Es waren zwei Stunden Flug bis nach Amanzi. Ich hielt Okkie auf dem Schoß, hörte, wie mühsam er atmete, befürchtete manchmal, er atme gar nicht mehr; ich hielt ihn fest, ganz fest an mich gedrückt, versuchte, ihn zu wärmen.

Am liebsten hätte ich die ganzen zwei Stunden lang geweint.

Warum hatte er auf das Kind eingestochen?

Ich weinte nicht.

Ich hätte am liebsten noch jemanden umgebracht. Warum hatten sie uns angegriffen? Was wollten sie? Warum hatte er den Kleinen mit dem Messer verletzt?

Einmal sah ich hinüber zu Oom Hennie. Er war sehr blass. In seinem Gesicht, an Hemd und Hose und an seinen nackten Armen klebte getrocknetes Blut des Dolchmannes. Er sagte zu mir: »Ich hole alles aus der Kiste raus, was geht.« Er klang furchtbar müde.

Ich sah den Stausee, den See von Amanzi.

Okkie holte stockend, keuchend und sehr leise Luft.

Wir gingen in den Sinkflug.

Oom Hennie flog tief über den Ort. Ich sah, wie Leute aus den Häusern kamen und uns zuwinkten. Voller Freude.

Oom Hennie bog zum Flugplatz von Petrusville ab. Er

kontrollierte erst den Windsack und flog dann eine Schleife, um von Süden her zu landen.

Oom Hennies Pick-up stand neben dem Hangar. Er rollte mit dem Flugzeug bis dicht daneben. »Komm, wir bringen ihn zu Nero.«

Auf halbem Weg nach Amanzi kam uns Domingo auf dem Motorrad entgegen. Er sah uns, wendete und fuhr an unsere Seite. Sein Gesicht unter dem Helm war unsichtbar, aber er drehte den Kopf, und dadurch wusste ich, dass er zu uns hineinschaute. Ich wusste, dass er mich sah, das getrocknete Blut, das Kind in meinen Armen. Er gab Gas und fuhr uns voraus.

Domingo stand an der Tür des Waisenhauses und rief hinein, nach Nero, Beryl und Melinda Swanevelder. Ich kam mit dem Kind in meinen Armen angelaufen, rannte den gepflasterten Weg entlang. Domingo wollte mir Okkie aus den Armen nehmen.

»Nein!«, protestierte ich.

Ich weinte. Ich weiß nicht, warum ich ausgerechnet in diesem Augenblick anfing zu weinen. Nero würde später, als er mich auf Pas Bitten einer Traumabehandlung unterzog, dazu sagen, ich hätte deswegen angefangen zu weinen, weil ich in diesem Moment die Verantwortung für Okkies Leben an Beryl übergeben konnte. Auch die Verantwortung für seinen und Oom Hennies Schutz konnte ich abgeben, nämlich an Domingo.

Ver – antwort – ung.

Nero fand, es sei ein Fehler gewesen, mich mitzuschicken, und meinte, wir hätten auf meinen Vater hören sollen.

Oom Hennie war mir gefolgt und erklärte jetzt Nero und Beryl, dass das Kind einen Messerstich in den Bauch abbekommen hatte und wie wir die Blutung gestillt hatten.

Ich legte Okkie auf das Bett im Krankenzimmer des Waisenhauses und sagte: »Nero, bitte lass nicht zu, dass er stirbt!«

Ich erinnere mich an Nero Dlaminis Gesichtsausdruck, an seine Verzweiflung.

41

Okkie Storm

Aufgezeichnet von Sofia Bergman, Fortsetzung des Amanzi-Geschichtsprojekts, zum Gedenken an Willem Storm

Ich habe keine Erinnerungen mehr an die Zeit vor Amanzi. Nicht die geringste. Ich erinnere mich weder an meine Oma noch an Hoedspruit, Klerksdorp und das Flugzeug, noch an den Mann, der mich niedergestochen hat. Schau … Hier ist noch die Narbe. Ich weiß nicht mal mehr, wie ich ursprünglich geheißen habe. Keine Ahnung. Ich weiß nur das, was mir mein großer Bruder erzählt hat. Mein großer Bruder Nico. Natürlich ist er nicht mein richtiger Bruder, und Storm ist auch nicht mein richtiger Name, aber andererseits … spielt das irgendwie keine Rolle. Die Hauptsache ist, dass Nico und Oom Hennie mir zweimal das Leben gerettet haben, einmal in Hoedspruit, als sie mich mitgenommen haben, und dann noch einmal in Klerksdorp, als Nico die Wunde mit Sekundenkleber geschlossen hat. Nero hat gesagt, das hätte mich gerettet, denn als ich hier ankam, hat er mir nur einen Tropf gelegt, damit ich genügend Flüssigkeit bekam, und mir Antibiotika gegeben, denn ansonsten konnte er nichts unternehmen.

Nico hat von klein auf zu mir gesagt, er sei mein Blutsbruder. Das ist er für mich. Mein Blutsbruder und mein großer Bruder.

Okkie überlebte.

Mein Verstand sagte mir, dass ich mich freuen müsste. Aber ich war wie betäubt, alles war ganz weit weg von mir. Nero erklärte, das sei ganz normal, es gehöre zu meinem Zustand, ängstlich und traurig zu sein und manchmal auch gar nichts zu fühlen. Und auch die Wut gehöre dazu, und die war am stärksten in mir, diese Wut auf alles und jeden.

Nero machte seine Sache gut. Er redete einfühlsam mit mir und erklärte mir hundertmal, dass das alles nicht meine Schuld war.

Pa, mein lieber Pa setzte sich an jenem ersten Abend zu mir ans Bett, nahm mich in die Arme und weinte. Er sagte: »Heute Abend bin ich derjenige, der wünschte, deine Mutter wäre hier.«

Und später, als er sich ausgeweint hatte, sagte er: »Danke, Nico, dass du deine Verantwortung übernommen hast.«

Mein Vater war lieb zu mir. Und geduldig, Wochen und Monate lang. Nero und er glaubten, allein die Therapie hätte mir geholfen. Aber das stimmte nicht. Es war auch Domingo. Es waren Domingo und seine Philosophie.

Tote Krähen säumten zuhauf die Straßen. Viele Expeditionen, die aus dem Westen zurückkehrten, berichteten darüber.

Birdie meinte, es habe nichts mit den Straßen als solchen zu tun, es sei unwissenschaftlich, eine solche Schlussfolgerung zu ziehen. Die Leute führen nun mal nur auf den Straßen, deswegen sähen sie die Krähen auch nur dort. Sie hielt einen kurzen

Vortrag über wissenschaftliche Wahrnehmung und meinte, die toten Krähen seien eine Folge des gestörten ökologischen Gleichgewichts.

Mein Vater war ganz ihrer Meinung. Er erklärte, die Vögel hätten sich jahrzehntelang stark vermehrt, weil sie sich so gut an die Menschen und die Zivilisation angepasst hätten und an das viele Aas entlang der Straßen.

Tja, ergänzte Birdie, und während des Fiebers und danach hätte es natürlich noch viel mehr Nahrung für sie gegeben. Aber jetzt sei nichts mehr da. Keine Menschen, keine Städte, keine Dörfer, kein Aas.

Es sei nur eine Wiederherstellung des ökologischen Gleichgewichts.

Es war fast Ende März. Eine Arbeitswoche. Jacob und ich packten frühmorgens schon unser Mittagessen und unsere Gewehre in den Quad und machten uns dazu bereit, hinauf ins Schutzgebiet zu fahren. Der kleine Junge stand daneben und quengelte: »Okkie will mit, Okkie will mit.«

Ich nahm ihn auf die Arme, und er drückte mich. Ich sagte: »Ein andermal, Okkie. Ich komme heute Abend wieder.«

Er klammerte sich an mich.

Domingo kam zu uns und sagte: »Jacob, du hast heute frei, ich fahre mit Nico zusammen.«

»Hurra!«, erwiderte Jacob, der sich allmählich in einen Bücherwurm verwandelte. Er war froh, Zeit zum Lesen zu haben.

Nach der Sache mit Okkie hatten Domingo und ich nur einmal miteinander geredet. Er war zu mir gekommen und hatte mich gefragt, was genau geschehen war. Er hatte zugehört und nur ein paar Mal genickt. Als ich fertig war, hatte er erst in die Ferne gestarrt und war dann aufgestanden und weggegangen.

Die Erwachsenen hatten abends im Waisenhaus engen Kontakt zu mir gesucht und mich an Armen und Schultern berührt. Mein Vater war mir durchs Haar gefahren. Sie wollten ihr Mitgefühl ausdrücken, hatte Nero gemeint. Aber nicht Domingo. Er hatte einfach weiter sein Ding gemacht.

Jacob übernahm Okkie, und Domingo und ich fuhren den Berg hinauf. Wir fuhren an den Grenzzäunen entlang, um zu kontrollieren, ob die Drähte überall ordentlich gespannt waren. Domingo nahm mich mit zu einem Beobachtungspunkt oberhalb einer Schlucht, die genau südlich unseres Dorfes lag, auf der Rückseite des Berges. Es war eine meiner Lieblingsstellen; Jacob und ich hielten uns oft dort auf.

Wir standen oben auf dem Felsen. Domingo deutete hinunter und sagte: »Das ist unsere Achillesferse, die Schwachstelle in unserer Verteidigungslinie. Es ist die einzige Stelle, an der man mit einem Motorrad oder einem Allradfahrzeug zu uns gelangen könnte. Es wäre nicht leicht, aber möglich, mit entsprechender Entschlossenheit. Wenn sie kommen, dann von hier aus.«

»Wer soll kommen?«

»Die KTM.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja, das werden sie.«

»Wie kommst du darauf?«

Er schwieg lange und sagte dann: »Setz dich, Nico.«

Wir setzten uns nebeneinander und sahen in die Ferne. Es war Spätsommer; die Landschaft war grün, dicht bewachsen und schön. Wir schauten hinunter in die kleine Schlucht, die sich unter uns erstreckte, ausgewaschen von einem Flüsschen, das bei Regen zu einem kleinen Strom anschwellen konnte, bis hinunter zur drei Kilometer entfernten Talsperre.

»Sie werden kommen, aus demselben Grund, warum dieser Mann Okkie mit dem Messer niedergestochen hat. Darüber wollte ich mit dir reden.«

Ich blickte hinaus über die Talsperre, deren Wasser heute militärisch braungrün aussah.

»Ich habe gesehen, wie sehr du gelitten hast, seitdem du zurückgekommen bist. Und es ist gut und richtig, dass Nero dich therapiert, denn so eine Therapie hat viel Gutes. Nichts von dem, was passiert ist, war deine Schuld. Das ist Teil meiner Philosophie, und ich möchte diese Philosophie gern an dich weitergeben. Du wirst sehen, dass es nicht die Philosophie deines Vaters ist und auch nicht die des Pastors. Auch nicht die von Birdie oder Nero. Sie ist nur meine. Du wirst nicht viele Menschen in deinem Leben begegnen, die diese Philosophie teilen, denn sie ist hart und unbequem. Ich versuche nicht, dich zu bekehren; ich stelle sie dir einfach nur vor. Mach sie dir zunutze oder nicht. Aber vielleicht kann sie dir helfen, mit deinen

Gefühlen fertigzuwerden.«

»Darf ich jetzt okay sagen?«

Er lächelte hinter der Sonnenbrille. »Das hier ist kein Kampftraining, du kannst sagen, was du willst.«

»Okay.«

»Wir sind wie die Hunde.«

»Die Hunde?«

»Genau. Das ist der Kern meiner Philosophie.«

»Oh. Nein, das stimmt doch nicht.«

»Ich weiß, es ist hart. Aber es ist wahr.«

»Warum sagst du so was?«

Er zögerte. Ich glaube, er suchte nach den richtigen Worten. Er begann: »Damals, vor dem Fieber, las man etwa alle zwei Monate von einem Hund, der ein Kind oder einen anderen Menschen angegriffen hatte. Riesenaufregung, Prozesse, immer gegen den Besitzer des Hundes. Aber was die Leute der Einfachheit halber vergessen, ist, dass der Hund vom Wolf abstammt. Bevor wir sie zähmten, waren sie wilde Wölfe, Raubtiere, Killer, die in Rudeln gejagt haben. Das macht sie zu sozialen Tieren. Dann haben wir sie gezähmt, wir haben ihnen eine Lackschicht verpasst, einen dünnen Film der Zivilisation. Und was ist passiert, nachdem die Zivilisation durch das Fieber verschwunden war? Da wurden sie wieder wild. Sie töteten einander, sie töteten alles, was ihnen begegnete, sie griffen ihre ehemaligen Herrchen an, sie wurden wieder zum Wolf. Rede mal mit den Leuten hier …« Er deutete in Richtung Amanzi. »Hör dir

mal an, wie empört die sind. Wie können die Hunde so etwas tun? Wie können die Hunde einfach so auf Menschen, Rinder und Schafe losgehen, wir sind doch gut zu ihnen gewesen, wir haben sie gezähmt und zivilisiert. Es ist dieselbe Empörung wie damals. Aber niemand kapiert es. Denn das wollen sie nicht, sie können der Wahrheit nicht ins Auge sehen. Genau, wie man gern die Augen davor verschließt, wenn Menschen etwas Böses tun. Denn alle glauben fest daran, dass der Mensch die Krone der Schöpfung sei, dass wir diejenigen Säugetiere sind, die denken, weinen und lachen, noble Kreaturen. Wie kann es also sein, dass wir morden? Ein Mörder, der ist nicht richtig im Kopf. Der hat ’ne Schraube locker, nicht alle Tassen im Schrank, dem ist eine Sicherung durchgeknallt, stimmt’s?«

»Stimmt.«

»Schön, aber ich bin mir da nicht so sicher. Hier ist meine Philosophie: Wir sind Tiere, Nico. Soziale Tiere. Gezähmte, soziale Tiere. Mit der dünnen Lackschicht der Zivilisation überzogen. Brave Tiere, wenn die Welt in Ordnung ist, die gesellschaftlichen Bedingungen ungestört und normal sind. Werden diese Bedingungen allerdings gestört, scheuert die Lackschicht ab. Dann werden wir wild, wir werden zu Raubtieren, Mördern, wir jagen in Rudeln. Dann werden wir genau wie die Hunde. Deswegen ist das mein Mantra: Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot. Denn so funktioniert es im Dschungel, so ist es bei den Tieren. Dieser Typ, der Okkie mit dem Messer verletzt hat, die Männer, die

Melinda Swanevelder im Haus gefangengehalten haben, die KTM, die uns bestohlen haben, sie sind Tiere, genau wie ich und du. Die Hunde sind nicht verrückt geworden, nur der Lack ist ab.«

Ich dachte an die beiden Männer im Flugzeughangar von Klerksdorp, an ihre Augen, ihren Gesichtsausdruck. Und dann dachte ich an gute Menschen.

»Aber warum … Es gibt doch nicht nur schlechte Menschen? Mein Vater …«

»Das ist ein klassischer Irrtum. Eine sehr menschliche Argumentation. Wenn wir gut sind, dann können wir nicht böse sein, eines muss das andere ausschließen. Genau wie bei den Hunden. Damals vor dem Fieber konnte man es nicht wagen, jemandem zu sagen, sein Hund sei ein mörderisches Mistvieh. Dann wäre man selbst angesehen worden wie ein Serienkiller. Wie konnte man Hunde nicht lieben? Hunde, so hieß es, seien edel, Hunde seien loyal, liebevoll und niedlich. Man hätte gefragt: Und was ist mit der Tapferkeit der Polizeihunde, des Menschen bestem Freund, all dem Guten, was Hunde schon getan haben? Ich behaupte ja auch nicht, dass Hunde und Menschen nichts Gutes tun könnten. Denk daran, wir sind soziale Tiere. Das bedeutet, wir müssen sozial sein, wenigstens von Zeit zu Zeit, und Gutes tun. Aber es bedeutet auch, dass wir Tier sein müssen, ab und zu.«

Ich versuchte, das zu verarbeiten.

»Du musst meine Philosophie nicht übernehmen, wenn du

nicht willst«, sagte Domingo. »Kann sein, dass ich völlig falschliege. Hör dir noch andere Ansichten an. Hör dir den Pastor an, wenn er von Gott erzählt. Oder deinen Vater von diesem Spinoza. Rede mit ihnen, rede mit Nero. Einer von ihnen könnte recht haben. Aber vielleicht hat niemand recht, und dann übernimm die Philosophie, die am besten zu dir passt. Das machen die meisten Leute sowieso. Aber tu dir einen kleinen Gefallen, stelle dir noch eine Frage: Welche Philosophie erklärt alles am Menschsein? Ohne lose Enden. Ohne unangenehme, unbeantwortete Fragen. Welche ergibt ganz und gar einen Sinn?«

»Okay.«

Wir saßen sehr lange schweigend nebeneinander. Bis ein Neuntöter in einem Dornbusch neben uns landete und schrie.

»Was sollen wir tun, wenn die KTM kommen?«, fragte ich Domingo.

»Wir dürfen nicht abwarten, bis sie kommen, das sollten wir tun. Aber das Komitee … Die haben keine Ahnung von Tieren.«

42

Lizette Schoeman
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Die Bücher von Romain Puértolas. Und Schokolade. Und Lippenstift. Und mein iPhone. Diese Sachen vermisse ich.

Cairistine Canary

Ich denke genau wie du, Willem. Ich vermisse das Potential …

Okay, ich will versuchen, es zu erklären. Die Welt vor dem Fieber war komplex. Wir hatten große Probleme, in unserem Land, in der ganzen Welt. Das größte von allen war die globale Erderwärmung, denn sie beeinflusste alles andere, womit wir Probleme hatten – die Armut, die Ungleichheit, den Extremismus.

Bei der Erderwärmung war es schon fünf vor zwölf, aber wir sind einer Lösung immer näher gekommen. Wir hatten die Möglichkeit, alles wiedergutzumachen.

Nun könnte man sagen, schön, das war nur das Potential einer Lösung, und wir steckten echt in großen Schwierigkeiten. Aber schau dir mal an, was wir alles geschaffen haben, was die Menschheit alles erreicht hat. Schau dir an, welche Krankheiten wir ausgerottet haben. Denk an die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik. Wir haben das menschliche

Genom entschlüsselt. Wir hatten die Möglichkeit, alle Probleme zu lösen, wir hatten das Potential.

Also, dieser Verlust von Potential ist es, den ich am meisten betrauere. Das Fieber hat uns dieses Potential geraubt. Egal, wie man es betrachtet, es hat die wissenschaftliche und menschliche Entwicklung um mindestens hundert Jahre zurückgeworfen. Wenn nicht noch mehr.

Etwas weniger abstrakt? Na schön … Am meisten vermisse ich das Internet. Nicht so ein Zeug wie Facebook oder Instagram, sondern den Zugang zu Informationen. Den vermisse ich sehr. Und den *Huisgenoot*, okay, ich geb's zu, unser gutes altes Klatschblättchen. Und … das ist zwar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, aber auch sehr wichtig: Ich vermisse Tampons. Li-lets Nano Tampons.

Pastor Nkosi Sebego

Isidongo auf SABC 1. Diese Show habe ich mir gern angesehen.

Und die Samstagvormittage in der Menlyn Mall. Meine Frau und ich sind immer dorthin gefahren, haben unsere Einkäufe im Checkers Hyper erledigt, und dann sind wir noch ein bisschen bummeln gegangen, es war eine große Mall. Ich ging gerne zu Coricraft, sie zu @Home. Ich hätte so gerne einen von den bequemen Fernsehsesseln von Coricraft gehabt, ich wünschte ihn mir mehr als alles andere. Wir hätten ihn uns nie leisten können, aber ich schaute ihn mir jeden Samstagvormittag an. Bei Panarotti's aßen wir zu Mittag, und dann saßen wir einfach da und beobachteten die Leute.

Ravi Pillay

Zeitungen fehlen mir. Besonders der Autoteil. Und neue Autos. Neue Modelle. Weißt du, ich war immer so gespannt darauf, was sie als Nächstes verbessern würden. Und Fish Tikka. Ich sage dir, das war die größte Errungenschaft unserer Zivilisation.

Melinda Swanevelder

RSG.

RSG war ein afrikaanssprachiger Radiosender vor dem Fieber – WS.

Hennie »Flaai« Laas

Wenn ich ganz ehrlich sein soll: Es gibt nichts, was ich wirklich vermisse. Ich weiß, das Fieber war wirklich tragisch, aber ich bin jetzt sehr glücklich. Vielleicht Rugby. Samstagnachmittage vor dem Fernseher. Etwas anderes fällt mir jetzt nicht ein.

Beryl Fortuin

Austern. Mit Zitrone und Tabasco, aus der Schale geschlürft. Schon bei dem Gedanken daran läuft mir das Wasser im Mund zusammen! Und natürlich eine schöne Runde Golf auf einem herausfordernden, perfekt gepflegten Platz. Und Zeitschriften. *Fair Lady, Cosmo* …

Nero Dlamini

Klamotten shoppen? Okay, okay, mal ganz im Ernst: die Stadt. Ich liebte die Stadt. Die Freitagabende in Sandton, Mann, da war was los … Craft Beer. Importierten Käse. Guten Käse ganz allgemein. Ich will Maureen und Andy kein Unrecht tun, natürlich leisten sie hervorragende Arbeit … Und in den ersten Jahren vermisste ich frische Croissants so sehr. Bis unsere eigene Bäckerei anfing, sie herzustellen. Von da an wusste ich auch, dass wir es schaffen würden.

Domingo

Willst du das wirklich wissen?

Wiederholungen von *Friends*. Und einen guten Kanincheneintopf. Und Bundesliga-Fußball. Ich war Dortmund-Fan. Weil ich den Underdog mochte und ihren Stil gut fand. Es gibt keine Gerechtigkeit im Universum. Als das Fieber kam, stand Dortmund auf dem zweiten Tabellenplatz, sie hätten Meister werden können. Thomas Tuchel war ihr Trainer. Ein verdammtes Genie …

43

Die Komiteesitzungen fanden im Esszimmer des Waisenhauses statt, einfach, weil es von Beginn an so gewesen war und niemand daran dachte, sie anderswohin zu verlegen.

Es war ein großer Raum mit rechteckigen Tischen, die zu verschiedenen Formationen zusammengestellt werden konnten. Bis zum November im Jahr der Krähe war ich bei allen Sitzungen dabei, inoffiziell und ungeladen, unsichtbar und schweigend. Weil ich Pas Sohn war, aber auch, weil es ebenfalls von Anfang an so gewesen war, und niemand daran dachte, etwas zu verändern.

Die Sitzung vom 19. November war meine letzte mit diesem bevorzugten Status. Es war meine eigene Schuld, dass mein Vater mich hinausschickte und ab da verbannte.

Der erste Punkt auf der Tagesordnung war Domingo. Man rief ihn herein und bat ihn, sich zu setzen. Nein, erwiderte Domingo, danke, er wolle lieber stehen bleiben.

Mir gefiel es, dass er so war. Warum, wusste ich nicht. Ich saß abseits, weit genug entfernt, um nicht Teil der Vorgänge zu sein, und nahe genug, um alles mitzuhören. Ich fläzte mich auf meinem Stuhl, wie es ein Fünfzehnjähriger eben so tut, wenn er unsichtbar sein will und ein Interesse daran hat, die meiste Zeit desinteressiert und gelangweilt zu wirken.

»Domingo«, begann mein Vater, »danke, dass du gekommen

bist.«

Domingo sagte nichts.

»Wir würden gerne mit dir über die Sicherheit Amanzis reden.«

»Gerne, ich …«

»Nachdem du uns in den letzten Wochen fürchterlich genervt hast«, bemerkte Birdie spitz. »Mit deinen ganzen Horrorstorys.«

»Birdie …«, versuchte mein Vater sie zu beruhigen.

»Das sind keine Horrorstorys«, erwiderte Domingo ruhig und sachlich.

»Darum geht es nicht«, erwiderte Pastor Nkosi, der sich jedes Mal freute, wenn er einen Verbündeten in seinem konstanten Duell mit Domingo fand. »Du hast versucht, Einzelne zu beeinflussen, trotz der Tatsache, dass wir dich gebeten haben, dem Komitee eine allgemeine Einschätzung zu geben.«

»Das nennt man Wahlkampf. Uralte demokratische Praxis«, entgegnete Domingo.

»Meine Damen, meine Herren!«, sagte mein Vater mahnend.

»Du klingst schon wie das alte Apartheidregime«, warf der Pastor Domingo vor. »Die schwarze Gefahr, die rote Gefahr, und jetzt die KTM-Gefahr!«

»Und außerdem hältst du nichts von der Demokratie«, fügte Nero Dlamini augenzwinkernd hinzu

»Das reicht jetzt!«, rief mein Vater die Versammlung zur Ordnung. »Wir müssen Domingo die Gelegenheit geben, seine Angelegenheit zu vertreten.«

Die Körpersprache der Komiteemitglieder drückte deutlich aus, dass sie ja wohl keine andere Wahl hatten. Aber sie schwiegen jetzt.

»Fahre fort, Domingo«, sagte Pa.

Domingo nickte und setzte zu seiner Rede an, frei, ohne abzulesen. »Ob es euch nun gefällt oder nicht, ob ich klinge wie das alte Apartheidregime oder nicht – die KTM werden kommen.«

»Wieso glaubst du das?«, fragte Birdie.

»Lass ihn ausreden«, sagte mein Vater.

»Nein, es ist eine gute Frage«, erwiderte Domingo. »Zunächst die Fakten. Erstens: Wir wissen, dass die KTM Räuber und Plünderer sind. Sie haben einen sorgfältig geplanten Raubüberfall auf Amanzi durchgeführt, attackieren und plündern immer wieder unsere Expeditionen, und ich glaube, das genügt an Beweisen. Zweitens: Sie pflanzen nichts, sie betreiben überhaupt keine Landwirtschaft, sie bauen nichts auf, sie lagern nichts. Sie sind die moderne Version von Jägern und Sammlern, aber sie jagen und sammeln den Besitz anderer Leute. Drittens: Wir pflanzen, wir betreiben Landwirtschaft, wir bauen und sparen für den Winter. Wir haben viele Sachen, die sie gerne hätten. Birdie, wie heißt noch mal der Typ mit dem Rasiermesser, den du immer zitierst und der sagt, die einfachste Erklärung sei die richtige?«

»Ich meine Occams Rasiermesser, aber das kann man in diesem Fall nicht …«

»Egal, aber es ist wirklich ganz einfach. Wir haben, was die

KTM haben wollen. Und sie werden es sich holen kommen, es sei denn, wir sind vorbereitet.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, wandte der Pastor ein. »Ihre Angriffe auf unsere Expeditionsteams haben nachgelassen. Seit über einem Monat gab es keine Vorkommnisse mehr. Außerdem wissen wir alle, dass der Zustand der Straßen sich kontinuierlich verschlechtert, was besonders für Motorräder ein Problem ist. Das Benzin verdirbt immer mehr, so dass sie die Maschinen sowieso bald nicht mehr benutzen können. Außerdem haben wir jetzt ein Tor, mit dem wir sie aufhalten können.«

Domingo sah den Pastor an, mit seinem typischen kalten Blick. »Ihre Angriffe sind weniger geworden, weil jetzt Sommer es. Da ist es leichter, anderweitig an Nahrungsmittel zu kommen. Vielleicht haben sie sich aber auch darauf verlegt, andere, schlechter ausgerüstete Gemeinschaften zu überfallen. Dass die Straßen mieser werden, ist ihnen auch egal, denn sie fahren Geländemaschinen, mit denen sie überall hinkommen. Und wer weiß, wie lange sie Motorräder benutzen? Es gibt genügend Diesel-Trucks, Pkw und Bakkies da draußen.«

»Was willst du, Domingo?«

»Weitere fünfzig Leute für unsere Armee. Fünfzig Vollzeitsoldaten, sorgfältig ausgewählt und ausgebildet. Keine Fossilien; ich brauche junge, fähige Leute. Und Funkgeräte für alle. Außerdem müssen wir die Straße über die Staumauer blockieren, denn ich mache mir Sorgen um die Sicherheit der Kraftwerke. Das ist unsere Achillesferse, dort sind wir strategisch

am angreifbarsten. Es geht einfach zu viel Verkehr daran vorbei. Darüber hinaus brauche ich ein weiteres Geheimversteck für den größten Teil unserer Waffen und für die Saatgutbank. Dazu eine zweite Herde von Rindern und Schafen auf Heart Island. Bisher sind wir in dieser Hinsicht überhaupt nicht abgesichert.«

Heart Island war die größte Insel im Stausee. Birdie hatte sie so getauft, nachdem sie ihre Form auf der großen Luftaufnahme erkannt hatte, die in der ehemaligen Stadtverwaltung hing. Sie war ungefähr vierhundert Hektar groß.

»Aber ihr seid doch schon achtzehn Leute«, wandte Birdie ein.

»Achtzehn? Unsere Streitkräfte, das bin ich, und dazu kommen noch siebzehn alte Leute. Bei allem Respekt, sie sind gute Leute, aber keine Kämpfer und auch nicht fit für den Einsatz. Zwölf Männer schieben ständig Wache am Tor, weil sie körperlich nicht in der Lage sind, auf dem Land oder anderswo mitzuarbeiten. Sie sind auch gute Leute, aber leider das, was man Kanonenfutter nennt. Drei Tannies in der Funkzentrale und zwei einigermaßen fitte Sechzigjährige, die als Grenzpatrouille die Talsperre und die Zäune rund um das Schutzgebiet kontrollieren, allerdings nur tagsüber. Letzte Woche, nach dem Gewitter brauchte ich vier Leute, um dabei zu helfen, das Bakkie der Grenzpatrouille aus dem Schlamm zu graben. Das ist unsere Armee. Das ist unsere erste Verteidigungslinie, das Beste, was Amanzi zu bieten hat. Ihr habt neulich gesagt, wir wären zu wenige Leute, ihr könntet niemanden entbehren. Aber seitdem ist unsere Bevölkerungszahl erheblich gestiegen. Bestimmt können wir inzwischen fünfzig

Leute entbehren. Fünfzig brauchbare Leute.«

»Können wir nicht«, erwiderte Ravi Pillay. »Das sind einfach zu viele.«

»Stimmt«, pflichtete Pastor Nkosi ihm bei. »Viel zu viele.«

»Warum noch fünfzig?«, fragte Pa.

»Fünfundzwanzig für die Verteidigung und fünfundzwanzig als Sturmtruppe. Fünfundzwanzig ist die kleinste Einheit, das ist das Minimum, was ich brauche, um die KTM anzugreifen.«

Ein Proteststurm war die Antwort: Wer hat gesagt, wir wollten die KTM angreifen? Das ist zu provokativ, das bringt nur noch größere Schwierigkeiten mit sich, wir können nicht von unseren Leuten erwarten, ihr Leben zu riskieren. Die KTM berauben uns, aber sie haben bisher noch keinen getötet. Das ist Kriegstreiberei, einfach unverantwortlich.

Domingo hob verteidigend die Hände. Mein Vater mahnte erneut zur Ordnung, und als sich der Lärm gelegt hatte, sagte er: »Möchtest du noch etwas hinzufügen? Zu deinem Antrag? Bevor wir darüber beraten?«

»Die KTM werden kommen«, war alles, was er sagte.

»Warum bist du so besessen davon, Domingo?«, fragte Nero Dlamini. »Warum diese Besessenheit?«

Es war wohl eher eine rhetorische Frage, aber das wurde mir erst später klar. Domingo antwortete nicht, und die Stille zog sich hin. Jetzt konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und platzte heraus: »Weil sie Tiere sind!«

Domingo lächelte süffisant.

»Raus!«, sagte mein Vater zu mir.

Das war meine letzte Komiteesitzung als Minderjähriger.

Sie ließen Domingo anschließend wissen, er könne nur vier zusätzliche Männer für seinen Sicherheitsplan anwerben, die allerdings jünger als fünfzig Jahre alt sein dürften. Er erhielt die Erlaubnis, die Straße über die Talsperre in Richtung Luckhoff vollständig zu blockieren – eine Zugangsstraße weniger, die geschützt werden musste. Außerdem könne er eine kleine Zuchtherde von Schafen und Rindern als Absicherung auf Heart Island halten. Auch mit der Saatgutbank waren sie einverstanden.

Das zweite geheime Waffenlager verweigerten sie ihm jedoch rundheraus. Pastor Nkosi fasste die Ansicht des Komitees folgendermaßen zusammen: »Wir sind uns gewisser Risiken für unsere Gemeinschaft bewusst, aber wir sind nicht komplett paranoid.«

Als ich von den Beschlüssen des Komitees erfuhr, ging ich sofort zu Domingo und sagte: »Ich will einer von deinen Soldaten sein.«

»Welche Soldaten? Das Komitee hat mir nur vier Sicherheitsleute genehmigt.«

»Ich will einer der vier sein.«

»Du bist zu jung«, erwiderte er. »Mach erst die Schule fertig.«

»Aber …«

Er legte den Zeigefinger auf den Mund und sah sich nach links und rechts um, als wolle er mir ein Geheimnis verraten »Ich

werde ein paar Leute brauchen, denen ich vertrauen kann. Für eine spezielle Mission.«

»Du weißt, dass du mir vertrauen kannst«, antwortete ich mit einer genauso leisen und verschwörerischen Stimme wie er.

Er nickte. »Können wir Jacob Mahlangu trauen?«

»Ja. Aber wieso …?«

»Du wirst es schon bald erfahren. Es wird harte Arbeit werden.«

»Okay.«

»Und wenn Jacob oder du auch nur ein Sterbenswörtchen verraten, muss ich euch töten.«

»Okay.«

Die spezielle Mission war eine Riesenenttäuschung im Vergleich zu der Aufregung und dem Ruhm der Großen Diesel-Expedition. Die spezielle Mission war ein direkter Verstoß gegen den Beschluss des Komitees, denn sie umfasste die Umlagerung eines großen Teils unseres Arsenals an einen geheimen Ort. Die einzige Rolle, die Jacob und ich dabei spielten, war es, wegzuschauen, wenn wir unseren Dienst als Viehhüter im Schutzgebiet versahen. Und dabei zu helfen, die schweren Kisten auf den Anhänger und wieder abzuladen.

In einem Zeitraum von mehreren Wochen lagerten Domingo und fünf seiner Sicherheitsleute die Hunderte von Gewehr- und Munitionskästen aus dem alten Lagerhaus im Naturreservat um. Schritt eins der Verlagerung bestand darin, sie durch die hintere

Schlucht – die er bei unserem philosophischen Gespräch als unsere »Achillesferse« bezeichnet hatte – ans Ufer des Stausees zu bringen. Auf dieser Strecke konnten nur die Viehhüter sie sehen, und solange diese wegschauten, merkte es kein anderer.

Wir wussten anfangs nicht, was danach mit dem Arsenal geschah. Aber ich fand heraus, dass Domingo an manchen Abenden spät noch das Waisenhaus verließ und dann fast die ganze Nacht ausblieb. Manchmal, wenn er am nächsten Morgen zurückkehrte, sah ich, dass seine Hosenbeine nass waren, und wusste, dass er und seine Männer mit Booten auf dem Stausee unterwegs gewesen waren. Und ich wusste, dass dies etwas mit der Spezialmission zu tun hatte. Ich brannte vor Neugier und schmiedete Pläne, mich nachts wegzuschleichen und nachzusehen, aber wenn man das Zimmer mit seinem Vater teilt, ist das unmöglich.

Eines Abends hörte ich, wie Birdie Canary zu Domingo sagte: »Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit, weißt du.«

Am nächsten Morgen beim Frühstück ging ich zu ihm hin und sagte: »Vertraust du mir, Domingo?«

»Natürlich vertraue ich dir.«

»Und Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit, oder?«

Er kniff die Augen zusammen, denn er wusste, dass ich ihn manipulierte, weil er selbst ein Meister darin war. »Na und?«

»Du traust mir also zu, das Geheimnis zu bewahren, dass das Arsenal verlagert wird, aber du traust mir nicht genug, um mir zu verraten, wohin.«

Er aß weiter. Ich wartete.

Endlich sagte er: »Sizilien.«

»Alles klar«, sagte ich.

»Kein Wort, nicht mal zu Jacob«, fügte er hinzu und fuhr sich mit dem Messer, mit dem er langsam aß, über die Kehle. Ich nickte. Ich wusste, was er meinte.

Sizilien war eine kleinere Insel im Stausee, etwas westlich von Heart Island gelegen. Sie war ungefähr zweihundert Hektar groß. Mein Vater hatte sie damals so getauft, nachdem er vor der Luftaufnahme in der Stadtverwaltung gestanden und festgestellt hatte, dass ihre Form ihn an das echte Sizilien erinnerte.

44

Im Jahr der Krähe wurde ich fünfzehn. Die Krähen starben aus Gründen des ökologischen Gleichgewichts. Die Bevölkerung Amanzis überschritt die 1200-Einwohner-Marke, und vierundzwanzig Babys wurden geboren.

Jacob Mahlangu und ich sagten, jedes müsste eigentlich ein Etikett um den Hals bekommen, worauf stand: »Made in Amanzi.«

Im Jahr der Krähe waren ein Tischler und ein junger Geologe unter den Neuankömmlingen. Und ein Mann, der auf einer Milchfarm aufgewachsen war und sich noch an vieles über Milchwirtschaft erinnern konnte. Dazu ein Heizungs- und Sanitärgeselle, ein Schweißer, zwei Lehrerinnen, ein Koch und ein Amateurbäcker. Und ein Elektroingenieur, Abraham Frost, der unser Funksystem entscheidend verbessern sollte. Auch der ehemalige Polizei-Sergeant Sizwe Xaba, allgemein bekannt als Sarge X, schloss sich unserer Gemeinschaft an.

Im Jahr der Krähe bekamen wir Okkie und eine Cessna 172 TD.

Im Jahr der Krähe sehnte sich Domingo nach Birdie und weiteren fünfzig Leuten und ich mich nach Lizette. Domingo machte an beiden Fronten keine Fortschritte. Die große Liebes- und Sexwelle wogte weiter, jedoch ohne mich und Domingo.

Wir begannen, Felder entlang des Flusses mit elektrischen

Pumpen und Dieselpumpen zu bewässern. Wir pflügten sie, bereiteten sie vor und pflanzten: Mais, Rüben, Tomaten, Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen und verschiedene Sorten von Kürbissen. Wir säten das Getreide aus, das Oom Hennie Flaai eingeflogen hatte, und der Ertrag war ausgezeichnet.

Wir begannen mit einer kleinen gemeinschaftlichen Einmachproduktion, um Nahrung für den Winter einzulagern.

Wir bauten eine kleine Molkerei auf.

Die Herden unserer Schafe, Ziegen und Rinder wuchsen, weil durch unsere Expeditionen und unserer Zuchtprogramm mehr Tiere hinzukamen, als wir brauchten.

Die Hundeplage gehörte der Vergangenheit an.

Im Jahr der Krähe sandten wir Expeditionen aus, um Kunstdünger zu organisieren.

Hennie Flaai baute die Hühner- und Eierfarm in der ehemaligen Feriensiedlung wieder auf. Manche Leute nannten ihn Henne Flaai. Er lachte nur.

Unsere Wirtschaft war kommunistisch – alle erhielten ihren Anteil an dem, was die Expeditionen und die Ernten einbrachten. Im Oktober fragten zwei Einwohner das Komitee, ob sie eine kapitalistische, gewinnorientierte Bäckerei in dem ehemaligen Menslief Craft Shoppe eröffnen könnten. Sie hatten vor, zunächst täglich Brot zu backen und später auch Pasteten und Süßgebäck.

Das Komitee fand die Idee ausgezeichnet, aber das große Dilemma dieses Kapitalismusansatzes war, dass Amanzi keine Geldwährung besaß. Tauschhandel war keine Option, denn im

Kollektiv besaß niemand etwas, was man tauschen konnte.

Mein Vater kam auf die Idee, Salz zu verwenden. Salz sei erstens ein rares Gut und zweitens schon in früheren Zeiten als Zahlungsmittel benutzt worden. Pa erklärte, das Wort »Salär« stamme von dem Wort »Salz« ab. Römische Soldaten seien manchmal in Salz bezahlt worden. Salz wurde damals mit Gold aufgewogen. Wenn man sagte, jemand sei das Salz der Erde, meinte man damit, er sei sehr wertvoll.

Birdie schlug vor, das Salz mit den kleinen 125-ml-Cerebos-Plastikgefäßen abzumessen, in denen es vor dem Fieber überall erhältlich war. Daher ist die Währungseinheit Amanzis bis heute der Cerebos.

Im Jahr der Krähe stellten wir außerdem fest, dass unser Zucker irgendwann zur Neige gehen würde, obwohl wir einen großen Vorrat davon besaßen.

In diesem Winter schneite es nur einmal, allerdings nur leicht. Doch wir hatten Strom, und niemand musste nachts frieren.

Im November regnete es neun Tage hintereinander heftig. Der Fluss und die Talsperre schwollen immer mehr an, und das Wasser donnerte in einer furchterregenden, rollenden, mahlenden Masse über den Staudamm hinweg, so dass man es noch in zehn Kilometern Entfernung hören konnte. Wir alle hatten Angst. Niemand wusste so richtig, wie man mit den Schleusen umging.

Birdie sagte, wir sollten uns keine Sorgen machen, sie werde das herausfinden.

Pastor Nkosi versprach, mit seiner wachsenden Gemeinde für

den Erhalt der Staumauer zu beten.

Als das Wasser zurückging und die Staumauer noch stand, erhoben sowohl der Pastor als auch Birdie Anspruch auf einen Anteil am Erfolg.

Der Regen richtete an den unbefestigten wie den befestigten Straßen großen Schaden an. Alle meinten, das sei doch eine gute Sache, weil das die KTM aufhalten würde, aber Domingo schüttelte den Kopf und wiederholte, die KTM hätten Geländemaschinen. Nichts würde sie aufhalten.

Du bist paranoid, warfen ihm Birdie, Beryl und Pa vor, allerdings irgendwie gutmütig.

Domingo sagte, die KTM seien Tiere. Sie würden kommen. Und dann sah er mich an und lächelte.

Das Jahr des Schakals

45

Im Jahr des Schakals kamen fliegende Händler. Und der Tod. Und Krieg. Und Schrecken.

Und Sofia Bergman.

Sofia Bergman
Aufgezeichnet von Sofia Bergman, Fortsetzung des Amanzi-Geschichtsprojekts zum Gedenken an Willem Storm

Ich habe im Jahr des Schakals schon gewusst, dass das Ende nah war, schon zu Anfang dieses Jahres, bestimmt schon im Januar. Das Ende von mir, Oom Meklein und Tannie Vytjie. Oom Mekleins Hustenanfälle waren immer schlimmer geworden, und Tannie Vytjie war so mager, dass ich mir sicher war, sie würde nicht mehr lange leben. In der ersten Woche des Jahres verschwand sie auf einmal ganze zehn Tage lang. Oom Meklein sagte immer wieder: »*Kinta*, mach dir keine Sorgen, so ist sie eben, die kommt schon wieder«, aber ich hatte mich schon irgendwie damit abgefunden, dass sie … Wie gesagt, ich war damals fünfzehn und hatte viel Phantasie. Ich stellte mir vor, sie hätte Oom Meklein zu lieb und könne es nicht mehr ertragen, dass er so sehr litt. Oder sie wolle draußen im Veld sterben, eins sein mit der Natur, nach dem Motto »Staub zu Staub«. Wenn ich heute

daran zurückdenke, komme ich mir wahnsinnig dumm vor.

Nach zehn Tagen kehrte sie mit Pflanzen zurück, die sie gesammelt hatte. Pflanzen, mit denen sie Tee gegen Oom Mekleins Husten kochte. Sie sagte, die Pflanzen seien sehr selten zu dieser Jahreszeit, als sei es vollkommen normal, so lange wegzubleiben.

Der Tee half gut gegen seinen Husten. Für eine Weile.

46

Sofia Bergman

Ich bin in Middelburg geboren, am Kap. Ich war das jüngste von vier Kindern. Meine Eltern besaßen eine Farm zwischen Middelburg und Nieu-Bethesda. Ich hatte zwei Brüder und eine Schwester. Mein ältester Bruder war David Bergman, der die Silbermedaille über tausendfünfhundert Meter bei den Commonwealth Games gewonnen hat. Er und ich wurden beide mit diesen weißblonden Haaren geboren. Wir waren alle gut in Leichtathletik, und wir sind alle in Bloemfontein zur Schule gegangen. Meine Brüder gingen anschließend aufs College, meine Schwester auf die Oranje-Mädchenschule. Ich war auf der Oranje-Grundschule, als das Fieber kam. Wir waren alle im Internat.

Mein Vater war kein typischer Karoo-Bauer. Zum Beispiel hat er schon von Anfang an bestimmt, dass alle Kinder zu gleichen Anteilen erben würden und er nicht der Tradition folgen wolle, dass die Söhne einmal die Farm bekämen.

Wir wurden alle gleich erzogen. Meine Brüder mussten lernen zu kochen und genauso viel wie wir Mädchen in der Küche helfen. Meine Schwester und ich lernten, Schafe einzufangen und zu dippen, Traktor und Bakkie zu fahren, zu reiten und zu schießen, schon von klein auf. Wenn Pa uns das Schießen beibrachte, saß ich mit dem Rücken gegen den Bakkie gelehnt und hielt den Gewehrkolben so unter dem Arm, dass er gegen das Blech drückte, weil mein Vater meinte, der Rückschlag sei noch zu stark für meine

Schulter. So habe ich schießen gelernt, erst mit dem offenen Visier, später mit einem Teleskop.

Meine Schwester war Sprinterin, aber ich war Vrystaat-Meisterin im Querfeldeinlauf und im Speerwerfen, erst in der sechsten und dann noch mal in der siebten Klasse. Das war das Jahr, in dem das Fieber kam.

Meine Schwester wurde als Erste von unserer Familie krank. Sie starb innerhalb von zwei Tagen. Die Familie meiner Mutter kam uns alle in Bloemfontein abholen, meine Schwester in ihrem Sarg. Sie wollten sie auf der Farm begraben und uns aus den Schulen und der Stadt herausholen, damit wir uns nicht mit dem Virus ansteckten. Dann wurden sie alle krank …

Oom Meklein und Tannie Vytjie waren Arbeiter auf unserer Farm. Sie wurden nicht krank.

2. Januar

Das Zimmer, das Pa und ich uns im Waisenhaus teilten, war geräumig. Er schlief auf einem Doppelbett, ich auf einem Einzelbett, und wir hatten beide unseren eigenen Kleiderschrank.

Am Morgen des 2. Januar sagte Pa beim Frühstück: »Ich glaube, es wird Zeit, dass du ein eigenes Zimmer bekommst.«

Ich war mir nicht sicher, ob er das ernst meinte. »Wirklich, Pa?«

»Ja, da Hennie Flaai und Melinda Swanevelder am Samstag heiraten, wird Hennies Zimmer frei. Außerdem wirst du dieses Jahr schon sechzehn.«

»Toll, danke, Pa!«

15. Januar

Manchmal unterhielt sich Nero Dlamini in seinem Büro im Waisenhaus mit mir, wenn wir unsere Therapiesitzungen abhielten, die mich von meinem posttraumatischen Stress durch den Angriff auf Okkie heilen sollten. Meistens schlug er jedoch vor, draußen spazieren zu gehen. Oft gingen wir hinunter ans Wasser und setzten uns dann auf einen Baumstumpf am See.

An jenem Tag, dem 15. Januar, verkündete er, dies sei fürs Erste unsere letzte Sitzung.

»Ich bin also geheilt?«, fragte ich und hatte Mühe, einen Anflug der Enttäuschung zu verbergen. Die Therapie war eine Art Statussymbol und bedeutete eine Verlängerung der Heldenverehrung nach der Großen Diesel-Expedition.

»Nein, du bist immer noch total bekloppt, aber normal ist ja langweilig.« Er wusste, wie man mit Teenagern umgehen musste.

»Klar.«

»Unter normalen Umständen hätte ich dir zu weiteren Sitzungen geraten. Aber bei uns treffen ständig Leute mit viel schlimmeren Traumata ein, und ich muss Prioritäten setzen. Außerdem ist bekannt, dass die fünfzehnjährige Psyche ziemlich robust ist, besonders, wenn schon der Alltag ein großes Abenteuer ist. Dass du jetzt einen kleinen Bruder hast, hilft auch.«

Tatsächlich hatte Okkie einen großen Teil zu meiner Genesung beigetragen. Denn Okkie Storm war mein Schatten. Okkie Storm betete den Boden an, auf dem ich lief. Beryl berichtete, dass Okkie jeden Tag ab ein Uhr mittags fragte: »Wann kommt Nico?« Er begriff einfach nicht, dass jede zweite Woche eine Arbeitswoche war, was bedeutete, dass ich erst am späten Nachmittag wieder nach Hause zurückkehrte. An diesen Nachmittagen setzte er sich ab vier Uhr ans Tor des Waisenhauses und wartete dort auf mich, egal wie lange. Und wenn er mich auf dem Quad ankommen sah, das wegen des verdorbenen Benzins stotterte und ruckte, sprang er auf und rannte die Straße hinunter.

Ich musste ihn an der Ecke aufsitzen lassen. Dann strahlte er übers ganze Gesicht. »Fahr, Nico, fahr schnell!«

Okkie besaß eine unbändige Lebensfreude und ein ansteckendes Lachen. Außerdem hatte er die Fähigkeit, immer das schmutzigste Kind in der Kindergartengruppe zu sein, obwohl auch die anderen im flachen Wasser des Stausees spielten.

Jeden Abend kam er mit einem Lesebuch in den Händen ins Wohnzimmer des Waisenhauses und rief quer durch den ganzen großen Raum: »Nico, Nico, lies uns eine Geschichte vor!«

Dann musste ich vorlesen, egal, ob ich müde war, egal, ob ich Lust hatte oder nicht. Okkie und seine Trabanten setzten sich um mich, auf mich und quer über mich, und ich musste lesen. Domingo sah uns dann aus seiner Ecke heraus an und lächelte. Er

grinste nicht. Er lächelte.

Okkie wollte wissen, warum er nicht mit mir zusammen in meinem neuen eigenen Zimmer schlafen könne. »Du hast doch so viel Platz!«

»Eines Tages«, versprach ich ihm. »Wenn du groß bist.«

Okkie hatte mich und Pa adoptiert. »Annektiert« wäre vielleicht der richtigere Ausdruck. Es war ein sehr natürlicher Prozess. Eines Tages fing er einfach an, sich »Okkie Storm« zu nennen, wenn ihn Neuankömmlinge fragten, wie er hieße.

Ein typischer Schulwochentag im Sommer in jenem Jahr des Schakals: Mein Vater klopfte um sechs an meine Tür. Ich stand auf, zog mich an, wusch mir das Gesicht und putzte mir die Zähne. Dann ging ich in die Küche, um den Haferbrei für das Frühstück zu kochen. Das war morgens meine Aufgabe: für alle Waisenkinder Haferbrei kochen. Es war nicht weiter schwer; ich wusste genau, wie viel Wasser, wie viele Haferflocken und wie viel Salz ich in den großen Topf geben musste und wie lange das Ganze dann kochen musste. Die Zeit maß ich mit meiner Rolex. Wir hatten alle gute, teure Uhren, denn es war nicht mehr als menschlich, dass die Expeditionen, die fliegenden Händler, die Schnüffler und Flüchtlinge die Juweliergeschäfte ausräumten und alles, was glitzerte, mitnahmen, für sich selbst oder in der Hoffnung, es tauschen zu können. Das Konzept dessen, was wertvoll war, war auch nach dem Fieber noch gültig. Und meine Rolex besitze ich heute noch.

Zu meinen morgendlichen Aufgaben gehörte es auch, den Brei an die Kinder auszuteilen; erst ganz zuletzt nahm ich mir meinen Anteil. Nach dem Frühstück musste ich den Topf abwaschen und wegräumen.

Ich aß meinen Brei zusammen mit Domingo, weil ich es so wollte, und mit Okkie, weil er darauf bestand. Frühstücken und zu Mittag essen konnte ich, wo und mit wem ich wollte; aber das Abendessen musste ich zusammen mit meinem Vater und Okkie einnehmen, denn wir waren jetzt schließlich eine Familie.

Um acht Uhr fing die Schule an. Wir lernten Erdkunde, Mathematik, Biologie, Naturwissenschaften und Geschichte. Und ein Handwerk. Meine Handwerksfächer waren Schafwirtschaft und Schießen. Die Schafe interessierten mich nicht besonders, aber mit den Tieren zu arbeiten bedeutete, draußen in der Natur zu sein. Drinnen hielt ich es nicht lange aus.

Der normale Unterricht dauerte von acht bis halb zwei, die Handwerksfächer wurden von zwei bis vier Uhr nachmittags erteilt. Freitag war mein Lieblingstag, weil dann die Auserwählten zusammen mit Domingo zum Schießen gingen.

Nur Domingo schoss besser als ich.

Gemeinschaftsaufgaben erledigten wir von vier bis sechs; das galt für alle Kinder und Jugendlichen, die jünger als siebzehn waren.

Meine Aufgabe bestand darin, Beryl und Melinda Swanevelder bei den Waisenkindern abzulösen. Jacob half mir dabei. Im Sommer gingen wir normalerweise mit ihnen zum See

schwimmen, *kleilat gooi* spielen – mit biegsamen Stöcken Tonklumpen aufeinander schießen – oder aus Zweigen selbstgebaute Bötchen im flachen Wasser fahren lassen. Oder wir nahmen sie mit zu Oom Hennie, Eier einsammeln, oder wir spielten mit ihnen auf dem Rasen der alten Bowlingbahn, zum Beispiel Plumpsack oder Verstecken. Okkie saß auf meinen Schultern, wenn wir zu Fuß gingen. Er ließ es nicht zu, dass irgendein anderes Kind das tat.

Wenn um sechs die Arbeit getan war, hing ich zusammen mit den anderen Jugendlichen vor der Bäckerei herum bis kurz vor sieben. Wir waren über dreißig Jungen und Mädchen zwischen fünfzehn und achtzehn. Jacob war im Grunde mein einziger guter Freund. Für die anderen war ich »der Sohn des Vorsitzenden«, der, der im Waisenhaus wohnte, obwohl er schon groß war. Ich hing eigentlich nur mit ihnen herum, weil ich hoffte, Lizette Schoeman zu sehen. Lizette arbeitete beim Ackerbau. Die Helferinnen und Helfer kehrten zwischen fünf und sechs von den Feldern zurück, und dann setzte sie sich mit ihren Freundinnen noch ein bisschen vor die Bäckerei, und sie unterhielten sich. Manchmal.

Um sieben Uhr musste ich mit sauber gewaschenen Händen gemeinsam mit Pa, Okkie und den anderen im Waisenhaus zu Abend essen.

Ich musste zwei Tische abdecken, bevor ich in mein Zimmer gehen durfte. Normalerweise machte ich meine Hausaufgaben im Wohnzimmer oder im Esszimmer, um mitzubekommen, was

tagsüber alles passiert war. Ich war noch immer sehr neugierig. Und dann kam Okkie und holte mich zum Lesen ab.

27. Januar

Hennie Flaai flog zweimal pro Woche Patrouille, dienstags und freitags kurz nach Sonnenaufgang. Am 27. Januar entdeckte er den langen Treck, jenseits von Luckhoff auf der alten R48, nur dreißig Kilometer von Amanzi entfernt. Aus der Luft, so sagte er später, hätten sie wie Kriegsflüchtlinge ausgesehen, ein langer, erschöpfter Zug von Menschen. Die meisten gingen zu Fuß, nur die ältesten und jüngsten benutzten Fahrzeuge – klapprige, motorlose Bakkies und Kleinlaster, die von Eseln und Pferden gezogen wurden. Es waren 580 Menschen, größtenteils aus Namibia, und dazu einige, die sich ihnen in der Umgebung von Upington angeschlossen hatten.

Und dazu 42 Pferde und 36 Esel.

Praktisch alle Jugendlichen, darunter auch ich, standen am Tor, als sie durchkamen. Sowohl die Flüchtlinge als auch die Tiere sahen müde, hungrig, durstig und verängstigt aus. Die Menschen händigten Domingo und seinen Soldaten ihre Waffen so gelassen aus, als seien sie erleichtert, sie loszuwerden. Ganz Amanzi fand sich auf dem Forum zusammen, um die Neuen willkommen zu heißen, um ihnen Essen und Wasser zu bringen und die Unterbringung zu regeln, aber vor allem, um ihre Geschichten zu hören.

Die Namibier sagten, die meisten von ihnen kämen aus Windhuk. In den letzten achtzehn Monaten hätten sie dort versucht, ein neues Leben anzufangen. Sie hätten einen ansehnlichen Vorrat von Trockennahrungsmitteln gehabt, dazu ein wenig angepflanzt und eine gesunde Herde Ziegen besessen. Doch dann begannen die Angriffe, zum ersten Mal letzten September: eine Gruppe von etwa fünfzig Männern aus dem Norden. Sie kamen in Bakkies, erschossen drei der Leute aus Windhuk und stahlen eine Menge Essen.

Mitte Oktober sei der große Überfall gekommen. Diesmal waren es an die zweihundert Angreifer, vielleicht auch mehr, niemand wusste es, denn es geschah nachts, es herrschte Chaos, und alles ging so schnell. Sie kamen sowohl in Fahrzeugen als auch zu Fuß. 162 Einwohner wurden getötet, die ganze Herde Ziegen mitgenommen, Waffen, Nahrungsmittel und Wasservorräte wurden gestohlen.

Da packten sie ihre Sachen und machten sich auf den Weg in Richtung Süden. Sie konnten ihre Stadt nicht verteidigen; sie war zu groß, und sie waren zu wenige. Am Oranje angekommen, hatten sie erstmals die Gerüchte über den Ort des Lichts gehört, den man aus hundert Kilometern Entfernung sehen könne, den einzigen Ort Afrikas mit Elektrizität. Dort, wo früher Vanderkloof gewesen war. Amanzi.

Wir.

Hundertzwei von ihnen waren während des großen Trecks umgekommen, durch Entbehrung, Hunger, Erschöpfung, Löwen,

Schlangen, Krankheiten und Altersschwäche. Und durch Angriffe von Mensch-Tieren.

47

Die KTM kommen: I

Sofia Bergman

Oom Meklein, Tannie Vytjie und ich kümmerten uns um meine Eltern, meine beiden Brüder und die anderen Arbeiter auf der Farm, als sie krank wurden und starben. Heute bin ich froh, dass ich diese Möglichkeit hatte. Es gibt so viele Leute hier in Amanzi, die sich weit entfernt von ihren Angehörigen aufhielten, als das Fieber sie ergriff. Es war unfassbar traurig, meine Familie zu verlieren, aber ich konnte Abschied nehmen, von jedem von ihnen. Und ich konnte sie begraben.

Natürlich wusste ich, was geschah. Im Internet, im Radio und im Fernsehen wurde ständig über die Epidemie berichtet, sie war alles beherrschend, es gab kein anderes Thema mehr. Deshalb wusste ich genau Bescheid.

Nero Dlamini und ich haben uns später oft über den Einfluss derartiger Traumata auf die Psyche unterhalten. Ich bin der Auffassung, dass nur der Mensch dieses Urvermögen besitzt, mit einer solchen existentiellen Katastrophe umzugehen. Und weiterzumachen. Zu überleben.

Mein Vater starb als Letzter; er klammerte sich an das Leben und kämpfte mit aller Kraft gegen den Tod, ich glaube, aus Verantwortungsgefühl – er wollte uns beschützen. Da erst, nach seinem Tod, da erst wurde mir klar, dass ich noch gar nicht krank geworden war

und vielleicht gar nicht sterben würde. Und auch Oom Meklein und Tannie Vytjie nicht. Dass ich überlebte, war am schlimmsten für mich, das war am schwersten zu ertragen. Irgendwie hatte ich die ganze Zeit gedacht, ich würde zuerst meine Familie begraben und dann würde Oom Meklein mich begraben und ich würde wieder mit ihnen vereint sein. Nero Dlamini hat gesagt, es seien die typischen Schuldgefühle der Überlebenden. Ich fühlte mich so unfassbar schuldig, dass ausgerechnet ich überlebt hatte, die es am wenigsten verdiente. Ich war erst dreizehn. Ich hatte noch nichts geleistet.

Meklein und Vytjie … Es ist eines der großen Geheimnisse des Universums, dass sie beide das Fieber überlebt haben. Eine statistische Anomalie. Sie waren Mann und Frau. Er war zu drei Vierteln Buschmann, sie war eine Farbige, mit Griekwa-Blut, wie sie immer betonte. Meklein war die rechte Hand meines Vaters gewesen. Vytjie war ein Freigeist. Sie war die Naturheilerin für alle Farbigen im ganzen Distrikt und auch für uns Kinder. Sie kannte die medizinischen Eigenschaften jeder einzelnen Pflanze im Veld.

Meklein rollte seine Zigaretten aus Boxer-Tabak und Zeitungspapier. Die haben ihn umgebracht, diese Zigaretten.

Ich glaube, dass die Buschleute eine genetisch bedingte Immunität gegen das Virus besaßen, wenn ich mir ansehe, wie viele uns in den letzten Jahren begegnet sind, wie viele von ihnen überlebt haben.

Die gleichzeitige Ankunft der 581 Namibier hatte Folgen.

Das Komitee musste erstens gründlich über den Nahrungsmittelverbrauch nachdenken, denn jetzt mussten noch viel mehr Menschen den nächsten Winter über ernährt werden.

Die zweite Folge war, dass alle verfügbaren Unterkünfte in Amanzi plötzlich voll besetzt waren. Bis auf den letzten Platz. Die Namibier zogen in die letzten noch übrigen Häuser, selbst die kleinsten im ehemaligen Township, die verfallenden Gebäude im Zentrum, die ehemaligen Geschäfte und die letzten freien Zimmer.

Wegen meiner Verbannung und zu meinem großen Bedauern konnte ich die große Debatte über die zukünftige Erweiterung Amanzis nicht aus erster Hand erleben. Aber das Komitee gab öffentlich Auskunft im Forum, und ich zog meine Schlüsse daraus. Es gab zwei Überlegungen:

Die erste war, Petrusville wieder aufzubauen und zu bevölkern. Es lag nur fünfzehn Kilometer von Amanzi entfernt und konnte leicht an das Stromnetz angeschlossen werden. Es lag auch nur acht Kilometer von den großen Bewässerungsprojekten am Fluss entfernt. Der große Nachteil des Ortes war, dass er auf der Ebene lag und keinen natürlichen Schutz vor Angriffen besaß.

Die zweite Überlegung war, sofort mit den Planungen und Arbeiten für die Erweiterung Amanzis zu beginnen – die Entwicklung eines Brennofens für Backsteine, den Bau neuer Straßen, Häuser und der nötigen Infrastruktur. Das stellte uns vor größere Schwierigkeiten, denn wir besaßen nicht die Kenntnisse und Fähigkeiten, das alles schnell durchzuführen; es würde monatelange Vorbereitungen erfordern, bevor wir Häuser bauen konnten.

Mit einer, wie Domingo sie nannte, »typischen Komitee-

Entscheidung« beschloss man, beide Möglichkeiten in Angriff zu nehmen. Expeditionen wurden ausgeschickt, um nach Beton Ausschau zu halten. Unser junger Geologe, der im letzten Jahr zu uns gestoßen war, wandte ein, wir könnten unseren eigenen herstellen, wenn wir es wirklich wollten. Oder zumindest eine einfache, aber funktionierende Variante davon. Wir müssten nur Kalkstein herbeitransportieren.

Die dritte Folge der Ankunft der Namibier war, dass Domingo die fünfzig Leute für seine Armee bekam. Das Komitee, alarmiert über die Geschichten der Neuankömmlinge von grausamen Überfällen, genehmigte sie ihm schließlich, nicht zuletzt, weil wir jetzt genügend Einwohner waren.

Die Soldaten waren alle über vierzig, der älteste war einundsechzig. Keiner von ihnen hatte Erfahrungen beim Militär gesammelt. »Opas Armee. Nur für Verteidigungszwecke geeignet. Bestimmt zittern die KTM vor Angst«, beschwerte sich Domingo mir gegenüber während der Schießübungen, wenn er wusste, dass niemand anderer uns hören konnte.

Ich war eifersüchtig auf jeden Einzelnen unserer neuen Soldaten.

Die vierte – und beste – Folge waren die wertvollen neuen Vertreter unterschiedlicher Berufe, die sich zu uns gesellten: eine Krankenschwester, vier erfahrene Viehbauern, ein Wildhüter, ein Kfz-Mechaniker und ein fast ausgelernter Mechaniker, der auf Dieselmotoren spezialisiert war.

Die fünfte und letzte Folge der Ankunft der Namibier war,

dass Jacob Mahlangu und ich nicht mehr mit dem Quad hinauf ins Schutzgebiet fuhren. Wir erhielten beide ein Pferd für unseren Viehhüterdienst. Wir mussten lernen, die Tiere zu versorgen und zu reiten, und halfen sogar dabei, die Ställe für sie zu bauen, gegenüber der T-Kreuzung am Ende der Heidestraat.

17. Februar

Domingo und seine Soldaten errichteten drei Straßenblockaden: eine knapp südlich von Petrusville, eine etwa fünfzig Kilometer von Amanzi entfernt auf der alten R369 und eine am gegenüberliegenden Ufer des Sees bei der alten Havenga-Brücke über den Oranje, etwa einen Kilometer stromabwärts von der Talsperre.

Am 17. Februar hörten die vier Wächter der Tagesschicht bei der Blockade an der Havenga-Brücke das tiefe Brummen eines Diesel-Trucks und eine laute Hupe, die eine fröhliche Melodie dudelte. Dann erschien ein großer ERF-Truck mit einem langen weißen Anhänger auf dem Hügel. Er war keines der Expeditionsfahrzeuge von Amanzi. Etwa hundert Meter vor der Absperrung blieb er stehen – in sicherer Entfernung.

Ein Mann und eine Frau stiegen aus der Fahrerkabine, stellten sich vor den Truck und winkten den Wächtern zu. Der Mann ging auf sie zu, die Frau blieb neben dem Lastwagen stehen. Der Mann stellte sich den Wächtern als Thabo vor, deutete auf die

Frau und sagte, sie sei Margriet. Sie seien Handelsvertreter. Sie hätten gehört, wir seien eine wachsende, erfolgreiche Siedlung, die sogar Strom hätte. Sie verkauften Medikamente für Mensch und Tier. Und sie hätten Reis, Nudeln und Elektrogeräte – Mixer und Nähmaschinen, Waschmaschinen und Trockner, Kühlschränke und Herde, alles nagelneu und funktionsfähig.

Die Wächter riefen über Funk Domingo. Domingo kam zur Brücke und traf dort den Mann und die Frau. Sie waren fröhlich und ungefährlich. Er sah sich den weißen Anhänger genau an. Auf die Seite war ein großes rotes Kreuz gemalt, und dahinter waren amateurhaft die Worte gepinselt: *Medikamente. Zu verkaufen. Wir kommen in Frieden.* Und dahinter ein großes grünes Friedenssymbol.

Domingo durchsuchte den Lkw. Dreimal. Er fand nur Kartons und Kisten, alles voller Medikamente, Reis, Nudeln und Elektrowaren, ordentlich verpackt und gekennzeichnet.

»Was wollt ihr dafür haben?«, fragte Domingo.

»Das, was ihr so habt. Wir betreiben Tauschhandel. Wir brauchen dringend Diesel. Auch Gemüse und Obst ist für uns sehr viel wert, im Grunde jede Art von Frischkost. Auch Fleisch; wir haben eine Gefriertruhe im Wagen.«

Domingo fragte sie noch eine weitere Viertelstunde lang aus, dann war er zufrieden. Auf sein Zeichen hin schwenkte das Blockadetor auf. Thabo und Margriet fuhren über die Brücke, den Hügel hinauf und dann bis zur alten Polizeiwache.

Sie waren die ersten fliegenden Händler nach dem Fieber.

Mein Vater sagte, das sei bisher das untrüglichste Zeichen dafür, dass sich das Leben allmählich normalisiere.

Abends hing ich den fliegenden Händlern an den Lippen, als sie uns im Waisenhaus von ihren Abenteuern erzählten. Sie sagten, sie seien beide rastlose Seelen, deren Wege sich zufällig gekreuzt hätten.

Thabo Somyo war um die fünfzig. Er war immer schon von einem Ort zum anderen gezogen und hatte überall in Südafrika gearbeitet, in den letzten Jahren vor dem Fieber am Empfang des Frachtterminals im Hafen von Oos-Londen. Als die Epidemie und das Chaos kamen, hatte er sich zunächst dort versteckt, denn er wusste von den Tausenden Tonnen importierten Getreides in den Silos des Hafens und von den Containern mit Nahrungsmitteln aus fernen Ländern, darunter Reis und Nudeln aus Asien und Pasta und Dosentomaten aus Italien. Später waren sie an die sechzig Leute, die sich im Hafen eingerichtet hatten, aber da war Thabo bereits wieder auf dem Sprung.

Margriet van der Sandt, die ungefähr Mitte zwanzig sein musste, war Apothekerin in Queenstown gewesen. Als die Welt noch in Ordnung war, war sie oft als Rucksackreisende unterwegs gewesen, und nach dem Fieber war sie schon bald frustriert von dem eingeengten Dasein, das der Zwang zum Überleben mit sich brachte. Außerdem war sie ausgehungert nach frischem Gemüse und Obst. Da packte sie schließlich einen Kleinlaster mit Medikamenten voll und fuhr los. Überall, wo sie

Menschen begegnete, tauschte sie Medikamente und medizinischen Rat gegen Treibstoff, frische Kost und Sicherheit.

In Oos-London traf sie Thabo Somyo. Er fragte sie, warum sie mit einem so kleinen Truck Handel treibe, und sie antwortete, einen größeren könne sie nicht fahren. Er erzählte ihr, dass es sieben Container voll mit Medikamenten im Hafen gebe. Er versprach, ihr zu zeigen, wo sie waren, und für sie einen großen Truck zu organisieren, unter der Bedingung, dass er sie begleiten dürfe und mit fünfzig Prozent an den Einkünften beteiligt würde.

Die Medikamente in den Containern waren nicht nur für Menschen bestimmt; etwa die Hälfte waren Desinfektionsmittel und Impfstoffe für Schafe, Rinder und Schweine. Auch davon packten sie einen Teil ein und fuhren los. Das war vor vier Monaten gewesen. Zunächst machten sie sich nach Port Alfred und Cradock, Mthata und Port Saint John's auf den Weg. Dann fuhren sie weiter nach Durban, Pietermaritzburg, Manzini und Richardsbaai. Von da aus ging es weiter nach Nelspruit, Pretoria, Johannesburg, Polokwane, Gaborone, Vryburg, Kimberley und schließlich Amanzi.

Ja, es sei schon auf sie geschossen worden, und manchmal hätten die Leute unterwegs mit Steinen nach ihnen geworfen. Wenn möglich hielten sie nicht an, wenn es ihnen zu gefährlich erschien. Sie seien schon oft aufgehalten worden, sehr häufig von Bewaffneten, die aggressiv oder paranoid gewesen sein, wobei die Aggression meist aus ihrer Angst resultiert habe. Aber all diese Leute hätten stets irgendein Medikament oder Ratschläge

zum Gebrauch von Medikamenten benötigt. Oft war auch jemand in der Gruppe krank oder verletzt. Hinzu kam die Sehnsucht nach Neuigkeiten darüber, was anderswo in der Welt geschah. Dann trieben sie mit ihnen Tauschhandel, und bisher hatte man Thabo und Margriet jedes Mal unbehelligt weiterziehen lassen.

Sie erzählten, die Welt sei im Wandel begriffen und werde sich allmählich stabilisieren. Auch an anderen Orten würden Menschen ihre Kräfte vereinen, so wie wir. In der Gegend von Pinetown in KwaZulu Natal gebe es eine große Siedlung, die durch Viehzucht und den Anbau von Bananen und Ananas überlebe. Sie destillierten dort auch Ethanol aus Zuckerrohr. Es habe schon vor dem Fieber eine Anlage zur Ethanolproduktion gegeben, die sie wieder in Gang gesetzt hätten. Anfangs sei ihre Produktion nur gering und die Qualität schwankend gewesen, aber allmählich steigerten sie wöchentlich den Ertrag bei bleibender Qualität. Zunächst hätten sie nur so viel Treibstoff produziert, um Stromgeneratoren zu betreiben, aber inzwischen laufe eine ganze Reihe von Fahrzeugen mit diesem Brennstoff.

In Nelspruit existiere eine friedliche, wachsende Gemeinschaft, die Mangos, Avocados und Macadamianüsse gegen Medikamente eingetauscht habe.

Im Norden Pretorias entwickle sich ein Dorf von Viehzüchtern, und in Johannesburg seien zwei dominante Gruppen entstanden, die Osties aus der Umgebung von Kemptonpark und die Westies aus Soweto und Randburg. Sie betrieben keine Landwirtschaft; die Gruppen plünderten die Stadt

Haus für Haus aus und nähmen sich alles, was essbar und sonstwie brauchbar sei. Die Spannung zwischen den beiden Banden wachse umso mehr, je weniger Beute es zu holen gebe. »Es wird Krieg geben«, prophezeite Thabo Somyo. »Wir haben uns ziemlich schnell wieder davongemacht.«

Der Ruf Amanzis, erzählten sie, habe sich schon weit verbreitet, bis hin nach Johannesburg. In den Gemeinschaften dort spreche man von »dem Ort an der Talsperre, der schon Strom hat«. Deswegen hätten Thabo und Margriet begonnen, ihre Medikamente gegen nagelneue Elektrogeräte einzutauschen, überall, wo sie anhielten.

»Ihr wart also noch nicht in Bloemfontein?«, fragte Domingo.

»Nein«, antwortete Margriet. »Wir haben gehört, diese Gegend würde von Bikern beherrscht, die gefährlich sein sollen.«

29. März

Thabo und Margriet kamen wieder, diesmal aus dem Süden. Sie brachten eine ganze Ladung Reis mit und tauschten sie gegen eingemachtes Obst und unsere in Flaschen abgefüllte Tomaten-Zwiebel-Sauce. Sie sagten, diese Sauce sei sehr beliebt, überall, wo sie anhielten.

Sie erzählten, sie seien durch die Langkloof und dann über Oudtshoorn und Beaufort-West gefahren, um die Leute, die wir die KTM nannten, zur vermeiden.

Doch ihre Reise sei ohne Zwischenfälle verlaufen.

48

Die KTM kommen: II

Sofia Bergman

Ich möchte etwas loswerden, das vielleicht merkwürdig klingt, aber es wäre nicht richtig … Meine Geschichte wäre unvollständig, wenn ich es nicht erwähnte. Diese drei Jahre, die Meklein, Vytjie und ich auf der Farm verbrachten, besaßen etwas Göttliches, etwas Biblisches, etwas Heiliges.

Die Farm lag sehr abgelegen, tief in einem Flusstal, in einer bergigen Gegend nördlich von Nieu-Bethesda. Die Landschaft dort verstärkt noch das Gefühl von … Einsamkeit ist nicht das richtige Wort, denn ich war nie einsam. Auch die beiden nicht, denn sie hatten einander, und sie hatten mich, für die sie die Verantwortung trugen und die ihnen einen Sinn gab, verstehst du, was ich meine? Nero sagt, es habe großen Einfluss auf die Lebensqualität alter Leute, wenn sie Gründe zum Überleben und Weiterleben hätten. Wahrscheinlich war ich dieser Grund.

Aber ich schweife ab. Die Berge rings um die Farm verstärkten das Gefühl der Abgeschiedenheit. Man hatte das Gefühl, dass außer diesem Ort nichts existiere, auch wenn man wusste, dass dies nicht der Fall war. Drücke ich mich verständlich aus?

In diesen drei Jahren haben wir keinen anderen Menschen gesehen. Niemanden. Anfangs, in den ersten Monaten, nachdem wir alle unsere Verwandten und die Leute auf der Farm begraben hatten, hatten wir noch

Satellitenfernsehen. Abends konnten wir uns ansehen, wie die Welt Stück für Stück zusammenbrach. Dann war plötzlich Schluss. Eines Abends schalteten wir den Fernseher ein, und es kam nichts mehr. Ein paar Wochen lang hatten wir noch Radio. Und dann blieben eben nur noch wir, die Gräber unserer Freunde und Verwandten und unsere einfache Lebensweise übrig. So, wie wohl die Menschen in der Antike gelebt haben. Jetzt muss ich lachen, denn man neigt wirklich schnell zum Romantisieren: Die Menschen in der Antike besaßen definitiv weder Windräder noch Solarzellen zur Stromerzeugung. Aber trotzdem führten wir ein sehr unkompliziertes und von festen Rhythmen bestimmtes Leben. Wir richteten uns nach der Sonne, dem Mond und den Jahreszeiten.

Wir besaßen Milchkühe, Schafe, Schweine und Hühner und dazu das eingemachte Obst, die süßsauren *sousboontjies*, die Currybohnen und die Roten Bete in Mas Speisekammer. Im Sommer säten und ernteten wir unser eigenes frisches Obst und Gemüse. Vytjie pflückte zusätzlich essbare Kräuter im Feld und im Winter Pflanzen, von denen ich nicht einmal gewusst hatte, dass man sie essen kann. Wir hatten also immer mehr als genug zu essen, so dass Zeit blieb, mir die Geschichten von Meklein und Vytjie anzuhören und sie mir alles beibringen konnten, was sie wussten. Vor allem Meklein lehrte mich vieles.

Vytjie konnte nicht verstehen, warum ich kein besonders großes Interesse an ihrem Wissen über Pflanzen und Heilmittel hatte. Mir machte es mehr Spaß, von Meklein das Jagen zu lernen. Natürlich gab es Jagdgewehre im Haus, aber für alle zusammen nur etwa zweihundertfünfzig Patronen, und wir hatten von Anfang an beschlossen, Munition zu sparen – obwohl mir nicht klar war, wofür. Es gab allerdings eine Armbrust. Mein ältester Bruder

hatte sie gebraucht gekauft, er hatte … Du weißt doch, wie sich manche Leute drei, vier Monate lang rasend für irgendetwas interessieren und dann … Jedenfalls hatten wir die Armbrust mit genau elf Pfeilen, und ich begann, damit zu üben. Ich weiß nicht mehr, warum, aus Langeweile oder Neugier wahrscheinlich. Wir brauchten sie definitiv weder zur Selbstverteidigung noch zum Jagen.

Dann wurde einer der Pfeile beschädigt, und Meklein erklärte, er könne selber welche schnitzen. Das hat er getan, und er hat auch mir beigebracht, wie man es macht. Dann sagte er, so hätten seine Vorväter gejagt, mit Pfeil und Bogen, und er gab sein Wissen an mich weiter. Außerdem lehrte er mich das Anschleichen, Spurenlesen und das Überleben in der freien Natur. Abends am Feuer erzählte er, wie seine Leute stundenlang hinter einer verwundeten Antilope hergerannt waren. Das sei faire Jagd gewesen, bei der die Tiere praktisch immer eine Chance gehabt hätten.

Dann begann ich, mit der Armbrust zu jagen, teils aus Neugier, teils aus Langeweile. Erinnere dich, ich war Querfeldeinläuferin und genoss es, stundenlang kilometerweit zu rennen.

2. Juni

Ich war an jenem Tag in der Schule. Es war Winter, ein kalter Morgen mit Raureif, aber herrlichem Sonnenschein, ohne ein Wölkchen am Himmel.

Amanzi war friedlich und betriebsam; jeder war mit seinen täglichen Aufgaben beschäftigt.

Thabo, Margriet und ihr ERF-Truck mit der Aufschrift

Medikamente. Zum Verkauf. Wir kommen in Frieden traf morgens zwischen neun und zehn an der Straßensperre südlich von Petrusville ein.

Domingo hielt sich in der ehemaligen Polizeiwache auf, die damals noch sein Hauptquartier war. Die Wächter an der Straßensperre fragten ihn über Funk, ob sie die Händler durchlassen könnten.

»Sind sie allein?«

»Ja.«

»Habt ihr in den Hänger geschaut?«

»Ja.«

»Lasst sie durch.«

Domingo wusste, dass Thabo und Margriet vor dem Bus-Zugangstor erneut würden anhalten müssen, denn es war Vorschrift, dass dort alle Fahrzeuge ein zweites Mal durchsucht wurden. Domingo informierte die Komiteemitglieder, dass die beiden Händler wieder unterwegs zu uns waren und in der nächsten halben Stunde in Amanzi eintreffen würden. Er ging von der Polizeiwache aus über die Straße zu unserem neuen, großen Lebensmittelladen und der Einmachfabrik. Sie befanden sich dort, wo früher der OK-Value-Supermarkt, das Ribbok-Restaurant und der Renosterberg-Spirituosenladen gewesen waren; der Bautrupp von Amanzi hatte inzwischen daraus einen Einheitskomplex gemacht. Das Gebäude war verstärkt und gesichert worden und besaß nur noch einen Eingang. Wir in Amanzi nannten es nur den OK.

Domingo sagte auch den Leuten dort Bescheid, dass Thabo und Margriet kommen würden. Dann kehrte er in die Polizeiwache zurück.

Sechzehn Minuten später hörte er die Schüsse.

Das Bustor lag anderthalb Kilometer von der Polizeiwache entfernt hinter einem Hügel. Aber Amanzi war still und Maschinengewehrfeuer ein unverkennbares Geräusch. Domingo wusste, dass seine Soldaten heute keine Schießübungen abhielten, und er wusste, dass irgendetwas anders war als sonst. Es gab Schwierigkeiten, und ihm war klar, dass diese etwas mit Thabo und Margriet zu tun hatten. Er hatte bereits eine Ahnung, denn so arbeitete sein Verstand.

Domingo griff nach seinem Funkgerät und der R4 und rannte zu seinem Bakkie. Über Funk rief er die Wachen am Bustor, doch er erhielt keine Antwort. Alles, was er hörte, waren weitere Schüsse im Hintergrund.

Über Funk trommelte er seine kleine Truppe von zwanzig Soldaten zusammen. Es waren diejenigen, die an diesem Tag nicht die Straßensperren bemannten, sondern eine Übung zwischen dem Klärwerk und der Talsperre durchführten. Domingo rief ins Mikrofon, sie sollten sofort zur Polizeiwache kommen. Dann stieg er in den Bakkie und ließ den Motor an.

Pa kam angerannt und fragte, was los sei.

»Sagt allen, sie sollen drinbleiben!«, rief Domingo. »Sorgt dafür, dass alle in ihren Häusern bleiben! Und lass dein Funkgerät eingeschaltet.«

Domingo jagte zum Bustor und versuchte erneut, die Wachen dort über Funk zu erreichen. Sie antworteten nicht.

Kurz hinter der Heidestraat bog die große Straße, die aus Amanzi hinausführte, in einer weiten Kurve nach links ab – dem ersten Schenkel des Us, das die Straße bildete – und führte den Hügel hinunter. Domingo sah den großen ERF-Lkw – Zugmaschine und Anhänger –, der sich näherte. Er war noch fünfhundert Meter entfernt. Die Schüsse, die Funkstille der Wachen am Bustor, der Truck, der herangerast kann: Kein Zweifel, das bedeutete große Schwierigkeiten. Domingo bremste so scharf, dass der Bakkie ins Rutschen geriet, und stellte sich quer über die Straße, um den Truck anzuhalten. Er sprang heraus und rannte links von der Straße am Abhang hinauf. Dort warf er sich hinter ein paar Felsbrocken und spähte durch das Teleskop der R4. Der Truck fuhr schnell und war nur noch zweihundert Meter entfernt. Er erkannte, dass nicht Thabo oder Margriet im Führerhaus saßen, sondern zwei Unbekannte. Domingo zögerte einen Augenblick und gab dann vier Warnschüsse ab.

Der Lkw hielt nicht an.

Domingo schoss erneut, einzelne Schüsse, gezielt auf den Fahrer. Der erste verwundete den Mann, so dass der Truck leicht ins Schlingern geriet. Dadurch verfehlte Domingos zweiter Schuss sein Ziel. Es schien, als würde der Lkw von der Straße abkommen, doch dann zog der Fahrer ihn gerade und beschleunigte. Er hatte sich hinter das Armaturenbrett geduckt, und der Beifahrer erwiderte Domingos Feuer.

Domingo zielte und schoss weiter. Der Truck raste auf sein Bakkie zu, erwischte mit hoher Geschwindigkeit das Heck, ein lauter Knall von Metall auf Metall und zersplitterndem Glas, der Bakkie flog zur Seite von der Straße, der Lkw war auf gleicher Höhe wie Domingo und dann vorbei.

Domingo schoss und griff nach seinem Funkgerät, während er gleichzeitig aufsprang und losrannte. Dann schrie er ins Funkgerät, mein Vater solle Alarm schlagen, das System von Motorhupen betätigen, das Domingo für den Notfall installiert hatte. Dann befahl er seinen zwanzig Leuten, von der Polizeiwache aus den verabredeten Verteidigungsplan in Kraft zu setzen. Er rannte zurück nach Amanzi, immer bergauf, einen Kilometer weit, rannte, so schnell er konnte.

Ich war in der Schule. Ich hörte die Gewehrschüsse, glaubte aber, es seien Domingos Soldaten, die im Steinbruch übten. Ich war neidisch auf sie.

Ich hörte Domingos Schüsse, mehr in unserer Nähe, gleich hinter der Schule, vielleicht einen halben Kilometer entfernt. Ich sprang auf. Die Lehrerin sagte, ich solle mich hinsetzen.

Ich blieb stehen, denn ich wusste, dass etwas nicht in Ordnung war, schließlich kannte ich Domingo. Er hätte nie erlaubt, dass jemand so nah am Ort, an den Wohnhäusern und dem Waisenhaus Waffen abfeuerte.

Wieder ermahnte mich die Lehrerin, mich hinzusetzen, mit dieser typischen, warnenden Lehrerinnenstimme, die

unterschwellig Folgen androht.

Ich setzte mich nur sehr widerwillig.

Dann: ein dumpfer Schlag von Metall auf Metall.

Einige Kinder schnappten nach Luft. Wieder sprang ich auf und sagte: »Bitte!«

Die Lehrerin lauschte jetzt auch, mit besorgtem Gesicht.

In der Klasse herrschte Totenstille.

Die Sirenen ertönten, die Motorhupen, die Domingo und seine Leute am hohen Pfahl der Midas-Tankstelle angebracht hatten. Jeder wusste, was zu tun war, wenn die Sirenen heulten.

Ich sagte zu Jacob: »Los!«, und rannte aus der Klasse. Ich musste meine R4 DM und meine R6 holen gehen, und Jakob musste die Pferde trensen und satteln, damit wir hinauf ins Schutzgebiet reiten und die kleine Schlucht verteidigen konnten. Das war unsere Aufgabe im Notfall, abgesegnet vom Komitee, unser Anteil an Domingos Verteidigungsplan. Wir wurden ins Reservat geschickt, weil dort höchstwahrscheinlich nichts passieren würde.

Ich rannte über die Wiese und den Hügel. Meine Gewehre lagen in meinem Zimmer im Waisenhaus, nur hundert Meter von der Schule entfernt.

Ich hörte den großen Dieselmotor, wusste aber nicht, dass es die Maschine des ERF-Trucks war, denn ich sah das Fahrzeug nicht. Ich rannte über die Wiese vor dem Waisenhaus. Dort wurden die Kleinen von Beryl und Melinda beaufsichtigt. Okkie sah mich. Er schrie: »Hier bin ich, Nico!«

Ich ignorierte ihn, rannte in mein Zimmer, griff die Gewehre, warf mir den Rucksack mit den Magazinen und dem Funkgerät über, rannte wieder hinaus, hörte Okkies dünne Stimme hinter mir, hörte, dass andere kleine Kinder schrill weinten. Ich sprang hinaus und rannte zu den Pferdeställen, die damals gegenüber der T-Kreuzung an der Heidestraat lagen. Ich hörte, wie Domingo mich rief. Er wartete unten an der Ecke, das Gewehr in der Hand: »Komm her!«

Ich rannte zu ihm, er schrie und gestikulierte: »Decke die Straße, die Straße zum Bustor!«

»Soll ich nicht rauf ins Reservat?«

»Nein, deck die Teerstraße! Sofort! Wenn du einen Motorradfahrer siehst, erschieß ihn! Gibt mir die R6!« Seine Stimme war jetzt ruhig, als hätte er alles unter Kontrolle.

Ich gab ihm das kürzere Sturmgewehr.

»Wie viele Magazine hast du?«

»Drei für die R6, drei für die DM.«

»Gib mir die R6-Magazine.«

Ich holte sie heraus und ließ vor lauter Hast eines fallen.

Domingo hob es auf und fasste mich dann an der Schulter. »Bleib ruhig! Decke die Teerstraße!« Er drehte sich um und rannte ins Ortszentrum; er hob das Funkgerät zum Mund und sprach hinein.

Ich stürmte die Heidestraat hinunter und bog links ab in Richtung des Bustores, weil ich wusste, wo Domingo mich haben wollte. Ich sah den Bakkie, Domingos Bakkie, mit dem kaputten

Heck auf der anderen Straßenseite. Ich wollte mich gerade auf der gegenüberliegenden Seite in Deckung legen, auf den kleinen Felsblock, von dem aus man über die breite U-Kurve der Einfallsstraße blicken konnte.

Da hörte ich Okkies Stimme hinter mir: »Warte auf mich, Nico, warte auf mich!«

Ich hörte ein Motorrad kommen. Ich schaute zu der Stelle, wo die Teerstraße über den Hügel des Bustors führte, etwa einen Kilometer entfernt. Ich sah den ersten KTM-Fahrer. Und dann den zweiten, den dritten und den vierten.

49

Die KTM kommen: III

Unten in der Ebene lag der große Verkehrskreisel, wo vier Straßen aufeinandertrafen – die von der Talsperre, die von der Havenga-Brücke und die aus Petrusville.

Die vierte Straße führte hügelaufwärts nach Amanzi; zunächst bis zum Bustor in der Senke zwischen den beiden Hügeln, vierhundert Meter vom Kreisel entfernt.

Gleich nach dem Tor machte die Straße einen Knick nach rechts und bildete dann ein U auf der Ebene, bevor sie zum zweiten Mal anstieg, hinauf in den Ort.

Von dort, wo ich lag, war der am weitesten sichtbare Punkt des Us etwa achthundert Meter entfernt. Ich sah die Motorräder über das erste Bein des Us jagen und hörte das hohe Jaulen ihrer Maschinen. Sie waren zu weit entfernt, selbst wenn sie ein unbewegliches Ziel gebildet hätten. Ich folgte dem ersten mit dem Teleskop und wartete, bis er die erste Biegung des Us erreichte und er in einem Winkel von etwa fünfzehn Grad in meine Richtung kommen würde. Die beste Stelle, sie zu erschießen, war, wenn sie in der zweiten Kurve des Us vom Gas gehen mussten. Diese Stelle lag nur etwa zweihundert Meter von mir entfernt. Das Problem war, dass ich jetzt zwölf KTM-Fahrer zählte. Wenn ich einen unten in der Kurve verpasste, das Visier

einstellen und schneller schießen musste, würden sie es eventuell schaffen, an mir vorbeizukommen.

Ich würde auf fünfhundert Meter, in der Mitte der zweiten U-Kurve, anfangen müssen zu schießen. Und ich würde schnell feuern müssen. Und ich würde treffen müssen.

Okkie lag neben mir. Als er angerannt kam, hatte ich ihm zugerufen: »Leg dich schnell hier hin, mach die Augen fest zu und keinen Mucks, hast du verstanden?« Ich klang sehr schroff vor lauter Schreck, dass er hier war und vor Angst um ihn. Okkie fing an zu weinen, erschrocken von den Sirenen und meiner Reaktion, denn ich hatte noch nie zuvor so mit ihm gesprochen.

Er lag fest an meine Hüfte geschmiegt, die Arme über den Augen, und jammerte leise vor sich hin.

Die Motorräder hatten das zweite Bein des Us erreicht. Ich folgte dem vordersten, gewann ein Gefühl für die Bewegung und berechnete den Schuss. Die Sonne stand in meinem Rücken, und es war windstill. Perfekte Gegebenheiten.

Ich schoss.

Er stürzte. Der Fahrer rollte um die eigene Achse, das Motorrad schlitterte über den Asphalt, dass die Funken flogen.

Der nächste. Ich zielte auf die Brust unter dem Helm und schoss.

Er stürzte.

Wieder einer und wieder einer, und jedes Mal, wenn ein Schuss krachte, zuckte Okkie an meiner Seite zusammen.

Meine Welt verengte sich auf den Tunnelblick durch das

Teleskop.

Das Motorrad des sechsten fing an zu brennen und explodierte. Durch den Rauch und die Flammen verlor ich die Gruppe aus den Augen. Der nächste kam angejagt, kam näher, war schon fast in der zweiten Kurve des Us.

Ich schoss. Er fiel. Der nächste. Ich schoss. Er fiel.

Eine Kugel schlug neben mir in einen Fels ein. Jemand schoss auf mich. Und Okkie.

In einem ersten Impuls hätte ich beinahe das Auge vom Teleskop genommen und nachgesehen, wo sich der Schütze befand, aber ich wagte es nicht; die KTM näherten sich zu schnell, ich musste den Rhythmus halten. Ich musste sichergehen, dass nicht einer von ihnen durchkam.

Der nächste war in der Kurve unter mir, hundertfünfzig Meter entfernt. Ich schoss. Er fiel. Neun erwischt. Noch drei übrig.

Die nächsten erschoss ich in der Kurve und noch einen, als er neunzig Meter von mir entfernt aus der Kurve herauskam. Er und sein Motorrad rutschten über die Straße, knapp vorbei an Domingos Unfallwagen, und prallten gegen die Felsen auf der rechten Seite. Jetzt waren keine anderen Motorradfahrer mehr auf der Straße, und ich glaubte schon, ich hätte falsch gezählt. Ich hatte zwölf gesehen und elf erschossen. Dann schlug eine weitere Kugel neben mir ein, und mir wurde klar, dass der letzte irgendwo angehalten und sich versteckt hatte und jetzt auf mich schoss.

Die plötzliche Stille ließ Okkie aufspringen.

»Okkie!«, schrie ich.

»Will zu Pa«, sagte er und rannte los.

Es wurde Teil der Domingo-Legende, was an jenem 2. Juni im Jahr des Schakals in Amanzi geschah. Es würde die Gerüchte über seine Vergangenheit und seine Fähigkeiten anheizen, es würde Teil des Mythos von Amanzi werden.

Die Kreuzung an der Midas-Tankstelle im Ortskern hatte ihre Tücken, weil die Straßen dort wie die Strahlen eines dreizackigen Sterns zusammentrafen.

Domingo hatte dem Fahrer des ERF-Trucks – noch bevor er sein Bakkie gerammt hatte – das linke Schlüsselbein zerschossen, so dass dieser mit nur einer Hand das Fahrzeug steuern musste, was ihm bei der Geschwindigkeit in den spitzen Kurven des dreizackigen Sterns nicht gelang. Im letzten Moment versuchte der Fahrer, nach links zu steuern in Richtung Talsperre, doch er verlor die Kontrolle über den Truck und krachte in den Laternenpfahl und den Olivenbaum vor der Polizeiwache. Pfahl und Baum konnten die Masse des großen Lastwagens nicht abbremsen, so dass er die Ecke der Polizeiwache rammte und die Mauer durchbrach.

Die zwanzig Amanzi-Soldaten, die auf Übung gewesen waren, befanden sich inzwischen in der Polizeiwache und bewaffneten sich laut Domingos über Funk durchgegebenen Befehlen. Die Front des ERF krachte durch die Mauer und erwischte sieben unserer Soldaten, die im Magazin dabei waren, fieberhaft Waffen

herauszunehmen und zu laden. Die anderen dreizehn Soldaten, die im Raum nebenan auf ihre Waffen warteten, warfen sich flach auf die Erde, überwältigt von dem Staub, der Erschütterung und dem infernalischen Krachen im Gebäude.

Domingo hatte mir bereits meine Befehle zugerufen und meine R6 genommen. Er rannte hinter dem Truck her. Er hörte den Knall, als der Lkw die Mauer der Polizeiwache traf, vierhundert Meter von ihm entfernt.

Als er um die Ecke bog und den Lkw sehen konnte, war er noch zweihundert Meter entfernt. In dem Augenblick gingen die hinteren Türen des Anhängers auf, und dort standen KTM-Männer mit Gewehren – unseren Gewehren, den R4s, die sie uns vor knapp zwei Jahren gestohlen hatten.

Domingo trug meine R6 über der Schulter und seine R4 in den Händen. Sein R4-Magazin war fast leer, er hatte nur noch etwa sechs Runden. Er rannte nicht mehr, sondern ging die Straße entlang. Offen und ungeschützt, er suchte keine Deckung. Einige Leute sahen ihn so durch ihre Fenster. Sie sagten später, es habe so ausgesehen, als sei Domingo so konzentriert, so entschlossen gewesen, dass er die Gefahr vergaß. Die KTM-Leute begannen, aus dem Anhänger zu springen.

Domingo legte die R4 an die Schulter, schaute durch das Teleskop und schoss. Drei präzise Schüsse.

Drei Mitglieder der KTM fielen. Aber es waren zehn hinten im Anhänger gewesen. Und die übrig gebliebenen sieben schossen jetzt zurück.

Ich wusste, dass der Scharfschütze, der dort unten irgendwo lag, Okkie weglaufen sehen musste. Und ich wusste, dass beim Schießen das Auge durch das Teleskop unwillkürlich von Bewegungen angezogen wurde, so dass man instinktiv zielte, die Distanz einschätzte und schoss.

Erneut rief ich Okkies Namen und sprang auf. Er rannte zurück zum Waisenhaus. Er war vier Schritte vor mir, ich hielt die R4 in der linken Hand und griff mit der rechten Hand nach ihm, und dann riss irgendetwas mein linkes Bein unter mir weg. In dem Augenblick empfand ich keinen Schmerz, aber ich wusste, dass ich getroffen worden war, denn ich hatte die Kugel erwartet. Ich war nur dankbar, dass sie mich erwischt hatte.

Ich packte Okkie im Fallen, fasste ihn am Hemd hinten im Nacken. Ich fiel zu Boden, meine Schulter traf Okkie, ihm wich die Luft aus der Lunge, ich hörte, wie er keuchte und nach Atem rang. Ich wälzte mich auf dem Boden, spürte die Feuchtigkeit des Blutes an meinem Bein. Die Wunde fing an zu brennen, aber nur auf der Seite der Austrittswunde, und ich fragte mich, warum wohl, so seltsam es war, unter diesen Umständen daran zu denken. Ich wusste, ich musste das Versteck des Schützen finden und ihn erschießen.

Okkie keuchte und keuchte.

Ich sah das Gewehr des Schützen in der Sonne aufblitzen. Er lag flach hinter seiner Maschine, die mitten auf die Straße gefallen war. Durch die Rauchwolke des brennenden Motorrads war er kaum zu sehen.

Der nächste Schuss schlug rechts von mir ein. Staub, Sand und kleine Steine trafen mich im Gesicht, in die Augen.

Okkie keuchte, schnappte nach Luft.

Ich wischte mir das Teleskop-Auge aus, ganz verzweifelt, denn ich musste bald schießen. Der Schütze wusste jetzt, wie weit ich entfernt war, beim nächsten Schuss würde er mich nicht verfehlen.

Ich richtete das Visier auf ihn und schoss. Ich erwischte ihn.

Okkie bekam wieder Luft. Er weinte laut, mit kurzen, atemlosen Schluchzern.

Ich schaute mein Bein an und sah die Blutlache, die sich auf dem Boden bildete. Ich würde hier verbluten.

»Okkie«, sagte ich. »Du musst jemanden holen. Irgendjemanden aus dem Waisenhaus. Verstehst du?«

Die R4 war leer. Domingo warf sie zur Seite, schwang die R6 von der Schulter. Kugeln schlugen im Asphalt vor ihm ein, Querschläger pfiffen.

Er wich plötzlich schnell nach links aus, über die Straße, hinter das Gebäude der Midas-Tankstelle.

Die KTM-Männer sprangen aus dem Anhänger. Drei von ihnen verkrochen sich unter dem Truck und benutzten die großen Räder als Deckung. Vier von ihnen rannten durch das klaffende Loch in der Mauer der Polizeiwache.

Diese vier sahen die Bewegungen der dreizehn Amanzi-Soldaten. Die versuchten, aus dem Waffenmagazin

herauszukommen, durch den Staub, die Stücke Putz und Backstein, über die Leichen ihrer Kameraden hinweg, die vom Truck und der Mauer getroffen worden waren. Die KTM schossen wild um sich. Sie mähten die Amanzi-Soldaten nieder – nur vier der zwanzig würden überleben.

Domingo

Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Es wird viel Unsinn über diesen Tag erzählt, heillose Übertreibungen. Ich habe versagt. Wir haben versagt, ich und mein ganzes Team. Wir mussten schwere Verluste hinnehmen. Dabei waren wir im Vorteil, wir lagen höher, wir hatten die Checkpoints, die Straßensperren. Aber nein, wir haben elend versagt.

Sie sagten, er sei wie ein Schatten gewesen. Wie ein Geist sei er über die Tankstelle gehuscht, während die drei KTM-Schützen, die sich unter dem Lkw verbargen, auf ihn schossen.

Domingo nutzte die Fenster und Türen, ja, sogar die Zapfsäulen und erwischte sie einen nach dem anderen, mit einzelnen Schüssen aus der R6. Er wirkte nicht hastig, er wirkte nicht ängstlich, da war nur diese Konzentration und Zielstrebigkeit.

Er rannte zum Truck, rollte sich unter dem Anhänger hindurch, hob zwei der KTM-Gewehre auf, holte die Magazine heraus und

steckte sie sich in die Taschen. Er verschwand im klaffenden Loch der Polizeidienststelle.

Die Leute im OK gegenüber hörten die Schüsse. Sie erzählten später, die KTM hätten ganze Salven abgegeben, aber von Domingo hätte man nur die einzelnen gezielten Schüsse gehört. Denkt daran, erzählten sie, die waren zu viert, und Domingo war allein, und die Polizeiwache ist nicht groß. Aber es dauerte nicht lange, etwa drei Minuten, meinten sie, dann kam Domingo wieder heraus und ging zur Zugmaschine des Trucks, und er hatte nicht mal einen Kratzer.

Es waren noch die beiden KTM-Mitglieder übrig, die im Führerhaus saßen, Fahrer und Beifahrer, die nach dem Aufprall gegen den Laternenpfahl, den Baum und das Polizeigebäude verletzt waren. Die beiden, die Thabo und Margriet erschossen hatten. Sie waren blutüberströmt, verletzt, aber noch am Leben. Domingo öffnete die Tür auf der Fahrerseite. Glasscherben fielen zu Boden. Der Fahrer mit dem angeschossenen Schlüsselbein reichte Domingo seine Pistole mit dem Schalldämpfer und sagte: »Wir ergeben uns, wir ergeben uns!«

Domingo nahm die Pistole mit dem Schalldämpfer und schoss beide zwischen die Augen.

Einen nach dem anderen.

50

Die KTM kommen: IV

Domingo

Um eines mal ganz klarzustellen:

Die KTM waren nicht ausgebildet. Sie waren nur ein Haufen Rowdys mit Sturmgewehren. Trotzdem haben sie es geschafft, an zwei Sperren meine Wächter zu töten, diese Sperren zu durchbrechen und mit dem Truck an mir vorbeizukommen. Sie haben es geschafft, sechsundzwanzig von uns zu töten.

Und nicht zu vergessen: Ihr Plan ist nicht aufgegangen. Sie hatten auf ein trojanisches Pferd gesetzt. Sie hatten vorgehabt, Thabo und Margriet zu überwältigen, sich zu zweit mit schallgedämpften Pistolen vorne bei Thabo in der Fahrerkabine zu verschanzen und zehn andere hinten im Anhänger zu schmuggeln. Zwölf Motorradfahrer sollten ihnen folgen. An der Straßensperre sahen meine Wachen Thabo und Margriet und schöpften keinen Verdacht, doch dann sprangen die beiden mit den Schalldämpferpistolen hinaus und zwangen meine Wächter, über Funk durchzugeben, alles sei in Ordnung.

Am Checkpoint Petrusville funktionierte ihr Plan noch. Anschließend erschossen sie meine Wachen und ließen die Motorräder durch.

Die Motorradfahrer versteckten sich dort, wo die Wachen am Bustor sie nicht sehen konnten, und der Lkw von Thabo und Margriet fuhr bis ans Tor

heran.

Dort unterlief ihnen der erste Fehler. Warum, hat mir eine meiner Wachen erzählt, der den Überfall überlebt hat. Er hat gesagt, Thabo habe versucht, einem der KTM die Pistole wegzunehmen, und daraufhin schossen alle wie wild durch die Gegend, und die Typen hinten im Anhänger seien rausgekommen, und so hätten sie mein Bustor überwunden. Aber damit war ihr ganzer Plan zunichte, denn sie hatten das Überraschungsmoment nicht mehr auf ihrer Seite. Ihr großer Fehler war, dass sie ihre Verluste hätten minimieren und an einem anderen Tag zurückkehren sollen. Aber sie hatten keine gute Führung. Sie erschossen dann alle, meine Wachen, Thabo und Margriet, und rasten im Lkw hinauf ins Dorf. Dabei entstand die große Lücke zwischen dem Truck und den Motorrädern, und das war ihr Verhängnis.

Aber obwohl sie nur Rowdys mit einem schlechten Plan waren, haben sie trotzdem sechsundzwanzig meiner Leute erledigt. Das ist vollkommen inakzeptabel. Das ist eine Niederlage. Eine Schande.

Deswegen sollen die Leute bloß nicht ankommen und behaupten, ich sei an diesem Tag ein Held gewesen. Ich war ein kompletter Versager. Der wahre Held ist Nico Storm. Nie wieder werdet ihr jemanden so schießen sehen. Nie wieder.

Aber dazu sagt keiner was.

Das ist Scheiße.

Ich hatte mein Hemd ausgezogen, es mir ganz fest ums Bein gewickelt und damit versucht, die Blutung zu stillen.

Mir wurde schwindelig.

Ich hörte keine Schüsse mehr aus dem Dorf. Ich fragte mich, was geschehen war.

Ich sah, wie Nero angelaufen kam. Und hinter ihm der weinende Okkie.

Ich lag im Krankenzimmer. Domingo stand neben meinem Bett.

»Warum hast du sie erschossen? Die letzten beiden.«

»Du kennst mein Motto.«

»Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot?«

»Ganz genau.«

»Aber die beiden haben sich ergeben.«

»Mit versteckten Waffen an den Waden?«

»Oh.«

»Nico, das sind Tiere. Wenn sie dich heute nicht erwischen, erwischen sie dich morgen. Vergiss das nicht.«

Ich nickte.

»Und was machen wir mit Gefangenen?«

51

Sofia Bergman

Aufgezeichnet von Sofia Bergman, Fortsetzung des Amanzi-Geschichtsprojektes, zum Andenken an Willem Storm

Manchmal frage ich mich, was geschehen wäre, wenn Oom Meklein nicht in diesem Mai im Jahr des Schakals gestorben wäre, wenn die beiden noch vier, sechs oder zehn Jahre gelebt hätten. Ob wir auf der Farm geblieben wären? Ob ich Amanzi jemals gesehen hätte?

Ich weiß nicht einmal, wie alt Meklein und Vytjie waren. Ich glaube, weit über siebzig.

Wir haben viele Abende lang am Feuer gesessen. Oom Meklein genoss es sehr, draußen unter den Sternen zu sein.

Ich weiß, es klingt sentimental, das zu sagen, aber ich glaube, er hat gewusst, dass das Ende nah war. An jenem letzten Abend seines Lebens saßen wir am Feuer. Die Abende waren schon kalt, wir hockten ganz nah an den Flammen. Er hat stark gehustet, mehr als sonst. Dann sagte er, er glaube, das Fieber sei gekommen, weil die Menschen die Erde so ruiniert hätten. Er sagte, mit einem Hustenanfall nach jedem Satz: »Vytjie, wann hast du zuletzt eine Riesentrappe gesehen? Und weißt du noch, die Kaffernadler, als wir klein waren? Es gab so viele von ihnen. Und erinnerst

du dich an die Löffelhunde, wie oft wir sie früher gesehen haben? Löffelhunde fressen Termiten und Skorpione, aber die Leute dachten, sie würden Schafe jagen. Sie haben nie Schafe gejagt. Man sieht sie jetzt gar nicht mehr. Es gibt so vieles, was man nicht mehr sieht. Die Menschheit hat der Erde sehr geschadet. Meint ihr nicht, dass es vielleicht die Erde war, die das Virus geschickt hat?«

Spätabends hörte er plötzlich auf zu husten, als hätte sein Körper einfach genug gehabt. Und in jener Nacht ist Meklein im Schlaf gestorben, und wir begruben ihn, Vytjie und ich, und verteilten die Aufgaben neu, und nicht mal vier Wochen später, da ist auch Vytjie gestorben. Abends hat sie ganz still am Feuer gesessen, es war sehr kalt, das weiß ich noch. Sie hat nie wieder die Augen aufgemacht.

Da begrub ich sie neben Oom Meklein, vor dem kleinen Felsen, an dem sie so gerne morgen im Winter eng aneinandergeschmiegt in der Sonne gesessen und Kräutertee getrunken hatten.

Noch Monate nach Vytjies Tod ist es mir nicht in den Sinn gekommen, die Farm zu verlassen. Ich wollte bleiben. Und ich bin geblieben. Den ganzen Winter über. Es war ein normaler Karoo-Winter in diesem Jahr, ohne Schnee, nur mit dem, was mein Vater immer die »perfekte Wüstenkälte« genannt hatte. Im Juli habe ich die Obstbäume beschnitten und zwei Springböcke zu Trockenfleisch verarbeitet. Den ganzen August und September über bin ich noch geblieben. Als es wärmer wurde, musste ich anfangen, zu pflanzen und zu säen. Und das tat ich. Ich verteilte Dünger und Kompost im Gemüsegarten und harkte alles unter. Dann saß ich eines Morgens mit dem fertig vorbereiteten Saatgut auf dem Tisch da, blickte über den Gemüsegarten und dachte an die Jahreszeiten, die vor mir lagen, und ich

sah, wie ich das Obst und Gemüse ernten und niemanden haben würde, mit dem ich es teilen konnte. Und in diesem Augenblick überfiel mich die Einsamkeit. Seltsam, nicht wahr, dieses Wissen, dass ich alleine würde essen müssen, all das viele frische Gemüse. Ich würde nicht hören, wie Meklein vor Genuss mit den Lippen schmatzte, oder mich fragen, wie Vytjie die Maiskörner so geschickt mit ihren wenigen Zähnen essen konnte, die sie noch hatte.

Mir wurde klar, dass ich nach anderen Menschen würde suchen müssen. Es war, als bräche ein Damm, plötzlich überrollte mich diese ganze Flut von Erkenntnissen. Ich wusste, dass es gefährlich war, so alleine auf der Farm. Ich konnte ausrutschen und draußen im Feld oder im Bad hinfallen, und niemand würde mir helfen können. Genauso gefährlich war es allerdings, irgendwohin zu gehen. Denn wohin bloß? Und wie? Wir hatten die Fahrzeuge nie genutzt. Die Batterien waren leer, und der Diesel war bestimmt schon lange verdorben. Ich hatte nicht mal darüber nachgedacht, zu versuchen, irgendetwas in Gang zu setzen. Ich würde zu Fuß gehen müssen. Aber wohin?

Nach Bloemfontein.

In die Stadt, die ich als Kind gekannt hatte. Für mich war Bloemfontein der Ort, wo man hinging, wenn man etwas brauchte, was es auf der Farm nicht gab. In Bloemfontein waren Menschen, es gab Waren und Dienstleistungen.

Ich weiß, das kann man sich wahrscheinlich kaum vorstellen, aber ich stellte mir die Außenwelt noch genauso vor, wie sie vor dem Fieber gewesen war. Denkt daran, ich war damals schon über drei Jahre auf der Farm, ohne irgendjemand anderen gesehen zu haben außer Meklein und

Vytjie. Und nach ihrem Tod war ich schon fast fünf Monate lang mutterseelenallein gewesen. Ich war erst sechzehn Jahre alt und ein bisschen orientierungslos.

Ich habe überlegt, dass ich einen Rucksack packen, ein Gewehr nehmen und mich auf den Weg machen würde. Ich kannte den kürzesten Weg zur N1. Über die Farmstraßen bis nach Hanover und dann zur N1 waren es etwa hundert Kilometer, jedenfalls nicht viel mehr. Auf der N1 würden Fahrzeuge unterwegs sein, und in Hanover würde ich fragen, ob mich jemand mitnehmen könne nach Bloemfontein. Ich könnte im Internat der Oranje-Grundschule unterkommen.

Ein blöder Plan, ich weiß. Ich war so naiv! Vollkommen ahnungslos.

Ich dachte, wenn ich genügend Essen und Wasser für eine Woche mitnähme, würde das reichen. Und ich dachte, es wäre egal, dass mir die Wanderstiefel meiner Mutter ein wenig zu groß waren.

Die beste Entscheidung, die ich traf, war, im letzten Moment auch die Armbrust mitzunehmen.

52

Der Putsch: I

Domingo und seine Helfer brauchten vier Tage, um im harten, steinigen Boden der Hügel Amanzis die Gräber auszuheben. Ich erfuhr nur vom Hörensagen davon. Ich lag erst im Krankenzimmer, und als die Krankenschwester und Nero beschlossen, ich sei stabil genug, wurde ich in mein Zimmer verlegt.

Meine Wunde sah schlimm aus, aber Nero sagte, sie sei »sauber«, das Gewebe sei nicht sehr stark beschädigt. Sie müsste gut verheilen. Aber das erzählte ich niemandem.

Am fünften Tag nach dem Angriff der KTM versammelte sich die ganze Gemeinschaft an den Felsen zu Pastor Nkosis Beerdigungsgottesdienst. Ich durfte nicht mitkommen, weil die Krankenschwester sagte, die Wunde sei noch nicht gut genug verheilt.

Am neunten Tag hielten wir eine Gemeinschaftsversammlung im Forum ab. Jacob Mahlangu fuhr mich in einem alten Rollstuhl mit eierndem rechtem Rad vom Waisenhaus zum Forum, denn ich wollte die wichtigen Ankündigungen nicht verpassen. Außerdem sehnte ich mich nach der Bewunderung der Leute. Schließlich hatte ich zwölf KTM-Mitglieder von ihren Motorrädern geschossen. Und ich wollte mich nur zu gerne von

Lizette Schoeman wegen meiner Verletzung bemitleiden lassen.

Wir mussten uns aus dem Waisenhaus davonschleichen, damit Okkie uns nicht folgte.

Und im Forum erhielt ich meine Bewunderung; die Leute beglückwünschten mich, schüttelten mir die Hand und fragten mich, wie es mir gehe. Manche klopften mir auf die Schulter. Einige der Sieben- und Achtjährigen liefen neben dem Rollstuhl her durch die Menschenmenge, berührten mich und sperrten die Augen weit auf vor Heldenverehrung. Ich genoss es sehr.

Lizette entdeckte ich nicht.

Das Komitee hatte sich neben dem alten Tata-Laster zusammengefunden. Jacob, ich und die Entourage unserer Bewunderer blieben ein paar Meter entfernt stehen. Mein Vater stieg auf die Ladefläche des Tatas, die immer noch das Podium des Forums bildete. Er sprach in ein Mikrofon, und das Lautsprechersystem trug seine Stimme mühelos über die Menschenmenge hinweg. Praktisch die gesamte Bevölkerung Amanzis war da, um ihm zuzuhören.

Mein Vater sagte, wir hätten in der letzten Woche von zu vielen unserer Leute Abschied nehmen müssen. Heute müssten wir mit dem Prozess beginnen, sicherzustellen, dass so etwas nie wieder passieren würde.

Die Leute applaudierten. Einmütig, noch unter dem Eindruck des Verlustes.

Mein Vater fuhr fort, das Komitee habe am vorigen Abend beschlossen, die gesamte Backsteinproduktion aus unserer

Steingrube und den gesamten Zement, den unser junger Geologe anmischte und den unsere Expeditionen mitbrachten, für eine wehrhafte Befestigung Amanzis zu verwenden.

Der Applaus wurde lauter.

Mein Vater erklärte, das Bustor werde zu einer Festung ausgebaut. Die alten, räderlosen Fahrzeuge, die das Zugangstor bildeten, würden durch dicke Backsteinmauern und große, doppelte Stahltore ersetzt. Wachtürme würden errichtet und die Torwachen verdoppelt werden. Außerdem sollte Amanzis stehendes Heer so schnell wie möglich wieder vervollständigt werden, um die neuen Verteidigungsbastionen zu besetzen.

»Was ist mit den KTM?«, rief jemand aus der Menge.

Mein Vater antwortete, sobald das neue Zugangstor fertig sei, werde man an besseren Wehranlagen bei der Petrusville-Straßensperre und an der Havenga-Brücke unterhalb der Staumauer arbeiten.

»Warum schlagen wir nicht zurück?«, rief ein anderer. »Und greifen die KTM an?« Weitere Stimmen erhoben sich, alle in demselben Tenor: »Hört auf Domingo!«

Als ich das hörte, wusste ich, dass sich die Nachricht verbreitet hatte: Domingo hatte dem Komitee gegenüber gesagt, die einzige Möglichkeit, die Bedrohung durch die KTM zu beenden, sei es, sie anzugreifen und auszulöschen. Ich fragte mich, wer aus dem Komitee diese Information hatte durchsickern lassen.

Pa erwiderte: »Die Sicherheit unserer Gemeinschaft hat für uns höchste Priorität. Wir beraten über alle möglichen Reaktionen

und Strategien. Ich … Das ganze Komitee teilt eure Wut, und wir teilen auch euer Streben nach Rache und euren Wunsch, die KTM anzugreifen.«

»Das bedeutet Krieg!«, schrie jemand, und der Chor der Stimmen wurde lauter. »Wir müssen angreifen!«

»Es stimmt«, sagte mein Vater. »Wir befinden uns im Krieg. Und in einem Krieg ist es am wichtigsten, zunächst unsere Gemeinschaft vor einem Angriff zu schützen. Wir bitten nur um etwas Geduld.«

Mein Vater hielt inne, denn Pastor Nkosi war auf die Ladefläche des Tata geklettert und sagte ihm etwas ins Ohr.

»Pastor Nkosi möchte etwas sagen.« Mein Vater trat beiseite, und der kräftige Pastor hob langsam die Hand.

»Die Bibel sagt: Auge um Auge!«, rief der Nkosi mit seiner kräftigen, mitreißenden Predigerstimme.

Ein Chor der Zustimmung erhob sich.

»Die Bibel sagt: Zahn um Zahn!« Die Worte donnerten den Hügel hinunter und über die Fläche des Stausees.

Der Unterstützungschor wurde lauter.

Ich sah meinen Vater an. Er stand direkt neben Nkosi. Pa war einen Kopf kleiner als er und viel schmaler. Ich sah den Ausdruck im Gesicht meines Vaters – er war verwirrt und verstand nicht, was der Prediger da machte.

»Es gibt eine Zeit für Krieg und eine Zeit für Frieden. Und die Zeit für Krieg ist gekommen!«, donnerte die Stimme des Pastors noch höher und schriller. Die Reaktion der Menge war

entsprechend. »In Joël vier, Vers neun heißt es: ›Ruft den Völkern zu: Ruft den heiligen Krieg aus! Bietet eure Kämpfer auf! Alle Krieger sollen anrücken und heraufziehen.‹«

Mein Vater wirkte besorgt, und er hob die Hand, um den Pastor aufzuhalten, um ihn auf sich aufmerksam zu machen.

Die Menschen von Amanzi jubelten Nkosi zu.

»Jeremiah zwanzig: ›Der Herr steht bei mir wie ein gewaltiger Held. Darum straucheln meine Verfolger und kommen nicht auf. Sie werden schmählich zuschanden, da sie nichts erreichen, in ewiger, unvergesslicher Schmach.‹«

Die Menschen jubelten.

»Aber wenn wir den Herrn als gewaltigen Helden an unserer Seite haben wollen, meine lieben Brüder und Schwestern, dann darf nur Gott unser Führer sein. Wir müssen ihn als unseren Vorsitzenden erwählen. Denn ich sage euch heute, Gott hat die KTM als Warnung geschickt. Genau, wie er das Fieber gesandt hat. Er sandte die KTM, und er sandte das Fieber, weil wir ihn nicht zu unserem König erwählt haben. Was muss er uns noch schicken, bevor wir verstehen, meine Brüder und Schwestern? Wann werden wir verstehen?«

Pa berührte Pastor Nkosi am Arm, und ich sah ihm an, dass er wütend war. Er schrie irgendetwas, aber seine Stimme ging in der lauten Reaktion der Hunderten Umstehenden unter. Nkosi schüttelte heftig den Kopf, er war sichtlich nicht mit Pa einer Meinung.

Pa drängte sich vor den Pastor, um an das Mikrofon zu

kommen. Der erheblich größere Nkosi schob ihn beiseite. »Wollt ihr jetzt euren Vorsitzenden hören?«, fragte er die Menge. »Wollt ihr dem Mann zuhören, der nicht an Gott glaubt?«

Der Lärm war ohrenbetäubend, niemand wusste, ob die Leute »ja« oder »nein« riefen.

»Nein, Willem, sie wollen dir nicht zuhören. Sie wollen auf Gott hören. Sie wollen Auge um Auge. Sie wollen Gott als Vorsitzenden von Amanzi. Ich sage: Lasst uns eine Wahl abhalten!«

Die Menge tobte.

»Ja. Lasst uns eine Wahl abhalten. Ich trete hiermit vom Komitee zurück. Ich gründe hiermit die Gewaltiger-Held-Partei. Ich ernenne hiermit Gott zum Vorsitzenden. Wollt ihr mir folgen? Seid ihr bereit für einen heiligen Krieg?«

Ohrenbetäubender Lärm, alle schrien durcheinander.

»Ja! Lasst uns wählen. Diese Woche noch. An diesem Freitag. Lasst uns Gott auf unsere Seite bringen.«

Stimme, Hände, Arme, eine Flut von Reaktionen.

Dann trat der Pastor zurück, lächelte Pa zu und sprang von der Ladefläche des Tata hinunter.

Ich fragte mich, wo Domingo war. Ich hatte ihn noch nicht gesehen.

Es war still im Wohnzimmer des Waisenhauses. Niedergeschlagen saßen sie da: Pa, Birdie, Ravi, Nero und Beryl.

Ich saß dicht neben Pa, das Bein auf einen Stuhl gelegt.

Abends hatte ich starke Schmerzen. Die Tabletten hob ich mir für die Nacht auf.

Endlich stand Nero auf und holte die Flasche Branntwein und die Gläser. Er schenkte jedem etwas ein und sagte: »Der Pastor ist ein Opportunist, wie alle guten Politiker und Prediger. Und das war die perfekte Gelegenheit. Wir hätten das voraussehen müssen.«

Beryl meinte, der Prediger habe uns das Messer in den Rücken gerammt. Ravi nannte ihn einen Verräter. Birdie schnalzte mit der Zunge. »Das ist nicht Opportunismus, das ist eine Schande. Das ist Ausbeutung. Er nutzt die Angst und die Trauer der Leute aus.« Kopfschüttelnd fuhr sie fort. »Einstein hat gesagt: ›Zwei Dinge sind unendlich: das Universum und die menschliche Dummheit, aber bei dem Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher.‹ Jetzt verstehe ich, was er gemeint hat.«

»Ich bin Moslem«, sagte Ravi. »Ich bin der einzige Moslem in Amanzi. Ich habe ein kleines Problem, wenn Nkosi bekommt, was er haben will.«

Mein Vater saß totenstill, leichenblass und angespannt da, als stünde er unter Schock. Er wartete, bis die anderen mit ihren Schimpftiraden fertig waren. Dann sagte er mit leiser, bewegter Stimme: »Zweihunderttausend Jahre. So alt ist unsere Spezies. So lange hat es gedauert, um einen Baruch Spinoza hervorzubringen.« Er erkannte, dass nur Nero sich daran erinnerte, was er meinte. »Spinoza war der Erste, der Kirche und Staat trennen wollte, der Erste, der sagte, die Grundlage aller

Politik müsse persönliche Freiheit sein, und Demokratie sei die Staatsform, die sich am besten mit persönlicher Freiheit vereinbaren lasse. Und dann dauerte es noch einmal über dreihundert Jahre, bis diese Theorie hier in unserem Land Wurzeln schlug. Und jetzt … Wir können uns doch nicht wieder zurückentwickeln, oder?« Es klang fast flehentlich.

Nero setzte zu einer Antwort an, aber Pa war tief versunken in seinem Kummer und seiner Leidenschaft. »Wisst ihr, warum ich damals dieses Flugblatt verfasst habe? Warum ich hier einen Neuanfang machen wollte? Nicht, weil ich so wahnsinnig altruistisch wäre, das muss ich ehrlich zugeben. Ich bin wegen Nico hierhergekommen, damit er sehen konnte … Nein, damit er ein Teil dieser zweihunderttausendjährigen Reise werden konnte, damit die Unterbrechungen nicht so … Ich … Seid ihr nicht auch manchmal ganz erstaunt darüber, wozu wir fähig sind? Seht euch mal unsere Reise an, die Reise des Homo sapiens, seht mal, wie unglaublich weit wir gekommen sind, von einem Beutetier der Savanne bis zum Erfinder von Robotern auf dem Mars, bis hin zur Kernspaltung und der Entschlüsselung der DNS. Demokratie, Vernunft und Rationalität. Wissenschaft gegenüber Aberglaube, Fakten vor Mythen … Das Fieber, das war furchtbar, die Milliarden Menschen, die durch das Fieber gestorben sind, ich weiß, das ist schrecklich, aber ich frage mich, ob der größere Schaden nicht in der Unterbrechung dessen liegt, was wir im Begriff waren zu vollbringen. Wir hatten solche massiven Probleme vor dem Fieber. Politisch, gesellschaftlich und

ökologisch, aber wir waren dabei, Lösungen zu finden, wie wir sie bis dahin immer gefunden hatten. Die unglaublichen technischen Fortschritte der letzten zwanzig Jahre, die Durchbrüche und Entdeckungen, alles, um Probleme zu lösen, um die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Das war für mich der große Verlust, dass wir nie die Chance gehabt haben, diese ganzen Entwicklungen fortzusetzen, unseren Erfindungsreichtum dazu zu nutzen, diese Probleme zu lösen. Wir hätten es geschafft, ich bin mir ganz sicher. Ich … Ich bin Nico das schuldig. Und Okkie. Wir schulden es unseren Kindern und allen Menschen, wir schulden es zweihunderttausend Jahren Kampf und Streben, dass wir jetzt keine Rückschritte machen. Aber genau das will Nkosi. Wir … Wir müssen mit den Leuten reden, wir müssen es ihnen erklären, wir müssen sie informieren. Vor Freitag …« Mein Vater war so leidenschaftlich, so verzweifelt, dass er von seinem Stuhl aufstand, als meine er, dass wir auf der Stelle mit der Kampagne beginnen sollten.

»Ach, Willem«, antwortete Birdie. »Die wollen keine Informationen. Die haben Angst. Sie wollen jemanden, der ihnen diese Angst nimmt. Nkosis gesamte Strategie ist auf Angst gebaut.«

»Wir werden verlieren«, unkte Nero Dlamini.

»Es sei denn, ihr glaubt an Wunder«, sagte Beryl. Dann lachte sie leise, wodurch die schlimmste Anspannung etwas gelockert wurde.

53

Sofia Bergman

Im Oktober habe ich die Farm verlassen. Ziemlich früh im Oktober. Das genaue Datum weiß ich nicht, denn ich hatte schon lange nicht mehr einen genauen Kalender beibehalten. Ich habe einfach auf den Frühling gewartet, auf wärmere Nächte.

Rucksack, Wanderstiefel, Gewehr und Armbrust.

Meine Mutter war gerne gewandert. Ihr hatten der große Rucksack und die Wanderstiefel gehört. Sie hatte beides bestimmt fünfzehn Jahre vor ihrem Tod zuletzt benutzt, aber sie lagen noch im Einbauschrank ihres Zimmers. Ich trug die Kleider meiner Mutter und meiner Schwester auf, denn meine eigenen waren schon lange zu klein. Ich packte Unterwäsche, Kleider und Strümpfe in den Rucksack, einen Schlafsack, Essen und Wasser, Streichhölzer, eine Taschenlampe, ein Leatherman-Multitool. Ich nahm das Gewehr und Munition, die Armbrust und Pfeile mit. Und ein Handy, das meines Vaters. Könnt ihr euch das vorstellen? Ich habe wirklich gedacht, in Bloemfontein würde es funktionieren.

Ich habe die Schweine- und Hühnerställe geöffnet, die Tore der Ställe und Weiden. Dann bin ich ein letztes Mal zu den Gräbern gegangen, und danach bin ich aufgebrochen, bei Sonnenaufgang eines Oktobermorgens im Jahr des Schakals.

Es war eine seltsame Wanderung. Ich ging Straßen entlang, die ich seit drei Jahren nicht gesehen hatte und die in drei Jahren keinen Menschen und

kein Fahrzeug gesehen hatten. Alles wirkte nur ein klein wenig anders. Die Bäume und Sträucher waren größer, die Gräben tiefer. Der Weg war an manchen Stellen weggespült, die Farmhäuser waren verlassen.

Es gab nur das Summen der Insekten, das Zwitschern der Vögel und die Gerüche der Natur.

An diesem ersten Abend träumte ich, ich sähe einen Hubschrauber.

Ich ging zuerst in Richtung Nieu-Bethesda, um auf die Doornbergstraat zu kommen. Die Stiefel meiner Mutter waren zu groß, und schon bald bildeten sich Blasen an Zehen und Fersen.

In Nieu-Bethesda war keine Menschenseele. Ich sah nur Vögel, Klippspringer und Elstern. Das leere Dorf war gespenstisch. Zwei Autos standen mitten auf der Straße, und die früher so gepflegten Quittenalleen, Olivenbäume und Felder waren überwuchert und verwahrlost. Das bedrückte mich, und ich ging schnell weiter, auch wenn ich wusste, dass das dumm war. Ich verließ Nieu-Bethesda und bog etwa zwei Stunden später an der Straßengabelung nach rechts auf die Doornbergstraat ab. Diese Straße hat mein Vater so gern gemocht. Sie ist unbefestigt und schlängelt sich in vielen Kurven am Fluss entlang, bis sie in die R398 mündet. Mindestens zehn Farmen liegen an dieser Straße, aber ich ging an ihnen vorbei, ich wollte gar nicht daran denken, dass dort alle tot waren. Mein größtes Problem waren inzwischen meine schmerzenden Füße.

Zu Mittag aß ich an dem kleinen Fluss. Das Wasser floss nicht mehr, und an einer breiten Stelle sah ich Spuren von Pavianen, Klippspringern und Kudus. Ich zog die Stiefel aus und stopfte sie mit Unterwäsche aus, damit sie fester saßen. Das half. Ich ging weiter. Ich fühlte mich merkwürdig. Fast fiebrig, irgendwie. Nicht krank fiebrig, nur seltsam fiebrig. Distanziert, eine

Dimension entfernt von dieser einsamen Realität. Der Rucksack wurde schwerer und scheuerte zwischen meinen Brüsten und unter den Armen.

Am späten Nachmittag war ich müde. Ich versuchte zu berechnen, wie weit ich gekommen war. Etwa sechzig Kilometer, das war viel, aber ich wusste, dass ich es nicht bis zur R398 schaffen würde, sondern irgendwo würde übernachten müssen. Die Sonne stand hinter mir, und dann sah ich den Teich neben der Straße. Es war der Wasserspeicher einer Farm, und er enthielt noch Wasser. Es sah schön aus im weichen Licht. Er gehörte zur Farm Welgelegen. Mein Vater hatte den Bauern und seine Frau gut gekannt. Das Farmhaus lag noch einen Kilometer entfernt. Ich lief weiter, müde und sehr allein, während die Sonne sank und die Berge hinter mir berührte.

Fünfhundert Meter von der unbefestigten Straße entfernt, kurz vor Sonnenuntergang, gelangte ich zu den Farmgebäuden. Fledermäuse huschten durch die Dämmerung. Ich hatte nicht den Mut, das Farmhaus zu betreten. Stattdessen leuchtete ich in die Scheune hinein. Dort war Luzerne gelagert, und kleine Tiere oder Schlangen raschelten im trockenen Futter. Ich beschloss, draußen auf der Veranda zu übernachten. Dann hörte ich das Geräusch, das Dröhnen, ganz merkwürdig, und ich schaute instinktiv hinauf in die Richtung, aus der es kam. Da sah ich den Streifen, das Licht, das Feuer, tief über dem dunklen östlichen Horizont, wie einen fallenden Meteoriten, gar nicht weit entfernt.

Das Dröhnen verschwand hinter dem Berg, dann verstummte es.

Verwundert stand ich da und blickte in den Nachthimmel. Ich horchte, ich begriff, dass alles still geworden war, und dann erwachten wieder die mir vertrauten, typischen Geräusche des frühen Abends. Ich starrte zum östlichen Horizont, aber da war nichts mehr, nur der feine Rauchstreifen, wo

der feurige Stein hinuntergefallen war.

Ich musste mich auf die Nacht vorbereiten.

Ich erkundete die große Veranda des Hauses mit der Taschenlampe. Ich fand eine verrostete Tonne und Brennholz und machte Feuer, um die Einsamkeit und die Gespenster zu vertreiben. Zwischen der kleinen Mauer rings um die Veranda und dem Dach sah ich den Nachthimmel. Er war atemberaubend, Millionen Sterne glitzerten. Ich aß und trank und fragte mich, was ich da wohl gesehen und gehört hatte. Und dann dachte ich an die vielen Satelliten im Weltraum und an die Raumstation. Es gab so vieles, was auf die Erde fallen konnte. Etwas davon musste das Phänomen verursacht haben.

Es war mein erster Abend ohne eine Matratze. Der Boden auf der Veranda war steinhart und kalt. Ich schlief sehr schlecht, unruhig und unbequem.

Um kurz nach vier wurde ich von dem Lärm aus dem Tiefschlaf gerissen. Es war ein Hubschrauber, ich schwöre, es war ein Hubschrauber, ich sprang auf, ich schaute nach Osten, denn von dort kam der Lärm, das Wappwappwapp eines Hubschraubers.

Ich sah nichts, nur die Sterne.

Das Geräusch erstarb hinter den Hügeln.

Ich konnte nicht wieder einschlafen. Ich fragte mich, ob ich das geträumt hatte und ob ich überhaupt hier war, ob ich noch existierte. Ich fragte mich, ob wir uns unsere eigene Realität erschaffen. Sehen wir die gleiche Realität wie andere Menschen? Existierte diese Welt überhaupt?

Gab es überhaupt noch andere Menschen auf der Welt? Und was, wenn ich die Letzte war?

54

Der Putsch: II

Mein Vater. Mein lieber Vater. Mein idealistischer, armer, starker, kluger, frustrierender Vater.

Im Wohnzimmer des Waisenhauses setzte er sich zu mir und sagte: »Ich bin ja so froh, dass deine Wunde nicht lebensgefährlich ist.«

Ich hätte mir gewünscht, dass er mich bitten würde, ihm zu erzählen, wie genau es passiert war. Aber er fragte nicht. Er gab mir nicht den geringsten Anlass, es ihm zu erzählen. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Du bist das Kind deiner Mutter.« So, wie ich mich an diesen Augenblick erinnere, lag ein gewisses Bedauern in seiner Stimme, vielleicht auch Verwunderung und ein klein wenig Respekt.

Er hat mir nie gesagt, dass er stolz auf mich sei, auf meine Rolle beim zweiten Angriff der KTM. Er stand daneben, wenn Leute mich lobten. Er trug ein wohlwollendes Lächeln im Gesicht, als sei ihm klar, dass das die angemessene Reaktion sei, zu lächeln. Aber sein Herz war nicht bei der Sache. Er hat mir nie gesagt, dass er stolz auf mich war.

Ich war enttäuscht, denn ich hätte es so gern gehört, aber richtig wütend auf ihn war ich nicht deswegen. Das Lob, die Wertschätzung und die Verehrung der Gemeinschaft waren

genug für mein Selbstbewusstsein.

Ich hatte meinen Vater während Pastor Nkosis Putsch auf dem Forum vom Rollstuhl aus beobachtet, und ich schämte mich furchtbar, dass er sich so leicht von dem Prediger und der Menschenmenge überrumpeln, wegschubsen und ausgrenzen ließ. Zugleich spürte ich eine überwältigende Liebe zu ihm, einen Drang, ihn zu beschützen. Ich wünschte, ich hätte ihm den Schmerz und die Erniedrigung ersparen können. Ich wäre am liebsten aufgesprungen und hätte den Pastor grob zurechtgewiesen. Deswegen fragte ich mich im Augenblick von Nkosis Sieg, wo Domingo war. Denn ich war verwundet, ich war machtlos, aber vielleicht konnte Domingo helfen.

An jenem Abend im Wohnzimmer des Waisenhauses, als mein Vater von der zweihunderttausendjährigen Reise der Menschheit erzählte, vergaß ich meine Enttäuschung über sein fehlendes Lob für meine Heldentat. Ich empfand nichts als Stolz auf meinen Vater und Liebe zu ihm. Und das Bedürfnis, ihn zu beschützen.

Und ich fragte mich erneut, wo Domingo war. Denn er war an jenem Abend abwesend. Es ging das Gerücht herum, dass er kaum noch schlief. Dass er von Sperre zu Sperre fuhr, um uns zu beschützen.

Noch am selben Abend gründeten die Komiteemitglieder im Waisenhaus eine politische Partei.

Der Prozess, einen Namen für ihre Partei auszuwählen, war so langwierig und öde, dass ich zwischendurch immer mal wieder

kurz einnickte. Ich erinnere mich daran, dass sie Namen in Betracht zogen wie »Die Freiheitspartei« und »Die Demokraten« – mein Vater machte sogar zwischendurch einen Witz über die Wortklauberei – oder Variationen zu diesen Themen, etwa »Amanzi-Demokraten« oder »Amanzi Freedom Party«.

Endlich einigten sie sich auf »Freies Amanzi«. Gründungsmitglieder waren Pa, Birdie, Nero, Beryl und Ravi. Pa schlug Birdie als Vorsitzende vor, sie schlug Pa vor. Sie stimmten ab, und alle unterstützten Pa.

Sie hatten sechs Tage bis zur Wahl am Freitag. Es gab über tausend Wahlberechtigte in Amanzi. Ihre Strategie sah vor, dass Pa persönlich mit jedem einzelnen der Wähler reden sollte. Schließlich war er der Gründer von Amanzi, der Mann, der alles initiiert hatte, der Mann, der sie durch Hungersnot und Schnee gebracht hatte, der Mann, der allen größten Respekt einflößte. Pas Ansatz, da waren sich alle einig, durfte es nicht sein, Pastor Nkosi oder die Religion schlechtzumachen. Außerdem musste seine Botschaft einfach und verständlich sein, pragmatisch und einprägsam. »Erteile ihnen keine Geschichtslektionen über Baruch Spinoza«, riet Nero Dlamini augenzwinkernd, aber nicht ganz ohne ernsten Hintergrund, denn er kannte Pa.

Als Motto wählten sie »Ja zur Vergeltung – nach gründlicher Vorbereitung«. Das war kompliziert und phantasielos, aber etwas Besseres fiel ihnen nicht ein, und Domingo sollte es später kopfschüttelnd als »Komitee-Kreativität« abtun. Mein Vater und

die anderen würden im Wahlkampf die Leute daran erinnern, dass die Lagerhäuser der Gemeinschaft für den Winter gefüllt waren, dass sie Elektrizität besaßen und dabei waren, die ersten Sonnenblumenkerne für die Dieselproduktion zu trocknen.

Sie arbeiteten in jenen sechs Tagen härter, als ich je erlebt hatte. Mein Vater redete mit allen, mit jedem Einwohner, sogar mit jenen, die noch zu jung waren, um ihre Stimme abzugeben. Er erklärte, plädierte, beruhigte, flehte. Alle bereiteten ihm einen höflichen und freundlichen Empfang. Viele Leute dankten ihm für alles, was er für die Gemeinschaft getan hatte.

Doch die übergroße Mehrheit sagte, es tue ihnen leid, aber sie würden trotzdem für den Prediger stimmen.

»Die Partei deines Vaters wird verlieren«, prophezeite Jacob am Dienstagnachmittag nach der Schule. Er war meine wichtigste Informationsquelle. »Der Pastor redet ständig auf die Leute ein: ›Sechsundzwanzig Kameraden sind tot, schaut euch die Gräber an, und das alles ist passiert unter Willem Storms Führung.‹«

Am Mittwochabend sagte mein Vater zu mir, er habe keine Hoffnung. Er sagte das ganz gelassen, als fände er sich damit ab. Als wüsste er, dass er alles in seiner Macht Stehende getan hatte. Und dass er allem treu geblieben war, woran er glaubte.

Am Donnerstagmorgen lag ich im Bett, und die Krankenschwester säuberte die Wunde und legte mir neue Verbände an. Da sah ich Domingo, der auf dem Flur vorbeieilte. Es war das erste Mal seit dem Begräbnis, dass er wieder ins Waisenhaus kam. Ich rief ihm einen Gruß zu, aber er antwortete

nicht.

Sobald die Krankenschwester fertig war, hinkte ich auf Krücken ins Esszimmer. Die Tür war geschlossen. Drinnen hörte ich Stimmen – die meines Vaters und die von Birdie und Domingo.

»Nein, nein, das hat nichts mit Demokratie zu tun«, hörte ich meinen Vater heftig erwidern, mehr konnte ich nicht verstehen.

Danach kamen sie raus, und ich sah ihnen an, dass keiner froh war.

Ich hinkte zurück in mein Zimmer.

Jacob kam später vorbei und fragte, ob ich es schon gehört hätte: Domingo werde am Nachmittag zu den Leuten von Amanzi sprechen. Pastor Nkosi sei strikt dagegen gewesen. Da hatte Domingo zu ihm gesagt: »Halte mich auf, wenn du kannst.«

Wieder schob mich Jacob im Rollstuhl zum Forum. »Ein böser Wind weht«, meinte er, denn ein böiger Sturm war aufgekommen, kalt und unheilverkündend.

Die Leute versammelten sich. Ich sah ihnen an, dass ihnen allen die Wahl unangenehm war und ihnen der Zwiespalt zu schaffen machte. Es herrschte eine gedämpfte, missmutige Stimmung. Doch alle kamen, weil Domingo sprach, und er war es, der ihre Sicherheit garantierte.

Um fünf stieg Domingo auf den Tata. Er sah müde aus. Er schaltete das Mikrofon ein und klopfte darauf, um zu überprüfen, ob es funktionierte.

Ich sah den Pastor und seine große Gruppe von Anhängern abseits stehen, die Hände in den Taschen und mit mürrischen Gesichtern. Ich sah Pa mit seiner Handvoll Getreuer, rechts neben dem Tata. Pa hielt den Kopf gesenkt, als hätte er bereits verloren.

»Ich werde keine großen Worte machen«, verkündete Domingo gemessen und glasklar. »Wenn Nkosi die Wahl gewinnt, werde ich Amanzi verlassen. Dann müsst ihr ohne mich gegen die KTM in den Krieg ziehen. Danke.«

Er schaltete das Mikrofon aus, sprang leichtfüßig vom Tata und entfernte sich.

Pa würde tags darauf Voltaire zitieren und über Domingo sagen: »Kluge Tyrannen werden nie bestraft.«

55

Sofia Bergman

Ich träumte dort auf der Veranda spät in der Nacht, in jenen beklommenen Stunden vor Sonnenaufgang; ich hatte wilde Träume, beunruhigende Träume, Träume, die einen noch lange nach dem Aufwachen verfolgen.

Meine Füße schmerzten. Ich wusste nicht, wie ich weiterlaufen sollte. Aber ich würde aufbrechen müssen, denn ich hatte nur für fünf Tage Proviant im Rucksack und durfte keinen Tag vergeuden.

Pflaster hatte ich nicht eingepackt, obwohl wir bei uns zu Hause im Badezimmer genügend gehabt hatten. Ich hätte welche einpacken sollen. Die Träume und die Wirklichkeit, das Wissen, dass so leicht etwas schiefgehen konnte, dass möglicherweise noch weitere unerwartete Hindernisse und Widrigkeiten vor mir lagen, schlugen mir auf den Magen.

Ich aß ein wenig und trank Wasser. Ich las einen runden Stein in dem überwucherten Garten von Welgelegen auf, warf damit ein Fenster ein und betrat das Haus. In einem Farmhaus gab es immer Verbandszeug; ich musste es nur finden. Ich fühlte mich sehr unwohl dabei, einfach so das Haus anderer Leute zu betreten, eine Einbrecherin, ein Eindringling, eine Übertreterin der Privatsphäre und Grenzen. In einem Schlafzimmer lag eine ausgetrocknete Leiche auf dem Bett. Die einer Frau. Sie war schon drei Jahre tot und roch nach nichts. Mit gefalteten Händen lag sie da. Schnell rannte ich hinaus und setzte mich mit zitternden Knien auf die Veranda. Ich trank noch etwas Wasser. Ich konnte mir ausmalen, was mit der Frau

geschehen war: Sie war alleine gewesen, als sie erkrankt war; ihr Mann war in der Stadt oder draußen im Veld gewesen, als sie zusammenbrach. Vielleicht hatte sie auch gar keinen Mann gehabt, vielleicht war sie Witwe gewesen und ihre Kinder lebten in Kanada oder Neuseeland. Sie war allein zu Hause erkrankt, hatte sich hingelegt und gewusst, dass sie jetzt sterben würde, schließlich hatte sie die Nachrichten über das Fieber im Radio gehört. Aber sie wollte ordentlich sterben, sie wollte schön sterben. Sie hatte Make-up aufgelegt, ihr Haar gebürstet und ihre schönsten Kleider angezogen, und dann hatte sie sich hingelegt, auf das Bett, das hübsch mit der schönsten Bettwäsche überzogen war, und sie war gestorben.

Ich weinte auf der Veranda der Farm Welgelegen. Ich weinte zum ersten Mal, ich weinte herzzerreißend, über eine Stunde lang. Dann geschah etwas mit mir. Ich wusste, ich musste jetzt aufhören zu weinen und einen Entschluss fassen: Sollte ich mich auch hübsch machen, mich neben diese Frau legen und auf den Tod warten? Oder wollte ich leben?

Da beschloss ich, dass ich leben wollte.

Das klingt jetzt so profan, wenn ich das erzähle, aber es war bedeutend, es war ein sehr wichtiger Entschluss für mich, und es war, als wäre ich dort auf der Veranda der Farm Welgelegen aus einem dreijährigen Schlaf erwacht.

Ich stand auf, suchte im Badezimmer und in der Küche nach den Pflastern und fand sie schließlich in einem Schrank auf dem Flur, ebenso wie Salbe und Schmerztabletten. Ich verband sorgfältig meine Füße und kam plötzlich auf die Idee, dass ich möglicherweise gar nicht zu Fuß zu gehen brauchte. Ich suchte in den Außengebäuden, und es war seltsam, aber ich fürchtete mich jetzt gar nicht mehr vor dem Geraschel, den Spinnweben,

der Stille und der Verlassenheit.

Ich fand ein Fahrrad im Kutschenhaus, ein altes Fahrrad ohne Gangschaltung. Die Reifen waren platt, aber es gab eine Luftpumpe. Ich pumpte die Reifen auf, verstaute die Pumpe im Rucksack, und dann fuhr ich los, die Farmstraße hinunter, um kurz nach zehn Uhr vormittags.

Dem Schlauch entwich ungefähr jede Stunde wieder die Luft. Dann stieg ich ab und pumpte ihn auf. An den steilen Steigungen schob ich das Rad ohne Gangschaltung und ließ mich auf der anderen Seite wieder hinunterrollen und die Haare im Wind flattern. Ich bog nach links auf die R398 ab. Diese unbefestigte Straße war unterspült; ein Kudu stand am helllichten Tag mitten darauf und starrte mich an, als ich auf dem Fahrrad ankam, und dann trabte es träge davon. Ich war bestimmt der erste Mensch, den es seit sechsunddreißig Monaten gesehen hatte.

Ich bog rechts auf die nächste Farmstraße in Richtung Hanover ab. Diese Straße hatte mein Vater sehr gemocht, denn unterwegs konnte er sehen, wie sich die Felder, die Teiche und die Schafe der anderen Bauern entwickelten. Ich fuhr diese Straße zum Gedächtnis an meinen Vater entlang. Ungefähr fünfzig Kilometer weit kam ich mit dem Fahrrad, bevor das Hinterrad ganz schlappmachte und mir die Luftpumpe auch nichts mehr nutzte.

Ich pflückte eine Feldblume, schob sie in die Klingel des Fahrrads, ließ es am Zaun stehen, danach ging ich weiter, bis meine Füße wieder schmerzten.

An jenem Abend übernachtete ich draußen unter den Sternen, ohne ein Feuer zu machen.

Nichts fiel aus der Luft, und keine Traumhubschrauber flogen in der Ferne vorbei.

56

Der Putsch: III

Mein Vater und seine Freies Amanzi-Partei gewannen die Wahl mit einer Zweidrittelmehrheit, aber niemand war so richtig begeistert darüber.

Mein Vater beriet sich mit der Parteiführung, bevor sie Pastor Nkosi einen Platz im Komitee anboten. Der Pastor sagte, er werde darüber nachdenken. Er dachte nicht lange nach. Am Sonntag nach der Wahl kam er ins Waisenhaus. Beryl bat ihn herein und sagte, er solle im Wohnzimmer Platz nehmen. Ich las Okkie Geschichten vor, und Domingo saß neben uns und hörte zu. Der Pastor war förmlich gekleidet, in seinem schwarzen Anzug mit dem langen Gehrock. Er sah Domingo, und da ich genau in diesem Augenblick aufschaute, erkannte ich die Abscheu im Gesicht des Predigers und befürchtete, dass er im Vorbeigehen Domingo anspucken würde. Doch er schritt einfach weiter auf Birdie, Pa und Nero zu. Die Männer standen auf und schüttelten Nkosi die Hand.

»Du weißt, ich hätte die Wahl gewonnen, wenn du nicht zu dieser betrügerischen und äußerst undemokratischen Taktik gegriffen hättest, Willem«, sagte der Pastor.

»Ja, vermutlich hättest du gewonnen. Aber was Domingo getan hat, tat er auf eigene Faust.«

»Das stimmt nicht«, erwiderte Nkosi. »Ich habe erfahren, dass er vor seiner kleinen Rede mit dir gesprochen hat.«

»Ich habe ihn gebeten, es nicht zu tun«, entgegnete Pa.

»Das glaube ich dir nicht.«

Domingo erhob sich nicht. Er sagte von seinem bequemen Sessel aus: »Doch, das hat er getan. Und jetzt kommen Sie zu mir und nennen mich einen Lügner, Padre. Kommen Sie, sagen Sie's mir ins Gesicht.« Seine Stimme klang lakonisch, als fände er das alles irgendwie amüsant.

Nkosi ignorierte ihn.

Domingo wusste genau, dass dem Pastor seine Würde heilig war. Deswegen fügte er spöttisch herablassend hinzu: »Sie waren doch derjenige, der die Angst zur Grundlage seines Wahlkampfs gemacht hat, Padre. Ich habe dasselbe getan, nur eben auf meine Art und Weise.«

»Ich will zwei Sitze im Komitee«, forderte Nkosi von Pa.

»Das ist eine berechtigte Forderung«, sagte Birdie.

»Und ich will eine Kirche bauen.«

»Wir haben nicht genügend Ressourcen, Nkosi. Du weißt, dass wir erst die Wehranlagen errichten müssen.«

»Erst die Sicherheitstore, dann die Himmelstore«, kommentierte Domingo, der den Pastor jetzt öffentlich herausforderte.

Nkosi ignorierte ihn weiterhin. »Und die Kirche steht als Nächstes ganz oben auf der Liste?«

»Das können wir jetzt noch nicht festlegen«, erwiderte Pa.

Der Pastor überlegte hin und her. Meinem Vater aber war klar, dass der Prediger einen kleinen Sieg erringen musste, daher sagte er: »Nkosi, du bist ein hoch geschätztes Mitglied unserer Gemeinschaft und warst von Anfang an ein bedeutendes, kluges und respektiertes Mitglied dieses Komitees. Ich habe tiefsten Respekt für deinen Glauben und den Glauben deiner Gemeindemitglieder. Ich bin sicher, dass wir unsere Einladung auf zwei Sitze ausweiten können, und wir können versprechen, den Bau einer Kirche in dem Moment auf die Tagesordnung zu setzen, wenn die Schutztore fertiggestellt sind. Ich würde außerdem vorschlagen, dass du und ich ein Unterkomitee leiten, um eine Konstitution für Amanzi zu verfassen, jetzt, wo wir offenbar ein Parteiensystem haben. Du und ich, wir wollen doch beide Religionsfreiheit garantieren.«

Dann streckte Pa dem Pastor seine Hand hin.

Nkosi machte es zunächst spannend, bestimmt auch, um zu demonstrieren, dass er sich nicht so einfach überreden ließ. Schließlich schüttelte er Pa die Hand. »Im Prinzip stimme ich zu. Aber ich möchte noch einmal einen Tag darüber im Gebet verbringen. Morgen erhaltet ihr meine verbindliche Antwort.«

Pastor Nkosi war schon auf den Weg hinaus, als Domingo aufstand. »Jetzt, wo wir das Intergalaktische Konzil beisammenhaben …«

»Domingo«, warnte Birdie. »Hör auf. Bitte.«

»Aber es gibt einiges, was ihr wissen müsst, Birdie. Etwa, dass die KTM Funkgeräte haben und dass ihre Motorräder mit Ethanol

betrieben werden.«

Das brachte die anderen einen Augenblick lang zum Schweigen.

»Woher weißt du, dass ihre Maschinen mit Ethanol laufen?«, fragte Birdie.

»Ich habe mir die Bikes geholt, die Nico unten auf der Straße abgeschossen hat. Ich wollte wissen, warum sie keine Probleme mit schlechtem Benzin hatten. Ich habe vier von ihnen gefahren, hin und her, nicht eine einzige Fehlzündung. Dann habe ich den Abgasgeruch überprüft, und der war süßlich. Und der Geruch des Treibstoffs ebenfalls. Da habe ich sie zu unseren Mechanikern gebracht. Sie sagten, es wären definitiv ein paar Modifikationen gemacht worden, und sie glauben, dass der Treibstoff eine Mischung ist, fünfzig oder sechzig Prozent Ethanol, der Rest Benzin.«

Sogar der Pastor drehte sich an der Tür noch einmal um. Diese Nachricht brachte alle zum Nachdenken.

Pa sagte: »Trunkenpolz hat behauptet, er wäre Ingenieur.«

»Es geht um mehr als das«, erwiderte Birdie. »Es bedeutet, dass sie die Technik haben. Das Know-how. Die Werkstätten. Und dafür brauchen sie eine Basis. Eine Basis wiederum bedeutet irgendeine Art von Gemeinschaft …«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Domingo. »Einerseits hast du recht, sie müssen ziemlich gut organisiert sein, und wir müssen uns genau überlegen, was das möglicherweise bedeutet. Aber dieser Abschaum hat weder eine Gemeinschaft noch eine

vernünftige Basis. Ihre Wirtschaft ist auf Jagen, Sammeln und Plündern ausgelegt, hauptsächlich aber auf Raubüberfälle. Bei diesem Lifestyle kann man es sich nicht leisten, eine Basis zu haben, denn man macht sich viele Feinde, und früher oder später schlagen die zurück. Also müsste man es machen wie Amanzi und in die Verteidigung investieren, in menschliche und andere Ressourcen. Was aufwendig wäre für Jäger–Sammler–Plünderer. Das tun sie garantiert nicht.«

Birdie nickte. »Okay. Aber das bedeutet wiederum, dass sie das Ethanol nicht selbst produzieren, denn dafür braucht man definitiv eine Basis.«

»Stimmt«, sagte Domingo. »Womit wollten sie das Ethanol auch herstellen? Sie bauen nichts an. Daher habe ich folgende Theorie: Thabo und Margriet haben doch erzählt, dass Leute in der Nähe von Pinetown Ethanol aus Zuckerrohr herstellen. Ich glaube, dass diese Leute ihren Treibstoff an die KTM verschachern. Die KTM jagen, sammeln und rauben und tauschen einen Teil ihrer Beute gegen das Pinetown-Ethanol ein.«

Pa nickte; er war derselben Meinung. »Damit willst du sagen, dass die KTM immer wiederkommen werden, weil ihre Wirtschaft auf Raubzüge aufgebaut ist.«

»Genau«, sagte Domingo. »Es sei denn, wir machen mit ihnen kurzen Prozess. Das wird allerdings nicht leicht sein, denn wenn der Feind die Guerillataktik anwendet, muss man mit unkonventionellen Methoden zurückschlagen. Außerdem

kommunizieren sie über Funk; in alle Motorräder sind CB-Funkgeräte eingebaut. Sie können miteinander und sogar mit einem Controller über ein paar hundert Kilometer Entfernung reden, wenn es irgendwo eine Basisstationsantenne gibt. Sie werden zu einer immer größeren Bedrohung.«

Alle dachten schweigend nach.

»Deswegen«, fuhr Domingo fort, »habe ich gedacht, wo wir jetzt schon mal alle beisammen sind und uns über die große Zukunft Amanzis Gedanken machen, präsentiere ich bei der Gelegenheit auch mal gleich meine Forderungen.«

»Deine Forderungen?«, fragte Pastor Nkosi.

»Padre, man hat soeben Ihre Forderungen angehört. Warum sollte man jetzt nicht auch meine anhören?«

Pa seufzte. »Raus mit der Sprache, Domingo.«

Nkosi verschränkte die Arme unzufrieden vor seiner breiten Brust.

»Vielen Dank. Es ist nicht weiter kompliziert. Ich werde derjenige sein, der eure ganzen Wahlversprechen in die Tat umsetzen muss, wenn diese Anlagen gebaut sind. Und ich bin auch derjenige, der den Krieg gegen die KTM führen muss. Es sei denn natürlich, ihr habt jemand anderen für den Job im Hinterkopf …« Er legte eine Kunstpause ein.

»Red weiter«, sagte Pa.

»Okay. Cool. Wir werden Folgendes brauchen: drei Schichten von je drei Leuten für jede Wehranlage. Das sind vierundzwanzig pro Tor, mal drei Tore, macht zweiundsiebzig Leute. Dazu noch

drei Schichten von acht Leuten, die permanent die unbefestigte Straße beobachten, die hinten am Berg hoch ins Schutzgebiet führt.«

»Wir haben noch nie Wachen dort aufgestellt«, entgegnete Pa.

»Stimmt. Aber die KTM sind nicht blöd. Sie haben die Strategie mit dem trojanischen Pferd an unseren Toren ausprobiert und sind gescheitert. Also, was ist ihre nächste Option? Finde die Achillesferse. Es gibt zwei: den Staudamm und die Jeepspur rauf in die kleine Schlucht. Den Staudamm werden sie nicht nehmen, es sei denn, sie bringen fünfzig Typen mit, die drei Kilometer mit Waffen und Munition schwimmen, und das halte ich nicht für wahrscheinlich. Das lässt ihnen nur eine Möglichkeit …«

»Verstehe«, sagte Pa.

»Wo war ich? Ach ja, das macht dann insgesamt sechsundneunzig Leute. Und das nur für die Verteidigung. Außerdem brauche ich zwei Trupps von je zwölf Leuten für unser Sondereinsatzkommando, unser Special Ops Team, unsere Sturmtruppe. Also nochmals vierundzwanzig, das macht dann insgesamt hundertzwanzig Leute. Das ist nicht verhandelbar, darüber wird nicht diskutiert, das sind die Zahlen. Und meine letzte Forderung: Ihr weist mir keine Leute zu. Ich darf sie auswählen, aus jedem Bereich, jeden, der sich freiwillig meldet. Das ist ebenfalls nicht verhandelbar. Akzeptiert es oder lasst es.«

»Und wenn wir es lassen?«, fragte Nero Dlamini.

»Dann packe ich meinen Krempel, nehme mir zwei Pferde und

hau ab. Ich hätte nichts dagegen, mal wieder das Meer zu sehen.«

Den nächsten Morgen würde ich am liebsten vergessen, diesen verhängnisvollen Montagmorgen.

Die Erinnerung daran quält mich bis heute und zerreißt mir das Herz. Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen, noch einmal in den Speisesaal gehen und mich neben meinen Vater setzen, und dann würde ich es ganz anders machen. Ich würde ihm sagen, dass ich ihn lieb habe und ihn bewundere und mir nur wünschen könne, eines Tages so ein Mann wie er zu werden.

Aber das geht leider nicht. Der Schaden ist nicht wiedergutzumachen und der Schmerz unauslöschlich.

Hier ist mein Plädoyer, meine Erklärung, meine Erläuterung zu den mildernden Umständen:

Ich war erst knapp sechzehn. Das ist das Alter des Schwachsinns.

Ich war wütend auf meinen Vater, und die Wut stammte noch aus den Tagen, in denen er gefiebert hatte, in dem Haus, in dem wir uns verstecken mussten, in dem Haus an der Ecke Aalwyn- und Gansiestraat im alten Vanderkloof, jenem Haus, das mir noch immer Unbehagen bereitete, wenn ich daran vorbeiging. Die Wut stammte noch von dem Tag, als er in Koffiefontein so verstört neben dem Truck gestanden hatte, so klein und schmal. Und diese Wut wurde noch davon genährt, dass ich die Jeep-Männer erschießen musste und dass er mich bisher weder für die Abwehr der Hunde im Schutzgebiet noch für meine Leistung

beim Abschuss der KTM gelobt hatte. Auch dafür, dass ich Okkie gerettet und geholfen hatte, das Dieselflugzeug abzuholen, hatte ich keinerlei Anerkennung von ihm erhalten. Außerdem hatte er mich vernachlässigt und in den letzten Jahren seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit Amanzi gewidmet, jene Zeit und Aufmerksamkeit, die vorher exklusiv mir gehört hatten.

Hinzu kam, dass ich mich für meinen Vater schämte. Ich schämte mich dafür, dass er sich auf dem Tata-Podium so leicht von Pastor Nkosi hatte übertölpeln und verdrängen lassen und dass er am Abend zuvor widerspruchslos Nkosi und Domingo nachgegeben hatte, als diese ihm ihre Forderungen und Ultimaten unterbreitet hatten. Wahrscheinlich habe ich Pa und Domingo in gewisser Weise ständig miteinander verglichen und meinen Vater als den wesentlich Schwächeren erlebt. Mein Vater strebte nach Kompromissen und Ausgleich, mein Vater sah die menschlichen Schwächen der anderen und betrachtete den Menschen als wundersames Wesen, das zu Edlem fähig war. In meinem sechzehnjährigen Kopf stempelte ich meinen Vater deswegen als Schwächling ab.

Das kann ich als Entschuldigung anbieten. Und Folgendes passierte an jenem Montagmorgen:

Ich musste zurück in die Schule. Die Wunde war gut genug verheilt. Doch noch war ich von meinen Verpflichtungen im Waisenhaus entbunden. Deswegen zog ich mich früh an, hinkte mit den Krücken ins Esszimmer und sah Pa und Okkie beim Frühstück am Tisch sitzen.

Ich beschloss, meinen Vater auf der Stelle über mein Vorhaben zu informieren.

Ich setzte mich zu ihnen. Pa begrüßte mich. Ich war so entschlossen, mein Anliegen loszuwerden, dass ich nicht erkannte, wie schwer die Verantwortung auf ihm lastete und wie rot seine Augen durch den Schlafmangel waren. Okkie war lebhaft und redselig wie immer. Er wollte sich mit uns unterhalten, er wollte auch Krücken haben, er fragte, ob ich wirklich wieder in die Schule müsse, weil es ihm sehr gut gefallen hatte, dass ich durch die Verletzung im Waisenhaus hatte bleiben müssen.

Ich sagte, er solle still sein, und wandte mich an meinen Vater: »Pa, im August gehe ich von der Schule. Ich will zum Special Ops Team.«

Es war, als müsse mein Vater erst von irgendwoher zurückkehren, um zu verstehen, was ich sagte. Er schaute mich an und sagte dann: »Nein, Nico.«

»Pa, du hast keinen Einfluss darauf. Ich werde im August sechzehn.« Das war die Altersgrenze, die das Komitee gestern Abend auf Domingos Forderungen hin festgelegt hatte.

»Nein, Nico.«

Viel später, als ich noch einmal über das Gespräch nachdachte, wurde mir klar, dass in Pas »Nein, Nico« gar kein Verbot gelegen hatte, sondern eine Bitte, ein Flehen. Ich hätte erkannt, dass er nicht für die Altersgrenze von sechzehn gewesen war, weil er wusste, dass ich mich ansonsten sofort freiwillig gemeldet hätte,

sondern weil er eine Richtlinie haben wollte, die allen nutzte. Trotzdem hatte ich abends im Bett lange wach gelegen und versucht, jedes von Pas Gegenargumenten im Voraus zu ahnen. Ich hatte vorbereitet, was ich sagen wollte, und jetzt sprudelten die Worte heraus, mit jugendlicher Egozentrik und Unsensibilität, mit all der Wut und Scham, die ich meinem Vater entgegenbrachte: »Ich will das unbedingt, und du wirst mich nicht daran hindern.«

Mehr hätte ich gar nicht zu sagen brauchen. Ich hätte in diesem Augenblick aufstehen und weggehen müssen. Aber das tat ich nicht. Wie ein Idiot fügte ich hinzu: »Ich bin nicht so wie du, Pa. Und ich will niemals so werden.«

Bestürzt sah er mich an. Ich erwartete, dass er böse werden würde, dass er mich anschreien und mir verbieten würde, mich dem Sonderkommando anzuschließen. Gegen das alles war ich gewappnet.

Doch das tat er nicht. Er verzog schmerzlich das Gesicht, als hätte ich ihm körperlich wehgetan. Er saß am Frühstückstisch, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Okkie sah Pa an, er sah mich an, und er fing auch an zu weinen. Er stand auf, umrundete den Tisch, ging zu meinem Vater, legte die Arme um seinen Hals, tröstete ihn und sagte: »Weine nicht, Pa. Bitte weine nicht. Ich will so werden wie du.«

Ich stand auf und hinkte auf meinen Krücken davon.

Auf dem Weg zur Schule hatte ich Gewissensbisse. Meinem knapp sechzehnjährigen Ich dämmerte, dass ich etwas ziemlich

Überflüssiges gesagt hatte. Doch dann, so muss ich zu meiner Schande gestehen, tröstete ich mich damit, dass ich dachte: Wir sind Tiere. Das alles spielt sowieso keine große Rolle.

57

Sofia Bergman

Ich möchte noch ein wenig vom letzten Tag meiner Wanderung erzählen, bis nach Hanover, denn dabei ist etwas Interessantes passiert, das unerwartete Folgen hatte.

Ich bin immer die Farmstraße entlanggewandert. Eine Farmstraße … vor dem Fieber war das für uns eine Straße, die weder Provinz- noch Landstraße war und die die Farmer normalerweise selbst instand hielten, denn sie führte zu abgelegenen Höfen oder Weiden. Meist war sie nicht breit genug für zwei Fahrzeuge, und alle paar Kilometer stieß man auf Gatter, die man öffnen und schließen musste.

Die Vegetation zwischen der Straße und den Zäunen war meist dichter und grüner als jenseits davon. Dort weideten oft Ducker und Steinböckchen, und wenn man mit dem Auto unterwegs war, rannten sie an der Straße entlang vor einem her. Auch Springhasen gab es viele. Nachts gerieten sie leider oft unter die Räder.

Ich ging also die Farmstraße entlang nach Hanover, weil diese Strecke kürzer war. Und schöner, da die Straße größtenteils an einem kleinen Fluss entlangführte. Meine Füße schmerzten immer noch, obwohl das Pflaster, die Unterwäsche in den Stiefeln und die Schmerztabletten halfen. Ich kann nicht behaupten, dass ich mich regelmäßig umgesehen hätte, ja, ich weiß nicht, ob ich mich überhaupt einmal in diesen drei Tagen, in denen ich zu Fuß und mit dem Fahrrad unterwegs gewesen war, umgeschaut habe. Warum sollte

man das tun, wenn man weiß, dass man der einzige Mensch weit und breit?

Es war gegen elf Uhr morgens, ein herrlicher Tag in der Karoo. Noch nicht sehr heiß. Da sagte mir irgendetwas, ich müsse mich umsehen.

Und da sah ich, dass mir ein Schakal folgte. Ein Schabrackenschakal. Mein Vater hasste Schabrackenschakale inbrünstig, weil sie seine Schafe rissen, aber vor allem deswegen, weil sie manchmal gleich mehrere töteten und dann nur hier und da an einem fraßen. Sie seien Verschwender, sagte mein Vater, und in der Karoo könne man sich Verschwendung einfach nicht leisten. Trotzdem hegte er einen merkwürdigen Respekt vor Schabrackenschakalen. Er sagte oft, die Menschen seien daran schuld, dass sie so schlau geworden seien. Denn die Menschen, die Bauern, hätten die dummen Schakale abgeschossen, so dass nur die klügsten übrig geblieben seien, und die hätten sich dann vermehrt, so dass die Bauern selbst für genetische Auslese gesorgt und eine Art Superschakal gezüchtet hätten. Deswegen erwies es sich später als unmöglich, die Schakale in der Karoo auszurotten.

Als ich mich umsah, trabte also der Schakal auf der Straße hinter mir her, in kaum hundert Metern Entfernung. Es war ein prächtiges, großes Tier mit pechschwarzem Hals und Rücken, und sein restliches Fell schimmerte so rötlich, wie ich mir immer die Haare von Esau in der Bibel vorgestellt habe. Und dazu der dicke Schwanz. Wenn man schon einmal einen Schakal gesehen hat, dann weiß man, wie ein Schakaltrab aussieht – so ein lockeres, müheloses Dahintraben, wobei sie manchmal ein bisschen schräg laufen. So lief er also hinter mir her, die ganze Straße entlang.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass er etwas anderes als neugierig war. Wirklich. So wanderten wir vor uns hin, ich leicht hinkend durch die

schmerzenden Füße, er in seinem Schakaltrab, über eine Stunde lang, immer die Farmstraße entlang. Als wären wir Reisegefährten.

Als ich mich wieder umblickte, war er plötzlich verschwunden, und da fühlte ich mich ein bisschen allein. Aber zugleich glücklich und froh über die gemeinsam verbrachte Zeit. Was dem Schakal wohl durch den Kopf gegangen ist während dieser Stunde? Darüber denke ich heute noch nach.

Die unerwartete Folge davon war: Als Nico und ich begannen, den Jahren Namen zu geben, dachte ich wieder an den Schakal, und nach ihm haben wir das Jahr des Schakals benannt, obwohl die Leute von Amanzi im selben Jahr oben im Schutzgebiet auch Vieh durch Schakale verloren haben.

Anfangs gaben nur Nico und ich den Jahren Namen, hauptsächlich Tiernamen. Wir erzählten uns davon, wie es uns nach dem Fieber ergangen war, und weil wir uns nicht an die Jahreszahlen erinnern konnten, sagten wir zum Beispiel: »Ach, das war das Jahr mit den Krähen.« Es hatte wohl auch etwas damit zu tun, dass unsere Generation Teil von etwas ganz Neuem war. Wir waren keine Fortsetzung der alten Ära, sondern wir waren die Nachfieber-Generation.

Als wir in einem Nebenraum der Schulbibliothek von Philippolis ein paar Bände der Encyclopedia Britannica entdeckten, stellten wir fest, dass auch die Chinesen ihre Jahre nach Tieren benannt hatten, nach ihrem Tierkreis. Alle zwölf Jahre begannen sie wieder von vorne. Sie kannten das Jahr der Ratte, dann kamen der Ochse, der Tiger, der Hase, der Drache, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, der Hahn, der Hund und das Schwein.

Das hat uns zusätzlich dazu angeregt, unseren eigenen Tierkreis zu erfinden.

Aber unser Tierkreis, Nicos und meiner, wiederholte sich nicht. Er half

uns dabei, uns zu erinnern. Heute verwenden alle in Amanzi dieses System der Jahreszählung. Es ist einzigartig.

58

Sofia Bergman

Vor dem Fieber war die N1 eine stark befahrene Hauptverkehrsstraße.

Wenn wir nach Bloemfontein wollten und Pa es eilig hatte, fuhr er erst auf die N9 und von dort aus über Middelburg nach Colesberg. Er hat immer gesagt, man müsse sich so lange wie möglich von der N1 fernhalten, denn die sei der reinste Hexenkessel. Und so erinnere ich mich an die N1 als Kind vor dem Fieber: eine sehr breite, stark befahrene Teerstraße, auf der die Leute zwischen dem Kap und Johannesburg mit Autos, Trucks, Bussen und Kleinbussen hin und her rasten. Man konnte nie auf der N1 unterwegs sein, ohne ein anderes Fahrzeug zu sehen; so viel war los, Tag und Nacht.

Als ich dann am Tag des Schabrackenschakals in der Nähe von Hanover auf die N1 gelangte, war es totenstill, und das traf mich vollkommen unerwartet, denn irgendwie hatte ich mir vorgestellt, dass dort Menschen sein würden. Ich weiß, ich hatte das alles nicht vernünftig durchdacht, aber es dauert eben eine Weile, bis man es richtig begreift, wenn man feststellen muss, dass die Wirklichkeit in keiner Weise mehr mit den eigenen Erinnerungen übereinstimmt.

In keiner Hinsicht.

Ich ging erst zur Caltex-Raststätte, die an der N1 im Süden der Stadt lag. Früher betrieb dort eine Frau einen Hamburger-Stand mit besonders leckeren Burgern. Jetzt war dort niemand mehr, doch ich sah, dass dort Menschen gewesen sein mussten. Jemand hatte ein Feuer gemacht, vor gar

nicht so langer Zeit, genau da, wo früher die Autos zum Tanken angehalten hatten. Ich dachte, Mensch, das ist aber gefährlich, denn mir war nicht klar, dass das Benzin schon lange aufgebraucht war.

Es gab nichts zu essen, der Kiosk war leergeräumt. Nur ein paar zerbrochene Limoflaschen lagen in der Ecke.

Ich ging dann in den Ort hinein, zur Excel-Dieseltankstelle, wo die großen Lkw hielten. Dort war es genau dasselbe; es gab nichts außer Müll.

Die Sonne ging unter, und ich sah ein Schild, das zum Hanover Lodge Hotel zeigte, und ich ging hin. Das Hotel lag an der Ecke gegenüber vom Supermarkt. Ich ging hinein. Dort lag kein Müll herum, alles war ordentlich, allerdings verstaubt. Ich suchte mir ein Zimmer. Es war schon ziemlich dunkel draußen, und ich wollte nur noch die Schuhe ausziehen und meine Füße ausruhen. Das Doppelbett war noch wunderbar weiß bezogen. Ich setzte mich darauf, nahm den Rucksack ab, holte meine Taschenlampe heraus und schaltete sie ein. Dann zog ich die Stiefel aus – eine Wohltat. Und das Bett war so schön weich!

Dann tat ich noch so etwas Dummes. Ich schaltete Pas Handy ein.

Auf dem Display stand: kein Signal.

Man denkt nicht nach, man macht einfach weiter. Ich ging ins Badezimmer. Dort stand ein Fläschchen mit violetter Seife, und Shampoo und Duschgel gab es auch. Ich drehte einen Hahn am Waschbecken auf. Es kam Wasser heraus, und ich drehte ihn sofort wieder zu, denn ich dachte, dann dusche ich mal ausgiebig, solange das Wasser noch läuft.

Ich schloss die Tür, zog meine Kleider aus und ging unter die Dusche. Ich duschte schnell, denn das Wasser war eiskalt, aber es war ein warmer Tag. Ich wusch mir die Haare und den ganzen Körper, und danach roch ich

gut und merkte erst jetzt, dass im Gegensatz dazu meine Kleider und Strümpfe nicht mehr besonders gut rochen.

Ich setzte mich auf das Bett und dann traf mich die Erkenntnis: Niemand ist auf der N1, niemand ist hier in Hanover. Ich hatte nicht genug zu essen, um es bis nach Bloemfontein zu schaffen. Wenn ich weder im Supermarkt noch im Hotel noch in einem der Häuser im Ort etwas zum Essen fand, würde ich mir einen anderen Plan überlegen müssen.

Es musste noch andere Menschen geben, die überlebt hatten, ich wusste es. Vielleicht in Colesberg? Vielleicht am großen Gariepdamm jenseits von Colesberg – Wasser zog doch immer Menschen an, es half ihnen, zu überleben und ein Auskommen zu finden.

Ich wusste es nicht.

Was ich auch nicht wusste, war, dass dies der letzte Abend meines Lebens war, an dem ich so ganz und gar allein sein würde.

59

Der erste KTM-Krieg: I

Nach dem zweiten Angriff der KTM war unsere Gemeinschaft in zwei Lager gespalten: Freies Amanzi und die Gewaltiger-Held-Partei, und niemand war glücklich, weil unsere Einheit nicht mehr bestand.

»Das verlorene Paradies«, nannte es Nero Dlamini.

Auch mein Vater und ich hatten einander verloren.

Mein Vater machte immer wieder Versuche, sich mit mir zu versöhnen, aber ich war ein Idiot. Ein sechzehnjähriger Idiot.

Einig waren wir uns jedoch zumindest in unserem Bestreben, neue Verteidigungsanlagen für unsere Ansiedlung zu bauen. Alle, die konnten, halfen beim Anmischen von Zement, dem Brennen von Backsteinen, dem Transport von Sand und Kies, dem Graben von Fundamenten und dem eigentlichen Bau. Das Haupttor erhob sich beeindruckend an der Stelle, wo vorher das alte Bustor gewesen war. Es hieß, man würde schon einen Panzer brauchen, um durchzubrechen.

Anfang Juli – und in Überlegung mit Domingo – engagierte das Komitee den ehemaligen Polizeisergeanten Sizwe Xaba als Chef von Amanzis Verteidigungstruppe, so dass sich Domingo auf die Ausbildung des SpOT konzentrieren konnte, wie das Special Operations Team schon bald genannt wurde. Die

Mitglieder des Sonderkommandos hießen im Volksmund daraufhin »Spotter«. Birdie nannte sie die Schlotter, nur um Domingo zu ärgern.

Ihr Verhältnis war stürmisch; manchmal hatten sie laute Auseinandersetzungen, die man im ganzen Waisenhaus hörte, meistens wegen Domingos »Einstellung«. Kurz darauf sah man sie dann wieder auf einem Felsblock am Hügel sitzen und sich ruhig miteinander unterhalten, als sei nichts geschehen. Ansonsten hatte sich nichts geändert: Er fragte sie, ob sie mit ihm ausgehen wolle, und sie sagte nein, aber so, dass er hoffte, sie würde morgen ja sagen.

Etwa siebzig Leute meldeten sich zur Musterung als Spotter. Domingo verlangte von ihnen einen Querfeldeinlauf, erst hinauf ins Schutzgebiet, dann auf der anderen Seite wieder runter, am Ufer des Stausees entlang und wieder zurück ins Dorf. Es waren über dreißig Kilometer, auf denen es steil hoch und runter ging, ein schwieriges Terrain.

Die Hälfte der Leute gab auf, bevor sie die halbe Strecke bewältigt hatten. Nur sechsundzwanzig schafften es ins Ziel.

Dann folgte eine Schießprüfung. Einer von Domingos sichersten Kandidaten, ein großer, starker, gewandter Namibier, traf ständig daneben.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte Domingo verärgert.

»Ich habe vor einem Jahr meine Brille verloren.«

»Du kannst also nicht mal das Ziel erkennen?«

»Nein.«

Domingo schickte ihn weg. Einundzwanzig qualifizierten sich. Drei weniger, als Domingo sich gewünscht hatte. Ich war ganz aufgeregt. Ich wollte unbedingt einen dieser freien Plätze haben. Ich konnte es gar nicht erwarten, endlich sechzehn zu werden. Ich trainierte mein verletztes Bein; ich hatte keine zwei Monate mehr. Und ich wusste, dass ich besser schießen konnte als alle außer Domingo.

Vor dem Haupttor, zwischen dem großen Verkehrskreisel und dem Fluss, lag ein Hügel, auf dem sich die ehemaligen Büros und Lager der Behörde für Wasserwirtschaft befanden. Dort hatte sich Domingo mit den Spottern einquartiert und eine Kaserne eingerichtet. Am 22. August um sechs Uhr morgens meldete ich mich an der Tür des großen, hässlichen, alten Gebäudes, mit meiner R4 DM und meiner R6.

Die Wache war irritiert. »Was willst du denn her, Nico?«

»Heute ist mein sechzehnter Geburtstag.«

Er nickte. Er wusste Bescheid. »Warte hier.«

Ich wartete eine ganze Stunde lang, bis beide SpOT-Teams herausgerannt kamen, in Reih und Glied, in Uniformen, mit Rucksäcken und Gewehren. Domingo lief ihnen voraus. Er sah mich und brachte die Truppen zum Stehen.

»Ich habe gehört, du wirst heute sechzehn?«

Er wusste es. Ich hatte ihm am Abend zuvor schon Bescheid gesagt, dass ich am Morgen kommen würde. Da hatte er genickt. Warum fragte er mich jetzt? »Ja«, sagte ich.

»Ja, was?«

»Ja, Domingo.«

Die Spotter lachten. Aber nicht Domingo. »Du sagst ›Kaptein‹ zu mir.«

»Ja, Kaptein.« Warum war er so grob zu mir? Wir kannten uns doch, wir sahen uns jeden Abend im Waisenhaus. Dort waren wir Freunde.

Domingo rief einen seiner Soldaten. »Nimm ihn mit ins Waffenlager, da soll er seine Gewehre abgeben.«

»Ja, Kaptein«, sagte der Soldat, und dann, an mich gewandt: »Komm mit!«

Er rannte los, ich hinterher. Im ersten Stock war eine Kleider- und Waffenkammer. Der Soldat öffnete die Tür und deutete hinein. »Nimm dir eine Hose, ein Hemd, Strümpfe und Stiefel. Bring aber nichts durcheinander. Deine Gewehre lässt du auf dem Tisch liegen.«

Alle Kleider lagen in ordentlichen Reihen auf Regalen. Domingo hatte die Sachen aus dem großen Militärlager bei De Aar hierhergeschafft. Ich suchte meine Größe.

»Beeile dich«, sagte der Soldat.

Am liebsten hätte ich ihm erwidert, dass er nur irgendein Soldat war, ich dagegen der Sohn des Vorsitzenden und Domingos Freund. Aber ich sagte nichts und nahm mir Sachen heraus, die mir passten.

»Nein, zieh dich hier um und lass deine Kleider auf dem Tisch liegen. Wenn du die Prüfung nicht bestehst, musst du die Sachen

am Abend wieder holen.«

»Schon klar.«

Er lachte leise. Er war drei Jahre älter als ich, aber nicht viel größer. Und ich wusste, dass ich weitere Strecken als er laufen und sehr viel besser schießen konnte. Wenn er es geschafft hatte …

Bis dahin wusste ich so gut wie gar nichts vom Special Operations Team und seiner Ausbildung. Die Kämpfer lebten abgesondert von allen anderen in Amanzi, und wenn sie an den Wochenenden ins Dorf kamen, redeten sie nicht über Domingo oder das, was sie jeden Tag machten. Wir, die Zivilbevölkerung, sahen sie nur manchmal in ihren Uniformen in Reih und Glied irgendwohin traben, oder wir hörten sie schießen. Bei Tag und bei Nacht.

Es spielte keine Rolle. Ich war voller Selbstvertrauen. Ich war der Held der großen Diesel-Expedition und hatte zwölf KTM-Mitglieder abgeschossen.

Ich faltete meine Kleidung zusammen und zog die neue Ausrüstung an. Sie roch ein wenig nach Mottenkugeln, und der gestärkte braungrüne Kampfanzug lag steif auf meiner Haut an. Wir gingen hinaus, und der Soldat schloss die Tür hinter mir. Dann liefen wir wieder die Treppe hinunter nach draußen. Die beiden SpOT-Teams exerzierten vor dem Gebäude. Wir rannten zu Domingo.

»Das sind deine Sachen«, sagte Domingo und deutete auf einen Rucksack und eine R4, die an der Wand standen.

»Ja, Kaptein.«

Ich nahm den Rucksack und das Gewehr. Das Gewehr war eine normale R4, verkratzt, verbeult und mitgenommen. Der Rucksack war schwer.

Domingo zog eine Stoppuhr aus der Hosentasche und wandte sich an die beiden Teams. Er brüllte: »Es ist jetzt sieben Uhr!«

Die beiden SpOT-Teams riefen laut und im Chor zurück: »Ja, Kaptein!«

»Wie weit ist es bis nach Luckhoff?«

»Dreißig Kilometer, Kaptein.«

»Wie viel Zeit hat er?«

»Sieben Stunden, Kaptein.«

Domingo sah mich an. »Hast du gehört?«

»Ja, Kaptein.«

»Du musst nach Luckhoff und wieder zurück. Bis hierher. Sechzig Kilometer. Innerhalb von sieben Stunden.«

»Ja, Kaptein.«

»Sieben Stunden.«

»Ja, Kaptein.«

»Du darfst nicht die Straße benutzen. Wenn dich irgendjemand auf der Straße oder in ihrer Nähe sieht, bist du disqualifiziert. Verstanden?«

»Ja, Kaptein.«

»Wenn du disqualifiziert wirst, darfst du wiederkommen, wenn du siebzehn bist.«

Wieso sprach Domingo auf einmal Weißen-Afrikaans mit mir?

Bisher hatte er immer *Kaaps* mit mir gesprochen, jetzt war es, als wolle er mich von irgendetwas ausschließen.

»Ja, Kaptein.«

»An der Ecke der Fowler- und der Barnettstraat in Luckhoff liegt ein Stein. Unter dem Stein ist ein Zettel. Lies ihn, leg ihn so zurück, wie du ihn gefunden hast, und wenn du zurück bist, sagst du uns, was auf diesem Zettel gestanden hat.«

»Ja, Kaptein.« Ich rief es laut, wie die anderen Spotter, aber ich war verletzt. »Sagst du uns«, hatte Domingo gesagt. Es waren also jetzt er und die anderen gegen mich.

»Worauf wartest du?«

Verdattert stand ich da. Ich sollte doch sicher nicht jetzt sofort loslaufen? Die Spotter lachten.

Ich schwang den Rucksack auf den Rücken und nahm das Gewehr. Und dann trabte ich los.

»Du kannst die Brücke nehmen«, rief mir Domingo nach und deutete auf die einspurige Brücke unterhalb der Staumauer.

»Ja, Kaptein.«

»Die Steine in deinem Rucksack sind gekennzeichnet.«

»Ja, Kaptein.«

»Sieben Stunden.« Er drückte die Stoppuhr.

Es war der 22. August im Jahr des Schakals. Der Winter neigte sich gerade erst dem Ende zu, das war das Einzige, was zu meinem Vorteil gereichte. Sommerhitze hätte mein Vorhaben unmöglich gemacht, denn die sechzig Kilometer zwischen

Amanzi und Luckhoff waren in der Realität keine sechzig Kilometer. Es waren sechzig auf der Landkarte. Berücksichtige man das Landschaftsrelief, waren es eher siebzig, und zwar schwierige siebzig, wenn man die Straßen nicht benutzen durfte. Es war ein raues Terrain, Hügel und Wasserläufe, bergauf und bergab, Steine und Felsen, Dornakazien, trockene Wasserläufe, teilweise Sand. Es ging nicht die ganze Zeit geradeaus, und ich hatte keinen Kompass. Und dazu trug ich einen schweren Rucksack, ein Gewehr und klobige Militärstiefel.

Auf den ersten fünfzehn Kilometern trieb mich meine Wut auf Domingo an.

Warum ging er so mit mir um? Schließlich war ich derjenige, dem er vom Aussichtspunkt aus den Stausee gezeigt und mir seine Theorie erklärt hatte, dass der Mensch ein Tier sei. Ich war der Erste, der Allererste gewesen, dem er militärische Taktiken beigebracht hatte, als ich Hennie Flaai begleiten musste. Und ich war derjenige, zu dem er gesagt hatte: »Du hast diese Ruhelosigkeit. Und das Herz. Da drin steckt ein Raubtier, ein Krieger …« Mit mir hatte er sein Mantra geteilt: »Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot.« Und jetzt ging er so mit mir um?

Und die größte Ungerechtigkeit überhaupt: Ich musste sechzig Kilometer laufen. Alle anderen seiner Soldaten hat nur dreißig zurücklegen müssen. Und bei mir sollten es sechzig sein?

Dem würde ich es zeigen!

Die ersten fünfzehn Kilometer lief ich so, wie es trainiert hatte,

einen Fuß vor den anderen setzend, meine Konzentration zehn Schritt weit vor mich gerichtet – weiter darfst du nicht schauen, lege erst diese zehn Schritte zurück. Das Gewehr lag hinten in meinem Nacken. Ich achtete genau darauf, wo ich hintrat, und versuchte, möglichst geradeaus zu laufen. Ich brachte knapp neun Kilometer pro Stunde hinter mich. Ich würde es schaffen.

Der Rucksack wurde schwerer. Das Gewehr auch.

Schon zwei Wochen zuvor war ich dreißig Kilometer gelaufen, als Teil meiner Vorbereitung. Aber da hatte ich Wasser mitgehabt und hatte normale Straßen benutzt.

Nach fünfundzwanzig Kilometern wurde mir klar, wie schlau Domingo war. Die R48, die Teerstraße in Richtung Luckhoff, führte an einem großen Hügel vorbei. Wenn dort Leute unterwegs waren, würden sie mich sehen, es sei denn, ich liefe über den Hügel oder darum herum. Darüber war hart, denn er war hoch. Außen herum war es weit, es hätte fünf, sechs Kilometer Umweg bedeutet.

Eine schwierige Entscheidung.

Ich entschied mich, darüber zu laufen.

Das kostete mich viel Kraft. Und wenn ich die Steine im Rucksack hier liegen ließe und sie auf dem Rückweg wieder einsammelte? Nein. Angenommen, jemand wartete in Luckhoff, um zu überprüfen, ob ich alle Steine bei mir hatte?

Als ich auf der anderen Seite hinunterlief, sah ich die Ortschaft vor mir liegen, und am steilen Abhang hätten mir beinahe die Knie versagt. Dann begann mein Bein zu schmerzen, das mit der

Wunde. Erst war es nur ein leichter, dumpfer Schmerz. Dabei hatte ich geglaubt, ich wäre schon ganz genesen.

Ich machte mir Sorgen. Wie viel schlimmer würde es werden? Ich lief langsamer. Ich hatte genügend Zeit.

Ich lief in den Ort hinein und sah, dass ich drei Stunden und einunddreißig Minuten gebraucht hatte. Zurück würde ich schneller laufen müssen. Ich wusste nicht, ob ich das konnte.

Neben dem Stein an der Ecke zwischen Fowler- und Barnettstraat stand eine Feldflasche voll Wasser. Ich öffnete sie und trank. Das Wasser war lauwarm und schmeckte nach Kupfer. Ich drehte den Stein um. Auf dem Zettel stand: *Beeil dich. Es wird Zeit.*

60

Der erste KTM-Krieg: II

Sofia Bergman

Eine verlassene Ortschaft bei Sonnenaufgang ist ein wesentlich einsamerer Ort als eine Farm mit nur einer Bewohnerin.

Ich war früh auf, wusch mich, zog mich an und durchsuchte den Supermarkt nach Essen. Es gab nichts. Wirklich nichts mehr stand in den Regalen. Das Geschäft war offenbar gründlich und systematisch geleert worden.

Ich ging die Markstraat hinunter. Eine Familie von Meerkatzen rannte quer darüber. Ich betrat Häuser und Gaststätten, schaute in Küchen und Speisekammern nach. Aber ich fand nichts zu essen, alles war geplündert. Ich kehrte zurück in mein Hotelzimmer.

Ich nahm alle meine Sachen mit und ging in den Speisesaal des Hotels. Die Tische waren noch mit weißen Tischtüchern und kleinen weißen Salz- und Pfeffersteuern gedeckt und mit Besteck, das nicht mehr glänzte. Auf allem lag eine Schicht Karoostaub. Tiere und Insekten hatten an den Tischdecken und den Platzdeckchen geknabbert.

Ich aß meinen Biltong, trank mein Wasser und bildete mir ein, es sei ein Festmahl in einem Schloss. Ich begutachtete meine Vorräte. Ich hatte noch für zwei Tage Proviant. Ich wusste nicht mehr, wie weit Bloemfontein von Hanover aus war. Drei Stunden mit dem Auto? Vier Stunden?

Ich beschloss, eher pessimistisch zu sein, und tippte auf vier Stunden. Das war gar nicht so weit, und außerdem lagen auf dem Weg dorthin noch andere Orte. Colesberg war eine größere Stadt, vielleicht war dort jemand, vielleicht gab es dort etwas zu essen, und es lag ungefähr zwei Tage Fußmarsch entfernt. Drei, wenn ich unterwegs jagen musste. Das konnte ich, ich wusste, wie man draußen in der Natur überlebt.

Ich stand auf, entschlossen, die Herausforderung anzunehmen, die vor mir lag.

Da hörte ich Motorengeräusche in der Ferne. Von vielen Motoren.

Ich rannte zur N1.

Ich schaffte es nicht. Nicht mal annähernd. Ich lief die sechzig Kilometer, die eher siebzig waren, in knapp unter acht Stunden.

»Laufen«, trifft es nicht so ganz. Die letzten fünfzehn Kilometer schleppte ich mich hinkend, mühsam trabend, stolpernd und fallend dahin.

Die Stiefel, der Rucksack und mein Bein hielten mich auf. Die Stiefel scheuerten, bis der Schmerz an beiden Fersen unerträglich wurde. Nach ungefähr fünfzig Kilometern legte ich eine Pause ein und riss die Stiefel herunter. Die Blasen an meinen Fersen platzten auf, Hautstücke klebten an den Strümpfen. Es blutete und brannte wie Feuer. Ich zog die Strümpfe und Stiefel wieder an; ich hätte auf keinen Fall deswegen anhalten dürfen, jetzt brannte es noch schlimmer. Der Rucksack rutschte hin und her und wog nach einer Weile schwer wie Blei. Der Schmerz in meinem Bein klopfte stärker und stärker, und ich hinkte immer

mehr.

Als meine Uhr mir anzeigte, dass die sieben Stunden vorbei waren, brannte dazu noch die Scham in mir. Ich hatte zu meinem Vater gesagt, ich wolle niemals so werden wie er, und jetzt war ich es. All meine großen Heldentaten würden jetzt vergessen sein. Ich würde nur der kleine Aufschneider sein, der glaubte, weil er der Sohn des Vorsitzenden sei und abends mit Domingo zusammensaß, könne er einfach so ein Spotter werden.

Der Verrat schmerzte ebenso tief. Domingo hatte mich verraten.

Ich wollte meinen letzten Rest Ehre retten, der mir noch blieb. Ich wollte wenigstens diesem Haufen, der mich am Morgen so verächtlich gemustert hatte, beweisen, dass ich die sechzig beenden konnte, und schließlich war es doppelt so viel, wie von ihnen verlangt worden war. Mit Domingo würde ich nie wieder reden, er war tot für mich, er war mir auf jede erdenkliche Art in den Rücken gefallen.

Am schwersten fielen mir die letzten zwei Kilometer, durch das Tor der einspurigen Brücke, über die Havenga-Brücke und den Hügel hinauf bis zum SpOT-Hauptquartier. Die Erschöpfung war jetzt schlimmer als die Schmerzen.

Die letzten zweihundert Meter schleppte ich mich mühsam voran, ich konnte nicht mehr anders.

Ich sah, dass sie dort schon bereitstanden und auf mich warteten. Die beiden Mannschaften, in Reih und Glied, in Habachtstellung. Domingo stand vor ihnen, eine Stoppuhr in der

Hand. Ich lief bis zu ihm. Er drückte auf die Stoppuhr.

Er rief so laut, dass es alle hören konnten: »Sieben Stunden, siebenundfünfzig Minuten.«

Mit hängendem Kopf stand ich da.

Sie begannen zu applaudieren. Erst langsam und, wie ich vermutete, sarkastisch. Aber dann lauter und schneller. Ich blickte auf zu Domingo. Sein Gesicht hinter der Sonnenbrille verriet nichts.

Der Applaus verhallte. Domingo sagte: »Das ist die sechstschnellste Zeit.«

Ich begriff nicht, was er meinte.

Domingo sah die beiden Mannschaften an. »War das gut genug?«

»Ja, Kaptein«, antworteten sie im Chor.

Domingo nickte und streckte mir die Hand hin. »Willkommen bei den Spottern.«

Am 23. August zog ich in die Kaserne des Special Ops Teams. Ich wurde dem Team Bravo zugeteilt. Mein Leben veränderte sich von Grund auf. SpOT war mein neues Zuhause. Mein Zimmer im Waisenhaus erhielt ein anderer Jugendlicher, der für den Gemeinschaftssaal der Kinder zu groß geworden war.

Die Spotter waren meine neue Verwandtschaft, Team Bravo meine neue Familie. Manchmal, wenn wir am Wochenende freihatten, besuchte ich Okkie und Pa, aber es war nicht mehr dasselbe, auch wenn Okkie begeistert war, wenn er mich sah, und

auch wenn ich an den Samstagen und Sonntagen versuchte, so viel Zeit wie möglich mit ihm zu verbringen. Aber die Beziehung zwischen Pa und Okkie vertiefte sich, als würde Okkie meine Stelle bei Pa einnehmen und Pa meine Stelle bei Okkie. Als fände sich mein Vater mit der Tatsache ab, dass er mich verloren hatte. Er war höflich zu mir, sogar herzlich, aber nicht mehr so wie früher.

Ich war gerade erst sechzehn, jedoch alt und klug genug, um zu wissen, dass das Pas Art war, mit dem Schmerz, den ich ihm zugefügt hatte, umzugehen und ihn zu verarbeiten. Es verursachte mir Gewissensbisse, aber ich dachte nicht weiter darüber nach, ich verdrängte das Gefühl. Denn Domingo ließ uns arbeiten. Unsere Tage waren lang und hart, oft auch die Nächte. Je länger die Ausbildung dauerte, desto sicherer war ich, dass er selbst eine militärische Ausbildung durchlaufen hatte. Es lag nicht nur an dem, was er uns beibrachte – das Exerzieren, die Disziplin, die Taktik, das Wissen über Waffen und Nahkampf, das Kartenlesen, das Überleben in der Wildnis, Aktion und Reaktion, sondern auch, wie er es uns beibrachte, die Methodik, der Jargon, die Geschicklichkeit und das ruhige Selbstvertrauen – alles zusammen verriet, dass er genau wusste, was er tat.

Am 24. März im Jahr des Hundes hatte ich zwei Männer in der Boomstraat im ehemaligen Vanderkloof erschossen. Da war ich dreizehn Jahre alt. Dieser Tag war der Anfang vom Ende meiner Kindheit gewesen.

Der 22. August im Jahr des Schakals war der letzte Tag meiner

Kindheit. Vom nächsten Tag an war ich ein Soldat. Wir befanden uns im Krieg, und uns standen viele Schlachten bevor. Und das war gut und richtig so, denn im Inneren war ich ein Raubtier, ein Krieger, und das würde ich für den Rest meines Lebens bleiben.

19. November

Ich war das jüngste Mitglied von Team Bravo. Wir fuhren im Anhänger des Volvos – jenem Truck, mit dem mein Vater und ich damals in Vanderkloof angekommen waren. Die Zugmaschine war noch dieselbe, aber der Anhänger war anders. Kürzer. Umgebaut. Es gab versteckte Gucklöcher und getarnte Schießscharten. Es waren Stahlplatten hineingeschweißt worden, um uns zu schützen. Es gab Regale für Waffen und Munition, Luftlöcher und Belüftungsschlitze, so dass wir mit Sauerstoff versorgt wurden und nicht vor Hitze umkamen. Es gab Schränke für Essen, Wasser und persönliche Gegenstände, denn es konnte sein, dass wir viele Stunden, ja Tage da drin verbringen mussten, wir wussten es nicht. Es gab auch eine Kochplatte, einen Kessel und einen Kühlschrank.

Der Lkw war eine Nachahmung von dem, den Thabo und Margriet gefahren hatten; er war unser Lockvogel, denn auf der Seite stand: *Wir kommen in Frieden. Wir handeln mit Lebensmitteln.*

Vorne im Führerhaus saßen unsere beiden ältesten Team-Bravo-Mitglieder, Cele und Brits. Cele fuhr. Sie hatten sich Bärte

und lange Haare wachsen lassen, so dass sie wie die Zigeuner von früher aussahen, wie die fahrenden Händler von heute.

Team Bravo.

Domingo hatte meinen Hochmut gebrochen, meine Arroganz und meine Individualität. Er hatte mich – wie alle seine Soldaten – auf ein Mitglied der Kompanie reduziert. Sie war alles, was für uns existierte, alles, was für uns wichtig war. Das Team. Das war unser Leben. Cele und Brits. Jele, Taljaard, Esau, Ximba, Aram, Masinga, Jakes, Wessels und ich. Man nannte mich jetzt nur noch Storm, denn Spotter hatten keine Vornamen.

Wir jagten die KTM auf der N1. Wir wussten, dass sie dort waren. Wir wussten, dass sie Beobachtungsposten und Funkgeräte besaßen. Wir wussten, dass ihre Strategie darin bestand, erst die Lage zu peilen. Zwei bis drei Motorräder bildeten die Vorhut; Domingo nannte sie die Scouts. Also nannten wir sie alle so. Wenn die Scouts der KTM der Meinung waren, eine Beute sei lohnenswert, informierten sie die anderen über Funk. Dann schickten sie die Treiber los – sechs Motorräder, die ein Fahrzeug verfolgten und hetzten, wie Schafhirten eine Herde, bis die Beute in die Falle geriet.

Das wussten wir, weil sie es so mit unseren Expeditionen gemacht hatten. Die Mitglieder, die überlebt hatten, hatten es uns erzählt.

Heute zogen wir gegen die KTM in den Krieg, heute fand unser erster Vergeltungsschlag statt.

Sofia Bergman

Ich war rechtzeitig an der N1, um sie kommen zu sehen.

Wenn man dort mitten auf der Straße steht und nach Südwesten schaut, macht die N1 eine Biegung nach links. Man kann Fahrzeuge also kommen hören, aber nichts erkennen, bis sie schon relativ nahe sind.

Ich keuchte vom schnellen Laufen, und der Motorenlärm wurde immer lauter, kam immer näher, und ich jubelte innerlich, denn es gab offenbar wirklich noch andere Menschen, es gab Leben auf der N1, alles würde gut werden. Mitten auf der N1 stand ich, das Gewehr über der Schulter und die Armbrust am Rucksack befestigt. Ich roch den Asphalt, der sich im Frühsommermorgen erhitzte, und den einzigartigen Karoostaub der Straßen, und dann sah ich die erste Maschine um die Kurve kommen und verließ schnell die Straße. Der Motorradfahrer legte sich ganz flach in die Kurve, er kam mit großer Geschwindigkeit an, und hinter ihm noch einer und dann noch weitere. Ich stand am unbefestigten Straßenrand der N1 und winkte, als sie vorbeirasten – eine, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, und der Windzug, den sie verursachten, wehte jedes Mal meine Haare hoch, so dass ich sie aus dem Gesicht streichen musste. Ich stand da und winkte mit der rechten Hand wie ein Kind vor einer Parade, und ich dachte, wenn sie nicht anhalten, bedeutet das, dass es viele Leute in der neuen Welt gibt und nichts Merkwürdiges daran ist, ein Mädchen an der N1 in der Nähe des verlassenen Hanover stehen zu sehen.

Und dann drehten sie um.

Team Bravo zählte elf Mitglieder. Plus Domingo.

Wir hätten zu zwölft sein müssen, aber es gab nicht genügend Leute, die die Musterung überstanden hatten. Sie hatten es versucht – Neuankömmlinge, Jugendliche, die die sechzehn überschritten hatten, andere, die schon einmal durchgefallen waren und einen zweiten Anlauf nahmen.

Wir waren die Crème de la Crème.

Zwei saßen vorne im Führerhaus, neun hinten im Anhänger. Plus Domingo. Jeder von uns trug die volle Gefechtsausrüstung. Helme. Ohrhörer, damit wir uns untereinander verständigen konnten. Team Alpha war in Amanzi geblieben. Domingo hatte ein altes Fünf-Rand-Stück geworfen, um zu entscheiden, welche Mannschaft an der ersten Operation teilnehmen würde. Bravo hatte gewonnen. Jetzt dachten wir, wir seien das bessere Team.

»Kontakt«, sagte Brits vom Fahrersitz her. »Von hinten.«

Unsere Herzen schlugen schneller.

Wir nahmen unsere Stellungen an den Gucklöchern ein. Meines war auf der Backbordseite des Anhängers. Domingo hatte uns beigebracht, von Backbord und Steuerbord zu reden, wenn wir mit Fahrzeugen arbeiteten. Als mein Vater hörte, wie ich »Backbord« sagte, erwiderte er: »Oh, das ist links. Weißt du, woher ich das weiß?«

Er fragte Okkie, nicht mich.

»Nein, woher weißt du das, Pa?«, fragte ich.

Mein Vater sah weiterhin Okkie an und erklärte: »Es kommt von dem Wort ›bac‹, das früher ›Rücken‹ bedeutet hat. Der Steuermann eines Schiffes hat immer mit dem Rücken zur linken

Seite gestanden. Lustig, oder?«

»Lustig!«, fand Okkie.

Ich war nicht mehr Teil von Team Alpha meines Vaters.

Mein Guckloch auf der Backbordseite unseres Angriffsfahrzeugs, unseres trojanischen Pferdes, war das, was niemand sonst haben wollte. Es war jenes, durch das man nichts sehen konnte, außer der Landschaft links von der Straße. Die besten Gucklöcher waren die, die nach hinten, nach rechts und nach vorne Ausblick boten. Aber ich war nun mal das jüngste Mitglied der Mannschaft, und meine Kameraden nannten mich manchmal »das bartlose Wunder«, wenn ich sie auf dem Schießstand übertrumpfte. Folgerichtig erhielt ich das Guckloch, das niemand sonst haben wollte.

»Zwei Maschinen«, sagte Domingo, der nach hinten hinausschaute. Er konnte jede Stelle haben, die er nur wollte, denn er war der Kaptein. »Das sind die Scouts.«

Die Frage war, ob die KTM-Scouts bemerken würden, dass an unserem Truck etwas Besonderes war und ob sie Misstrauen schöpften.

Domingo wechselte zu einem Ausguck auf der rechten Seite. »Hier kommen sie.«

Und dann zu einem, durch das man nach vorn sah.

»Sie schauen sich jetzt erst mal unsere Händler da vorne an«, erklärte er, und dann sagte er zu Cele und Brits im Führerhaus: »Winkt ihnen zu, nett und freundlich.«

Ich hörte die Maschinen über das Dröhnen unseres Diesels

hinweg. Unser Volvo lief mit dem ersten Diesel, der in Amanzi hergestellt worden war, aus Sonnenblumenöl. Bisher reibungslos. Ich stand da und lauschte, während sich die Sekunden zu Minuten dehnten. Domingo hielt noch immer Ausschau, die KTM fuhren neben uns her. Warum so lange? Was vermuteten sie?

»Sie fahren weiter.«

Die Spannung im Anhänger legte sich. Wir hörten, wie Brits vorne im Führerhaus den Atem ausstieß. »Und jetzt abwarten und Tee trinken«, sagte er.

»So weit, so gut«, kommentierte Kaptein Domingo.

61

Der erste KTM-Krieg: III

Sofia Bergman

Sie drehten alle um, alle zwölf, blieben vor mir stehen und ließen ihre Maschinen ohrenbetäubend laut aufheulen. Ich lachte, ich war so froh, sie zu sehen, diesen Lärm zu hören. Dann schalteten alle die Motoren aus und nahmen die Helme ab. Alle hatten schwarze Helme, und alle trugen Gewehre auf dem Rücken. Alle hatten lange Haare und Bärte, alle waren Männer.

»Püppi«, sagte der in der Mitte, der schon ein paar graue Strähnen in den langen Haaren hatte und das, was mein Vater immer eine Säufernase genannt hatte. Seine kleinen braunen Augen funkelten schalkhaft, wie bei einem frechen Jungen. Es schien, als wäre er der Älteste, und in diesem Augenblick mochte ich ihn. »Wo zum Teufel kommst du denn her?«

»Von der Farm«, antwortete ich.

»Du machst wohl Witze«, sagte der mit der Säufernase, und dann lachten alle, und ich freute mich, dass sie so lachten.

Wir fuhren auf der N1 zwischen der Hügelformation der Three Sisters und Redmond. Es war neun Uhr morgens. Wir aßen unseren Proviant, Zwieback aus unserer eigenen Bäckerei, Biltong aus der Metzgerei, und wir tranken bitteren Tee mit

Milch aus unserer eigenen Molkerei. Wir warteten, um zu sehen, ob die KTM-Scouts den Köder geschluckt hatten. Der Volvo schnaufte mit achtzig Sachen dahin.

Unser Angriffsplan basierte darauf, dass wir in eine Falle fahren würden. Wieder und wieder hatten wir geübt, wie wir aus dem Anhänger hinaus schießen und dann stürmen würden. Wie wir in nahe gelegene Gebäude eindringen und sie Zimmer um Zimmer säubern würden.

Wir hatten gelernt, einander im Freien zu decken, während wir vorrückten, auf ebenem und hügeligem Terrain, von oben und von unten.

Meine Gewehre standen neben mir, eine normale R4 und meine R4 DM. Ich war der Scharfschütze, der Heckenschütze, ich war der Kamerad, der alle decken musste. Sie vertrauten mir, sie glaubten an mich. Wir vertrauten einander, wir waren Brüder und Schwestern. Esau und Masinga waren die beiden Frauen im Team Bravo. Esau hielt den Rekord für die meisten Sit-ups pro Minute. Einundsechzig. Sie war die reinste Maschine. Sie war neunzehn.

Wir hatten jeden Bericht von jeder Expedition, jedem Fahrzeug und jedem Neuankömmling gesammelt, die von den KTM aufgehalten oder angegriffen worden waren, und natürlich von allen, die von den KTM in eine Falle gelockt worden waren. Wir wussten, dass die KTM schlau waren. Sie wählten nicht immer dieselbe Stelle. Manchmal errichteten sie die Straßensperre in der Nähe einer Ortschaft wie Hanover oder

Colesberg, auf der N, oder in Middelburg auf der N9 oder in Smithfield auf der N6. Manchmal – vor allem auf den Landstraßen – legten sie die Falle dort an, wo Fahrzeuge aufgrund der Gegebenheiten verlangsamen mussten, etwa in scharfen Kurven, auf einem Bergpass oder an einer Stelle, wo der Asphalt unterspült war. Manchmal auch einfach an einer beliebigen Stelle.

Wir glaubten, dass die KTM aus acht bis zehn verschiedenen Zellen bestanden, weil sie auf einem so ausgedehnten Gebiet aktiv waren. Die Hauptkonzentration vermuteten wir in und um Bloemfontein, aber die verschiedenen Zellen deckten verschiedene Strecken ab.

Wir hatten vor, Gefangene zu nehmen, um mehr Informationen zu erhalten. Dafür mussten wir erst in eine Falle fahren.

Unsere Parole an diesem Tag lautete: »Lasst keinen entkommen!« Domingo hatte es uns rufen lassen, stundenlang, auf dem Paradeplatz. Denn wenn einer entkam, würde er den anderen berichten, dass Krieg herrschte, und wir wollten das Überraschungsmoment so lange wie möglich auf unserer Seite haben.

Hinter Richmond sagte Cele aus dem Führerhaus durch: »Da kommen sie. Von vorne.«

Alle, die nach vorne schauen konnten, stellten sich an ein Guckloch. Alle anderen von uns hörten, wie die Maschinen draußen von vorne vorbeirasten. »Ich zähle zehn«, gab Brits durch.

»Ich auch«, antwortete Domingo. Und ich hörte die Zufriedenheit in seiner Stimme, als freue er sich unbändig auf das, was jetzt bevorstand.

Ich kann nicht behaupten, dass ich mich freute. Ich hatte Angst, verbarg sie aber sorgfältig.

Sofia Bergman

Der mit der Säufernase klappte mit dem Stiefel den Ständer seiner Maschine herunter und ging auf mich zu. Ich streckte die Hand aus, um ihn zu begrüßen, und sagte: »Ich bin Sofia Bergman, Oom.«

Alle lachten, und ein paar sagten »Oom«, und dann lachten sie noch lauter. Er nahm meine Hand nicht an, sondern musterte mich von Kopf bis Fuß. Er war ein großer Mann, viel größer als ich, und sein Bauch hing ihm über einen dicken schwarzen Ledergürtel.

»Sofia«, sagte er, »du bist ein richtiges Prachtexemplar.« Dann hob er die Hand und betatschte meine linke Brust. Ich ärgerte mich, eine Frechheit war das, und ich schlug seine Hand weg. Da schlug er mich mit der Faust auf die Wange. Ich fiel hin.

Ehrlich gesagt hatte ich in diesem Augenblick keine Angst. Ich war in erster Linie überrascht, weil er doch solche schalkhaften Augen hatte, und ich war wahnsinnig wütend, denn er war ein Oberschwein. Und natürlich schmerzte meine Wange.

Sie stießen komische Geräusche aus, die anderen, scherzten und lachten. Der Suffnasenmann nahm mir mein Gewehr weg. »Wir wollen doch nicht, dass du mich erschießt, Püppchen.« Ich verlor wieder das Gleichgewicht,

denn das Gewehr hing an einem Gurt über meiner Schulter.

»Ich glaube, die hier hätte Number One gerne für sich«, bemerkte einer der anderen.

»Number One ist nicht hier«, erwiderte die Säufernase, packte mich an den Haaren und zog mich hoch. Es tat weh. Ich wurde stinksauer. Ich stand auf und boxte ihm mit der Faust ins Gesicht, auf seine alte widerliche Nase. Wieder machten die anderen Motorradfahrer komische Geräusche. Der Suffnasenmann schlug zurück, so hart gegen meine Schläfe, dass ich stürzte und mir schwindlig wurde.

»Das Funkgerät!«, sagte einer von ihnen laut. »Sie rufen uns über Funk.«

Sie hörten auf zu lachen und zu scherzen. Ich lag auf dem Boden, alles drehte sich, ich fühlte mich wie betrunken und hatte ein Pfeifen in den Ohren. Und dann glaubte ich, eine Stimme über Funk zu hören. »Da kommt ein Truck. Richtung Hanover, dreißig Minuten.«

Ich schaute auf und sah, dass der Mann mit der Suffnase sich von mir entfernte, sein Funkgerät nahm und hineinsprach: »Das ist zu nahe, wir fangen sie in Colesberg ab.«

»Roger«, sagte die Stimme über Funk.

Die Suffnase kehrte zu mir zurück. Ich versuchte, auf allen vieren von ihm wegzukriechen, aber er packte mich am Rucksack und schleifte mich zu den anderen Motorradfahrern. »Fesselt ihr die Hände mit Kabelbinder. Und dann nichts wie los.«

Als die KTM-Treiber hinter uns Stellung bezogen, befahl Domingo: »Alle Mann auf Gefechtsstation!« Das bedeutete, dass wir uns alle auf unseren Sitzen anschnallen mussten, so dass

niemand verletzt wurde, wenn wir abrupt bremsen mussten.

Domingo beschrieb, was er durch das hinterste Guckloch sah: Sie fuhren in Formation, immer drei nebeneinander, und hielten einen gleichmäßigen Abstand von ungefähr zweihundert Metern zu unserem Volvo ein. Jeder Fahrer trug ein Gewehr über der Schulter.

»Stand-by, Hanover voraus«, sagte Cele von vorn.

»Stand-by«, antwortete Domingo.

Mein Herz hämmerte in meiner Brust.

Der Volvo wurde langsamer.

Niemand sagte ein Wort.

Endlich: »Nichts«, sagte Brits. »Es ist nicht Hanover.«

Sofia Bergman

Sie fesselten mir die Hände hinter dem Rücken. Der mit der Säufernase schwang sich auf sein Motorrad, und einer von den anderen zwang mich, bei ihm hinten aufzusteigen. Sie banden uns mit einem Strick aneinander. Ich trug noch immer den Rucksack über den Schultern. Daran war die Armbrust befestigt, aber ich wusste nicht, wo mein Gewehr war.

Suffnase sagte zu mir: »Mach besser keinen Scheiß, Püppchen. Bei hundertsechzig macht die Straße Hackfleisch aus dir.« Er stank aus dem Mund und roch nach altem Schweiß und Alkohol. Nachdem er den Helm aufgesetzt hatte, fuhr er derart abrupt los, dass ich beinahe runtergefallen wäre.

Er fuhr schnell, meine Haare flatterten im Wind, und ich machte mir

Sorgen, dass sie verfilzen würden. Aber zumindest roch ich ihn nicht mehr.

Cele sagte: »Hier ist ein Schild. Noch zehn Kilometer bis Colesberg.«

Es war totenstill hinten im Anhänger. Wir warteten bereits über vierzig Minuten. Wir fühlten uns unbehaglich, wir waren angespannt, wir waren überreizt, aber nichts geschah, außer dass die Treiber uns weiterhin folgten.

»Konzentriert euch«, befahl Domingo.

Ich ging in Gedanken alles durch, was ich tun musste, wenn wir Kontakt hatten.

Erstens: die Schießscharte neben mir öffnen, die, die nach Backbord zeigte.

Zweitens: beobachten. Wenn ich einen Ali Baba sah – Domingos Code für den Feind – und er in Schussweite war, musste ich schießen. Einzelne Schüsse. Diszipliniert. Akkurat.

Drittens: Wenn meine Backbordseite ganz sauber war, musste ich rufen: »Backbordseite vorne klar.«

Viertens: Wenn Domingo »Ausfall!« rief, wusste ich, dass Phase eins des Angriffs geglückt war. Dann musste ich die Leiter runterklappen. Sie hing unter dem Dach, und ich musste an dem Seil ziehen, das die Verriegelung löste. Dann musste ich die Leiter herunterziehen und mit meiner R4 DM hinaufklettern. Ich musste die Luke oben im Dach öffnen und sichergehen, dass es ungefährlich war, meinen Kopf hinauszustecken.

Fünftens: Ich musste Team Bravo Scharfschützendeckung

geben.

Wir hatten das alles wieder und wieder geübt. Ich war so gut vorbereitet wie nur möglich.

Die Minuten zogen sich hin.

Domingo sagte: »Die Treiber fallen zurück. Jetzt geht's los! Cele, halte die Geschwindigkeit, dann beschleunige leicht, als wärst du froh, dass sie das Interesse an uns verloren haben.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille. »Da sind sie!«, sagte Cele, scharf und warnend.

Und dann machte er eine Vollbremsung. Ich knallte mit dem Rücken gegen die Sitzlehne hinter mir, und mein Helm krachte gegen die stählerne Wand.

62

Der erste KTM-Krieg: IV

Sofia Bergman

Auf der N1, hinten auf dem Motorrad, wurde mir klar, dass ich in Schwierigkeiten steckte. Es fällt mir jedes Mal schwer, zu erklären, wie unglaublich naiv ich war. Ich war so behütet aufgewachsen, meine Eltern, meine Brüder … Und dann die drei Jahre auf der Farm zusammen mit Meklein und Vytjie, diesen liebevollen Alten, da muss man ja denken, dass alle Menschen so wären: fürsorglich. Sanft und harmlos. Und das, was dort bei Hanover geschehen war, war so schnell und unerwartet passiert, dass ich es nicht verarbeiten konnte. Dazu kam noch der Schlag gegen den Kopf. Aber dann saß ich eine halbe Stunde lang hinten auf dem Motorrad und hatte die Möglichkeit nachzudenken, und da wurde mir klar, dass ich tief in der Tinte steckte. Das waren keine guten Menschen. Und ich wusste, dass ich fliehen musste. Irgendwo mussten sie anhalten, irgendwann musste sich eine Möglichkeit bieten. Und ich dachte, okay, ich habe ja noch den Leatherman im Rucksack, in der Seitentasche. Er hatte Messer, Schraubendreher, eine Feile und alles Mögliche und auch eine Zange, mit der ich leicht die Kabelbinder würde durchschneiden können. Und das Oberschwein konnte ich mit dem Messer bedrohen. Oder irgend so etwas. Ich musste nur erst mal an das Messer kommen.

Ich drehte und wand mich, aber dann rammte mich die grässliche

Suffnase mit dem Ellenbogen, und ich blieb wieder für eine Weile still sitzen.

Ich trug übrigens keinen Helm, und sie fuhren sehr schnell, so dass ich durch den Fahrtwind kaum etwas sehen konnte. Aber ich wusste, dass wir auf der N1 waren, ich wusste, dass der nächste Ort Colesberg war, und ich dachte: Wenn sie nach Bloemfontein fahren, gibt es dort bestimmt Leute, die mir helfen können.

Bei Colesberg fuhren wir plötzlich langsamer, an der großen Anschlussstelle, die vor dem Fieber umgebaut worden war, dort, wo die N1 und N9 aufeinandertreffen. Dort hatte mein Vater immer getankt, und ich dachte, die Motorradfahrer würden jetzt vielleicht auch tanken und vielleicht wäre da ja jemand an der Tankstelle, der … Kannst du dir vorstellen, dass man so dämlich sein kann?

Sie fuhren unter der neuen Überführung hindurch, und an der zweiten Brücke über die N1 blieben sie stehen. Suffnase löste den Strick, der uns verband, stieg ab, zerrte mich vom Motorrad und schleppte mich hinter sich her. Er rannte, alle rannten. Ich sah, dass die Straße unter der Brücke abgesperrt war; sie hatten zwei alte Kleinlaster genau unter der Brücke zusammengeschoben. Einige Motorradfahrer rannten am Abhang hinauf auf die Brücke, andere verkrochen sich hinter den rostigen Lastwagen. Alle hielten ihre Gewehre bereit, sprachen über Funk miteinander, riefen sich etwas zu, und die Suffnase hielt das Funkgerät in der Hand. Wir beide rannten den Abhang hinauf bis auf die Brücke.

Er sprach ins Funkgerät, und jemand antwortete ihm: »Nein, ihr habt noch eine gute halbe Stunde, der Lkw hat’s nicht eilig.«

Suffnase schrie den anderen zu: »Wir haben eine halbe Stunde!«

Oben auf der Brücke stand ein alter Toyota Prado mit platten Reifen. Suffnase stieß mich durch die hintere Tür auf den Rücksitz und sagte: »Du bleibst hier sitzen, und zwar mucksmäuschenstill, oder ich knall dir noch mal eine.« Er ging zu einem der anderen, holte mein Gewehr und schaute es sich an. Dann nahm er sein Gewehr und setzte sich am Rand der Brücke unter ein Schutzdach, von denen es mehrere gab. Dazu hatten sie über immer je zwei große, aufrecht stehende Benzinfässer Autotüren oder Wellblechplatten gelegt, wobei die Wellblechplatten mit Steinen beschwert waren, damit sie nicht wegflogen. Ich sah, wie sich die Suffnase zwischen zwei Fässer unter ein Wellblech setzte und sein Gewehr auf das Brückengeländer legte. Und da begriff ich, dass sie jemandem auflauerten, und wenn man sich so umschaute, wie das alles vorbereitet war, war das garantiert nicht das erste Mal. Sie hatten sich hier eingerichtet.

Ich blieb allein im Toyota zurück und begann, mich vorsichtig zu drehen und zu wenden, zu recken und zu strecken, um den Rucksack vom Rücken zu schieben und den Leatherman herauszuziehen.

Mit auf dem Rücken gefesselten Händen war das nicht leicht.

Aber wir hatten eine halbe Stunde Zeit.

Die Berichte unserer Expeditionen, die von den KTM in Fallen gelockt worden waren, unterschieden sich.

Manchmal schossen die KTM gar nicht. Sie drohten nur und klauten alles, was ess- oder brauchbar war. Manchmal nahmen sie auch die Frauen mit oder die jungen Leute unter zwanzig. Wir haben nie erfahren, was aus ihnen geworden ist.

Manchmal gaben sie Warnschüsse ab, und manchmal

erschossen sie einen der Männer, weil er ihnen gefährlich erschien.

Wir wussten nicht, was uns erwartete. Wir trugen alle kugelsichere Westen.

Domingo hatte uns gewarnt, man könne sich auf ein Gefecht vorbereiten und so lange und ausgiebig üben wie man wollte, aber wenn es so weit war, herrsche jedes Mal absolutes Chaos und alles ginge schief.

Unser Volvo bremste, dass die Reifen quietschen. Er kam zum Stillstand. Wir gewannen das Gleichgewicht wieder. Domingo stand hinten am Anhänger und blickte hinaus zu den Treibern. Er sagte: »Noch nicht schießen, noch nicht schießen.«

Ich schaute aus meinem Guckloch hinaus. Ich sah kein Zielobjekt. Dann befahl Domingo: »Feuer!«, und die Hölle brach los.

Später würden alle, die von dem Gefecht erzählten, ihre Erlebnisse ein bisschen ausschmücken, denn niemand konnte sich noch genau daran erinnern, was passiert war. Ein Gefecht bedeutet eine Überdosis Adrenalin, nackte Angst, knallharten Stress. Und alles geht viel schneller als erwartet, viel schneller als beim Training. Von einem Augenblick auf den anderen herrscht totales Chaos. Mehr oder weniger geschah Folgendes: Domingo wartete, bis uns unsere Verfolger umzingelt hatten. Dann eröffneten wir das Feuer: ohrenbetäubendes Krachen in der Enge des Anhängers, erstickender Korditgeruch und Qualm. Ich sah draußen zunächst nichts, aber dann rannte plötzlich einer in mein

Blickfeld, und ich zielte und schoss, und zwar vollkommen daneben. Ich, der beste Schütze im SpOT. Ich schoss wieder und wieder, viel zu schnell. Domingo hatte uns eingeschärft, diszipliniert zu feuern, mit einzelnen Schüssen, aber wir alle vergaßen das, außer ihm. Wir alle schossen innerhalb von Sekunden unser Magazin leer und mussten neu laden. Domingo schrie: »Einzelne Schüsse, einzelne Schüsse!«, aber niemand hörte auf ihn. Ich erschoss meinen Mann, er war fünfzehn Meter entfernt, ich sah das Blut spritzen, ich sah die Angst und das Erstaunen in seinem Gesicht, und wie seine Beine noch zuckten, als wollten sie weglaufen, er aber stürzte. Ich empfand nichts. Ich fühlte mich wie ein Tier. Der andere will dich umbringen. Wenn du zögerst, bist du tot. Ich fühlte mich distanziert vom Tod dieses Mannes und vergaß zu rufen, dass mein Sektor sauber war. Meine Ohren sausten, mein Blut kochte, wir alle riefen in unseren Funkgeräte. Cele brüllte: »Ich bin verletzt, ich bin verletzt!« Domingo zerrte an mir, er riss an meinem Arm und schrie: »Ist dein Sektor sauber?« Ich erschrak und fing an zu stottern.

»Storm! Ist dein Sektor sauber?«

»Ja, Kaptein.«

»Ausrücken, ausrücken, ausrücken!«, schrie Domingo.

Ich stand da wie versteinert.

Domingo schüttelte mich. »Schaff deinen Arsch da rauf!«

Die Scham überwältigte mich. Und dann kam es noch schlimmer, denn ich vergaß, meine RM mitzunehmen. Domingo musste mich zurückreißen und mir das Gewehr geben.

Die hintere Tür wurde geöffnet, und Tageslicht strömte herein. Team Bravo sprang hinaus. Ich stand auf der Leiter und hob die Luke. Ich sah, dass einer der KTM auf der Brücke vor dem Volvo stand, sechzig Meter entfernt. Ich sah, dass er auf meine Kameraden schoss, und ich hörte, wie die Kugeln in den Hänger einschlugen. Ich kriegte ihn ins Teleskop, ein einfacher Schuss, ich schoss ihm in die Stirn.

Der Rest von Team Bravo rannte hinaus, wie wir es trainiert hatten, deckte einander, rennen, Deckfeuer, rennen, um alle Sektoren abzusichern.

Ich suchte Ziele, schwenkte den Lauf um 360 Grad, sah aber nichts außer den KTM, die schon am Boden lagen.

Und dann entdeckte ich das Mädchen mit den langen blonden Haaren.

Erst nahm ich nur eine Bewegung wahr, ganz rechts außen, aus dem Augenwinkel heraus, ich sah jemanden rennen, auf dreihundert Metern. Ich stellte das Teleskop ein und erblickte sie.

Ich hatte noch nie jemanden gesehen, der so rannte, mit einer solch mühelosen Eleganz. Sie trug kurze Hosen und Stiefel, ihre Beine waren unbeschreiblich lang und braun gebrannt, und dazu hatte sie lange blonde Haare, die hinter ihr herschwebten. Und sie trug einen Schraubenschlüssel in der Hand.

Ich erkannte, dass sie mit diesem Schraubenschlüssel jemanden jagte, das drückte ihre ganze Körpersprache aus, und sie würde denjenigen mit diesem Schraubenschlüssel schlagen, wenn sie ihn erwischte. Ich stellte das Teleskop ein und sah den

KTM-Mann mit dem fetten Bauch, der vor ihr wegrannte. Er hielt eine Armbrust in der Hand und war ihr etwa zehn Schritte voraus. Sie würde ihn bald einholen.

Unsere Kampfparole lautete: »Lasst keinen entkommen!«

Das Mädchen und der KTM-Typ hatten jetzt die Ortschaft erreicht und bogen in eine Straße ein. Jetzt waren sie schon zwischen den Häusern. Er durfte nicht entkommen. Ich wagte den Schuss.

Sofia Bergman

Ich war echt sauer, dass Nico Suffnase erschoss, denn ich hätte ihn zu gerne mit dem Schraubenschlüssel eins übergezogen, diesem Oberschwein.

Ich hatte im Toyota Prado gesessen, in der halben Stunde, die wir gewartet hatten, und ich hatte mich gedreht und gewunden, und irgendwann erwischte ich meinen Leatherman und schnitt meine Fesseln durch, vorsichtig, ganz vorsichtig. Suffnase stand auf und sah nach mir, aber ich lag still da. Er berührte mein Bein und fuhr mit der Hand daran hinauf. Denk daran: Meine Hände waren frei. Ich musste die Zähne zusammenbeißen, um ihn nicht aufzuhalten, aber ich wusste, dass ich auf den richtigen Zeitpunkt warten musste. Gott sei Dank ließ er von selbst wieder von mir ab und setzte sich unter das Wellblechdach zwischen die Fässer. Die Biker sprachen miteinander über die Funkgeräte, und ich hörte den großen Truck und wie er stark bremste. Suffnase sagte über Funk: »Okay, Kelly, hol du die Leute aus dem Laster raus.«

Und dann gab es plötzlich eine wilde Schießerei. Kugeln schlugen im

Prado ein, und ich versteckte mich zwischen den Sitzen. Da lag ich dann und fragte mich, was los war.

Und plötzlich fühlte ich, wie jemand an mir zerrte, und da schaute ich mich um und sah Suffnase. Er versuchte, meine Armbrust von meinem Rucksack zu ziehen. Er hatte seine ganze Munition verbraucht und wollte jetzt meine Armbrust haben. Der Rucksack hing mir noch auf dem Rücken, und die Armbrust war daran festgeschnallt. Ich sah, dass der Mann plötzlich Todesangst hatte, ich erkannte es an seinem Gesicht, und er schnallte die Armbrust los und rannte weg. Die anderen schossen noch, aber dieser Typ lief mit meiner Armbrust davon, und er war das Oberschwein.

Da dachte ich, ich will aber meine Armbrust wiederhaben, sie hat meinem Bruder gehört. Ich lag im Prado, und die Schüsse krachten, und überall schlugen die Kugeln ein, und ich schwankte zwischen Angst und Wut, was ihm einen Vorsprung verschaffte. Ich suchte eine … Ich kann nicht sagen eine Waffe, das wäre nicht ganz die Wahrheit, aber irgendetwas, um der Wut etwas zu geben, woran sie sich festhalten konnte, falls das irgendwie sinnvoll klingt. Da sah ich, dass unter dem Vordersitz des Prado ein Werkzeug hervorragte, zog es raus und stellte fest, dass es ein Schraubenschlüssel war. Und das verlieh mir den Mut, hinauszuspringen, weiß Gott, warum. Ich sprang also raus und sah, dass der Suffnasenmann schon ein ganzes Stück entfernt war.

Er war nicht sehr schnell, aber mich hielt der Rucksack auf. Da warf ich den Rucksack ab und rannte los, mit dem Schraubenschlüssel in der Hand. Er hörte mich kommen, er hörte meine Stiefel auf dem Kies und dem Asphalt, er sah sich um, und dann schrie er, ich weiß nicht, was er geschrien hat, aber es war der Schrei eines Mannes, der wusste, dass er in

Schwierigkeiten steckte, und das war für mich das Schönste, was ich in meinem ganzen Leben gehört hatte.

Ich holte ihn ein und wollte ihm gerade mit dem Schraubenschlüssel eins überziehen, ihn so richtig vermöbeln, bevor ich mir meine Armbrust wiederholte, und da traf ihn die Kugel. Es ist ein ekliges Geräusch, wenn man so dicht neben jemandem steht, der von einer Kugel getroffen wird, ein echt widerliches Geräusch, und er fiel um wie ein Sack Kartoffeln, auf der Stelle.

Da war ich sauer, denn ich hätte ihn gerne vorher mit dem Schraubenschlüssel verprügelt. Er hatte mich geschlagen, er hatte meine Brust und mein Bein berührt, er war ein Oberschwein, und jetzt hatte ich keine Chance erhalten, ihn zu verdreschen.

Ich hatte das langbeinige Mädchen mit den weißblonden Haaren im Visier meines Teleskops. Ich sah, dass sie in meine Richtung schaute, mit wutverzerrten Gesicht. Sie beugte sich hinunter zu dem Fettsack und nahm ihm die Armbrust ab. Davon leitete ich ab, dass sie zu den KTM gehörte. Das war eine etwas gewagte Logik, aber ich durfte sie nicht entkommen lassen. Sie war über dreihundert Meter entfernt und befand sich schon zwischen den Häusern im Ort, und es war gut möglich, dass sie jeden Moment aus meinem Blickfeld verschwinden würde.

Ich zielte, stellte das Visier auf sie ein und drückte auf den Abzug.

63

Der erste KTM-Krieg: V

Ich konnte nicht schießen. Nicht auf ein Mädchen.

Keine Ahnung, warum.

Ich ließ den Abzug los, schaute durch das Teleskop und sah, wie sie hinter einer Hauswand verschwand.

Lasst keinen entkommen!

Ringsum herrschte plötzlich Stille, niemand schoss mehr. Domingo stand unter der Brücke zwischen den alten rostigen Trucks, die dort strategisch platziert waren, reckte eine Faust in die Luft, und ich hörte seine Stimme im Ohrhörer: »Feuer einstellen!«

Ich sagte über Funk: »Kaptein, ein Mädchen ist entkommen.«

»Wo?«

»Im Ort, in östlicher Richtung.«

»Ein Mädchen? Allein?«

»Ja, Kaptein.«

»Geh sie holen, Storm, worauf wartest du?«

Ich schlüpfte zurück in den Truck, rannte zur hinteren Tür und sprang hinaus. Sie hatte einen großen Vorsprung, und ich hatte gesehen, wie sie rennen konnte. Ich würde sie nicht einholen.

Ich rannte um den Volvo herum. Ich sah, wie Aram und Wessels Cele aus dem Führerhaus hoben. Er blutete am Arm,

ziemlich stark.

Ich rannte los, den Abhang zur Brücke hinauf. Ich sah die Motorräder, die dort standen.

Ich schwang den Gewehrriemen über die Schulter, sprang auf das nächste Motorrad, ließ es an und raste hinter dem Mädchen her.

Sofia Bergman

Also, dazu muss ich sagen, dass ich schon wieder ein Motorrad kommen hörte, und diesmal war ich nicht mehr das dumme Bauernmädchen, das winkend an der N1 gestanden hatte, sondern wusste, was das für Typen waren. Also blieb ich stehen, zog einen Pfeil aus dem Köcher – der Köcher ist an der Armbrust befestigt, wenn man sie trägt –, legte die Armbrust an und wartete, gleich hinter der Hausecke. Ich hörte das Motorrad kommen, näher und näher, und dann zielte ich mit der Armbrust, trat hinter der Ecke hervor und schoss dem Motorradfahrer genau in die Brust.

Sie erschien plötzlich genau vor mir und schoss mit einer Armbrust auf mich. Ich habe es nur der kugelsicheren Weste zu verdanken, dass sie mich nicht tötete, denn sie traf mich genau ins Herz. Der Aufprall des Pfeils riss mich jedoch rückwärts vom Motorrad, und ich schlug mit dem Helm hart auf dem Asphalt auf. Ich bekam keine Luft mehr und hatte das Gefühl, als würde mein Herz nach dieser höllischen Schlacht stehenbleiben. Das Motorrad fuhr weiter, an ihr vorbei, und ich sah sie kommen. Das

Gewehr hing auf meinem Rücken. Ich schnappte nach Luft und sah, dass sie gleich den nächsten Pfeil in die Armbrust einlegte. Dieses Mädchen würde mich erschießen. Ich rollte herum, ich keuchte, ich musste mein Gewehr erreichen, aber mir blieb keine Zeit. Ich stand auf, ich war langsam und außer Atem, und mir tat alles weh, aber ich wusste, dass mein Leben davon abhing, wie schnell ich mich bewegen konnte.

Ich war auf den Beinen, stürmte auf sie zu und riss sie zu Boden. Ich setzte mich auf sie und drückte ihre Hände auf die Erde.

Ich sah sie an. Sie hatte keine Angst, sie war nur wütend. Ihre Wut war eindrucksvoll wie eine Naturgewalt, eine Quelle reiner Energie. Und ich sah, dass dies das allerschönste Mädchen war, das ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte. Bildschön.

In diesem Augenblick verliebte ich mich in Sofia. In diesem Augenblick wusste ich, dass ich sie heiraten würde.

Sofia Bergman

Ich schrie ihn an: »Runter von mir, du Oberschwein, runter von mir!« Aber er blieb einfach sitzen, rang stöhnend nach Luft und grinste wie ein Vollidiot.

Ich verliebte mich in diesem Augenblick absolut nicht in ihn. Absolut nicht. Wäre ich freigekommen, hätte ich ihn erschossen.

64

Der erste KTM-Krieg: VI

Das schöne blonde Mädchen und ich kehrten zu Team Bravo und dem Ort der Auseinandersetzung zurück. An der Haltung ihrer Schultern und der Art, wie sie die Armbrust trug, erkannte ich, dass sie mir nicht traute und mich nicht mochte. Obwohl ich ihr minutenlang erklärt hatte, dass wir auf derselben Seite standen.

Der Pfeil steckte noch in meiner kugelsicheren Weste, weil sich die Pfeilspitze im Material verhakt hatte. Ich hatte versucht, ihn herauszuziehen, aber es ging nicht.

Meine Kameraden sahen den Pfeil und das Mädchen mit der Armbrust und fingen schallend an zu lachen. Sie wollten gar nicht mehr aufhören, noch immer vollgepumpt mit Adrenalin und unendlich erleichtert, dass sie überlebt hatten.

Domingo befahl uns, die Klappe zu halten. Er war stinksauer. Er sagte, wir seien das Letzte. Das einzige Ziel, das wir erreicht hätten, sei, dass wir keinen der KTM hätten entwischen lassen. Und das sei auch nur reiner Zufall gewesen. Wo, so fragte er, sei das KTM-Mitglied, das wir befragen wollten? Wo sei unsere Disziplin und Beherrschung geblieben, die Geistesgegenwart, die wir durch wiederholtes Üben hätten haben müssen?

Mit gesenkten Köpfen standen wir da, und das Mädchen stand mit großen Augen daneben.

Domingo warf uns vor, jämmerlich versagt zu haben, denn um einen Haufen Amateure in einer Schießerei auf so chaotische Art und Weise zu schlagen, wenn man den Vorteil absoluter Überraschung auf seiner Seite gehabt habe, sei nichts minder als eine Schande.

Er sagte, er werde uns jetzt zurück in die Basis bringen, damit er mit unserer Ausbildung von vorne anfangen könne, denn wir seien hoffnungslos. Und dann werde er Team Alpha holen, und hoffentlich seien die etwas besser als wir Haufen von Pennern. Außerdem müsse Cele behandelt werden, und wir müssten »diese junge Dame« – und er deutete auf das blonde Mädchen, meine zukünftige Frau – »in Sicherheit bringen«. »Wer weiß«, fügte Domingo hinzu und schaute angeekelt den Pfeil an, der wie eine Anklage genau über dem Herzen in meiner Brust steckte, »vielleicht müssen wir aber auch Storm vor der jungen Dame mit der Armbrust in Sicherheit bringen.«

»Ich bin nicht Ihre junge Dame. Ich bin Sofia Bergman.«

Domingo sah sie an. Wir dachten alle, er würde spontan einen Wutanfall kriegen. Explodieren. Aber er schüttelte nur den Kopf, sah uns an und sagte zu Esau und Masinga, sie sollten sich um Cele kümmern und ihn bequem lagern. Wir anderen mussten Gräber für die gefallenen KTM-Mitglieder ausheben, im steinharten Boden von Colesberg, auf dem Gelände hinter dem Merino Inn Hotel. Und wir mussten alle Motorräder über den Berg östlich der Ortschaft fahren und am Wasserreservoir verstecken.

Während er sich in den kühlen Schatten setzte und sich mit Sofia Bergman unterhielt.

Ich wünschte, ich hätte mich zu ihr setzen können. Ich konnte an nichts anderes denken als an dieses Mädchen.

Lizette Schoeman war vollkommen vergessen.

65

Was vermisst du am wenigsten?

Domingo
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Das Leben vor dem Fieber hatte nichts Schönes. Nichts. Es war eine verrückte, böse Welt. Jeder hasste jeden: Schwarz und Weiß, Arm und Reich, Liberal und Konservativ, Christen und Muslime, Nord und Süd. Ich nehme an, dass die Leute Gründe suchten, um einander zu hassen. Du bist größer als ich, also hasse ich dich auch dafür.

Von daher bedaure ich es nicht, dass diese Welt nicht mehr existiert.

Ja, natürlich habe ich auch gehasst, am meisten Facebook, wenn du's unbedingt wissen willst. Facebook! Das war für mich der Inbegriff von allem, was in der Gesellschaft falsch lief. Warum? Alle hatten viele Freunde, aber es waren gar keine richtigen Freunde, es waren einfach nur Leute, denen man Fotos vom Frühstück, vom Mittagessen und von niedlichen Kätzchen posten konnte. So ein Scheiß! Als hätten sie sich in Wirklichkeit für diese Freunde interessiert. Nein, sie brauchten sie lediglich als Publikum. Facebook-Freunde waren Zuschauer, sonst nichts. Und es hat mich ganz krank gemacht, wie jeder ein Publikum brauchte. Die Gesellschaft war so unpersönlich gebildet, so gleichgültig, dass wir uns auf

so etwas wie Facebook präsentieren mussten, vor Leuten, denen das im Grunde scheißegal war … Ich muss sagen, das war traurig. Tragisch.

Ich sage nicht, dass das Fieber etwas Gutes war. Ich sage nur, dass ich mich nicht nach der Zeit vor dem Fieber zurücksehne.

Cairistine Canary

Ach, das kann ich nicht … Na ja, sagen wir … Die Obdachlosen an den Ampeln morgens. Das war für mich das Schlimmste am alten Leben. Und dann, im größeren Maßstab, die allgemeine Ungerechtigkeit. Ich vermisse diese tiefe Ungerechtigkeit nicht, und das Schuldbewusstsein deswegen. Aber das ist eine mehr philosophische Betrachtungsweise, und ich finde sowieso, dass man das Leben vor und nach dem Fieber nicht vergleichen sollte. Ich glaube nicht, dass man sich fragen sollte, was man am wenigsten oder am meisten vermisst, denn irgendwie führt das immer dazu, dass man das eine gegen das andere aufwiegt. Aber Vergleiche können irreführend sein und zu den falschen Schlüssen verleiten. Jedes Leben war und ist so, wie es ist. Und schließlich ist es das, was wir daraus machen, oder nicht?

Ich habe jetzt bestimmt nicht besonders viel zu deinem Geschichtsprojekt beigetragen …

Lizette Schoeman

Ich glaube, die Gesellschaft war viel eher … sagen wir … wie in Silos, wenn du weißt, was ich meine. Hier bei uns in Amanzi gibt es einen starken Gemeinschaftssinn. Wir sind aufeinander angewiesen. Verstehst du? Es liegt

bestimmt auch daran, dass hier jeder jeden kennt, weil unsere Welt so klein geworden ist, aber ich mag das. Vor dem Fieber hat man jeden Tag Hunderte oder Tausende Leute gesehen, die man nicht kannte, die man nicht grüßte. Man ging oder fuhr an ihnen vorbei, schaute sie nicht einmal an, und es gab keine Verbindung zu ihnen. Nichts. Man hätte genauso gut von verschiedenen Planeten stammen können.

Das fand ich nicht richtig am alten Leben. Das vermisse ich nicht.

Pastor Nkosi Sebego

Ich vermisse dieses Leben nicht, denn es war ein gottloses Leben. Und deswegen arbeite ich so hart daran, dass wir nicht wieder in einer gottlosen Welt leben werden.

Vor dem Fieber waren unser Präsident, unsere Regierung, unsere Medien und unsere Geschäftsleute allesamt gottlos. Aber nicht nur in unserem Land. In jedem Land, weltweit. Alle wollten nur das eine: Geld. Reichtum. Egal, ob man es anderen wegnehmen oder stehlen musste, egal, ob man andere Leute niedermachen musste, um daran zu kommen. Wir befanden uns in einem Teufelskreis, wir waren Gefangene des Systems. Deswegen hat Gott das Fieber geschickt, um den Bann zu brechen.

Abraham Frost

Nur ein paar Monate vor dem Fieber las ich einen Artikel über Bananen. Es hieß, Bananen, so wie wir sie kannten, seien vom Aussterben bedroht. Und zwar schon zum zweiten Mal.

Früher habe es eine Bananenart namens Gros Michel gegeben, eine schmackhafte, cremige, süße Art. Etwa neunundneunzig Prozent aller weltweit angebauten Bananen waren damals von der Sorte Gros Michel. In den 1960er Jahren trat jedoch ein Pilz auf und vernichtete Gros Michel vollständig. Da mussten die Bananenbauern auf der ganzen Welt eine andere Sorte finden, und sie nahmen Cavendish, die zwar nicht so gut schmeckte, aber immun gegen den Pilz war.

Dadurch wurde Cavendish zu der Bananensorte, die neunundneunzig Prozent des Weltertrags einbrachte. Aber etwa zwei Jahre vor dem Fieber trat ein neuer Pilz auf und begann, Cavendish auszulöschen.

Ich will damit sagen, dass wir die Erde aus dem Gleichgewicht gebracht hatten, und dann geschah mit uns genau dasselbe, was mit den Bananen geschehen war.

Das vermisse ich nicht am früheren Leben. Ich habe jetzt das Gefühl, als wäre alles wieder in Balance.

Ravi Pillay

Die Staus, die vermisse ich nicht. Wenn man die nicht mitgemacht hat, glaubt man es nicht. Diese viele Zeit, die durch das Stehen im Stau verlorenging! Zeit, die wir mit unserer Familie oder unseren Freunden hätten verbringen können oder mit etwas Kreativem. Wir lebten in einer hochtechnisierten Welt, in der man kleine Roboterautos zum Mars schicken konnte, aber ein Mittel gegen Staus hatte man noch nicht entdeckt. Auch nicht gegen schlechte Autofahrer. Und noch etwas vermisse ich wirklich kein bisschen: diese Idioten, die die Überholspur verstopften, und wenn man

es wagte, sie anzublinken – wozu man doch wirklich jedes Recht hatte –, zeigten sie einem den Stinkefinger. Das war wirklich … Ich war sicher, dass ich eines Tages bei einem Verkehrsunfall sterben würde.

Hennie »Flaai« Laas

Wie ich schon auf deine letzte Frage geantwortet habe: Die Welt vor dem Fieber war schlecht. Wenn du also mich fragst, was ich nicht vermisse, dann sage ich dir: alles, Willem. Ich vermisse gar nichts. Ich weiß, es war meine eigene Schuld, dass ich in meinem früheren Leben unglücklich war; ich war meines Unglücks eigener Schmied. Ich gebe also niemandem die Schuld daran. Ich sage nur, dass ich jetzt glücklich bin. Und weißt du, warum? Weil ich das Gefühl habe, jetzt etwas zu bedeuten. Ich bin etwas wert. Merkwürdig, oder?

Beryl Fortuin

Das Leben vor dem Fieber war, als wohne man in der Stadt, und jetzt ist es, als wohne man im Dorf. Natürlich ist es auch tatsächlich so. Ich meine nur, dass beides seine guten und seine schlechten Seiten hat. Ich vermisse den hektischen Lebensstil von damals nicht. Das Hamsterrad. Den Wettbewerb. Ich vermisse nicht, dass alle, die ich liebte, so weit von mir entfernt wohnten. Ich meine, man wächst doch mit den eigenen Leuten auf, seiner Familie, seiner Gemeinschaft. Und dann, wenn man fertig ist mit der Schule, muss man weg. Man muss studieren oder arbeiten gehen. Humansdorp war zu klein, als dass wir dort alle hätten unterkommen können, und daher zogen

alle weg, die man gern hatte und gut kannte. Und dann musste man wieder von vorne anfangen, sich neue Freunde suchen, aber das ist doch nie dasselbe.

Das vermisse ich nicht. Das mag ich an Amanzi. Wir werden so bald nirgendwo hingehen.

Und dann dieser Detox-Mythos. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass ich nicht mehr in Frauenmagazinen oder im Internet irgendetwas über Detox dies und Detox jenes lesen muss. Lügen, verdammte Lügen, das war es. Legaler Betrug, nichts anderes.

Nero Dlamini

Interessante Frage. Okay, dann will ich mal … Hör mir gut zu: In den Therapien kehrte ein Thema immer wieder, das ich interessant fand … Nein, warte, ich muss noch einen Schritt zurückgehen, denn das ist mir wirklich wichtig:

Das Leben vor dem Fieber war äußerst kompliziert. In den Worten des großen M. Scott Beck: »Leben war schwer.« Du kannst dir ja gar nicht vorstellen, mit welchem Stress schon die Durchschnittsbürger zu kämpfen hatten. Nur, um den Tag zu überstehen, um alle gesellschaftlichen, beruflichen und beziehungsmäßigen Klippen zu umschiffen. Und zusätzlich hat man sich um den ganzen Mist Sorgen gemacht, der in unserem Land passierte, Politik, Armut, die Wirtschaft. Und hinzu kamen noch die vielen Sorgen wegen des Weltgeschehens. Terrorismus, Rezession, die Überfischung der Meere, die Plastikverseuchung der Gewässer und der Klimawandel.

Also, um noch einmal auf dieses immer wiederkehrende Thema zurückzukommen: Eine beunruhigende Anzahl meiner Klienten hatte diesen Wunsch, diese Vorstellung, diesen Drang nach einem Neuanfang. Einfach ihr altes Leben zu verlassen, ihre frühere Umgebung, ja ihren Heimatplaneten, und noch einmal neu anzufangen. Befreit von diesen vielen Sorgen.

Und jetzt kommt das Interessante: Das Leben in Amanzi ist keinesfalls stressfrei. Vergiss mal die Traumata des Fiebers an sich für einen Moment und schau dir unsere Umgebung an, genau da, wo wir uns jetzt befinden. Sie ist nicht stressfrei, wir müssen mit so vielem fertigwerden. Aber ich erkenne einen riesigen Unterschied im Stressniveau und in der Art von Stress. Es ist, als könnten die Leute wesentlich besser mit den einfachen Herausforderungen fertigwerden, sich Nahrungsmittel zu beschaffen, sich warm zu halten und gefährliche Hunde abzuwehren.

Und deswegen lautet meine Antwort: Mir scheint, dass wir alle diese alten Komplexität nicht vermissen und diese Ängste bezüglich unserer Umwelt und der Erde an sich, diese Bedrohungen, von denen wir das Gefühl hatten, sie seien zu groß, um sie bewältigen zu können.

66

Im Jahr des Schakals wurde ich sechzehn. Lizette Schoeman brach mir das Herz, und Sofia Bergman heilte es kurz darauf wieder.

Im Jahr des Schakals endete meine Kindheit, und wir zogen zum ersten Mal gegen die KTM zu Felde.

Okkie wurde fünf. Oder sechs. Wir würden es nie erfahren.

Im Dezember im Jahr des Schakals begann ich, sonntags gemeinsam mit Pa und Okkie die Mahlzeiten einzunehmen. Dies gab mir die Gelegenheit, in der Nähe von Sofias Bergmans Unterkunft vorbeizugehen. Aber einen ganzen Monat lang sah ich sie gar nicht. Ich fragte möglichst beiläufig andere Leute, ob sie wüssten, wo sie war.

Sie sagten, meist sitze Sofia sonntags in ihrem Zimmer und lese ein Buch. Sie war anscheinend kein besonders sozialer Mensch.

Das Frühstück mit Pa und Okkie verlief ungemütlich. Pa und ich hatten einander nichts zu sagen. Als ich ihm von dem Gefecht zwischen Team Bravo und den KTM erzählen wollte, schüttelte er den Kopf. »Nicht vor Okkie.« Aber im Grunde war er es, der nichts davon hören wollte.

Im Jahr des Schakals produzierten wir zum ersten Mal Diesel aus Sonnenblumenöl, Käse aus Milch und ein wenig Zucker aus

Zuckerrüben. Unsere Wirtschaft wandelte sich allmählich in Richtung des Kapitalismus, als einige Namibier weiter den Oranje hinunter ihre eigenen Bewässerungsfarmen zu betreiben begannen und Gemüse auf dem freien Markt verkauften – Bohnen, Erbsen, Brokkoli, Salat. Einige traten sogar in Konkurrenz zu Hennie Flaais Hühnerhof, indem sie Enten und Truthähne züchteten und sie zu gepfefferten Preisen auf dem Bauernmarkt anboten, der im Forum entstand. Es gab siebzehn Hochzeiten, neununddreißig Geburten und einen Zuwachs von über tausend Zuzüglern, die quer durch den ganzen Subkontinent zu uns strömten. Amanzi platzte aus allen Nähten; wir bauten nicht nur Wehranlagen, sondern auch neue Häuser.

Unser erster Sieg über die KTM war zwar verhältnismäßig klein, aber sehr bedeutungsvoll für die Moral von Amanzi, so dass wir wieder alle vereint, Gläubige und Ungläubige, an Weihnachten auf dem Forum Pastor Nkosis schöner Predigt lauschten. Obwohl er zu Domingos Frustration behauptete, es seien nur die Gebete seiner Gemeinde und die heilige Hand gewesen, die uns zu diesem Sieg in der ersten Schlacht gegen die KTM verholfen hätten, ohne dass ein einziger Amanzier gefallen sei.

Dann jedoch, bei einem kleineren Gottesdienst für seine Gemeinde am Ufer des Stausees zu Silvester, predigte Nkosi zum ersten Mal über seinen Traum von einem Land von Kanaan, einer Niederlassung, wo nicht der Mensch, sondern der Herr regierte. Eine reine Gemeinschaft, zu der nur Christen zugelassen würden,

die sich in permanenter Buße für die Sünden befänden, die das Fieber und die KTM hervorgebracht hätten. »Und so lasst uns beten, meine Brüder und Schwestern, dass der Krieg gegen den Teufel bald enden wird, so dass ich euch zu einem neuen Anfang führen kann, in ein Gelobtes Land.«

Damit endete das Jahr des Schakals.

Das Jahr des Schweins

67

Der erste KTM-Krieg: VII

1. Februar

Das erste Gefecht von Team Alpha war viel unbedeutender, kürzer, unspektakulärer und ungefährlicher, trotz ihrer angestrengten Versuche, ihre Heldentaten im Nachhinein aufzublasen und zu dramatisieren. Und doch gelang ihnen – oder besser: Domingo – etwas, was uns nicht gelungen war:

Am 1. Februar fuhren sie mit dem Volvo in eine Falle, an der Stelle, wo sich die N10 in der Nähe des Bahnhofs von Ludlow durch die Berge windet, kurz vor dem Anschluss an die N9 zwischen Noupoort und Middelburg.

Diesmal tauchten vorher weder Scouts noch Treiber der KTM auf, sondern sie gerieten ohne Vorwarnung in eine Straßenblockade zwischen den Hängen. Domingo beruhigte die Männer. Als der Fahrer vorne im Volvo meldete: »Hier sind KTM«, erwiderte Domingo im Kommandoton: »Ruhig, Männer, ganz ruhig, alle Mann auf Gefechtsstation! Die haben keine Ahnung, dass wir hier drin sind, wir haben immer noch das Überraschungsmoment auf unserer Seite.«

Team Alpha beging dieselben Fehler wie wir. Sie ließen sich ebenso sehr mitreißen und verursachten ein genauso großes

Chaos. Sie standen nur zwölf KTM-Kämpfern gegenüber, und einen hätten sie beinahe entwischen lassen. Ein junger, geistesgegenwärtiger, verängstigter Biker sah gegen Ende des Gefechts das Menetekel an der Wand und schaffte es, mit seinem Motorrad in östlicher Richtung zu fliehen.

Unsere Alpha-Kameraden berichteten später, Domingo sei, als er es gesehen habe, auf eines der Motorräder der bereits getöteten Biker gesprungen und habe die Verfolgung aufgenommen. Ihnen sei nichts anderes übriggeblieben, als in der darauffolgenden Stille dem hohen Jaulen der Maschinen zu lauschen, dessen Echo von den Bergen widerhallte und dann ganz verschwand.

Sie warteten und untersuchten die Leichen ihrer Feinde, um sicherzugehen, dass keiner von ihnen noch lebte. Sie fingen schon einmal damit an, die Gräber für sie auszuheben und die übrigen Motorräder weiter unten in einem trockenen Bachlauf zu verstecken. Sie warteten zwanzig Minuten. Eine halbe Stunde. Sie machten sich Sorgen und überlegten schon, die Kameraden, die einigermaßen Motorrad fahren konnten, Domingo hinterherzuschicken. Dann hörten sie eine einzelne Maschine zurückkehren, und Domingo bog auf dem KTM-Motorrad um die Kurve der gewundenen Straße, hielt an und informierte den Fahrer des Volvos, dass es einen Kriegsgefangenen gebe, etwa fünfunddreißig Kilometer entfernt an der N10 hinter Middelburg. »Geh ihn holen, er lebt noch, und er wird reden.«

Sie fanden den Gefangenen an ein Hinweisschild gefesselt. Das Motorrad stand mit durchschossenem Kühler an der Seite.

Der Name des überlebenden KTM-Mitglieds war Leon Calitz. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, lang und dünn und hatte einen hervorstehenden Adamsapfel, Segelohren und eine Lücke zwischen den Vorderzähnen. Er redete in einer Tour, ohne Punkt und Komma, und erzählte eingeschüchtert und bewundernd, Domingo habe seinen Wasserkühler durchschossen, während die beiden Motorräder mit zweihundert Sachen nebeneinanderher gerast seien. »Ich habe noch nie einen Typen so fahren sehen.«

Als Domingo das hörte, schüttelte er nur den Kopf und sagte, so schnell seien sie gar nicht gewesen.

Aber so wurde es Teil der Legende über ihn.

2. Februar

Team Alpha paradierte mit dem gefangenen Biker durch Amanzi und ließ sich für seinen Sieg feiern. An diesem Tag waren sie die Helden unserer Gemeinschaft.

Am 2. Februar verhörten Domingo und das Komitee Leon Calitz.

Calitz war ganz begierig darauf, seine Geschichte zu erzählen und sein Leben als Strauchdieb gegen den sicheren Hafen unserer Gemeinschaft einzutauschen. Er schien erleichtert und dankbar zu sein, dem Club der Biker entkommen zu sein. Mit Worten, die wie ein Seufzer der Erleichterung aus ihm herausströmten, beschrieb er uns die Strukturen und Vorgehensweisen der KTM, und sie entsprachen in keiner Weise unseren bisherigen

Vorstellungen.

Was wir, die Special OPs Teams, erst später erfahren würden: Die KTM existierten nicht.

Was allerdings existierte, war ein loses Netzwerk von Plünderern. »Clans«, nannte sie Calitz respektvoll, aber Domingo erwiderte: »Quatsch. Das ist ein Haufen ganz normaler Gangs.«

Die meisten dieser Banden waren auf Motorrädern unterwegs. Andere, etwa im Osten des Landes, benutzten Pick-ups; manche sogar Pferde oder ganz unterschiedliche Fahrzeuge.

Diese Banden raubten, stahlen und sammelten, verbrauchten den größten Teil ihrer essbaren Beute selbst und lieferten das Übrige an zentrale Aufkäufer, die – offensichtlich ironisch gemeint – als »Sales Club« bekannt waren.

Leon Calitz erzählte, er sei in den vergangenen neunzehn Monaten Mitglied eines »Biker Clans« namens »The Marauders« gewesen – der Bande, die Team Alpha tags zuvor in der Nähe des Bahnhofs von Ludlow an der N1 praktisch ausgelöscht hatte. Calitz stammte aus Vereeniging; dort hatte er von den Biker Clans gehört und sich mit seiner Honda CRF 450 auf die Suche nach ihnen gemacht. Er sehnte sich danach, Teil von etwas Aufregendem, Starkem zu sein. Die Ersten, denen er begegnete, waren die Marauders, die unterwegs von Kroonstad nach Cradock zu einer »Verkaufstagung« waren. Die Marauders hatten ihn ausgefragt, eine Stunde lang rumgeschubst und bedroht und ihn zwei Wochen lang misstrauisch beäugt, bevor er mit einem Initiationsritus, der unglaubliche Mengen Alkohol beinhaltete,

bei ihnen aufgenommen wurde. Sie hatten ihm ein größeres Motorrad, ein automatisches Sturmgewehr, Brüderschaft, genügend zu essen, eine gute Zeit und Abenteuer versprochen.

Es gab noch viele andere Banden, zum Beispiel die Tribes, die Vikings, die Freedom Riders und die Death Squad. Einige bis zu dreißig Mitgliedern stark, andere erheblich kleiner, aber keine zählte weniger als zehn Mitglieder. Die Marauders hatten in der Regel zwischen zehn und sechzehn Mitgliedern. Die Schwankungen kamen daher, dass manchmal ein paar desertierten, andere mit ihren Motorrädern stürzten, wieder andere bei Raubzügen getötet oder zu anderen, größeren Banden gelockt wurden. Manchmal taten sich auch zwei Banden zusammen.

Die Hierarchie innerhalb der Banden und die Bezeichnungen für die Ränge unterschieden sich. Die Marauders wurden von einem Captain angeführt, der Zweithöchste war der »Roadie«, abgeleitet von »Road Captain«. Dann gab es den »Sparkie«, der mit dem großen Funkgerät umgehen konnte, und ein oder zwei Fahrer, die regelmäßig die Beute der Bande mit einem Truck abholten.

Das Leben der Bande bestand daraus, ihr Gebiet nach allem abzusuchen, was möglicherweise wertvoll sein konnte, in erster Linie Waffen, Munition, Nahrungsmitteln, Gold und Diamanten, Stromaggregaten, Sonnenkollektoren und ganz besonders Auto- und Motorradersatzteilen. Das Gebiet der Marauders erstreckte sich von Aberdeen im Westen bis King William’s Town im

Osten. Sie waren deswegen ein so ein kleiner Clan, weil es in ihrem Gebiet kaum wertvolle Ressourcen gab, und da sie so wenige waren, konnten sie auch keiner anderen Bande deren Terrain streitig machen.

Sie sammelten ihre Beute auf einer improvisierten Basis, einem sicheren, abgelegenen Ort, bis sie erfuhren, wo die nächste Verkaufstagung stattfand. Die Verkaufstagungen wurden vom Sales Club initiiert, von dem Calitz Folgendes erzählte: »Diesen Namen verwenden sie aber nur über Funk. Der Sales Club besteht nur aus zwei Leuten, einem Mann und einer Frau, und sie … Ihre Bodyguards, die so eine Art Großhändler sind, kaufen unsere Sachen und verkaufen sie dann wieder an andere Leute.« Dann fügte Calitz mit übertriebenem Respekt hinzu: »Die Frau ist eine Zuluprinzessin.«

Die Komitee-Mitglieder sahen einander an, denn das kam ihnen bekannt vor.

»Moment mal«, unterbrach ihn Domingo. »Hast du sie schon mal gesehen?«

»Ja. In Maselpoort, bei der letzten Verkaufstagung«, antwortete Calitz.

»Wie sah sie aus?«

»Das ist Mecky Zulu«, warf mein Vater dazwischen.

»Nein, so heißt sie nicht. Genannt wird sie die Vorsitzende, aber ihr richtiger Name ist Dudu Meyiva«, erwiderte Leon Calitz.

»Und der Mann?«

»Clarkson. Es heißt, sein richtiger Name sei Clarkson. Er ist

ein genialer Ingenieur.« Aufgrund dieser Beschreibung wussten Domingo und das Komitee, dass es sich um die beiden handeln musste, die sich als Trunkenpolz und Mecky Zulu vorgestellt hatten. Leon Calitz behauptete, diese Namen noch nie gehört zu haben. Über Funk nannten sich die beiden »Number One« und »Vorsitzende«. Sie hatten zahlreiche unterschiedliche Verstecke und Orte, an denen sie die Verkaufstagungen abhielten. Sie waren sehr schlau, denn jeder hatte es darauf abgesehen, sie zu eliminieren. Sie waren die Mittelsleute, sie verfügten über sämtliche Kontakte, sie beherrschten im Grunde alles.

Number One und die Vorsitzende informierten die Banden darüber, welche Produkte sie gerne haben wollten. Art und Wert der Waren hatte sich in den letzten neunzehn Monaten verändert. Zunächst waren Konserven und Trockennahrungsmittel äußerst begehrt und gewinnbringend gewesen, aber inzwischen legte man mehr Wert auf Munition, Alkohol, Ersatzteile, Motorrad- und Lkw-Reifen. Außerdem gab es eine große Nachfrage nach Sonnenkollektoren und Batterien. Eine gute Ladung war leicht sechshundert Liter wert.

»Liter was?«, fragte Pa.

»Liter Ethanol«, antwortete Leon Calitz. Der Sales Club bezahlte die Banden auf vier verschiedene Arten: in Know-how, um Fahrzeuge auf Ethanol umzurüsten, mit Ethanoltreibstoff, mit Fahrzeugteilen oder Munition.

»Wie funktioniert das genau?«, fragte Pa.

»Der Sales Club informiert uns über eine Verkaufstagung, und

dann bringen wir alle unsere Produkte mit dem Truck hin, um Tauschhandel zu treiben.«

»Wie hat euch der Sales Club kontaktiert?«

»Über Funk.«

»Was heißt das?«, fragte Domingo.

»Über die Funkgeräte, die Number One uns gegeben hat.«

»Diese CB-Funkgeräte, die in die Motorräder eingebaut sind?«

»Nein, die verwenden wir nur dazu, miteinander oder mit unserem Sparkie zu kommunizieren. Number One ruft uns über das große Funkgerät. Es ist so groß …« Leon Calitz deutete mit den Händen ein Gerät von ungefähr sechzig mal sechzig Zentimetern Abmessung an.

»Augenblick mal«, unterbrach ihn Domingo. »Wie weit ist Number One denn entfernt, wenn er euch über dieses große Gerät anfunkt?«

»Keine Ahnung. Wir wissen nie, wo sie sind. Aber diese großen Geräte reichen Hunderte von Kilometern weit.«

»Stimmt«, sagte Domingo. »Mit Amateurfunk geht das, aber man braucht eine Riesenantenne.«

»Haben wir.«

»Wo?«

»In unserem Basislager. Der Sparkie bleibt immer in der Nähe, beim großen Funkgerät, der CB-Basisstation und den Waren, die wir gesammelt haben.«

»Wo liegt euer Basiscamp?«

»Hinter Tarkastad.«

Pa wollte etwas sagen, aber Domingo stand auf. Er wirkte besorgt und bat mit einem Handzeichen um Ruhe.

»Meinst du, euer Sparkie ist noch da?«

»Klar.«

»Und hat jede Biker-Gang einen Sparkie und eine Basisstation?«

»Ja.«

»Hat jede Gang ihre eigene Frequenz?«

»Keine Ahnung. Unser Techniker spricht immer nur von vierzig Metern, da ist nichts auf vierzig Metern.«

»Habt ihr letzten Monat irgendetwas von Gangs gehört, die … einfach plötzlich geschwiegen haben?«

»Ja, die Road Rage Kings.«

»Die Road Rage Kings?«

»Ja. Ihr Gebiet war die N1 zwischen Beaufort-West und Colesberg. Sie waren ein großer Clan, immer über zwanzig Leute. Dann sind sie plötzlich von der Bildfläche verschwunden. Unser Captain meinte, die hätten wohl einfach die Schnauze voll gehabt, weil die Gegend restlos ausgeplündert war und es keine Einnahmequellen mehr gab.«

»Wie habt ihr erfahren, dass sie verschwunden waren?«

»Number One hat uns über Funk gefragt, ob wir etwas wüssten, weil der Sparkie der Kings keinen Kontakt mehr mit seinem Captain aufnehmen konnte. Mit keinem von den Kings. Number One hat zweitausend Liter gratis für Informationen über die Road Rage Kings versprochen. Unser Captain hat ihm gesagt,

dass wir keine Ahnung hätten.«

»Und dann?«

»Da hat Number One gesagt, das Angebot würde gelten, wir sollten einfach Augen und Ohren offen halten. Er glaubte, dass vielleicht ein anderer Clan sie ausgelöscht hatte, in einem Streit ums Territorium. Aber unser Captein meinte, scheiß auf das Territorium, die hatten genauso die Schnauze voll wie wir.«

68

Der erste KTM-Krieg: VIII

Domingo brachte Leon Calitz zum SpOT-Hauptquartier, damit wir bei der Vernehmung zuhören konnten. Wir saßen draußen auf dem Paradeplatz im Halbkreis auf dem Boden, Domingo und Calitz vor uns auf Stühlen.

»Erzähl uns von der Funkbasis«, forderte Domingo ihn auf.

Es war das erste Mal, dass ich Calitz aus der Nähe sah. Er sah aus wie ein ganz normaler Typ, ein netter Typ. Wie einer von uns. Er hatte eine Lehre als Schlosser und Dreher gemacht, als das Fieber kam. Das ist also mein Feind, dachte ich. Hätte auch ich sein können.

»Ach, da ist eigentlich nichts«, antwortete Leon Calitz in tiefem Bariton. Der große Adamsapfel hüpfte, und er schien plötzlich Lampenfieber zu haben.

»Erzähl uns davon.«

»Ist bloß eine armselige alte Farm, sonst nichts.«

Er sah, dass sich Domingo damit nicht zufriedengab, und fügte unwillig hinzu: »In der Nähe von Tarkastad.«

»Wo in der Nähe von Tarkastad?«

»Etwa zwanzig, dreißig Kilometer entfernt.«

»Genauer!«

»Da ist eine Farm, wir haben auf dieser Farm gewohnt … Der

Funkmast steht auf dem Berg direkt neben dem Farmhaus. Vom Gipfel aus kann man sehr weit sehen, bis runter in den Ort und alle Straßen entlang.«

»Welche Straßen?«

»Die vier Straßen, die nach Cradock, Queenstown und Adelaide und am Berg hinaufführen.«

»Wie weit kann man auf diesen Straßen sehen?«

»Auf der, die nach Cradock führt – oder besser: nach Hofmeyr –, kann man fast fünfzig Kilometer weit sehen. Vielleicht noch weiter, gemessen habe ich das natürlich nicht. Aber aus diesem Grund hat unser Captain den Berg ausgesucht. Wegen des weiten Ausblicks und wegen der Höhe, damit der Mast eine möglichst große Reichweite hat.«

»Was passiert, wenn euer Sparkie dort oben auf dem Berg zwei Tage lang nichts von euch Gangstern hört?«

»Gar nichts«, antwortete Calitz. »Das kommt öfter vor. Er würde nichts unternehmen.«

»Und wenn wir mit nur vier oder fünf Motorrädern auf ihn zukämen? Auf euren Motorrädern, in euren Lederkombis?«

»Er würde sich wundern, wo die anderen wären.«

»Aber er würde nichts unternehmen?«

»Nein. Was sollte er denn unternehmen?«

»Und wenn ein paar Maschinen mit zwei Mann darauf bei der Farm ankämen?«

»Wäre auch okay. Manchmal bleiben die Maschinen liegen, dann müssen wir bei einem Kumpel mitfahren.«

»Er würde also nicht misstrauisch werden?«

»Ich …« Calitz wirkte immer angespannter. Er zuckte nur mit den Schultern, als wüsste er es nicht genau.

»Leon, was wird er tun?«

»Er würde uns vielleicht über Funk zu erreichen versuchen, aber wenn wir schnell fahren, passiert es oft, dass wir nichts hören.«

»Würde er andere Gangs oder Number One über Funk informieren, dass etwas nicht stimmt, bevor wir bei ihm ankommen?«

»Nein. So funktioniert das nicht.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Warum?«

»Wir haben noch nie … Wir reden nicht mit den anderen Clans, und man funkt Number One nicht an, wenn man in Schwierigkeiten steckt, er ist ja nicht unser Chef. Er redet mit den Clans nur über Waren und Verkaufstagungen, so was eben.«

»Okay. Wir fahren morgen hin. Du kommst mit.«

»Nein.« Leon Calitz schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht so, als ob du etwas zu sagen hättest«, erwiderte Domingo.

»Ich will nicht.« Entschlossen verschränkte Calitz die Arme. Warum wehrte er sich so?

»Wieso nicht?«

»Ich will sie nie wieder sehen. Ich bin fertig mit ihnen.«

»Aber da ist doch nur der Techniker?«

»Ihn will ich auch nicht wiedersehen.«

Domingo stand auf und ging auf Calitz zu. »Lügst du uns an?«

»Nein, ich habe euch die Wahrheit gesagt.«

»Sind noch mehr Gangstas außer dem Sparkie an der Funkstation?«

»Nein, ich schwöre, nur er. Aber …«

»Aber was, Leon?«

»Wenn ihr … Wenn er … Angenommen, etwas geht schief, und er informiert Number One …«

»Warum hast du plötzlich Angst vor Number One?«

»Ihr kennt sie nicht. Sie haben Bodyguards, die völlig durchgeknallt sind. Mörder. Sie … Einige der Clans … Es gab Clans, die Number One und die Vorsitzende übers Ohr hauen wollten, Clans, die selbst Großhändler werden wollten. Die Bodyguards haben diese Typen an Bäumen aufgehängt und ihnen die Zunge durch die Kehle gezogen …«

»Aber wie sollte Number One davon erfahren? Von uns?«

Leon Calitz schüttelte nur den Kopf, er wollte nichts mehr sagen.

»Was kann schiefgehen, Leon?« Domingo war jetzt misstrauisch und aggressiv. Er baute sich vor Calitz auf. »Was verheimlichst du vor uns?«

Mit schriller Stimme antwortete Calitz: »Ich … Nichts, ich schwöre, ich habe euch alles erzählt!«

»Was kann schiefgehen?«

»Keine Ahnung. Alles Mögliche. Es gibt keine Garantien im Leben.«

»Garantien, bullshit«, entgegnete Domingo. »Du fährst morgen mit. Und wenn ich dort ankomme, und der Techniker ist nicht allein, schieße ich dir beide Knie kaputt. Verstanden?«

Calitz sah Domingo an, als wöge er eine Bedrohung gegen eine andere auf. Er ließ den Kopf sinken, schüttelte ihn leicht, als wäre ihm großes Unrecht angetan worden, sagte dann aber: »Verstehe.«

3. Februar

Um vier Uhr morgens stand Team Bravo in Habachtstellung und voller Kampfausrüstung am Volvo.

»Ich rechne damit, dass ihr es heute wesentlich besser macht«, sagte Domingo.

»Ja, Captain«, riefen wir.

»Wir haben hart gearbeitet.«

»Ja, Captain.«

»Wir werden ruhig bleiben.«

»Ja, Captain.«

»Wir werden richtige Soldaten sein.«

»Ja, Captain.«

Ich blickte verstohlen hinüber zu Leon Calitz, der irgendwie verwirrt danebenstand, die Augen vor Staunen weit aufgerissen. Vielleicht aber auch vor Angst.

»Let’s go«, sagte Captain Domingo.

Wir fuhren bis zu der Stelle, an der Team Alpha gekämpft hatte. Dort stiegen Domingo, Calitz und vier Spotter auf die Motorräder, die in dem trockenen Bachlauf versteckt waren – die einzigen vier von uns, die gut Motorrad fahren konnten. Alle Übrigen sollten bis Hofmeyr hinten im Volvo bleiben.

Es war ein sehr kleiner Ort. Leon Calitz sagte, er sei vollkommen verlassen. Domingo glaubte ihm nicht und ließ Team Bravo den Ort durchsuchen, die schönen Altbauten im Zentrum, den kleinen Park mit dem Denkmal und der Sklavenglocke. Die seltsame Kirche mit den vier hässlichen Säulen. Wir stellten fest, dass im Dorf alles geplündert und weggetragen worden war, was die Gangs verkaufen konnten.

Wir fanden niemanden. Calitz zog ein verletztes Ich-hab’s-euch-doch-gesagt-Gesicht.

Der Volvo und das übrige Team Bravo mussten in Hofmeyr warten.

Die sechs Motorräder fuhren weiter – drei jetzt mit Sozius, darunter ich als bester Schütze. Domingo hatte die Führung übernommen, dann folgte Calitz. Ich und Jakes, der fuhr, blieben neben Calitz. Domingo hatte gesagt, wenn es so aussähe, als wolle Leon Calitz abhauen, solle ich ihn seinetwegen erschießen. Die anderen drei Motorräder bildeten die Nachhut.

69

Der erste KTM-Krieg: IX

Wir fuhren bis Tarkastad. Mitten im Ort befand sich der einzige Verkehrskreisel. Hier blieb Leon Calitz stehen und sagte: »Ich fahre nicht weiter«, als Domingo genervt ankam, um sich zu erkundigen, was los sei.

»Du fährst!«

»Nein. Ich erkläre euch den Weg.«

Domingo witterte Verrat. »Kann er uns von dort oben sehen, Leon? Ist das hier ein Zeichen für den Sparkie? Ich erschieße dich, Leon, das musst du wissen, ich erschieße dich, ohne mit der Wimper zu zucken!«

»Nein, nein, ich schwöre es, aber ich bin ein Verräter, ich kann Loots nicht in die Augen schauen. Ich bleibe hier.«

Domingo verfluchte ihn.

»Du kannst sagen, was du willst«, erwiderte Calitz. »Ich bleibe hier.«

Domingo stieg von seinem Motorrad, zog die Pistole, packte Leon Calitz' Hand und schoss ihm den kleinen Finger ab. Calitz schrie wie am Spieß.

»Du kommst mit«, sagte Domingo.

»Nein«, sagte Calitz.

Domingo schoss ihm den Ringfinger ab. Calitz schrie, außer

sich vor Angst, aber er rief: »Okay, okay, okay, okay!« Von seiner Hand tropfte Blut auf die Griffe des Lenkers.

»Fahr voraus«, befahl Domingo und gab ihm ein Zeichen mit der Pistole. Mehr war nicht nötig.

Calitz führt uns bergauf. Es war eine enge Teerstraße, gespickt mit Schlaglöchern und Unterspülungen, die irgendwann in eine schlechte unbefestigte Straße überging. Oben auf dem Berg gabelte sie sich. Calitz hielt sich links. Er fuhr immer langsamer und blickte sich immer häufiger nach mir um, der jederzeit bereit war, ihn zu erschießen.

Schließlich erreichten wir die Farm Bergfontein.

Der Mann hatte uns offenbar kommen hören, denn er kam aus dem Wohnhaus gerannt und rief: »Captain, Captain, es waren Leute hier, Captain, hier war ein Hubschrauber!« Sein Gesicht war ganz verzerrt vor Aufregung. Er war außergewöhnlich groß und trug nichts als eine alte Jeans. Der nackte Oberkörper zeigte, wie entsetzlich mager er war, aber er trug einen dichten schwarzen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, und sein Kopf war glatt rasiert.

Wir hielten an, und der Mann lief auf Domingos Motorrad zu, während er unablässig etwas von einem Hubschrauber faselte. Domingo setzte den Helm ab und zielte mit dem Gewehr auf dem mageren Mann.

Der Mann sah, dass das nicht sein Captain war, schwieg abrupt und blieb erschrocken stehen. Er hatte eine verdammte Fahne.

Leon Calitz stieg von seinem Motorrad. Ich sah, dass er

zitterte. »Das ist der Sparkie«, sagte er zu Domingo. Dann setzte er seinen Helm ab und sagte zu dem Techniker: »Loots, alle sind tot, nur ich bin übrig.«

Es war, als würde der Techniker gar nicht registrieren, was Leon sagte. Seine Augen huschten von Calitz zu Domingo, dann zu uns und wieder zurück zu Calitz. »Leon, hier waren Leute …«

»Was für Leute?«, fragte Calitz mit großer Anspannung in der Stimme.

»Leute mit einem Hubschrauber.«

»Was für Leute mit einem Hubschrauber?«, fragte Domingo.

»Keine Ahnung. Wer bist du denn?«, fragte der Techniker.

»Warst du betrunken?«, fragte Domingo.

»Es ist Krieg, Loots. Sie haben alle erschossen«, wiederholte Calitz. »Alle, außer mich«, fügte er so betont und drängend hinzu, als versuche er verzweifelt, Loots etwas zu verstehen zu geben. Aber Loots war zu bestürzt und verwirrt, um es zu kapieren.

»Seid ihr die Leute mit dem Hubschrauber?«, fragte er.

Domingo packte Loots am Kragen und fragte: »Wer sind diese Leute mit dem Hubschrauber?«

Loots hatte keine Angst vor Domingo, er war geistesabwesend, stand unter Schock. »Sie sind gestern mitten in der Nacht gekommen. So gegen eins habe ich plötzlich den Hubschrauber gehört, und da bin ich aufgestanden und habe gesehen, wie er da vorn gelandet ist. Dann sind vier Männer rausgesprungen, mit Nachtzielfernrohren und Nachtsichtgeräten, und als sie mich

gesehen haben, haben sie auf mich geschossen, an mir vorbei in die Tür, schaut, da sind die Löcher. Ich hab die Hände gehoben, und sie sind zu mir gekommen und haben mich zu Boden geworfen und mich festgehalten, und ich dachte, die würden mich erschießen. Sie haben mich angeschrien, wollten von mir was über irgendwelche Leute wissen, die ich nicht kannte, und ich hab gesagt, dass ich die nicht kenne, ich hab's geschworen, und ich hab wirklich gedacht, die würden mich umbringen, Leon. Sie haben das Funkgerät genommen, dann aber doch alles hier gelassen, sind in den Hubschrauber gesprungen und wieder weggeflogen. Typen mit einem Hubschrauber, Leon, die kamen bestimmt von Number One!« Ihm schien plötzlich ein Licht aufzugehen, und er sah Domingo an: »Number One hat euch geschickt.«

»Nein«, antwortete Domingo.

»Und sie haben nichts mitgenommen, Loots?«, fragte Leon Calitz merkwürdig betont.

»Nein«, sagte Loots und fügte dann unbesonnen hinzu: »Alle sind noch hier.«

Domingo stürzte sich auf ihn und riss ihn zu Boden. Er presste die Pistole an Loots Schläfe und schrie: »Was heißt das, alle?«

Verwirrt antwortete Loots: »Na, die Mädchen.«

Leon Calitz stieß einen verzweifelten Laut aus.

»Welche Mädchen?«

»Die da drüben im Schuppen.«

Domingo befahl mir und den anderen: »Ihr nehmt Calitz. Seid

vorsichtig.« Währenddessen packte Domingo den Techniker am Bart und schleifte ihn in die Richtung, in die er gezeigt hatte, zu den Außengebäuden neben dem Farmhaus.

Calitz widersetzte sich. Jakes und ich mussten ihn rechts und links an den Armen mitzerren, bis Jakes wütend wurde, Calitz an den blutenden Fingern packte und sagte: »Du kommst jetzt mit!«

Eines der Außengebäude war ein verschlossener Abstellschuppen. »Da drin«, sagte Loots.

Leon Calitz stieß erneut ein verzweifeltes »Nein!« aus.

»Aufmachen«, befahl Domingo.

Loots Hand zitterte, als er den Schlüssel aus der Hosentasche holte. Er schloss auf. Domingo ging hinein. Wir anderen warteten draußen.

Domingo kam raus. Die Pistole in der Hand. Er war wie besessen, ich hatte ihn noch nie so gesehen, er keuchte, und seine Augen brannten vor Wut. Er ging zu Loots, presste ihm die Pistole an die Stirn und drückte ab. Loots stürzte zu Boden.

Calitz schrie gellend: »Für Number One, die sind für Number One!«

Daraufhin schoss Domingo auch ihm zwischen die Augen.

Wir übrigen standen da wie versteinert.

Domingo ging weg, kam zurück, ging wieder weg.

Dann drehte er sich zu uns um und befahl Brits: »Hol den Volvo.«

Zu uns anderen sagte er: »Holt sie da raus. Besorgt ihnen etwas zu essen und Wasser. Schaut nach, ob es Kleider für sie gibt. Und

Wasser und Seife.«

Im Abstellschuppen waren sieben Frauen.

Oder besser: drei Mädchen und vier Frauen.

Die drei Jüngsten waren die Einzigen, die noch Fetzen von Kleidung trugen. Der Rest war nackt. Sie hatten keinerlei sanitäre Einrichtungen, sie waren wochenlang in der Abstellkammer eingesperrt worden, sie waren gestoßen und geschlagen worden und hatten nur ein Minimum an Essen erhalten. Zweimal pro Woche durften sie sich waschen, mit Wasser aus einem Eimer.

Wir halfen ihnen, den Schuppen zu verlassen. Blinzelnd standen sie in der grellen Sonne, eng zusammengedrängt, halb irrsinnig. Angst hatten sie keine mehr. Sie standen einfach da und warteten auf etwas, vielleicht Befehle, vielleicht einen Schlag gegen den Kopf. Sie schauten hinunter auf die Leichen von Loots und Calitz, die ein paar von uns gerade beiseiteschleppten.

Domingo konnte sie nicht ansehen. Er ging auf den Berg hinauf. Jakes kehrte aus dem Farmhaus zurück. Er hatte Decken, Lappen und alles, was nach Kleidung aussah, mitgebracht und begann, die Frauen damit zu bedecken.

Sie standen einfach nur da.

Unter ihnen waren drei Mädchen zwischen elf und fünfzehn und vier Frauen irgendwo zwischen neunzehn und vierzig.

Wir brachten sie ins Farmhaus, gaben ihnen alles zu essen und zu trinken, was wir finden konnten, und dann zeigten wir ihnen

das Badezimmer.

Die älteste Frau begann als Erste zu weinen, dann folgten die anderen.

Die Älteste sagte später zu uns, man habe sie in die winzige Hütte eingesperrt, weil die Marauders nicht genügend Leute an der Basis zurücklassen konnten, um sie unter besseren Bedingungen gefangenzuhalten. Solange sie im Abstellraum waren, brauchten sie nur einen Wachtposten.

Der Captain der Marauders hat zu ihnen gesagt, noch eine Woche, dann wäre die nächste Verkaufstagung. Sie müssten einfach nur die Klappe halten.

Wir fanden zwei Nissan-UDF40-Trucks in der Scheune. Einer war fast bis obenhin voll beladen mit Sonnenkollektoren und Batterien, der andere enthielt mehrere Fässer Diesel und Ethanol sowie Fußfesseln. Wir fanden viele leere und über zweihundert noch volle Flaschen Brandy und anderen starken Alkohol.

Domingo entdeckte ich auf dem Gipfel des Berges hinter dem Farmhaus, an dem Funkmast, den wir auseinanderbauen sollten, um ihn mitzunehmen. Er stand da und starrte zum Horizont.

»Kaptein …«

Er reagierte nicht sofort. Er blickte nur in die Ferne.

Ich ging zu ihm hin. Da sagte er: »Eins musst du wissen, Nico. Affektkontrolle ist nicht gerade meine Stärke.«

70

Team Bravo begann damit, Gräber für Calitz und den Techniker auszuheben. Domingo hinderte uns daran. »Nein. Lasst sie liegen«, stieß er mit ungezügelter Verachtung hervor.

Ich wunderte mich darüber, wie abgrundtief er hassen konnte.

Wir bauten den Funkmast auf dem Berg ab und nahmen ihn, die anderen technischen Geräte im Farmhaus und die Frauen mit.

Dann fuhren wir zurück nach Amanzi.

Hinten im Volvo beobachtete ich Domingo. Er saß nur da, aufrecht und angespannt. Er sah weder die sieben Frauen noch uns an.

Hinter Petrusville schaute ich durch mein Backbord-Guckloch. Ich sah unsere Bewässerungsprojekte, ich sah die ausgedehnten Felder entlang des Flusses, die Sonnenblumen und den Mais, das Gemüse, ich sah die Leute von Amanzi auf diesen Feldern arbeiten, sanfte, gutmütige Menschen. Ich sah die Elektropumpen, die Traktoren, einige Pick-ups, einen Truck, die Technik, die wir wieder zu beherrschen gelernt hatten.

Wie konnte es derart gegensätzliche Lebensweisen geben? Wie konnte es solche Barbarei geben wie die der Männer, die damals mit dem Messer auf Okkie eingestochen hatten, und die der Marauders? Und zugleich diese Oase? Die mein Vater erschaffen hatte.

Gehörten wir überhaupt derselben Spezies an?

Wir bauten den Funkmast auf dem höchsten Hügel Amanzis wieder auf. Unser Ingenieur und sein Team verbanden ihn mit dem CB-Funkgerät. Sie schalteten es ein, hörten aber nur ein Rauschen, obwohl sie alle Winkel des Äthers absuchten.

Domingo drängte: »Ihr müsst das schaffen. Ich will Number One. Er gehört mir.«

Birdie beruhigte ihn: »Nur Geduld. Wir kriegen das schon hin.«

Sie, Hennie Flaai, Domingo und der Ingenieur beschlossen, sich auf das Vierzigmeterband zu konzentrieren, laut Leon Calitz die Frequenz, auf der die Marauders gefunkt hatten.

Die Gemeinschaft nahm die sieben Frauen mit offenen Armen auf.

Sie wurden auf Händen getragen, gepflegt, versorgt, verwöhnt und psychologisch behandelt mit einer Hingabe und Aufmerksamkeit, die beweisen sollten, dass wir anders waren, dass nicht alle Menschen sich so verhielten wie die Marauders.

Ihre Ankunft, ihr Martyrium und ihre Geschichte veränderten etwas Fundamentales in der Dynamik Amanzis.

Mein Vater bemerkte es, und er redete an mehreren Sonntagen mit mir darüber, wenn ich zusammen mit ihm und Okkie zu Mittag aß. Ich glaube, er versuchte dadurch, unsere Beziehung wieder zu verbessern, ganz vorsichtig. Und ich hörte ihm aufmerksam zu und ermunterte ihn, denn ich wünschte mir, ihm wieder näher zu kommen, nicht zuletzt getrieben von meinen

Schuldgefühlen.

Es war typisch für Pa, sich zunächst verbal an neue intellektuelle Erkenntnisse oder Theorien heranzutasten, auch wenn er sie noch nicht exakt benennen konnte. Er ahnte dann quasi den goldenen Faden inmitten eines verfilzten Wollknäuels und zupfte solange, bis er ihn erwischte und herausziehen konnte.

Er beobachtete scharfsinnig, welchen Einfluss die sieben Frauen auf uns hatten und wie sie uns über unseren internen Zwiespalt hinweg wieder versöhnten und zu einer Einheit verschmolzen. Sie halfen uns, unsere Identität als »Volk von Amanzi« zu definieren. Ebenfalls zu dieser Entwicklung beigetragen, so Pas Theorie, habe Leon Calitz' Erklärung, dass die Motorradbanden nichts weiter als unabhängig voneinander operierende, unorganisierte Plünderer seien, mit der er uns – zumindest für ein paar Tage – die Vorstellung von einem einzigen Widersacher geraubt hatte, einer klar umrissenen Verkörperung des Unheils. Danach brauchten wir inneren Zusammenhalt umso mehr, weil uns plötzlich das einheitliche Feindbild abhandengekommen war.

Was die sieben Frauen uns erzählten, passte nahtlos zu Sofia Bergmans kurzer Erfahrung als Gefangene der Marauders, bei denen sie einen kleinen Einblick in eine neuartige Form der Bosheit erhalten hatte: einen Gegenspieler, der auf das barbarische Niveau des Menschenhandels zurückgefallen war. Pastor Nkosi goss noch Öl ins Feuer, indem er über »den Teufel, der Kinder in Schuppen einsperrt« predigte. Domingo trug

ebenfalls dazu bei, das neue Feindbild zu etablieren. Sein nackter Hass auf Trunkenpolz und Mecky alias Clarkson und Meyiwa alias Number One und die Vorsitzende wirkte ansteckend und beeinflusste die öffentliche Meinung. Wir von Amanzi als Gegenpol zur Schlechtigkeit – das wirkte nach Pas Meinung einheitsstiftend. Wir brachten die universelle Waage wieder ins Gleichgewicht. Wir schöpften unsere Identität aus unserer Andersartigkeit, wir waren der Ort des Lichts, und das konnten wir nur sein, wenn »die Anderen« die Dunkelheit verkörperten.

Wir und die. Kurz und bündig.

Mein Vater erzählte mir von dem Historiker Yuval Noah Harari und seiner »Kurzen Geschichte der Menschheit«. Darin hatte er eine Erklärung zu dem Phänomen geboten, warum sich der Mensch im Gegensatz zum Tier sehr tiefgreifend und schnell in seinem Verhalten verändern könne, ohne dass dafür Änderungen in seinem Erbgut notwendig seien. Viele tausend Jahre lang sei die Menschheit nur eine von vielen Spezies auf der Erde gewesen, und die Anzahl der Individuen habe mit Trockenzeiten und Fluten, Hungersnöten und Überflutungen geschwankt, immer im Einklang mit der Natur.

Dann, vor etwa zwölftausend Jahren, habe sich die Lage dramatisch verändert. Plötzlich vermehrte sich der Mensch rasant, und das lag weder an einer genetischen Mutation noch an einem Klimawandel. Es hing mit unserer Fähigkeit zusammen, Geschichten zu erzählen.

Mein Vater sagte, wir seien der einzige Organismus, der sein

Verhalten dramatisch verändern könne, weil wir Mythen erschaffen könnten. Mythen, die so groß und mächtig seien, dass sie die Menschen zu größeren Gruppen zusammenzuschweißen vermochten, was diese wiederum zu immer größeren Leistungen befähige. Yuval Harari nannte diese Mythen »Fiktionen«, »soziale Konstrukte« oder »erfundene Wirklichkeit«. Unsere Geschichten, unsere sozialen Konstrukte, das sei beispielsweise so etwas wie der Nationalismus unter Menschen mit verschiedenen Sprachen und Kulturen, Religionen oder politischen Ideologien, Kommunismus, Kapitalismus und Demokratie. Das seien »erfundene Wirklichkeiten«, weil sie nur in den Köpfen der Menschen existierten, ohne an ihre Biologie gekoppelt zu sein.

Die Französische Revolution sei ein ideales Beispiel für einen Mythos, der über Nacht das menschliche Verhalten entscheidend beeinflusst habe. Im Jahr 1789 habe eine große Anzahl von Franzosen den Mythos, dass der König von Gottes Gnaden regiere, verworfen und dafür den Mythos von der Herrschaft des Bürgertums verbreitet.

Dies, sagte Pa, diese menschliche Fähigkeit, ein soziales Konstrukt, eine erfundene Wirklichkeit oder einen Mythos zu erschaffen und daran zu glauben, habe in direkter Folge dazu geführt, dass wir zu Tausenden und später zu Millionen zusammenarbeiten konnten. Als Völker, als Nationen, als Alliierte. Pa lachte und sagte, am amüsantesten finde er, wie das bei Sportmannschaften funktioniere. In Stellenbosch habe er

Kollegen gekannt, die zwar am Kap wohnten, aber trotzdem Fans der Rugbymannschaft Blou Bulle waren, nur, weil sie in Pretoria zur Schule gegangen waren. Manche hielten zur Fußballmannschaft FC Arsenal, obwohl sie keinerlei Verbindung zu Großbritannien hatten. Sportliche Loyalität, sagte mein Vater, sei die unerklärlichste Fiktion und das seltsamste soziale Konstrukt von allen.

Doch diese Konstrukte ermöglichten uns die Zusammenarbeit, und die Zusammenarbeit habe uns zur mächtigsten Spezies auf Erden gemacht.

»Merkwürdig, oder?«, sagte mein Vater wie immer, wenn er sich über diese spannende Welt wunderte, in der wir lebten.

»Ja«, sagte ich. Mit sechzehneinhalb hatte ich die Kunst, meine Begeisterung zu verbergen, vervollkommnet.

Mein Vater sagte, er müsse noch überlegen, wie genau das geschehen sei, aber die sieben Frauen hätten Amanzi in gewisser Weise in ein soziales Konstrukt verwandelt. Einen Mythos. Vor ihnen gab es nur zwei Fraktionen – die Freies-Amanzi-Partei und die Gewaltiger-Held-Partei – mit einem gemeinschaftlichen Wunsch zu überleben. Das war der Grund, warum wir zusammengearbeitet hätten.

Doch jetzt existiere ein wachsendes Bewusstsein für den Mythos von uns als Volk von Amanzi. Dafür, wer wir waren und was wir symbolisierten.

»Ich glaube … Ich glaube, die Sache entwickelt eine gewisse Dynamik, Nico, und irgendwie nimmt diese Dynamik Pastor

Nkosis Höllen-Rhetorik ein wenig die Basis und schwächt seinen Einfluss ab.«

Im Nachhinein fragte ich mich, ob das Wunschdenken war oder ob mein Vater tatsächlich recht hatte. Dann erkannte auch ich die Zeichen, und die Dynamik, von der er gesprochen hatte, trug uns bis in den Winter hinein.

Sie trug das Special Ops Team durch anstrengende Übungen und spornte mehr Bewohner dazu an, sich zu bewerben, so dass wir gegen Juni vollzählig waren, je zwei Teams mit zwölf Leuten.

Wir wurden auf immer ausgedehntere und längere Streifzüge gesandt, bis nach Harrismith im Osten, Willowmore und Beaufort-West im Süden, Williston, Brandvlei, Kimberley und Upington, auf bröckelnden Asphaltstraßen und immer unwegsameren unbefestigten Straßen. Abwechselnd Alpha und Bravo, alle zwei Wochen. Die Missionen bedeuteten für uns zähe Tage voller Frustration, Langeweile, lauwarmem Trinkwasser und fadem Essen hinten im Anhänger, mit immer denselben blöden Witzen, nervigen Persönlichkeiten und spitzen Bemerkungen, so dass man seinen Kameraden am liebsten an den Hals gesprungen wäre oder laut geschrien hätte, bis man lernte, im Sitzen zu schlafen und sich abzukapseln, um die hirnlose Routine aushalten zu können.

Nur zweimal gab es wieder einen Adrenalinschub, als neue Banden uns in die Falle lockten und wir sie mit zunehmender Geschicklichkeit, soliderem Selbstvertrauen und wachsender

Abstumpfung für die Szenen, Gerüche und Klänge von Kampf und Tod auslöschten.

Die beiden Banden waren klein und rückständig. Beide hatten keinen Funk, und keines der Mitglieder hatte je von Number One und der Vorsitzenden gehört.

Es war, als hätte der Sales Club Wind von uns bekommen, nachdem die Rage Road Kings und die Marauders von der Bildfläche verschwunden waren. Wir fingen keinerlei Nachrichten von ihnen mit unserem Amateurfunk auf, und auch die Straßen blieben verlassen.

Die Ankunft der sieben Frauen sowie das Entsetzen über ihr Aussehen und die viehische Behandlung durch die Marauders waren vermutlich die entscheidenden Gründe dafür, weshalb wir das Gebrabbel des Sparkies über den Hubschrauber vollkommen ignorierten.

Vielleicht vergaßen wir aber auch nur, darüber zu reden.

Was Domingo in den darauffolgenden Wochen darüber dachte, entzog sich meiner Kenntnis. Vielleicht vermutete er – wie die meisten Mitglieder von Team Bravo, die an jenem Tag dabei waren –, dass der Sparkie mit seinem Gerede von einem Hubschrauber von den Mädchen ablenken wollte, obwohl das überhaupt keinen Sinn ergab. Vielleicht glaubte er auch, es habe etwas mit dem Marihuana zu tun gehabt, das wir im Farmhaus gefunden hatten. Oder Domingo sagte sich, es gebe keinerlei vernünftige Erklärung dafür, dass ein Hubschrauber mit

Laservisierbewaffneten Soldaten dort, bei diesen Kleinkriminellen, gelandet sei, und deswegen könne es einfach nicht geschehen sein.

Niemand befragte die sieben Frauen dazu, niemand erkundigte sich, ob sie in jener Nacht den Hubschrauber gehört hatten. Anfangs sicher, um ihnen das Trauma der Erinnerung zu ersparen. Und später… keine Ahnung. Vielleicht vergaßen wir es einfach.

Das ist die einzige Antwort, die mir dazu einfällt.

Sofia Bergman

Die Geschichte von den Frauen, der Bande und dem Hubschrauber ist mir nie zu Ohren gekommen. Damals jedenfalls nicht.

Hätte ich etwas von meinem Helikopter-Traum gesagt, wenn mir jemand von dem Hubschrauber bei Tarkastad erzählt hätte?

Ich weiß nicht. Ich hielt das Erlebnis wirklich nur für einen Traum, und außerdem lag das alles schon monatelang zurück und hatte sich mehrere hundert Kilometer weit entfernt zugetragen.

Mein erstes Jahr in Amanzi war nicht schön für mich. Ich konnte niemanden leiden und überlegte mehrmals ernsthaft, wieder zu gehen.

71

3. Juli

Abends um zehn brachen wir auf, Alpha und Bravo in zwei verschiedenen Trucks. Domingo fuhr zusammen mit Team Alpha im ERF, Brits war unser Befehlshaber im Volvo. Wir fuhren nachts, mit Funkverbindung und in fünf Kilometern Abstand zueinander über Koffiefontein und Petrusburg, um die N1 zu vermeiden. Wir fuhren nach Bloemfontein, in die Höhle des Löwen.

Wir hatten Nachtmanöver und Häuserkampf trainiert, wieder und wieder und wieder, in den verlassenen Straßen und verfallenden Häusern von Luckhoff. Wir würden zum ersten Mal in die Offensive gehen, ohne die Taktik des trojanischen Pferdes anzuwenden. Wir hatten vor, zu Fuß die Vorstädte zu erkunden, eine Expedition, um Informationen zu sammeln, im wahrsten Sinne des Wortes ein Schuss ins Blaue.

Wir wussten, dass in Bloemfontein Menschen lebten. Wir hatten es von den Migranten erfahren, die auf dem Weg zu uns die Stadt durchquert hatten oder in der Nähe vorbeigekommen waren. Wir wussten nicht, welche Form und Struktur das Leben dort besaß, denn die Berichte der Reisenden unterschieden sich. Manche sprachen von einigen wenigen ängstlichen Einwohnern, die wie Penner lebten, andere von einer organisierten Gruppe, die

sich in der Nähe des Zentrums verschanzt hatte und auf alles schoss, was sich in ihrem Umkreis bewegte.

Wir hatten Bloemfontein bisher gemieden, weil Domingo das Risiko für zu groß hielt. Er hatte zu wenige Informationen über die Stadt, war noch nicht zufrieden mit unserer Ausbildung, und niemand wusste, ob uns ein solcher Ausfall nutzen würde.

Bis jetzt.

Jetzt hielt Domingo die Funkstille des Sales Clubs und die vollkommene Abwesenheit von Plündererbanden auf den Straßen für das Element einer ausgeklügelten Strategie, das Vorzeichen eines Überfalls. Domingo zeigte zwar keine Emotionen, aber die meisten von uns vermuteten, dass sein Kopf hinter der Sonnenbrille ständig damit beschäftigt war, Number One und die Vorsitzende mit glühendem Hass zu verabscheuen. Clarkson/Trunkenpolz, der ihn kaltblütig abknallen wollte, und Mecky/Meyiwa, die verächtlich erwidert hatte: »Ach, lass«, als sei es gleichermaßen unwichtig, ob er lebte oder tot war.

Wir glaubten, Domingo zu kennen. Wir glaubten zu wissen, was er fühlte. Wir glaubten, es sei ein sehr wichtiger Grund, warum er uns in der eiskalten Nacht des 3. Juli nach Bloemfontein fahren ließ.

In der Stunde nach Mitternacht hielten wir eine Straße von der N8 entfernt an, in der Nähe des alten Makro-Hypermarktes am Stadtrand. Wir ließen vier Wachleute bei den Trucks zurück und machten uns mit zwei Patrouillen auf den Weg. Beide Teams

bewegten sich von Westen nach Osten, durch verschiedene Straßen ungefähr einen halben Kilometer voneinander entfernt.

Ich war vor knapp vier Jahren zuletzt in Bloemfontein gewesen. Es war nur wenige Monate nach dem Fieber gewesen, alles war noch unversehrt.

Die Veränderung war überwältigend, vor allem jetzt im Winter. Gärten und Bürgersteige waren überwuchert, die Straßen rissig von Baumwurzeln, vertrocknetem Gras und Unkraut, Gullys waren verstopft, und das aufgestaute Wasser hatte Unterspülungen und Erosion verursacht.

Manche Laternenpfähle standen schief, Bäume hatten ihre Äste im Sturmwind auf die Straße fallen lassen, und dort sammelten sich wehende Blätter, Staub und Sand. Unsere Marschroute führte uns am ehemaligen Rugby-Spielfeld des Gymnasiums Jim Fouché vorbei, auf dem jetzt Schafe und Rinder weideten. Weiter die Straße hinunter lag ein Hockeyfeld – die Rahmen der Tore standen noch –, das umgegraben worden war und als Gemüsegarten genutzt wurde, der jetzt abgeerntet und verlassen dalag.

Die Gegend war offensichtlich bewohnt. Vielleicht verbargen sich die Menschen irgendwo in den nahe gelegenen Häusern, aber es gab kein sichtbares Zeichen von ihnen, alles war dunkel und ruhig. Wir schlichen durch die totenstillen Straßen.

Team Alpha roch ein Holzfeuer. Wir folgten dem Geruch bis zum ehemaligen Mangaung-Kricketstadion und sahen zwei Männer an einem Feuer neben einem hohen

Flutlichtscheinwerfermast stehen und sich die Hände wärmen. Beide waren mit R4-Gewehren bewaffnet. Auf dem Spielfeld, auf dem einst internationale Kricketturniere ausgetragen worden waren, weidete jetzt eine bunt gemischte Herde von Milchkühen.

Die Männer unterhielten sich laut in der Dunkelheit. Wir überwältigten sie mit Leichtigkeit und fanden ein Walkie-Talkie bei dem einen.

Sie erschraken vor unserer Effizienz, unseren Waffen, unserer militärischen Ausrüstung. Sie fürchteten sich vor der Pistole, die Domingo dem einen gegen die Schläfe hielt, und sie beantworteten unsere Fragen. Sie erzählten uns fast alles.

Sie waren Wächter. Der Lichtmast diente ihnen als Ausguck; von dort oben aus konnten sie kilometerweit sehen. Aber es war so eiskalt da oben, und da es nachts normalerweise ruhig war und sich hier ohnehin nie etwas ereignete, hatten sie unten Feuer gemacht, aber nur in den dunkelsten Stunden. Außer diesem ständig bewachten Posten gab es noch zwei andere, beide auf Naval Hill, alle zum Schutz der Gemeinschaft im Shoppingcenter. Die ehemalige Mimosa Mall war jetzt eine Festung, geschützt von Panzerwagen und Panzern, Sandsackwällen, Maschinengewehren und Wächtern, denn dort schliefen »alle Menschen«. Die Gemeinschaft umfasste über tausend Seelen. Tagsüber kamen sie heraus und züchteten Schafe, Rinder, Ziegen und Schweine. Im Sommer pflanzten sie Obst, Gemüse und Getreide in ehemaligen Parks und auf Sportplätzen an. Sie hatten die Wasserleitungen vom Welbedacht- und vom

Rustfontein-Damm repariert und betätigten die Pumpen mit Muskelkraft, um ihre Pflanzungen zu bewässern. Die einzige Stromquelle befand sich in der Mall, deren Dach mit Hunderten Sonnenkollektoren bestückt war.

Wo sie die Sonnenkollektoren herhätten?

Die ersten hätten sie in der Stadt gefunden, und später hätten sie vom Sales Club welche dazugekauft.

Wo der Sales Club sei?

Das wisse niemand. Die Mitglieder kontaktierten sie über Funk, und das Funkgerät stand im Einkaufszentrum. Nur der Bürgermeister hörte den Funk ab. Der Bürgermeister war ihr großer Anführer, er hatte die Mall gegründet und regierte mit eiserner Hand.

Womit sie den Sales Club bezahlten?

Mit Nahrungsmitteln.

Und womit noch?

Manchmal fingen sie Leute ab, die nach Bloemfontein kämen. In der Mall sei kein Platz mehr, sie sei jetzt schon überfüllt. Und der Sales Club zahle gut für Menschen.

Frauen?

Nein, auch Männer.

Wie geht das vor sich, dass Menschen und Nahrungsmittel gegen Sonnenkollektoren und Batterien getauscht werden?

Da kommen Trucks, manchmal nur einer, manchmal bis zu fünf.

Wer fährt die Trucks?

Typen mit Gewehren.

Was wisst ihr von Number One und der Vorsitzenden?

Das sind die Leute, die den Sales Club betreiben.

Wo sind sie?

Niemand weiß es.

Domingo fragte sie über die Verteidigung der Shopping Mall und ihre Bewaffnung aus. Die Männer wurden immer unruhiger und sagten, alle, die außerhalb der Mall arbeiteten, trügen tagsüber Waffen bei sich. Die Waffen kämen aus den alten Kasernen, aus der Panzerschule und dem 1. SA Panzerregiment, dem 44-er Fallschirmregiment und dem Ersten Infanteriebataillon.

Ob die Panzer und Panzerwagen funktionstüchtig sein?

Der eine nickte, der andere schüttelte den Kopf.

Lügt mich bloß nicht an!

Nein, die Militärfahrzeuge vor der Mall funktionierten nicht. Der Diesel sei längst aufgebraucht, die Fahrzeuge stünden da nur zur Abschreckung. Einige Geschütze funktionierten noch und sämtliche Gewehre.

Domingo überlegte, was er sonst noch wissen wollte. Ein Mitglied von Bravo fragte, ob sie Schulen, Ärzte und Pfarrer hätten.

Die beiden wirkten überrascht. Nein. Alle würden arbeiten. Alle müssten helfen, die Nahrungsmittellager zu füllen. Der Bürgermeister sei streng, wer bleiben wolle, müsse arbeiten. Wer wir seien, fragte der eine. Wo wir herkämen?

»Ich glaube, wir sollten sie erschießen«, sagte Domingo, aber wir kannten ihn und wussten, dass das kein Befehl war, sondern eine Strategie.

Die beiden Männer bettelten um ihr Leben. Sie dürften es gar nicht wagen, zu erzählen, dass wir da gewesen seien, sie dürften nicht zugeben, dass sie überrumpelt und ausfragt worden seien. Niemand werde erfahren, dass wir je da gewesen seien, sie würden kein Wort verraten.

Domingo dachte nach. Er befahl vier Bravo-Mitgliedern, bei den Männern zu bleiben, mit dem Auftrag, kein Wort darüber zu sagen, wer wir waren. Uns andere führte er zur Mall. Wir beobachteten sie mit Nachtsichtgeräten und Ferngläsern aus sicherer Distanz. Wir sahen die Panzer und Panzerfahrzeuge und Leute, die sich hinter den Sandsackbarrikaden bewegten, Leute, die aufmerksam und kampfbereit waren.

Wir kehrten zurück in das Kricketstadion, um unsere Kameraden zu holen. Dann kehrten Alpha und Bravo auf einer anderen Route als dem Hinweg zu den Trucks zurück.

Der berühmte Angriff, die viel zitierte Schlacht, bei der vier Alpha- und drei Bravo-Soldaten verwundet wurden, fand bei Bloemfontein statt, jenseits der N1, auf dem freien Feld zwischen dem Langenhovenpark und dem Makro-Hypermarkt.

Erst Jahre später erfuhren wir, dass dies bekanntermaßen ein gefährliches Terrain war und nicht einmal die Einwohner der Mall sich nach Einbruch der Dunkelheit unbewaffnet dorthin

wagten.

Wir waren unterwegs zurück zu den Trucks. Es war eine Stunde vor Sonnenaufgang, und es war eine lange Nacht gewesen. Die Anspannung machte uns müde, das Schlimmste war vorbei, wir waren außerhalb der Ortschaft, und unsere Konzentration und Aufmerksamkeit hatten erheblich nachgelassen. Bravo ging voraus, in V-Formation, Alpha folgte hundert Meter hinter uns.

Es war stockdunkel.

Zuerst hörten nur wir die furchteinflößenden Geräusche, tief und tierisch, voller Hass, Gemeinheit und Aggression. Mordlüstern. Dann sahen wir die dunklen Schatten, die sich zwischen den beiden Teams bewegten, tief über dem Boden, unglaublich schnell. Ein Trupp Angreifer. Und bevor irgendjemand reagieren konnte, bevor Domingo etwas sagen konnte, waren sie mitten unter uns und rissen uns um, massive Ungeheuer von dreihundert Kilo oder mehr. Sie bissen zu, und ihre Reißzähne durchdrangen Fleisch und Knochen. Wir konnten nicht schießen aus Angst, uns gegenseitig zu treffen. Domingo rief Befehle und schaltete seine Taschenlampe ein. Er war an der Spitze von Bravo und musste sich umdrehen, um sich der Gefahr entgegenzustellen. Er schaltete die Taschenlampe ein, und wir sahen die Schweine, keine Wildschweine, keine Warzen- oder Waldschweine: nein, Zuchtschweine. Amerikanische Landrasse, Cinta Senese und Mischlinge mit unergründlicher Genetik, massiv und wütend. Später würden die Bauern unter uns sie

anhand der Kadaver identifizieren, die wir mitnahmen, diejenigen, die wir erschossen, bevor wir den Rest durch den Lärm der R4-Gewehre verjagten. Sie meinten, eventuell wären Ferkel in der Nähe gewesen, die beschützt werden mussten.

Bauernschweine. Zahme Tiere, die wild geworden waren, möglicherweise die Abkömmlinge von Zuchtschweinen, die irgendwo in der Nähe gehalten worden waren.

Sie verwundeten sieben von uns, und die Beinschlagader eines Kameraden blutete so schlimm, dass wir befürchteten, er würde sterben, bevor wir die Blutung stillen konnten.

Das Jahr des Schweins.

72

Sofia Bergman

Nein, ich mochte Nico nicht. Kein bisschen.

In meinem ersten Jahr in Amanzi war ich einsamer als zu der Zeit, in der ich mutterseelenallein auf der Farm lebte. Ich weiß, was ihr denkt, wie kann das sein, aber dazu muss ich erklären, warum das so war. Nach der Ankunft ist man das Gespräch des Monats, und es gibt eine Weile lang nichts Interessanteres als die eigene Geschichte. So war es bei mir. Ich war diejenige, die von der Bikerbande gefangengenommen worden war, ich war mit dem Schraubenschlüssel hinter dem Oberschwein hergelaufen und hatte Nico Storm mit einer Armbrust in die Brust geschossen. Alle hielten mich für das coolste Mädchen überhaupt, wollten mit mir reden und mit mir befreundet sein. Bis die Nächsten ankamen, mit einer anderen aufregenden Geschichte; alle Geschichten waren damals aufregend. Und dann wollten wiederum alle mit den Neuen befreundet sein.

Das ist das Problem: Wenn man neu ist, kann man nicht mit allen befreundet sein, und ich habe es oft erlebt in Amanzi, dass man am Ende mit niemandem befreundet ist. Es war eine ziemlich merkwürdige Situation. In einer Gemeinschaft wie Amanzi, wo eigentlich alle neu sind, aber …

Die andere Sache war, dass ich, soweit ich weiß, eine der ganz wenigen war, die allein in Amanzi ankamen. Nero Dlamini gehörte natürlich auch dazu, aber ansonsten trafen an die neunundneunzig Prozent in Gruppen ein. Manchmal in sehr kleinen Gruppen, aber immerhin. Wenn sie also nicht

mehr im Mittelpunkt standen, hatten sie wenigstens noch einander, bis sie, wie es üblich war, in der größeren Gruppe aufgingen. Aber bei mir war das anders.

Ich war überwältigt. Versuch dich mal in meine Lage zu versetzen: Ich habe so lange Zeit vollkommen abgesondert auf der Farm gelebt, monatelang sogar ganz allein, und dann geschah plötzlich so viel, ich war unter Menschen und erhielt viel Aufmerksamkeit. Es war überwältigend.

Ich war sechzehn, denk daran, ich war sechzehn und sozial inkompetent. Erst sagten sie, ich solle im Waisenhaus wohnen. Aber dann, kurz nach Neujahr, musste ich in die »Klapsmühle«. Etwas unterhalb des Waisenhauses, in der Madeliefiestraat, stehen Stadthäuser oder Reihenhäuser, ich weiß nicht genau, wie man die früher genannt hat. Sie haben grüne Dächer, so wie die meisten Nervenheilanstalten damals, deshalb wurden sie spaßeshalber »Klapsmühle« getauft. Dort wurden die meisten Jugendlichen – diejenigen, die Waisen waren – untergebracht. Das war … heute weiß ich, dass es das bestmögliche System war. Nero Dlamini hatte die Verantwortung für die Bewohner übernommen. Er hatte die Erwachsenen ausgebildet und beraten, die als Pflegeeltern und eine Art Mentoren für uns fungierten. Jedenfalls zog ich zusammen mit den anderen Teenagern dort ein, die alle zwischen zwölf und siebzehn waren, die Mädchen auf der einen, die Jungs auf der anderen Seite. Dann sagten sie zu mir, nach einer Woche müsse ich in die Schule. Ich müsse Unterricht in Mathematik, Biologie, Chemie, Geographie und Geschichte erhalten und ein Handwerk erlernen. Sie schlugen vor, dass ich Handarbeit oder Nahrungsmittelverarbeitung als Handwerk wählen solle.

Vielleicht wäre es okay gewesen, wenn ich wenigstens ein bisschen

Schulbildung gehabt hätte. Aber ich war schon vier Jahre lang nicht zur Schule gegangen. Ich wurde getestet, und sie sagten mir, ich müsse mit den Vierzehnjährigen in eine Klasse gehen und Handarbeit oder Nahrungsverarbeitung nehmen. Da weigerte ich mich, zur Schule zu gehen. Nero kam und redete mit mir. Ich sagte ihm, ich hätte mich von der Farm aus mit Stiefeln auf den Weg gemacht, die zu groß für mich gewesen seien, und ich sei zurechtgekommen. Jetzt hätte ich Schuhe, die passten, und ich ginge lieber zurück auf die Farm, als mit kleinen Kindern in einer Klasse zu sitzen, und ich würde nicht solche bescheuerten Sachen lernen.

Da hat er mit mir verhandelt. Bestimmt hat er heimlich über mich gelacht, weil ich so naiv war, aber Handarbeit oder Kochen? Also bitte!

Er fragte, was ich denn lieber tun würde? Da fragte ich zurück, was es denn gebe? Er zählte alles auf. Da sagte ich: Landwirtschaft und Schießen, und er sagte, okay. Er riet mir auch, erst mal sechs Monate lang am Unterricht für die Vierzehnjährigen teilzunehmen, nur zur Wiederholung. Dann werde er persönlich überprüfen, welche Fortschritte ich gemacht habe, und dann würden wir weitersehen.

Ich stimmte zu, war aber nicht glücklich darüber.

Das Einzige, was mich davon abhielt, vollkommen abzudrehen, war das Laufen. Ich bin praktisch jeden Nachmittag nach der Schule gelaufen. Kilometer um Kilometer.

Ich verstand nicht, warum Sofia Bergman so mies drauf war. Sie war sauer auf alles und jeden, aber hauptsächlich auf mich.

Wir als Spotter mussten an den Wochenenden zu Fuß nach Amanzi gehen, wenn wir dorthin wollten, denn Domingo hatte

uns verboten, die Pferde oder Fahrzeuge zu benutzen. Es war nicht weit, nur etwa drei Kilometer von der Kaserne bis zum Waisenhaus, aber es ging immer bergauf, und es war oft sehr kalt oder sehr heiß. Manchmal regnete es auch. Trotzdem bin ich jeden Sonntag hinaufgegangen, um mit Pa und Okkie zusammen zu Mittag zu essen und zu versuchen, mit Sofia Bergman zu reden.

Sie ignorierte mich. Ihr war offenbar noch nicht klar, dass sie meine Zukünftige war.

Sofia Bergman

Natürlich habe ich ihn ignoriert. Er war ein richtiger kleiner Angeber.

Wenn er vor der Klapsmühle auftauchte, gurrten die anderen Mädchen: »Oh, guck mal, da ist Nico Storm«, und sie klimperten mit den Wimpern, griffen schnell nach der nächsten Bürste und dem Lippenstift, und da stand er dann, in Uniform und mit einer Art an sich, als sei er ein Gottesgeschenk für die Frauen. Er hatte so eine Ausstrahlung, er konnte sagen, was er wollte, und dazu dieser Gang, dass die anderen Mädchen ihn für den *sexiest man alive* hielten, aber ich fand ihn einfach nur angeberisch und arrogant.

Er stand also auf dem Bürgersteig vor der Klapsmühle und fragte, ob ich da sei, und da riefen mich die anderen, und ich kam raus, und er sagte: »Hi, Sofia«, auf so eine komische Art, so dass er bestimmt dachte, mir würden gleich die Knie weich werden, dabei reizte er mich nur maßlos.

Ich fragte, ob Sofia Bergman da sei. Ich hatte die ganze Woche

an sie gedacht. Ich hatte von ihr geträumt und wie ich sie mit einer Heldentat aus den Fängen einer Bikerbande rettete. Oder so ähnlich. Eine Woche lang hatte ich mich nur danach gesehnt, sie zu sehen.

Sie kam raus auf den Bürgersteig vor der Klapsmühle, mit ihren langen blonden Haaren, ihrer schlanken Figur und ihrer makellosen Haut. Ich konnte mich gar nicht an ihrer Schönheit sattsehen. Mir klopfte das Herz bis zum Hals, es schnürte mir die Kehle zu, es lähmte meine Zunge und mein Gehirn, und ich brachte nichts anderes heraus als: »Hi, Sofia.«

Sofia Bergman

Da antwortete ich: »Hallo und tschüss«, drehte mich um und kehrte zurück in mein Zimmer. Meine Mitbewohnerinnen und die anderen redeten auf mich ein: Das ist Nico Storm, er ist der beste Schütze von allen, er hat Okkie gerettet und geholfen, das Flugzeug zu holen, und er hat jede Menge KTM-Typen erschossen, das ist Nico Storm!

Dann sagte ich, er sei ein Depp, und eines Tages würde ich sowieso besser schießen als er. Denn ich war eine gute Schützin. Eine sehr gute.

Ich wusste gar nicht, was Depp so richtig bedeutet, aber es klang passend.

»Hallo und tschüss.« Mit sechzehn. Heute schäme ich mich dafür.

Aber mit sechzehn konnte ich einfach niemanden leiden.

73

Der erste Mord

Am 2. August fand man die Leiche von Matthew Mbalo neben dem rissigen Asphaltparkplatz in der Nähe des Tores zum Schutzgebiet. Er war einundsechzig Jahre alt gewesen, ein stiller, einfacher Mann, der vor dem Fieber als Reinigungskraft in der Stadtverwaltung eines kleinen Dorfs im Vrystaat gearbeitet hatte. Er war einer unserer Nachtviehhüter, eine Aufgabe, um die er gebeten hatte und die er gerne tat. Sie fanden sein Pferd, noch gesattelt und gezäumt, ganz in der Nähe.

Alle hatten Matthew gemocht. Alle, die von seiner Existenz gewusst hatten.

Todesursache waren Schläge mit einem stumpfen Gegenstand, die seinen Schädel mit zwei gewaltigen Hieben zerschmettert hatten.

Unser erster Mord.

Das Sonderkommando trainierte gerade in Luckhoff, das wir zu unserem Truppenübungsplatz gemacht hatten. Einige Häuser waren schon ganz zerschossen, und unsere regelmäßigen Gewaltmärsche den Berg hinauf hatten bereits kleine Trampelpfade geformt, vorbei an den weiß angemalten Steinen, die früher einmal den Namen des Dorfes bildet hatten.

Wir rannten gerade mit Rucksack, Gewehr und Helm den Berg hinunter, da sahen wir Sarge X – Sergeant Sizwe Xaba – mit seinem Bakkie, erkennbar an dem handgemalten Polizeistern auf der Tür. Er bog nach Luckhoff ein und blieb jenseits der alten, ausgetrockneten, verfallenen Kläranlage stehen.

Sarge X war seit zwei Monaten unser Polizeichef. Das Komitee hatte ihn im Januar dazu ernannt. Es hieß, er habe bei seinem Einstellungsgespräch gesagt: »Fünfundachtzig Prozent aller Verbrechen sind häuslicher Natur, hängen mit Drogen oder Alkohol zusammen und geschehen meist in benachteiligten Gemeinschaften. Amanzi ist eine große, häusliche, benachteiligte Gemeinschaft. Natürlich wird es hier Verbrechen geben.«

Er vertrat das Gesetz und war zugleich Verteidigungschef. Zusammen mit seiner stetig wachsenden Mannschaft hatte er dazu beigetragen, dass der Prozentsatz der Straftaten seit Januar dramatisch gesunken war.

Straftaten in Amanzi waren nichts Neues. Bereits im Jahr des Hundes hatte es die ersten gegeben.

Angefangen hatte es mit Diebstählen; die Leute klauten kleine, unbedeutende Sachen, vor allem Essbares. Weil sie Hunger hatten, weil sie daran gewöhnt waren, sich das zu nehmen, was sie kriegen konnten, oder weil sie noch nicht begriffen hatten, dass es zum ersten Mal seit dem Fieber wieder privaten, persönlichen Besitz gab. Nero Dlamini sagte, posttraumatischer Stress habe einen negativen Einfluss auf Entscheidungsprozesse, was ebenfalls zu Straftaten führe.

Anfangs wurden solche kleinen Übertretungen nicht geahndet. Die Leute machten das unter sich aus. Später brachten sie ihre Auseinandersetzungen vor das Komitee, das manchmal Jury und Richter in einem sein musste. Aber im Jahr des Schakals gab es einfach zu viele Leute und Vorkommnisse, um dieses informelle System aufrechtzuerhalten. Deswegen hatte man Sarge X als Polizeichef eingestellt. Eine vierundzwanzigjährige Justizassistentin, die nicht mal ihr Erstes Staatsexamen hatte, wurde unsere erste Staatsanwältin. Das Komitee diente zunächst weiter als Gericht, falls es nötig sein sollte.

Der schlimmste Vorfall, den der APS – der Amanzi Police Service – und das Gericht in den letzten sechs Monaten ahnden mussten, war eine Schlägerei zwischen zwei betrunkenen Milchbauern wegen eines Bullen gewesen, der durch einen Zaun gebrochen war.

Domingo ließ Alpha und Bravo hundert Meter vor Sarge X und seinem Bakkie anhalten. Er ging allein auf den Polizeichef zu, und wir alle wussten, dass irgendetwas passiert sein musste, denn normalerweise kam Sarge X niemals hierher. Es war das erste Mal.

Wir sahen es auch an ihrer Körperhaltung; Sarge X etwas entschuldigend, Domingo zuerst neutral, dann uninterpretierbar, dann aggressiv. Er gestikulierte wild, und Sarge X schien sich zu verteidigen und zu versuchen, Domingo zu beruhigen.

Sie redeten ganze zehn Minuten lang, dann stieg Sarge X in

seinen Bakkie und fuhr weg. Domingo kam zu uns herüber. Wie üblich merkte man ihm nichts an. Er stellte sich vor uns hin und ließ uns Haltung annehmen. Er zögerte, die Augen hinter der Sonnenbrille verborgen.

»Es ist ein Mord passiert, letzte Nacht. Der alte Oom Matthew Mbalo. Man hat ihm am Tor zum Schutzgebiet gefunden. Kann irgendeiner von euch mir etwas dazu sagen?«

»Kaptein, bitte um Erlaubnis, eine Frage zu stellen, Kaptein«, rief Jele.

»Erlaubnis erteilt.«

»Wie ist er gestorben, Kaptein?«

»Warum willst du das wissen, Jele? Bist du Polizist?«

»Nein, Kaptein.«

Domingo ließ die Minuten verstreichen. »Durch Schläge mit einem stumpfen Gegenstand auf den Kopf.«

Erschüttert standen wir da. Später, zurück in der Kaserne, stellten wir uns dieselben Fragen wie alle anderen in Amanzi: Wer konnte es gewesen sein? Wer würde den alten Oom Matthew Mbalo, wohl den harmlosesten von uns allen, ermorden wollen? Und warum? Er hatte nichts besessen und nie auch nur einer Fliege etwas zuleide getan.

Und warum auf diese Weise? Mit Gewalt, Aggression und einer Waffe, von der man vermuten würde, dass sie einfach gerade in Reichweite war, einem Stück Holz oder so etwas. Als sei es eine spontane, ungeplante Tat gewesen.

Und warum dort? Es wurde schnell deutlich, dass niemand

glauben wollte, der Mörder sei aus Amanzi gekommen. Das Argument dafür war, dass hier jeder jeden kannte und wir wussten, dass es unter uns keine Mörder gab. Raufbolde, ja. Leute, die manchmal kleine Diebstähle begingen, Leute, die heimlich Schnaps brannten, im Suff Sachschäden anrichteten und die Ruhe störten, die gab es bei uns. Aber keine Mörder. Das war schlichtweg undenkbar.

Es musste jemand von außerhalb gewesen sein, der sich eingeschlichen hatte. Das war nicht unmöglich für ein oder zwei Leute, wenn sie zu Fuß in der Nacht über die Hügel gekommen oder mit einem Floß über den See gerudert wären. Die Theorie mit den meisten Anhängern besagte, Oom Matthew hätte Viehdiebe oder Wilderer erwischt. Das ehemalige Schutzgebiet war noch immer umzäunt, und dort hielten wir den größten Teil unserer lebendigen Habe. Das Haupttor war der Ausgang, wo es am einfachsten gewesen wäre, ein totes Rind oder ein paar Schafe hinauszuschaffen. Amanzis Erfolg und Überfluss waren weithin bekannt; es musste jemand gewesen sein, der den Überfall schon lange geplant und uns beobachtet hatte. Jemand von außen. Auf keinen Fall einer von uns.

Es gab durchaus noch eine andere Theorie, der jedoch nur einige der eher nüchternen Einwohner anhingen. Nämlich, dass Matthew vielleicht gar nicht so harmlos gewesen war, nach dem Motto »Stille Wasser sind tief«, und er an irgendeiner Schweinerei beteiligt gewesen war. Mit einem Komplizen von außerhalb.

Die Ermittlungen ergaben keinerlei Hinweise. Rein gar nichts.

Den einzigen zusätzlichen Anhaltspunkt bot, dass Oom Matthew Mbalo in jener Nacht gegen ein Uhr morgens seinen Kollegen oben im Reservat gesagt habe, er fühle sich nicht wohl. Sie hatten geantwortet: Na schön, Oom Matthew, dann geh nach Hause und leg dich hin, wir kommen schon zurecht. Daraufhin war er losgeritten, und das war das letzte Mal, dass ihn jemand lebend gesehen hatte.

Inzwischen zog zumindest der Pastor seinen Nutzen daraus. Nkosi, dem bewusst war, dass er seit der Ankunft der sieben Frauen und dem wachsenden Gefühl der Eintracht an Boden verloren hatte, gebrauchte den Mord, um von seiner Kanzel aus lauthals vor dem Teufel zu warnen, der noch immer in Amanzi sein Unwesen treibe.

Es gab eine Sache, über die sich niemand wunderte und von der niemand redete: Sarge X hatte an dem Morgen, als die Leiche entdeckt wurde, den Tatort genauestens untersucht. Er fand keine Mordwaffe, obwohl seine Leute und er die Umgebung in einem Umkreis von zweihundert Metern akribisch abgesucht hatten. Er stellte fest, dass es keine Augenzeugen gab, dann stieg er in sein Polizeibakkie und fuhr nach Luckhoff, um mit Domingo zu reden.

Warum?

Und was wurde bei dem Polizeibakkie gesagt, was Domingo so wütend gemacht hatte?

Wir glaubten, die Antworten auf all diese Fragen zu kennen,

sechs Monate später, im Februar im Jahr des Löwen. Wir sollten uns alle irren.

Die ganze Wahrheit würde erst nach dem Mord an meinem Vater ans Licht kommen.

74

Zwanzig Tage nach dem Mord an Matthew Mbalo wurde ich siebzehn.

Am Donnerstagmorgen meines Geburtstags weckte mich Domingo schon vor sechs Uhr in der Kaserne, draußen war es noch dunkel. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag. Der Vorsitzende will dich sehen. Mach dich auf die Socken.«

Seitdem ich ein Spotter geworden war, war mein Verhältnis zu Domingo das zwischen Vorgesetztem und Soldat. Es hatte Monate gedauert, mich daran zu gewöhnen. Jetzt wollte ich es nicht mehr anders haben.

»Danke, Kaptein.«

»Du musst um sieben Uhr dreißig dort sein, Storm. Gib Gas.«

»Ja, Kaptein.«

»Du hast heute frei. Sei vor sechs Uhr heute Abend wieder zurück.«

»Ja, Kaptein.«

»Du frühstückst heute nicht hier.«

»Ja, Kaptein.«

Domingo verließ die Stube, und meine Kameraden sangen von ihren Betten aus Happy Birthday für mich, mit der übertriebenen, traurig gedehnten Weise von Beerdigungssängern, so wie wir alle Geburtstage der SpOT-Soldaten feierten. Ich war noch immer das jüngste Mitglied der Spotter, aber niemand dachte mehr daran.

Ich war der beste Schütze in der Einheit und lief inzwischen die dreißig Kilometer zwischen der Kaserne und Luckhoff in der zweitschnellsten Zeit. Nur Aram, der Namibier, war noch schneller als ich, aber ich rückte ihm jede Woche etwa zwei Minuten näher. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich ihn überholen würde.

Ich stand auf, wusch mich und zog mich an. Meine Kameraden verspotteten mich. »Ach Gottchen, Storm lässt sich ein bisschen von Papi trösten. Sonst hat ihn ja auch niemand lieb. Sag hallo zu Sofia. Sag tschüss zu Sofia.« Vielen Dank, sehr ermutigend. Sie fanden es urkomisch, und ich lachte mit. Was bleibt einem auch anders übrig bei seiner Wahlverwandtschaft?

Ich machte mich auf den Weg. Es waren drei Kilometer bis nach Hause.

Ich meldete mich am Haupttor an, dort, wo früher das Bustor gewesen war. Inzwischen war es eine starke Festung aus Backstein und Zement. Die Wachen waren aufmerksam, diszipliniert und bewaffnet. Sie begrüßten mich mit Namen. Sie wussten nicht, dass ich heute Geburtstag hatte, und öffneten mir erst das erste, dann das zweite Tor. Sie machten Bemerkungen über Sofia. Alle wussten, dass ich in Sofia verliebt war. Außer ihr.

Ich ging rasch die weite U-Kurve der Teerstraße entlang hügelaufwärts, die Hände in den Taschen, um sie gegen die strenge spätwinterliche Kälte zu schützen. Zwei Traktoren mit Anhängern kamen aus dem Dorf. Auf beiden Hängern saßen

zahlreiche Leute, warm in Kleider und Decken eingepackt. Sie waren unterwegs auf die Felder und in die Obstgärten. Die Schnittzeit für die Mango-, Birnen- und Pflaumenbäume und für die Tafeltrauben, die wir vor zwei Jahren von einer Expedition aus Cannon Island hatten holen lassen, neigte sich dem Ende zu. Die Leute begrüßten mich laut und winkten mir lächelnd zu. Alle wussten, wer ich war. Ich freute mich, erwiderte ihr Lächeln und winkte zurück.

Ich ging an der Stelle vorbei, an der Okkie und ich gelegen hatten, als ich die KTM erschossen hatte und wo auf mich geschossen worden war. Mein Bein war jetzt ganz genesen; zurückgeblieben war nur eine hässliche Narbe. Ich passierte die Pferdeställe, in denen die Schulkinder während der unterrichtsfreien Woche arbeiteten. Dieses System wurde weiterhin aufrechterhalten, und einige waren gerade dabei, Pferde aus den Ställen zu führen. Die Tiere schnaubten und wieherten, und ihr Atem bildete kleine Dampfwolken in der kalten Morgenluft. Die Stallmädchen und -jungen grüßten, ich grüßte zurück.

Ich dachte an Bloemfontein, ich dachte an die tausend Menschen oder mehr, die dort in einem ehemaligen Einkaufszentrum lebten. Schliefen. Im Geiste sah ich sie vor mir, alle nebeneinander auf dem Boden, vielleicht auf alten, kaputten Matratzen. Der Muff dieser vielen Körper, die geteilten Toiletten und Waschbecken, Duschen und Badewannen. Nachts hörte man die Männer schnarchen und die Kinder weinen. Ich dachte an

kaputte Panzerwagen vor der Tür der Mall und einen Despoten als Anführer, und ich betrachtete die Ruhe und Weite Amanzis, wie es hier vor mir lag, die Sicherheit, die Lebensfreude, und ich war stolz auf das, was wir erschaffen hatten. Stolz auf alles, was dieser Ort und diese Gemeinschaft verkörperten.

Ich wusste, warum Domingo mich geweckt und nach Amanzi geschickt hatte. Pa und Okkie wollten mit mir zusammen meinen Geburtstag feiern. Mein Vater hatte vorsichtig herauszufinden versucht, ob ich für so etwas zu haben sei. Er war leicht zu durchschauen; Geheimnisse und Notlügen waren einfach nicht sein Ding. Ich bog in die Madeliefiestraat ein, an deren Ende das Waisenhaus lag. Mein Herz schlug schneller. Hier wohnte Sofia Bergman, im vorletzten Reihenhaus auf der rechten Seite.

Ich trug einen Brief an sie in meiner Tasche. Eine Woche lang hatte ich daran geschrieben, eine Version nach der anderen. Insgeheim, abends in der Kaserne. Es war keine leichte Aufgabe, alle wollten sehen, was man machte, vor allem, wenn man sich mit etwas Ungewöhnlichem beschäftigte.

Es war eine sehr, sehr schwierige Sache, einen Brief an seine Zukünftige zu schreiben. Schon der Anfang allein!

»Liebe«?

Nein, nein das war zu … lieb.

»Hi« war auch keine Option, und »Hallo« nicht viel besser. Das klang so, als wäre sie wie eine Freundin für mich, schon fast geschwisterlich.

Ein Riesenproblem. Wenn man siebzehn war.

Ich hatte mir vorgenommen, ihr den Brief an diesem Sonntag zu geben oder ihn unter ihrer Tür durchzuschieben. Doch dann verließ mich der Mut, denn angenommen, sie las den Brief den anderen vor, mit derselben Stimme, in der sie solche Sachen sagte wie: »Hallo und tschüss«?

Ich stand vor ihrem Haus. Der Brief brannte in meiner Tasche.

Ich hatte ihn vierunddreißig Mal neu geschrieben.

Sofia,

ich weiß nicht, was ich getan habe, dass du so böse auf mich bist. Aber egal, was es ist, es tut mir leid. Ich würde mich gerne mit dir unterhalten. Ich würde mir wünschen, du würdest einmal mit mir rauf ins Schutzgebiet reiten. Da gibt es eine Stelle, von der aus man über eine Schlucht und den Stausee blicken kann. Das ist einer meiner Lieblingsplätze. Ich würde dir gerne zeigen, wie schön es da ist.

Sagst du mir bitte Bescheid, sobald du nicht mehr böse auf mich bist?

Grüße

Nico Storm

In einer früheren Version gab es noch ein PS: *Ich werde dich auf jeden Fall heiraten*. Aber das hatte ich lieber gestrichen.

Ich zog den Brief aus der Tasche. Ich schaute ihre Haustür an.

Nein.

Ich steckte den Brief zurück in meine Innentasche und ging zum Waisenhaus.

Okkie war sechs Jahre alt, und er war noch schlechter darin, ein Geheimnis zu bewahren als mein Vater. Er saß mit Pa und mir am Frühstückstisch und konnte die Augen nicht von der Küchentür abwenden. Manchmal schlug er kurz die Hand vor den Mund, als wolle er sich daran hindern, etwas zu sagen. Ich wusste, was los war. Okkie hatte den Kuchen und die Kirschen in der Küche gesehen und gefragt, für wen sie seien. Sie seien für seinen Bruder Nico, hatte er gehört, »das ist eine Überraschung, du darfst nichts verraten, sonst bekommst du kein Stück ab«. Und jetzt konnte Okkie nicht erwarten, dass sie mir den Kuchen brachten, und das Wissen darüber rumorte wie ein kleiner Kastenteufel in seinem Inneren.

Die Tür hinter mir ging auf.

»Schau, Nico, schau!« Der Kastenteufel sprang mit einem Schrei in hohem Bogen heraus. Okkie zeigte zur Küchentür.

Ich drehte mich um.

»Ach, du meine Güte!« Ich tat so, als wäre ich vollkommen überrascht und überglücklich.

Okkie war ganz außer sich. »Das ist dein Kuchen, Nico!«, rief er schrill und voller Aufregung. »Ich hab es nicht verraten, das ist dein Kuchen, und das sind deine Kirschen, du wirst heute siebzehn, schon richtig alt. Aber ich habe nichts gesagt, Pa, ich hab’s nicht verraten, also kann ich auch ein Stückchen haben, oder?«

Wir erinnern uns am deutlichsten an die Augenblicke der Furcht, des Verlustes und der Erniedrigung. Manchmal aber auch

an die Augenblicke tiefer, reiner Freude. Etwa, wenn man seinen Vater ansieht und erkennt, dass die Falten in seinem Gesicht ein wenig tiefer und das Grau seiner Schläfen ein bisschen silbriger geworden sind. Wenn man weiß, dass die Verantwortung für eine Gemeinschaft, der kürzlich geschehene Mord und der Zwist mit seinem Sohn dazu beigetragen haben. Und wenn man dann das Glück in seinen Augen sieht, wenn er seinen Adoptivsohn und seinen leiblichen Sohn ansieht, von einem zum anderen blickt, voller Freude. Und Stolz. Auf uns, hoffentlich. Vielleicht auf alles, was er hier erreicht hatte, alles, was ich heute Morgen gesehen hatte. Und dann lachte mein Vater, weil ihm seine Überraschung gelungen war, weil er uns beide bei sich hatte, weil er sich den ganzen Tag nur für seine beiden Söhne freigenommen hatte und sich die Auszeit geruhsam und angenehm vor uns erstreckte.

Ich muss gestehen, dass auch Erniedrigung in diesem Augenblick mitspielte. Ich fühlte wieder die Scham über das, was ich zu ihm gesagt hatte, mittlerweile vor über einem Jahr. Ich schämte mich, weil er – derjenige, der verletzt worden war – den Anlass meines Geburtstags für den Versuch nutzte, eine Brücke zu schlagen und eine verzeihende und versöhnliche Hand auszustrecken.

Hauptsächlich aber empfand ich Freude, denn jetzt erhielt ich die Chance, es wiedergutzumachen.

Ich verbarg meine Gefühle, indem auch ich Okkie anlächelte und meinen Blutsbruder schnappte und an mich drückte. Damit

verbarg ich die Tränen in den Augen, als der Kuchen auf den Tisch gestellt wurde und die Umstehenden, natürlich auch Okkie – am schrillsten und lautesten von allen –, mir ein Geburtstagsständchen brachten und ich dann alle siebzehn Kerzen ausblasen musste.

Als sie fertig waren, reichte mir mein Vater die Hand und sagte: »Viel Glück, Nico. Auf dass es ein gutes Jahr werde. Auf dass du weiterhin das Leben der Menschen bereichern mögest.«

Mein Vater hatte den Tag sorgfältig geplant. Wir gingen gemeinsam angeln. Er hatte Regenwürmer und Currybrei als Köder, Geburtstagskuchen und Ingwerbier, ein Körbchen mit frischem Brot und gelber Salzbutter, Aprikosenkonfitüre und Cheddar-Käse, Trockenfleisch und Wurst eingepackt. Alles von den Leuten in Amanzi gemacht.

Er hatte ein kleines Boot für uns vorbereitet, und wir ruderten hinaus auf den Stausee. Wir bestückten die Haken mit Ködern und warfen die Angelschnüre aus. Wir unterhielten uns, lachten über Okkie und fingen nicht einen einzigen Fisch. Wir aßen und tranken. Es war wie früher, nur er und ich. Und Okkie, um das Eis zu brechen. Es war schön.

Sofia Bergman

Von diesem Morgen an dachte ich erstmals anders über Nico Storm.

Ich war unterwegs zur Schule, wollte zur Haustür raus und sah Nico,

seinen Vater und seinen kleinen Bruder die Straße hinunterkommen, vom Waisenhaus her. Ich wollte auf keinen Fall, dass er mich sah, deshalb trat ich noch einmal zurück, stellte mich hinter die Tür und wartete, bis sie vorbei waren.

Ich beobachtete sie. Wie gesagt, Nico wusste nicht, dass ich ihn sah. Deswegen war ich sicher, dass sein Verhalten ganz natürlich war. Und das war das Wichtige dabei. Ich sah, wie er mit seinem kleinen Bruder sprach, Okkie. Ich kannte die Geschichte von Okkie, alle kannten sie. Aber diese Geschichte verriet nicht, welches Verhältnis Nico und Okkie zueinander hatten.

Als ich sie beobachtete, sah ich, wie Nico Okkie liebevoll ansah und ihn neckte, richtig süß. Okkie lachte, und er lachte mit, und sein Vater fiel ein. Dann bückte sich Nico, nahm Okkie hoch und drückte ihn fest an sich. Dann setzte er ihn sich auf die Schultern. Ich sah Okkie an und erkannte, wie verrückt er nach Nico war.

Und Oom Willem …

Da war etwas an dieser Szene … etwas, was mir sagte, dass sie … besondere Menschen waren. Und dass Nico kein kleiner Angeber war. Auch wenn er, wenn seine Kumpel dabei waren, ging, redete und so tat, als wäre er ein kleiner Angeber, aber in diesem Augenblick war Nico Storm für mich ein sehr schöner Mensch.

Und dann dachte ich: Okay, wenn er das nächste Mal mit mir redet, werde ich versuchen, daran zu denken und ihm eine Chance geben.

75

Wir saßen im Ruderboot, die Angeln im Wasser, und die Fische ignorierten uns.

Ein leichter Wind kam auf; im August weht er in diesem Teil der Karoo aus Südwesten. Er trieb das kleine Boot immer näher an das gegenüberliegende Ufer, weg von Amanzi.

Wir merkten es, aber es störte uns nicht. Wir konnten problemlos zurückrudern. Und selbst wenn der Wind später auffrischen würde, wie er es häufig in diesem Monat tat, konnten wir immer noch am Ufer aussteigen und die etwa zwei Kilometer zum Staudamm und von dort aus zurück nach Amanzi zu Fuß gehen.

Mein Vater erzählte von dem Handelsnetzwerk, das sie planten, nachdem die Straßen nun sicher geworden waren. Unser Überschuss an Nahrungsmitteln reichte dafür aus, und genügend Biodiesel besaßen wir auch. Im Oktober wollten sie die ersten Kundschafter nach Johannesburg schicken, um zu überprüfen, ob wir mit anderen Gemeinschaften Tauschhandel treiben konnten. Er bat mich um meine Meinung, als sei sie ihm wirklich wichtig.

Okkie beobachtete seine Angel im Wasser ganz genau und bildete sich immer wieder ein, etwas hätte angebissen. Dann riss er die Angel mit einem dramatischen Ruck heraus und schrie: »Ich hab ihn, ich hab ihn!« Nur um festzustellen, dass nichts am Haken hing. Dann mussten wir für ihn die Schnur wieder

einrollen, neue Köder an den Haken pieken und die Angel wieder auswerfen.

Es war der schönste Tag seit vielen Jahren.

Im Laufe dieser Stunden auf dem Wasser wurde mir einiges deutlich. Nicht, dass ich plötzlich alles glasklar durchschaute, aber manchen Wahrheiten kam ich doch ein gutes Stück näher. Erstens, dass mein Vater nur darauf wartete, dass ich wieder auf ihn zuging. Er grollte mir nicht, er war nicht böse auf mich. Wenn ich bereit wäre, unserer Beziehung wieder eine Chance zu geben, würde er den Schmerz, den ich ihm zugefügt hatte, leicht vergessen können. Heute weiß ich, dass Väter eben so sind. Immer. Aber für einen Siebzehnjährigen war das ein großer Schritt weiter in Richtung Verständnis und Weisheit.

Die zweite Erkenntnis war, dass mein Vater ein mutiger Mann war. Sanft, aber mutig.

Das wurde mir klar, als ich vom Stausee aus auf Amanzi blickte. Dort standen die Mauern – schon fensterhoch – der ersten achtzig neuen Häuser am südlichen Ufer, auf der Ostseite der Ortschaft. Gebaut mit unseren Steinen und unserem Beton. Die ersten von über sechshundert, die geplant wurden. Die Straßen waren repariert, und es gab wieder fließendes Wasser, eine funktionierende Kanalisation und Elektrizität. Ich dachte an alles, was ich am Morgen unterwegs zum Waisenhaus erlebt und gesehen hatte. Und es war mein Vater, der das geschafft hatte. Trotz der Hunde und der Jeep-Männer, trotz seiner Unfähigkeit, auf Menschen und Schlangen zu schießen oder sich gegen den

Pastor oder Domingo zu behaupten. Trotz der strengen Winter, seiner Gegner und des Zwiespalts in der Gemeinschaft. Er hatte einen Preis dafür bezahlt, die Falten im Gesicht, die grauen Haare und einen Sohn, der ihn tief beleidigt und ihm wehgetan hatte. Aber dies war seine Vision, er hatte all das aufgebaut. Innerhalb von vier Jahren. Er war ein mutiger Mann, auf seine Art.

In diesem Augenblick empfand ich überwältigende Zärtlichkeit und Liebe für meinen Vater, und ich beschloss, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um unser Verhältnis zu kitten.

Und ich dachte, wenn ich auch nur ansatzweise so mutig wäre wie mein Vater, würde ich heute Nachmittag den Brief unter Sofia Bergmans Tür durchschieben.

Wir trieben immer näher an das nördliche Ufer heran.

Plötzlich hörte mein Vater auf zu reden. Er hatte etwas entdeckt. Ich folgte seinem Blick. Fünf Meter entfernt, am anderen Ufer, mündete ein trockener Bachlauf in den See. Das Ufer war dort dicht bewachsen; tief hängende Zweige streckten sich weit über das Wasser, und dunkle Schatten lagen darunter. Ein zufälliger Winkel zwischen Sonne, Wasser und der Position unseres Bootes auf dem See verursachte eine unnatürliche Spiegelung, einen blinkenden Schatten. Er kam und ging, je nachdem, wie der Wind das dichte Pflanzendickicht bewegte.

»Was könnte das sein?«, fragte Pa.

»Komm, lass uns nachsehen«, sagte ich und griff nach den Rudern.

Ich dachte erst, wir hätten uns geirrt, denn die Reflexion

verschwand in den Schatten zwischen Gebüsch und Wasser. Ich musste bis zu den überhängenden Zweigen rudern, und mein Vater musste sie hochheben und beiseiteschieben, bevor wir es sahen.

»Das ist ein Bötchen«, stellte Okkie fest.

Es war tatsächlich ein schwarzes Gummiboot. Die Hülle war zwar an vielen Stellen durchstochen, aber nur das Heck des Fahrzeugs lag unter Wasser, denn der Bug hatte sich offensichtlich an einem dicken, trockenen Ast verhakt.

»Sieht nicht aus wie eines von unseren«, stellte mein Vater fest.

Pa und ich zogen und schoben an den Zweigen, um noch näher zu kommen. Die Löcher in der Hülle des Bootes hatten alle dieselbe Größe; es sah aus, als wären sie mit demselben Messer hineingestochen worden. Auf dem Boden des Bootes lag ein langer, dunkler Gegenstand. Ich beugte mich nach vorn, um ihn näher zu begutachten. Es war eine Metallstange – ein Dropper, ein Abstandshalter für Zaundrähte. Er war verrostet, und ein Ende lag ein Stück im Wasser. Der Rest war trocken. In der Nähe des anderen Endes war die Stange dunkler, die Beschaffenheit anders.

Wir wussten, wie getrocknetes Blut aussah, denn wir jagten und schlachteten Tiere, und ich hatte bereits Menschen getötet.

»Nico …«, sagte mein Vater besorgt. Er dachte das Gleiche wie ich.

Ich reckte mich so weit ich konnte, um die Stange aus der

Nähe anzusehen.

»Fass sie nicht an!«, warnte Pa.

Ich war sicher, dass es Blut war.

»Was ist das, Nico?«, fragte Okkie, ein bisschen ängstlich und sehr neugierig.

Ich sah meinen Vater an und nickte. »Ich glaube, wir sollten dem Sarge Bescheid sagen.«

An jenem Tag war ich wieder für eine Weile der praktisch unsichtbare Schatten meines Vaters, des Vorsitzenden. Ich ruderte zurück. Wir wichen Okkies Fragen darüber aus, warum wir nicht weiter angeln konnten, was in dem Gummiboot lag und was wir Sarge X mitteilen wollten.

Mein Vater funkte den Sarge an. Er holte uns mit seinem Bakkie ab, und wir setzten Okkie unter dessen großem Protest an der Schule ab. Mein Vater, der Sarge und ich umrundeten den Stausee und kehrten zurück zu dem Gummiboot. Wir zogen das Gefährt zu dritt aus dem Gebüsch heraus. Es war mühsam und dauerte über zwanzig Minuten. Der Sarge sagte: »Das ist keines von unseren Booten. Ich kenne alle unsere Boote.«

Er holte die blutige Stange vorsichtig mit seinem Taschentuch heraus und brachte sie zum Bakkie. Es war Blut, inzwischen schwarz, das daran klebte. Und dazu Haare, Knochensplitter und Hirnmasse. Der Sarge seufzte: »Ich wünschte, wir hätten ein kriminaltechnisches Labor.«

Mein Vater sagte: »Dieses Boot wurde von jemandem

zurückgelassen, der von außerhalb kam, Sarge.«

»Ja, ich befürchte, so sieht es aus.«

»Ich möchte, dass wir die Sache erst mal unter Verschluss halten.«

Sarge X nickte. Er war der gleichen Meinung.

»Aber wir müssen es Domingo sagen.«

Wir fuhren vom See aus hinüber zur SpOT-Kaserne. Alpha und Bravo übten Lkw-Manöver auf dem Paradeplatz. Sie sprangen aus den Anhängern des Volvos und des ERF. Domingo sah zu, die Hände auf den Hüften.

Der Sarge blieb neben Domingo stehen, und wir stiegen aus und gingen zu meinem Vorgesetzten. Mein Vater erzählte ihm von der Metallstange und dem Boot.

Domingo hörte aufmerksam zu. Dann sah er mich an. »Fertig mit Geburtstagfeiern, Storm?«

»Ja, Kaptein.« Ich brannte darauf, noch zu hören, was mein Vater, der Sarge und Domingo redeten, aber mit siebzehn war ich nicht mehr ganz so dumm. Der Weg des geringsten Widerstands war der einzige, der bei Domingo funktionierte.

Er deutete auf meine Kameraden beim Volvo: »Ab mit dir.«

»Ja, Kaptein«, sagte ich und trabte widerwillig hinüber zu Team Bravo.

Der Brief an Sofia war für den Augenblick vergessen.

Erst zwei Tage später, am 24. August, ließ uns Domingo auf dem Paradeplatz antreten. In Habachtstellung. Er begann: »Was ich

euch jetzt sagen werde, ist streng vertraulich. Wenn mir zu Ohren kommt, dass diese Information an einen Zivilisten durchgesickert ist, werde ich es mir zur einzigen Aufgabe im Leben machen, herauszufinden, wer von euch geplappert tat, und ich werde demjenigen mit bloßen Händen die Zunge rausreißen und ihn dazu verdonnern, für den Rest seiner Tage Pferdescheiße zu schippen. Habt ihr verstanden?«

»Sir, yes, Sir.«

Er beäugte uns misstrauisch, als glaube er uns nicht.

»Kein Scheiß. Wenn ihr euch in der Sache verquatscht, gehört ihr nicht mehr zu meinem Special Ops Team. Das verspreche ich euch. Ist das ganz, ganz klar?«

»Sir, yes, Sir.«

Er ging hin und her, hin und her, gespannt wie eine Feder. Er sagte: »Der Feind hat es geschafft, ein stabiles Schlauchboot bis zu unserem Stausee zu manövrieren. Unser Feind hat es geschafft, den Stausee zu überqueren und einen absolut gutmütigen und sanften Bürger unseres geliebten Amanzi zu ermorden. Warum sollte der Feind das tun? Warum würde er sich die erhebliche Mühe machen, ein Schlauchboot bis zu unserem Stausee zu transportieren? Im Dunkel der Nacht? Warum würde er das beträchtliche Risiko eingehen, erwischt und gefangengenommen oder sogar getötet zu werden? Warum?«

Wir wussten, dass er keine Antwort von uns erwartete.

»Ich werde euch sagen, warum. Weil die Feinde sich neu formieren. Warum formieren sie sich neu? Weil sie einen Angriff

planen. Eine Invasion. Warum wollen sie uns angreifen? Weil sie unsere Frauen, unsere Nahrungsmittel und unsere Lebensweise stehlen wollen. Warum ich das erzähle? Weil wir das nicht zulassen werden. Alles klar?«

»Sir, yes, Sir.«

»Steht bequem.«

Wir befolgten seinen Befehl.

Mit sanfterer Stimme fuhr Domingo fort: »Wir werden die Stärke des Sonderkommandos verdoppeln. Ich werde Unteroffiziere brauchen. Habt ihr Führungsqualitäten? Zeigt es mir. Zeigt es mir in den nächsten acht Wochen.«

76

Sofias SpOT-Prüfung: I

Domingo übertrieb nicht. Wir schliefen nicht viel, wir ruhten uns nur selten aus und entspannten uns nie. Die Wochenenden zu Hause gehörten der Vergangenheit an. Den ganzen September über und in der ersten Oktoberhälfte.

Ich erhielt nicht die Chance, Sofias Brief abzuliefern.

Die Wiederherstellung der guten Beziehung zwischen mir und meinem Vater war eine Frucht, die jetzt – voller Potential und Versprechen – außerhalb meiner Reichweite hing, denn ich sah ihn nie.

Nero Dlamini

Es waren sorgenvolle Zeiten.

Domingo kam und überzeugte das Komitee davon, dass das Gummiboot, also das Schlauchboot, so nannten sie es wohl, und der Mord an Matthew Mbalo mit einer drohenden Invasion zusammenhingen. Er war davon überzeugt, dass das völlige Verschwinden von Motorradgangs auf den Straßen ein schlechtes Zeichen sei. Auch die Funkstille machte ihn misstrauisch, du weißt schon, die Tatsache, dass Number One, die Vorsitzende und der Sales Club einfach aus dem Äther verschwunden waren. Er sagte, solche Leute, eine solche Organisation, würden nicht

einfach so verschwinden. Sie seien nicht dumm, sie wüssten, dass irgendetwas mit den Gangs, die wir getötet hatten, geschehen sei. Und Amanzi müsse ganz oben auf ihrer Verdächtigenliste stehen, so dass sie jetzt ihre Rache planten. Er sagte, zu ihrer Taktik müsse es gehören, uns dazu zu bringen, in unserer Wachsamkeit nachzulassen, deswegen hätten sie sich zurückgezogen. Er glaubte wirklich, sie würden eine Großoffensive planen. Diesen Ausdruck verwendete er.

Und er hatte recht, natürlich hatte er absolut recht.

Aber als er begann, von Spionen zu reden … Ich muss zugeben, da war ich nicht seiner Meinung. Ich … Also, ehrlich gesagt gehörte ich nicht zu Domingos größten Fans. Ich respektierte ihn, das auf jeden Fall, aber ich mochte ihn nicht besonders. Sowohl in ideologischer als auch in philosophischer Hinsicht trennten uns Welten. Außerdem war er arrogant, asozial und gehörte zu den Leuten, die glaubten, sie hätten immer recht. Er unterteilte die Welt in Gut und Böse, Schwarz und Weiß, während ich eher an viele tausend Grauschattierungen glaube. Und er … Ich glaube, er mochte tatsächlich Gewalt. Während ich sie strikt ablehne.

Jedenfalls waren es sorgenvolle Zeiten, und deswegen gab das Komitee seinen Wünschen nach. Schon wieder. Man gestand ihm zu, die Stärke des Sonderkommandos zu verdoppeln. Auf vier Mannschaften.

Aber dann hatte er diese fixe Idee mit den Spionen. Er sprach sie nicht direkt an. Er sagte, wir müssten den Leuten die Aufstockung des Sonderkommandos erklären, aber sie dürften nicht wissen, dass wir einen Angriff erwarteten.

Wir fragten ihn, warum.

Und er antwortete, natürlich, weil wir damit Furcht und Panik säen

könnten. Aber das eigentliche Problem sei, dass es einen Spion oder mehrere Spione in Amanzi geben könne.

Da sagte ich: Komm schon, Domingo, komm wieder auf den Teppich, was soll das sein, eine Verschwörungstheorie?

Und er antwortete: »Denkt mal an den Zeitpunkt des Mordes und an den Ort, wo er geschah. Und an die Umstände. Sie wissen, wann sie den Staudamm überqueren können, denn unsere Patrouillen haben sie nicht gesehen. Sie kennen die beste Stelle, um den Stausee zu überqueren. Sie wussten, dass niemand zu dieser Zeit der Nacht am Eingang zum Schutzgebiet sein würde. Oom Matthew war nur zufällig da. Und, Nero? Woher konnten sie all das wissen?«

Natürlich konnte ich ihm diese Frage nicht beantworten.

Da sagte er: »Weil sie jemanden eingeschleust haben.«

Wie geht man mit einer solchen Möglichkeit um? Was macht man damit? Wie reagiert man darauf? Indem man jedem misstraut? Indem man die Immigrationspolitik des »Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen« ändert? Ich meine, seit dem letzten Gefecht mit den Marauders waren Hunderte von Neuankömmlingen bei uns aufgenommen worden. Wenn es stimmte, wenn sie einen Maulwurf bei uns eingeschleust hatten, hätte es jeder sein können.

Also redeten und argumentierten wir stundenlang.

Schließlich stimmten wir ab, und es wurde beschlossen: Wir würden lügen. Wir würden den Bürgern von Amanzi erzählen, dass wir aufgrund der Pläne für das neue Handelsnetzwerk die Stärke des Special Ops Teams verdoppelten. Wir bräuchten mehr Soldaten, um die Straßen zu sichern.

Doch natürlich fliegt es irgendwann auf, wenn man das Volk belügt. Und

das hat Konsequenzen. Und Politiker wie Pastor Nkosi Sebego werden die Tatsache, dass man gelogen hat, zu ihrem Vorteil ausschlachten. Und die Konsequenzen ebenfalls. Ja, er war sehr clever, unser lieber Herr Pastor. Er stimmte gegen die Lüge und bestand darauf, dass das unmissverständlich festgehalten wurde. Wir vermuteten da bereits, dass er einen Grund dafür hatte. Aber was sollten wir tun?

Sofia Bergman

Ich war dickköpfig und unzugänglich, und später tat mir das sehr leid. Aber ich war einfach so frustriert und unglücklich. Ich war eben ein Teenager. Ja, ich weiß, das ist eine billige Entschuldigung, aber trotzdem.

Ich wollte unbedingt raus aus der Schule, und ich wollte raus aus diesen Reihenhäusern, und wenn ich auch den Ort hätte verlassen können, hätte ich es bestimmt getan. Es lag an Amanzi, es lag an der Postfieberzeit und an der Pubertät, dass ich diesen Drang zur Flucht verspürte. Und ganz sicher trug auch die Langeweile dazu bei. In den ersten sechs Monaten waren meine Leistungen in der Schule nicht gut gewesen. Der Stoff war zu einfach, deswegen hatte ich mir keine Mühe gegeben und es nicht als Herausforderung betrachtet. Außerdem war meine ganze Haltung total negativ. Aber jedenfalls ließ man mich auch für den Rest des Jahres mit Kindern zusammen in der Klasse sitzen, die zwei Jahre jünger waren als ich. Und du weißt ja, wie es in der Schule ist: Man tut sich normalerweise mit Klassenkameradinnen und -kameraden zusammen, die ungefähr im selben Alter sind. Aber meine Gleichaltrigen waren mir schulisch zwei Jahre voraus und schnitten mich, denn ich war die dumme Blondine, die zu den

Kleinen in die Klasse gehen musste. Ich passte im Grunde nirgends hinein, und niemand wollte mich … Ich war frustriert, unglücklich, stocksauer und einsam.

Als ich erfuhr, dass das Sonderkommando erweitert werden sollte, ging ich zur Rektorin und verkündete ihr, dass ich zur Musterung wollte. Sie wollte es mir verbieten, aber ich erwiderte, dass Amanzis nagelneues, gerade verabschiedetes Grundgesetz die Altersgrenze für das Sonderkommando auf siebzehn festgesetzt habe und es in diesem Alter jedem freistehe, sich zu bewerben. Und ich würde am 16. Oktober siebzehn werden.

Sie versuchte, mir gut zuzureden, und sagte: Sofia, mach doch erst die Schule fertig. Aber ich war dickköpfig. Und ich befürchtete, dass bis dahin nicht mehr genügend Plätze bei den Spottern frei wären, denn es gab viele Bewerbungen. Da schickte die Rektorin Nero Dlamini zu mir, um mit mir zu reden. Er hat sich wirklich Mühe gegeben.

Ich hatte damals natürlich noch keine Ahnung, dass es so viele Gemeinsamkeiten zwischen mir und Nico gab. Aber selbst wenn ich es gewusst hätte …

Keine Ahnung, ob das irgendetwas geändert hätte.

16. Oktober

Domingo war schlau. Domingo war ein gerissener Hund.

Er ließ uns um die Unteroffiziersstellen konkurrieren, verriet aber nicht, wo man stand. Er ließ uns in dem Glauben, jeder hätte eine Chance.

Und dann kam an jenem Morgen Sofia und sagte, sie habe

gehört, es gebe noch drei freie Stellen und sie wolle den Aufnahmetest machen.

Domingo rief mich zu sich, denn er wusste, welche Gefühle ich für Sofia hegte. Alle Welt wusste es.

Den anderen Soldaten befahl er, Runden zu laufen, so dass nur wir beide vor ihm standen. Er hatte so ein kleines Grinsen im Gesicht, und ich wusste, was das bedeutete. Schwierigkeiten. Domingo änderte die Beitrittsvoraussetzungen für das Sonderkommando je nach Gutdünken, und es gefiel ihm, sie den jeweiligen Menschen, den Jahreszeiten oder Umständen anzupassen. Er liebte Überraschungen und dachte sich immer neue, unmenschliche Herausforderungen aus.

Ich sah Sofia an. Sie war unbeschreiblich schön. Ihre Haare hatte sie zu zwei langen, weißblonden Zöpfen geflochten. »Viel Glück«, sagte ich zu ihr und war ganz erleichtert, als sie zum Dank nickte.

Domingo sagte: »Storm, geh mit Bergman in die Kleiderkammer und gib ihr ihre Ausrüstung.«

»Ja, Kaptein.«

»Gib ihr ein Gewehr und einen Marschrucksack.«

»Ja, Kaptein.«

»Und dann lauft ihr beide nach Luckhoff bis zu dem Stein.«

»Ja, Kaptein.« Was hatte er vor?

»Und dann lauft ihr wieder zurück.«

»Ja, Kaptein.« Wo war der Haken? In der Zeit, die er vorgeben würde? In einer neuen Strecke? Sollte sie mich vielleicht tragen?

»Ihr habt acht Stunden Zeit.«

»Ja, Kaptein.« Acht Stunden? Warum so lange? Alle wussten, dass Sofia Bergman laufen konnte wie der Wind, kilometerweit.

»Aber sie muss dich schlagen, Storm. Habt ihr das verstanden?«

Ich sagte: »Ja, Kaptein.« Sie sagte nichts, sondern nickte nur entschlossen. Das ist zu leicht, dachte ich, wo bleibt der Domingo-Fallstrick?

»Wenn sie vor dir zurück ist, ist sie dabei.«

»Ja, Kaptein.« Vielleicht würde dies doch noch ein schöner Morgen werden. Acht Stunden zusammen mit Sofia, nur sie und ich in einem gleichmäßigen Laufschritt.

»Das Problem, Storm, besteht darin, dass du einer meiner Stärksten bist. Du stehst auf meiner Liste. Ich hätte dich gerne als meinen Sergeanten von Team Bravo.«

»Ja, Kaptein. Danke, Kaptein.«

»Der Job als Sergeant gehört dir. Aber dann musst du Bergman schlagen. Du musst vor ihr zurück sein.«

Dieser gerissene Hund!

Sofia Bergman

Vielleicht sollte ich noch eines vorausschicken: Die Mitglieder des Special Ops waren die Rockstars dieser Zeit. Vor allem bei den jungen Mädchen. Wir kannten den Namen jedes einzelnen Spotters und wussten, wer von ihnen der stärkste, der schnellste, der härteste, der attraktivste und der

coolste war. Ich stand also neben Nico Storm und betrachtete ihn. Er war einen Kopf größer als sein Vater, größer als Domingo, hatte breite Schultern, war unglaublich fit und kerngesund. Ich wusste, dass er der Zweitschnellste über dreißig und sechzig Kilometer war, und nicht mal Domingo war ihm im Schießen noch ebenbürtig.

Und ich musste ihn schlagen.

Er würde mich nicht gewinnen lassen, weil er in mich verliebt war, denn wenn er Sergeant werden wollte, durfte er mich nicht gewinnen lassen.

Von da an zählte nichts mehr. Es zählte nicht mehr, dass ich ihn mit Okkie und seinem Vater auf der Straße gesehen hatte und er so lieb zu seinem kleinen Bruder gewesen war. Von da an war er mein Gegner, mein Konkurrent, er war das Hindernis, das ich überwinden musste. Da dachte ich: Okay, dann werde ich ihn eben schlagen.

77

Sofias SpOT-Prüfung: II

Sofia Bergman

Es ist eine Sache, täglich zwanzig, dreißig Kilometer mit federleichten, bequemen Sportschuhen zu laufen, aber etwas ganz anderes, mit Militärstiefeln, Uniform, Helm, Gewehr und einem Rucksack voller Steine unterwegs zu sein.

Und noch ungewohnter war es, dass ich Gesellschaft hatte.

Nico lief einfach hinter mir her, und er gab mir sogar Tipps: Bleib auf dem Fußweg, pass im Sand auf, Vorsicht, Dornenbüsche. Oder er sagte, ich solle langsamer laufen und meine Reserven nicht zu früh ausschöpfen. Ich reagierte mit keinem Wort, ich lief einfach vor mich hin. Und ich dachte: Warum sagt er das alles? Er lässt mich doch sowieso nicht gewinnen. Glaubt er etwa, dass ich ihn deswegen lieber mag, oder was?

Und so liefen wir weiter.

Ich lief ein paar Schritte hinter ihr her, denn ich genoss es unglaublich, sie zu betrachten. Sie war so schön und dazu noch eine elegante Läuferin. Sie besaß einen Rhythmus und eine Grazie, die ich vorher noch nie an jemandem gesehen hatte. Sie lief vollkommen locker, als sei sie nicht derselben Schwerkraft und Fliehkraft wie gewöhnliche Sterbliche unterworfen.

Sie lief anfangs zu schnell. Das lag am Adrenalin. Ich riet ihr, langsamer zu laufen. Ich kannte die Strecke wie meine Westentasche, warnte sie vor Schlaglöchern, den schwierigeren Passagen, den Problemstücken. Denn ich wollte, dass sie so lange wie möglich dabeiblieb. Damit ich Zeit hatte, mir zu überlegen, was ich tun sollte. Denn bei diesem Wettbewerb spielte so vieles eine Rolle.

Erstens: Ich war in Sofia verliebt.

Zweitens: Domingo hatte immer eine Strategie. Er unterwarf uns ständig Prüfungen. Ich musste herausfinden, was er diesmal beabsichtigte: Wollte er wissen, wie sehr ich mir wünschte, Sergeant zu werden? Die Antwort lautete: sehr. Aber das wusste er. Er musste es in den letzten Wochen festgestellt haben, denn ich hatte wie ein Besessener geschuftet.

Vielleicht wollte er auch herausfinden, ob ich mich für einen Kameraden aufopfern konnte, für den Wunsch eines anderen. Ob ich meine eigenen Interessen hintanstellen konnte, ob ich uneigennützig sein konnte. Vielleicht musste ein Anführer dazu in der Lage sein?

Oder wollte er wissen, ob ich erbarmungslos sein konnte, ob ich die Führerschaft und die Interessen des Sonderkommandos über alles andere stellen konnte? Auch über die Belange meines Herzens?

Um die Zeit, als wir in Luckhoff ankamen, war ich sicher, dass es Letzteres war. Domingo war nicht sentimental. Domingo hielt Menschen für Tiere. Domingo wollte sehen, ob ich ein Tier sein

konnte.

Natürlich konnte ich das.

Ich wünschte mir durchaus, dass Sofia Bergman zu den Spottern gehören würde, und noch mehr, dass ich SpOT-Sergeant wäre und sie eine meiner Soldatinnen. Dann könnte ich sie jeden Tag sehen. Ich könnte in ihrer Nähe sein und ihr beweisen, was für ein kluger, besonnener Unteroffizier und brillanter Soldat ich war.

Aber wenn sie die Prüfung nicht bestand und wieder in die Reihenhäuser zurückkehren musste, bedeutete das, dass ich sie nie wieder besuchen konnte. Ich musste es klug anstellen. Ich musste sie glauben machen, ich hätte ihr eine ehrliche Chance gegeben, mich zu schlagen.

Deswegen erteilte ich ihr weiterhin Ratschläge.

Sofia Bergman

In Luckhoff zeigte mir Nico, wo der Stein lag. Er hob ihn für mich hoch. Darunter lag ein Zettel, auf dem stand: *Beeil dich. Es wird Zeit.* Daneben stand eine Wasserflasche, die er mir reichte. Ich trank daraus.

Er sah auf seine Armbanduhr und sagte zu mir: »Wow, super Zeit! Aber du musst auf dein Tempo achten, sonst verausgabst du dich. Komm lieber ein bisschen zu spät. Mir hat Domingo sieben Stunden gegeben, das habe ich nicht geschafft, aber ich habe die Prüfung trotzdem bestanden. Man darf ihn nicht immer beim Wort nehmen.«

Später hat er mir versichert, dass er es wirklich gut gemeint habe, aber in

diesem Augenblick habe ich ihn nicht so verstanden. Ich dachte: Was für ein arroganter kleiner Angeber! Er denkt, ich könnte ihn nicht schlagen. Er behauptet, er habe nur sieben Stunden erhalten und Domingo habe mir acht gegeben. Und dann bildet er sich auch noch ein, ich könne es nicht in acht Stunden schaffen?

Da wurde ich sauer. Richtig sauer. Und ich sagte zu ihm: »Fick dich, Nico Storm. Du kannst mich nicht schlagen.«

Und ich drehte mich um und lief zurück.

Du hättest sein Gesicht sehen müssen!

Fast ein Jahr lang hatte ich für dieses bildschöne Mädchen geschwärmt und von zärtlichen Gesprächen über schöne Dinge mit ihr geträumt.

Und jetzt stand sie da an dem Stein, fluchte wie ein Matrose, und ich sah ihr an, dass sie stinksauer und sehr, sehr entschlossen war. Es war unglaublich! Ich konnte es nicht fassen, dass solche Worte aus ihrem Mund kamen, und ich konnte es nicht fassen, dass sie ernsthaft glaubte, sie könne mich schlagen.

Ich weiß, dass wir in einer ausgezeichneten Zeit bis Luckhoff gelaufen waren – so gut wie meine allerbeste Zeit. Aber zurück war eine andere Geschichte. Und das wusste sie nicht.

Ich sah zu, wie sie losrannte in Richtung Berg, und ich lachte – leise, natürlich. Und lief ihr nach.

Sofia Bergman

Erst nach etwa sieben, acht Kilometern auf dem Rückweg nach Amanzi legte sich meine Wut, und ich fand meinen Rhythmus. Und noch etwas anderes geschah.

Mein älterer Bruder David hatte die Silbermedaille über fünfzehnhundert Meter bei den Commonwealth Games gewonnen. Er hatte mir zum ersten Mal von dem Endorphin-Flash beim Laufen erzählt. Ab und zu beim Training habe er diese Euphorie erlebt, dieses High. Dann wurde er leicht wie eine Feder und hatte das Gefühl, ohne Anstrengung laufen und ewig durchhalten zu können. Und dann lief er schneller, als er jemals gelaufen war. Ich hatte mich immer gefragt, wie sich das anfühlt, denn ich hatte das bisher noch nie erlebt.

Doch am 16. Oktober im Jahr des Schweins war mein Geburtstag. Ich hatte bisher von niemandem ein Geschenk erhalten.

Da erhielt ich eines von meinem toten Bruder David.

Von Luckhoff aus ging es erst einmal bergauf. Es war eine langsame Steigung, die sich fast neun Kilometer hinzog, bevor man in eine kleine Schlucht hinunter musste. Einen Kilometer, bevor es für Sofia und mich wieder abwärtsging, beschleunigte sie.

»Langsam«, riet ich. »Es sind noch über zwanzig Kilometer.«

Sie ließ sich nicht von mir bremsen. Sie rannte einfach weiter, scheinbar mühelos.

Ich dachte, ich darf nicht verlieren, und beschleunigte auch.

Es ging den Berg hinunter. Ich blieb fünf Schritte hinter ihr und hatte ein wenig Mitleid mit ihr. Ich würde Domingo sagen,

dass sie auf den ersten dreißig Kilometern eine der besten Zeiten aufgestellt hatte und wirklich großes Potential besaß.

Wir waren unten. Der kleine Fußweg, den die Teams des Sonderkommandos durch ihre Dauerläufe getrampelt hatten, zog sich an den Hügeln entlang bis zum Amanzi-Stausee. Er verlief auf der Suche nach der einfachsten Strecke zwischen dem unregelmäßigen Relief der trockenen Bachläufe, die in der Regenzeit das Wasser von den Hügeln hinunterführten, und dem anstrengenden Felsrelief der Hügel selbst. Der Weg war nie einfach, nie eben, bot keine Verschnaufpause, forderte einen ständig heraus.

Sie hielt ihr Tempo.

Noch sechzehn Kilometer, und sie rannte weiterhin mit dieser leichtfüßigen Eleganz.

Fünfzehn, dann nur noch vierzehn. Bei dreizehn Komma irgendwas blieb sie mit dem Stiefel hängen, stolperte, und ich dachte schon, sie würde fallen. Doch sie gewann das Gleichgewicht wieder und rannte weiter.

Bei zehn Kilometern war ich noch skeptisch. Ich hatte noch nie eine Zivilistin so laufen sehen. Das konnte sie nicht durchhalten!

Bei sieben beschlich mich Unsicherheit: Angenommen, sie konnte das Tempo halten? Würde ich es können?

Natürlich konnte ich.

Als noch sechs Kilometer übrig waren, kam die Erkenntnis: Ich würde mich entscheiden müssen, wann ich beschleunigte. Ich wollte nicht zu lange warten.

Bei fünf wusste ich, dass der Zeitpunkt gekommen war. Ich wartete, bis wir einen Streckenabschnitt erreichten, auf dem das Gelände eben genug war, dass ich überholen konnte, und ich beschleunigte, holte sie ein und lief einen Augenblick lang neben ihr her. Ich schaute sie an. Ihre Konzentration war auf den Weg vor ihr gerichtet, sie war in ihrer eigenen Welt, sie nahm mich gar nicht wahr. Sie war unglaublich.

Ich rannte noch schneller, ich verlängerte meine Schritte, ich musste einen Vorsprung aufbauen und diesen dann systematisch vergrößern. Ich wollte nicht auf dem letzten Kilometer vor den Augen meiner Kameraden einen Sprint einlegen müssen. Ich musste ihren Mut brechen. Jetzt.

Sofia Bergman

Es war das Stolpern, das mich aus der Euphorie riss. Aus heiterem Himmel.

Ich hielt mein Tempo, aber ich fühlte jetzt wieder meine Beine und meine Lunge. Und ich hörte, wie er unmittelbar hinter mir lief und dachte, er könnte gewinnen. Ich konnte mein Tempo nicht halten. Es lag am Rucksack und an dem Gewehr, dieses Zeug störte meinen Rhythmus.

Ich wollte auf keinen Fall zurück in die Schule.

Ich dachte an das, was Nico gesagt hatte, über Domingo, der ihn dennoch aufgenommen hatte und den man nicht immer beim Wort nehmen müsse.

Domingo hatte zu ihm gesagt: »Wenn sie vor dir zurück ist, ist sie drin.«

Das war alles. Das war die einzige Regel.

Ich musste vor Nico Storm zurück sein.

Da kam mir die Idee. Zuerst dachte ich, es sei vielleicht nicht richtig, und dann wieder, dass es keine Rolle spielte, denn er war ein arroganter, aufgeblasener Angeber. Im Krieg und der Liebe ist alles erlaubt. Und das war Krieg.

Und dann dachte ich: Augenblick mal, vielleicht ist es gar nicht nötig. Warten wir erst mal ab, ob er mich überholen kann. Und dann überholte er mich.

Noch vier Kilometer. Ihre Schritte hinter mir wurden schwerer. Langsamer.

Ich hatte Mitleid mit ihr. So viel schreckliche Entschlossenheit, so viel zarte Grazie, so viel wundervoller Rhythmus, und doch würde sie heute keine Spotterin werden. Es sei denn, Domingo war gnädig.

Ich dehnte meinen Vorsprung aus, ich wollte einen eindeutigen Sieg, ein Ergebnis, das über alle Zweifel erhaben war. Ich wollte mich schon umsehen, aber ich musste auch an unsere romantische Zukunft denken.

Da hörte ich sie schreien, hoch und ängstlich.

78

Sofias SpOT-Prüfung: III

Ich blieb stehen und drehte mich um.

Unsere erste Armbrust-Begegnung verfolgte mich bereits seit einem Jahr. Ich hatte mir schon so oft gewünscht, unser erstes Treffen wäre anders verlaufen. Romantischer. Würdevoller. Was mich betraf. Ich hatte so oft nachts in meinem Bett in der SpOT-Kaserne verschiedene Szenen durchgespielt, in denen ich die Hauptrolle als Held und Retter innehatte.

Und jetzt wurde mein Traum Wirklichkeit: Sofia Bergman war in Not, und ich konnte sie retten.

Ich lief zurück, ich sah sie nicht. Sie musste hingefallen sein, dort bei den großen Felsen und der Dornakazie.

»Sofia!«, rief ich, ernsthaft besorgt, und ich lief auf unserem Trampelpfad zurück.

Sie antwortete nicht.

Vielleicht war sie ohnmächtig geworden. Vor Erschöpfung. Das passierte manchmal.

Ich war an der Dornakazie vorbei und dann am Felsen.

Und dann traf mich der Gewehrkolben genau zwischen den Augen.

Sofia Bergman

Ich donnerte ihm eine mit dem Gewehrkolben. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.

Er fiel um wie ein Ochse, und er blieb liegen, und ich lief weiter. Ich wusste nicht, ob ich fest genug zugeschlagen hatte und ob er für eine Minute oder eine Stunde liegen bleiben würde. Ich würde es herausfinden, wenn ich den Test bestanden hatte.

Ein Stück weiter begann ich mir Sorgen zu machen: Hatte ich vielleicht zu fest zugeschlagen? War er womöglich mit dem Kopf auf einen Stein geprallt?

Angenommen, er war tot?

Nein, er war nicht tot. Nur ohnmächtig.

Angenommen, er war tot.

Noch drei Kilometer. Ich sah den Staudamm, ich sah die Kaserne oben auf dem Hügel jenseits des Flusses, und ich dachte, ich hätte ihn totgeschlagen.

Ich würde nachsehen müssen. Ich lief langsamer und langsamer. Ich blieb stehen und drehte mich um.

Da sah ich ihn kommen. Mit hoher Geschwindigkeit. Er war noch fünfhundert Meter entfernt. Vielleicht auch nur vierhundert. Ich wirbelte herum und rannte, so schnell ich konnte. Vollgepumpt mit Adrenalin, denn jetzt hatte ich Angst davor, was er mir antun würde. Man kann nicht jemandem einen Gewehrkolben über die Rübe ziehen, ohne dass das Folgen hatte. Er würde sauer sein. Sehr sauer. Und angetrieben von der Wut würde er laufen, wie er noch nie zuvor gelaufen war.

Und wenn er mich einholte, würde er zurückschlagen – zehn zu eins.

Die Angst verleiht manchmal Flügel.

Ich kann leider nicht alles aufschreiben, was ich in diesen Augenblicken dachte, denn meine Kinder werden diese Memoiren lesen.

Ich war wütend auf Sofia Bergman. Wütend über ihren mangelnden Sportsgeist, wütend auf mich selbst, wegen meiner Gutgläubigkeit, aber vor allem deswegen wütend, weil ich wusste: Das war genau die Art von Zwischenfall, der Domingo gefallen würde. Er würde klein und gemein lächeln und zu ihr sagen: »Willkommen bei den Spottern.« Und dann würde er mich höhnisch angrinsen und sagen: »Sorry, Storm. Du bist nicht mein Sergeant. Viel Glück beim nächsten Mal.«

Das würde ich nicht zulassen.

Mut verleiht manchmal Flügel. Aber der Kolbenschlag, das Blut in meinen Augen und die Gehirnerschütterung forderten ihren Tribut. Ich würde sie einholen, aber ich wusste nicht, ob ich sie früh genug überholen konnte.

Und was würde sie tun, wenn ich sie erreichte? Mich noch einmal schlagen?

Wir mussten durch das Tor an der Havenga-Brücke. Sie war noch knapp dreihundert Meter vor mir. Ich hörte, wie sie den Wachen zurief: »Macht auf, macht auf!«

Ich sah, wie die Wachen alle herausrannten, um nachzusehen, was da los war, wie sie lachten und schnell die Tore aufschoben. Sie rannte durch.

»Das ist Nico, das ist Nico. Er blutet!« Ich rannte vorbei. Meine Würde lag schon wieder im Dreck.

Über die Brücke. Sie hatte noch über zweihundert Meter Vorsprung, aber ich hörte ihre Stiefel auf dem Asphalt und wusste, dass sie auch meine Schritte hörte. Sie würde sich umsehen. Umschauen war schlecht. Das raubte einem den Rhythmus und die Geschwindigkeit. Dann würde ich sie doch noch einholen. Wir erreichten das südliche Ufer jenseits der Brücke. Nur noch knapp über einen Kilometer bis zur Basis.

Garantiert hatten die Wachen am Brückentor uns schon über Funk angekündigt. Das gesamte Sonderkommando würde Bescheid wissen, dass wir kamen und dass ich zurücklag. Ich blutete und war erschöpft, es war ein hohes Tempo. Aber die Wut war mein Treibstoff.

Noch einen Kilometer. Sie hatte hundertfünfzig Meter Vorsprung.

Sie sah sich um.

Sofia Bergman

Ich hörte ihn kommen, ich hörte, wie schnell seine Schritte waren, ich wusste, ich hatte keinen Treibstoff mehr im Tank, ich war zu Tode erschöpft, alles in mir brannte wie Feuer. Er war genau hinter mir. Am liebsten hätte ich aufgegeben, ich hatte Angst, dass er mich schlagen und zu Boden stoßen würde.

Ich sah mich um.

Er war noch über hundert Meter entfernt, ich hatte mich getäuscht. Ich hatte noch eine Chance. Ich rannte, ich mobilisierte meine letzten Reserven,

den Hügel aufwärts, diesen schrecklich steilen Hügel hinauf zur Kaserne.

Ich blickte mich wieder um.

Er hatte den Abstand halbiert.

Durch das Tor. Noch lag ich vorne, seine Füße hämmerten hinter mir. Dort stand Domingo. Ich musste vor Nico dort sein. Die Soldaten hatten sich versammelt, beobachteten uns, jubelten und schrien. Ich würde gewinnen.

Und dann sprang mich Nico an und riss mich zu Boden. Wir schlugen gemeinsam hin. Er schwang sich auf mich. Ich bekam keine Luft mehr. Er legte ein Bein über meinen Bauch, drückte mich mit seinem Gewicht runter und hielt meine Unterarme fest, so dass ich mich nicht bewegen konnte. Ich bekam keine Luft, ich keuchte, stieß merkwürdige Stöhn- und Schluchzgeräusche aus, genauso wie er, als ich ihn mit der Armbrust erwischt hatte. Ich sah seine Stirn. Den massiven Bluterguss, die aufgeplatzte Haut, die lange, hässliche Wunde, das Blut auf seinem Gesicht, in seinen Augen. Das Blut war bis zum Hals hinuntergelaufen.

»Schlag mich noch mal, du mieses Schwein, schlag mich noch mal!«, stieß er hervor. Er wiederholte, was ich damals zu ihm gesagt hatte – es musste einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben.

Ich sagte zu ihr: »Schlag mich noch mal, du mieses Schwein, schlag mich noch mal!«

In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, als sei das Universum wieder im Gleichgewicht.

79

Sofias SpOT-Prüfung: IV

Sofia Bergman

Ein Detail dieser Geschichte kennt niemand. Niemand außer Nico, und ihm habe ich es erst viel später erzählt.

In dem Augenblick, als es geschah, ergab es überhaupt keinen Sinn.

Ich lag rücklings auf dem Paradeplatz, bekam keine Luft, keuchte und schnaufte und hatte Angst vor Nico, weil er so wütend auf mich war. Er saß auf mir und hielt meine Arme fest. Ich blickte auf in sein verletztes Gesicht, und dann sah ich das Flugzeug.

Es war nicht die Cessna von Hennie Flaai. Es war ein Düsenjet, ein großer, von unten ganz klein, kaum größer als ein Punkt, denn er flog sehr hoch. Er blitzte nur ganz kurz am wolkenlosen, tiefblauen Himmel auf, nur für einen Augenblick, schon war er wieder vorüber.

Ich konnte nichts sagen, weil ich keine Luft kriegte. Ich konnte nicht mal mit dem Finger hindeuten, denn Nico hielt meine Hände fest.

Das Flugzeug flog nach Norden, in Richtung Europa. Dann war es weg, und Domingos Schatten fiel über mich.

Domingo sagte: »Geh von Bergman runter, Storm.«

Ich stieg von ihr runter und stand auf.

Er sah mich an. Ich wusste nicht, wie schlimm die Wunde an

meinem Kopf und die Blutung war, ich wusste nur, es war viel Blut und es floss noch, denn ich musste es mir aus den Augen wischen.

Domingo sah Sofia an. »Bergman, du hast die Aufnahmeprüfung bestanden. Schließ dich Team Delta da drüben an.«

Er wartete, bis sie aufgestanden und außer Hörweite war. Er blickte mich an. Ich sah mein Spiegelbild in den Gläsern seiner Sonnenbrille. Ich sah elend aus.

Domingo seufzte. »Freut mich, zu sehen, dass du auch ein Problem mit Affektkontrolle hast. Du bist noch nicht bereit, Sergeant zu werden, Storm. Ich teile dich Team Charlie zu, bis du gelernt hast, dich zu beherrschen.«

Ich wartete darauf, dass er noch etwas hinzufügte, denn ich sah ihm an, dass er noch etwas sagen wollte. Aber er hielt sich zurück.

Er sagte nur: »Wegtreten.«

80

Im Jahr des Schweins lernte ich Bescheidenheit.

Ich war nur noch ein gewöhnlicher Soldat im Special Ops Team Charlie, dem schwächsten Team der Spotter. Die Geschichte mit Sofia Bergman ruinierte meinen Ruf: Sie wurde über Nacht eine Sensation in Amanzi, eine Legende, eine Heldin, dank ihrer Schlag-ihn-mit-dem-Gewehr-Strategie, um ihren SpOT-Aufnahmetest zu bestehen. Als Domingo von ihrer Vorgeschichte erfuhr, von dem Buschmann, der sie das Spurenlesen gelehrt hatte, ließ er sie ihre Kenntnisse mit den anderen teilen. Sie wurde zu einer Art informeller Ausbilderin. Ich dagegen wurde über Nacht zur Witzfigur.

Das war schmerzlich für mich, in mehr als einer Hinsicht. Mein Ansehen in der Einheit war damit ruiniert. Dabei war ich doch schließlich der beste Schütze, der zweitschnellste Läufer, ich war ein wahrscheinlicher Kandidat für die Beförderung gewesen. Ich hatte in der Vergangenheit schon viel geleistet, ich hatte durch die Sache mit der Diesel-Cessna, Okkies Rettung und den zwölf KTM-Männern, die ich erschossen hatte, meine eigene Legende gewoben – doch das alles zählte jetzt nicht mehr. Die Leute freuen sich nun mal ganz besonders, wenn einer so richtig vom hohen Ross fällt: der arrogante Sohn des Vorsitzenden, des Gründervaters, des Flugblattverfassers. Wo ich ging und stand sah ich, wie die Leute die Köpfe zusammensteckten und über

mich tratschten, wie sie hinter vorgehaltener Hand über mich lachten und mir mit einer Mischung aus Faszination und Mitleid hinterhersahen.

Doch am meisten schmerzte mich der Schaden in meiner Beziehung zu Sofia. Oder besser: der Schaden an der potentiellen Beziehung zwischen uns.

Sie jetzt jeden Tag zu sehen brach mein Herz wieder von neuem.

Im Jahr des Schweins erkannte ich, welche Wege die Liebe meines Vaters ging.

Es war an einem Dienstag Ende Oktober, etwas über eine Woche nach meinem Fall. Wir arbeiteten hart beim SpOT, schon seit dem frühen Morgen. Und niemand arbeitete härter als ich, denn ich war absolut entschlossen, durch meinen persönlichen Einsatz Team Charlie zum allerbesten zu machen. Als bescheidener Soldat. Nur um es allen zu beweisen. Es kostete mich viel Energie, denn ich war bestrebt, allen anderen zu helfen, zog sie mit mir, schubste sie vor mir her. Abends war ich todmüde.

Ich kam aus der Dusche. Im Charlie-Schlafsaal in der ersten Etage zog ich mich zum Abendessen an. Durch das Fenster, vor dem keine Gardinen hingen, sah ich zwei bekannte Gestalten. Es waren Pa und Okkie, die dort draußen am Exerzierplatz vorbei auf unser Tor zugingen.

Was sie wohl wollten?

Ich hatte sie seit dem Zwischenfall mit Sofia noch nicht wieder gesehen, denn augenblicklich gab es für uns keine freien Wochenenden mehr.

Mein Vater und Okkie, Hand in Hand, im weichen Licht der untergehenden Sonne. Pa gestikulierte mit der freien Hand, er war dabei, Okkie etwas zu erzählen. Über die Bedeutung eines Wortes? Die geomorphologische Geschichte des Flusses dort unten? Dass die Fledermäuse, die über sie hinweghuschten, Säugetiere waren?

Mein Herz wurde weich, und eine Welle von Gefühlen schwappte über mich hinweg, so dass ich erschrak, als jemand draußen auf dem Flur »Storm!« rief. Ich drehte mich vom Fenster weg und antwortete.

»Päckchen für dich an der Tür«, hörte ich.

Pa und Okkie hatten es mir gebracht.

Ich zog mich schnell an und ging es holen. Es war ein großer, fester Karton. Ich trug ihn in den Schlafsaal, stellte ihn auf mein Bett und öffnete ihn.

Es war die Espressokanne, die Pa und ich im Volvo genutzt hatten. Und der Gaskocher. Und ein Becher. Und vier Pakete gemahlener Kaffee, luftdicht versiegelt.

Keine Ahnung, warum es das Universum in diesem Augenblick gut mit mir meinte, aber ich war gottlob allein im Schlafsaal – etwas, was nicht häufig vorkam. Ich war sehr dankbar dafür, denn ich weinte. Lautlos, reglos, aber ich weinte, und die Tränen flossen mir unaufhaltsam über die Wangen. Ich

war gerührt, wie Pa sich um mich bemühte. Er musste die Geschichte gehört haben. Er musste wissen, wie sich ein Mann von siebzehn Jahren dabei fühlte. Aber er konnte keinen Kontakt mit mir aufnehmen. Er konnte nicht einfach hier reinspazieren und sagen: Domingo, lass Nico am Sonntag nach Hause kommen. Denn das hätte mich noch mehr erniedrigt.

Daher nahm er seinen kostbarsten Besitz und brachte ihn mir. Ich hatte nicht gewusst, dass er Kaffee aufbewahrt hatte. Das war sein Geheimnis gewesen.

Ich weinte wegen der Liebe meines Vaters, trotz allem, was ich ihm angetan hatte. Ich weinte wegen der Erinnerungen an die Espressokanne, die vielen Monate, in denen mein Vater und ich unterwegs gewesen waren und jeden Morgen unser Kaffeeritual durchgeführt hatten.

Und ich weinte ein bisschen aus Selbstmitleid. Was nicht unbedingt etwas Schlechtes ist. Das wirkt auch heilsam.

Und dann verstaute ich die Espressokanne und den Kaffee für später.

Im Jahr des Schweins war der Sommer sehr heiß und trocken.

Im Oktober und November regnete es nicht. Im Dezember brannte die Sonne so sengend, dass die Weiden verdorrten und dreißig Prozent unserer Hühner eingingen. Wir hatten kein Futter für das Vieh angepflanzt, aber immerhin gab es genügend Ernteüberschuss, um die Herde am Leben zu erhalten.

Im Jahr des Schweins erklärte sich Birdie endlich dazu bereit,

mit Domingo »auszugehen«.

Laut der Überlieferung sagte sie zu Nero Dlamini: »Er hat mich einfach mürbe gemacht.«

Am Weihnachtstag holte er sie im Jeep ab, und sie fuhren am späten Nachmittag über die Havenga-Brücke und zum Tor hinaus und kehrten erst am nächsten Morgen zurück. Niemand wusste, wohin sie gefahren waren, aber die Patrouillen von Sarge X berichteten, sie hätten Jeepspuren in Richtung der ehemaligen privaten Wildfarm Otterskloof gefunden, auf der anderen Seite des Stausees, am Nordufer. Die Veranda sei kürzlich gefegt worden, und es sehe so aus, als sei das größte, beste Gästezimmer blitzblank geputzt worden.

Ich wollte es nicht hören. Ich gönnte Domingo kein Liebesglück. Vor allem ihm nicht.

Das Jahr des Schweins war das letzte, in dem mein Vater Vorsitzender des Komitees war. Denn Amanzi erhielt ein Grundgesetz. Im Januar im Jahr des Löwen fanden Wahlen statt, und mein Vater wurde der erste Präsident von Amanzi.

Es hatte Monate lang gedauert, das Grundgesetz so auszuarbeiten, dass alle zufrieden waren. Es begann folgendermaßen:

Wir, das Volk von Amanzi, vertreten durch unsere frei gewählten Repräsentanten, nehmen diese Konstitution als oberstes Gesetz unserer Gemeinschaft an, um eine demokratische und offene Gesellschaft zu schaffen, in der die Regierung auf dem

Willen des Volkes basiert und alle Bürger gleichermaßen vom Gesetz geschützt werden. Unsere Konstitution soll dazu dienen, die Lebensqualität aller Bürgerinnen und Bürger zu verbessern, das Potential jedes Einzelnen zu fördern und eine einige und demokratische Gesellschaft aufzubauen, die dazu fähig ist, ihren rechtmäßigen Platz als unabhängige Einheit in der Postfieberwelt einzunehmen.

Möge Gott unser Volk beschützen.

Mit dem neuen Grundgesetz kamen auch neue Titel. Pa war der Präsident. Das Komitee war jetzt das Kabinett. Es wurde vergrößert, und jedes Mitglied wurde zum Minister mit Portefeuille. Sarge X wurde ganz offiziell zum Minister für innere Sicherheit und Verteidigung ernannt, aber trotzdem nannte man ihn weiterhin Sarge X. Ihm war es egal. Domingo weigerte sich strikt, irgendeinen hochtrabenden Rang oder Titel anzunehmen. Er sagte, Kaptein würde reichen, er wolle nicht zum Kabinett gehören, nehme nicht an den Wahlen teil und bleibe Chef des Sonderkommandos. Trotz seines bescheidenen Titels war und blieb er die Person mit der größten Macht in Amanzi, und vielleicht war er deswegen so zufrieden damit.

Im Jahr des Schweins produzierten wir genug Diesel für alle unsere landwirtschaftlichen und militärischen Bedürfnisse.

Im Jahr des Schweins begannen die Leute zum ersten Mal wieder Steuern zu zahlen. Wir vollendeten den Umbau der Mühle in der Gansiestraat gegenüber dem Forum und nahmen sie in Betrieb. Wir benutzten Elektrizität, um Getreide zu mahlen –

unser eigenes Getreide für unser eigenes Brot.

Der alte OK-Supermarkt wurde absolut zu klein, um unsere produzierten Nahrungsmittel zu fassen. Daraufhin wurden alle Gebäude in der Disastraat neu geplant und umgebaut, um sie in ein großes, solides Nahrungsmittelmagazin zu verwandeln.

Birdie Canary sorgte dafür, dass Petrusville ebenfalls ans Stromnetz angeschlossen wurde. Siebzig Häuser im Ort wurden renoviert und eingerichtet, und Leute zogen ein. Birdie sagte, wir würden innerhalb der nächsten vierzehn Monate neue Möglichkeiten zur Stromerzeugung finden müssen, denn die 220-Megawatt-Turbinen würden für die industriellen und landwirtschaftlichen Projekte, die wir geplant hatten, nicht ausreichen.

Es gab eine große Debatte über die Möglichkeit, das Wasserkraftwerk des Gariepdamms wiederherzustellen und den Strom von dort zu uns zu leiten. Aber Domingo wandte ein, dass wir dann die Kraftwerke beschützen und verteidigen müssten, was einen zu großen Truppeneinsatz erfordern würde.

Pastor Nkosi Sebego unterstützte Domingo. Das verursachte einen kleinen Aufruhr, und nicht wenige fragten sich, was er damit wohl bezweckte.

Am Ende beschloss das Komitee, die Windkraftanlage bei Noblesfontein in der Nähe von Victoria-West so bald wie möglich abzubauen und oben in den Bergen des Schutzgebietes von Amanzi wieder aufzustellen.

Im Jahr des Schweins zählte Amanzi über fünftausend

Einwohner. Sie wohnten im Ort, in der SpOT-Kaserne, in Petrusville und auf Farmen entlang des Flusses bis hinunter nach Hopetown. Alles deutete darauf hin, dass dies der nächste Ort sein würde, der wieder neu besiedelt werden würde.

Die Leute begannen, von der Republik Amanzi zu sprechen.

Das Jahr des Löwen

81

Annus horribilis

Dies war das letzte Jahr, in dem mein Vater noch lebte.

Ich wünschte so sehr, ich hätte das damals gewusst.

Wenn ich an diese letzten Monate vor seinem Tod zurückdenke, glaube ich, dass der Januar, vor allem der Januar ein guter Monat für ihn gewesen ist.

Trotz seines heroischen Namens war das Jahr des Löwen unser Annus horribilis. Es bestätigte die Theorie, dass immer alles gleichzeitig geschieht, genau dann, wenn man es am wenigsten erwartet. Das gilt auch für Verrat, Krieg, Verwüstung und Mord und den herzzerreißenden Schmerz der Erkenntnis. Für alles.

Der Januar war heiß und trocken.

Die Wahlen fanden am 5. Januar statt. 3409 Personen über siebzehn Jahren waren nach dem neuen Grundgesetz stimmberechtigt. Insgesamt 3408 kamen, um ihre Stimmen abzugeben. Alle wussten, dass Domingo der eine Wähler war, der fernblieb. Denn er glaubte nicht an die Demokratie.

Freies Amanzi, die Partei meines Vaters, erhielt 58 Prozent der Stimmen, die Gewaltiger-Held-Partei die übrigen. Ich war an jenem Abend im Forum dabei, als der Pastor seine Rede hielt. Er war ein würdiger Verlierer. Aber er schloss seinen Vortrag mit

folgenden Worten an seine Unterstützer: »Keine Sorge. Die Nacht ist am dunkelsten vor der Morgendämmerung.«

Keiner von uns begriff, dass dies ein Versprechen war.

Dann kam mein Vater an die Reihe.

Seine Rede kam von Herzen. Er begann damit, Pastor Nkosi und seiner Partei zu ihrem ehrenhaften und ernsthaften Wahlkampf zu gratulieren. Dann folgte ein Zitat von Platon aus »Der Staat«: »Die Demokratie wäre daher, wie es den Anschein hat, eine anmutige, regierungslose und bunte Staatsform, die gleichmäßig den Gleichen und den Ungleichen eine gewisse Gleichheit zuteilt.« Vater fuhr fort, die Gleichheit bilde schon seit Jahrhunderten einen der Stützpfeiler der Demokratie, und Maximilien Robespierre habe sie daher nicht umsonst 1790 in sein Revolutionsmotto aufgenommen. Das Problem sei, dass wahre Gleichheit, im wahrsten Sinne des Wortes, ein schwer fassbares und seltenes Phänomen sei; überall auf der Welt, besonders aber in Südafrika. Das Fieber habe schreckliche Verwüstungen angerichtet, aber eine positive Folge habe es gehabt: Es habe uns alle wirklich gleich gemacht. In Amanzi gebe es weder Reich noch Arm, nur Menschen, und es sei ihm eine Ehre und ein Privileg, ihnen als demokratisch gewählter Führer zu dienen.

Mein Vater sagte, er wolle Platons Sichtweise heute Abend gern in aller Bescheidenheit etwas hinzufügen. Ihm sei es wichtig, dass die Demokratie nicht nur sowohl den Gleichen als auch den Ungleichen eine gewisse Gleichheit verschaffe, sondern

auch den Gläubigen und Ungläubigen, den Christen und den Muslimen, den Hindus und den Buddhisten, den Animisten und den Agnostikern.

Alle wussten, dass diese Worte dem Pastor galten.

»Ich möchte jedes Mitglied unserer Gemeinschaft heute Abend dazu einladen, diese Freiheit zu begrüßen. Genießt diese Freiheit: Nutzt diese Freiheit. Und strebt gemeinsam danach, sie größer und stärker zu machen.«

In den vergangenen Monaten hatte Hennie Flaai mit der Ausbildung seines ersten Pilotenlehrlings begonnen, dem zwanzigjährigen Peace Pedi. Peaces Vorname war äußerst irreführend, denn er war alles andere als ruhig. Er war schmal, ein wenig gebeugt, und beim Gehen lehnte er sich nach vorne – es sah aus, als ob er in ständiger Bewegung nach vorn taumelte. Peace hat einen vollen, großen Mund, der stets zu einem Lächeln verzogen war, und er schwieg nie. Er redete mit allen über alles, er war ein sozialer Dynamo. Er und Hennie waren auf den ersten Blick ein ziemlich ungleiches Paar, aber vereint durch ihre große Leidenschaft und ihre unauslöschliche Sehnsucht zu fliegen. Und vielleicht auch ihrem Hang zum Plaudern. Man fragte sich, wie und wann jeder der beiden in der kleinen Cessna mal zu Wort kam.

Sie flogen jeden Morgen auf Patrouille, wann immer das Wetter es zuließ. Vier Monate lang sahen sie nichts außer Vieh, Wild, unsere Leute und Migranten, die unterwegs zu uns waren.

Bis zum 27. Januar. Im Januar musste man stets mit Regen und Gewittern rechnen, deswegen flogen sie früh los, schon kurz nach Tagesanbruch. Aber es stand kein Wölkchen am Himmel. Hennie wählte jeden Tag eine andere Strecke, so dass es keine vorhersehbare Routine bei seinen Flügen gab – nur für den Fall, dass Domingos Spionage-Theorie doch nicht jeder Grundlage entbehrte. Sie flogen auch immer in verschiedenen Höhen.

Am 27. Januar flogen sie schon vor sieben Uhr morgens die R717 östlich von Amanzi entlang. Etwa sechzig Kilometer von Amanzi entfernt, knapp außerhalb des vollkommen leblosen und verlassenen Dorfes Philippolis, sah Peace die Motorräder: vier Stück, aber etwas zu weit entfernt, um ganz sichergehen zu können. Er zeigte sie Hennie Flaai, und beide konzentrierten sich auf die kleinen Punkte, die nach Philippolis hineinfuhren. Sie verfolgten die Motorräder zwanzig, dreißig Sekunden lang mit den Blicken, dann verschwanden sie unter großen Bäumen entlang der Hauptstraße.

Hennie behielt einen kühlen Kopf. Er wich nicht von seiner Route ab, flog weder niedriger noch höher, weder schneller noch langsamer. Er wollte nicht, dass die Motorradfahrer ahnten, dass sie gesichtet worden waren, aber er machte über Funk sofort Meldung an Minister Xaba in Amanzi. Sarge X informierte Domingo, und elf Minuten, nachdem Peace' scharfe Augen die Motorradfahrer erspäht hatten, brach der SpOT-Befehlshaber zusammen mit Team Alpha im Volvo nach Philippolis auf.

Vierzig Minuten später fand Alpha nur die Spuren des Vorder-

und Hinterrades einer der Geländemaschinen in einem Streifen Sand, der über die Hauptstraße des Dorfes gespült worden war.

Dies war der erste Beweis für Bandenaktivität innerhalb von knapp einem Jahr.

Am nächsten Tag fuhren der Volvo und der ERF mit Team Alpha und Team Bravo nach Philippolis und Jagersfontein, Bethulie und Springfontein, Trompsburg und Reddersburg.

Sie fanden nichts.

Am 30. Januar bat Domingo Hennie und Peace, auch nachts auf Patrouille zu fliegen, denn er hatte seine Vermutungen.

82

Februar: I

In der Nacht des 2. Februar um 0:23 Uhr entdeckten Hennie und Peace zwischen Koffiefontein und Fauresmith merkwürdige Lichter, einzelne Scheinwerfer. Es sah nach sechs oder sieben Motorrädern aus, die mit hoher Geschwindigkeit dahinjagten, aber laut der Berechnung der Piloten mitten durch die Landschaft, dort, wo gar keine Straße verlief.

Sie flogen auf die Lichter zu. Diese wurden sofort ausgeschaltet.

Team Alpha brach am Morgen des 3. Februar schon in aller Herrgottsfrühe zur Erkundung auf. Die Motorräder waren nicht auf einer Straße, sondern entlang der alten Bahngleise in der Nähe des Bahnhofs Bellum unterwegs gewesen.

Deutliche Reifenspuren. Von bis zu zehn Fahrzeugen.

Sie folgten den Spuren bis zu der Stelle, wo sie in der Nähe von Koffiefontein auf der Asphaltstraße verschwanden. Domingo ließ Hennie und Peace in der Cessna kommen und rief Team Bravo zur Verstärkung, und gemeinsam durchkämmten sie an jenem Tag und die ganze Nacht lang das gesamte Gebiet von Ritchie bis Jagersfontein.

Sie fanden nichts.

Aber jetzt war es klar: In diesem erstickend heißen Sommer

braute sich etwas zusammen.

Die vier Mannschaften des Sonderkommandos bestanden inzwischen aus jeweils vierzehn Mitgliedern – zwei Ausbildern im Rang eines Sergeanten und zwölf Soldaten. Die beiden Sergeanten, die Team Charlie ausbildeten, waren Aram und Taljaard. Vor ihrer Beförderung waren sie mit mir zusammen einfache Soldaten im Team Bravo gewesen. Ich war der einzige Soldat bei Charlie, der bereits Erfahrungen gesammelt hatte, die anderen waren alle neue Rekruten.

Als wir die Nachricht von den Motorradspuren erhielten und wir sahen, wie Alpha und Bravo aus der Basis ausrückten, blickten Aram und Taljaard erst sich und dann mich an. Wir sehnten uns alle drei danach, jetzt bei unseren alten Kameraden zu sein. Doch wir waren mit Manövern beschäftigt, weil wir Charlie einsatzbereit machen mussten. Und ich verbüßte noch immer eine Strafe für eine Übertretung, die mir bislang schleierhaft blieb.

Am 3. Februar, genau ein Jahr und zwei Tage nach unserem letzten Gefecht – mit den Marauders – fingen die Fernmelder von Sarge X zum ersten Mal Stimmen auf dem Vierzigmeterband auf.

»Clan Victor, Clan Victor, hier ist Number One, bitte kommen.« Wie lange Number One bereits auf dieser Frequenz funkte, konnten unsere Fernmelder nicht sagen. Sie hörten die Stimme um 10:03 Uhr und informierten umgehend Sarge X, Pa,

Birdie und Domingo. Der Ruf wurde vierzehn Minuten lang wiederholt: »Clan Victor, Clan Victor, hier ist Number One, bitte kommen.«

»Das ist er!«, sagte Domingo, der diese Stimme garantiert nie wieder vergessen würde. »Das ist Trunkenpolz!«

Endlich kam die Antwort: »Number One, hier ist Clan Victor, wiederhole, hier ist Clan Victor. QRI?«

»Empfang ist gut, Clan Victor. QRM?«

»Negativ, Number One, negativ. QRU?«

»Roger, Clan Victor, Roger. Ich habe eine Einladung für euch. Sierra Charlie in Maseru am 6. Februar, Clan Victor, wiederhole, Sierra Charlie in Maseru am 6. Februar. QRV.«

»Roger, Number One, bestätige, Sierra Charlie in Maseru am 6. Februar.«

»Number One, Ende.«

Es dauerte mehrere Stunden, bevor sie sich über die Bedeutung dieses Gesprächs einig wurden. Domingo, Birdie, der Ingenieur und Minister Xaba arbeiteten an der Übersetzung, die folgendermaßen lautete:

Viking-Bande, hier ist Number One, bitte kommen.

Number One, hier ist die Viking-Bande, wie ist der Empfang?

Empfang ist gut, Viking. Beeinträchtigung durch Störungen? Was Domingo folgendermaßen entschlüsselte: Gibt es bei euch irgendwelche feindlichen Angriffe, oder werdet ihr abgehört?

Nein, Number One. Habt ihr etwas für mich?

Ja, ich habe eine Einladung. Es gibt ein Treffen des Sales

Clubs am 6. Februar in Maseru. Seid ihr bereit dazu?

Ja, das sind wir.

Dann bestätigten sie das Datum und den Ort und verabschiedeten sich.

Nero Dlamini würde später von der großen Debatte über dieses Funkgespräch bei einer Sondersitzung des neuen, größeren Kabinetts erzählen, das nach dem Grundgesetz das ehemalige Komitee ersetzt hatte. Sie baten Domingo dazu, um auch seine Meinung zu hören. Pa, als Präsident von Amanzi, war Vorsitzender der Versammlung.

Die große Frage, über die sie diskutierten, lautete: Sollte Amanzi das Special Ops Team nach Maseru zu dem Treffen entsenden, um Clarkson und Meyiwa alias Number One und die Vorsitzende gefangenzunehmen oder zu töten?

Überraschenderweise befürwortete Pastor Nkosi Sebego diesmal einen Einsatz. »Es ist jetzt ein Jahr her. Sie fühlen sich sicher. Wir können es uns nicht leisten, sie entwischen zu lassen. Lasst uns die Soldaten losschicken. Lasst uns ihnen den Krieg erklären.«

Ravi Pillay unterstützte ihn etwas gemäßigter. »Ich würde das auch sagen. Ich wüsste nicht, was dagegen spricht. Ich bin dafür, dass wir das SpOT schicken.«

Beryl und Birdie wandten besorgt ein, dass innerhalb einer Woche zweimal Zeichen für Bandenaktivitäten im Umkreis von hundert Kilometern um Amanzi festgestellt worden waren und wir dann dieses Funkgespräch aufgefangen hatten. Ganz

plötzlich, aus heiterem Himmel, nach einem Jahr der Stille. Und es war nicht etwa ein soziales Funkgespräch gewesen, sondern eines, was neben den vielen Q-Codes sehr eindeutig das Datum und den Ort einer Verkaufstagung übermittelte. »Das ist mir ein bisschen zu einfach«, gab Birdie zu bedenken. »Das kann kein Zufall sein.«

»Also bitte. Jetzt wittert doch nicht überall eine Verschwörung. Ich glaube einfach nicht, dass diese Terroristen so schlau sind«, erwiderte der Pastor und dann debattierten sie hin und her, bis Pa schließlich das Kabinett zur Ordnung rief und Domingo – der bis dahin emotionslos zugehört hatte – nach seiner Meinung fragte.

»Ich glaube, sie haben im August einen Schreck gekriegt, als sie Uncle Matthew totgeschlagen haben. Damals haben sie bestimmt gedacht: Lasst uns sechs Monate warten, bis sich die Aufregung gelegt hat, die Idioten sollen keinen Verdacht schöpfen. Und jetzt hat sich die Aufregung gelegt. Ich glaube, dass sie jetzt angreifen werden. Wir haben unsere Ernte eingefahren, wir haben fast alle Nahrungsmittel verarbeitet, und es ist sehr trocken für die Jahreszeit, die da draußen werden Hunger leiden. Ich halte dieses Funkgespräch für eine Falle. Sie wollen, dass wir Soldaten nach Maseru schicken. Sie wollen unser Sonderkommando hier weglocken, damit sie Amanzi angreifen können.«

»Oh, bitte!«, entgegnete Pastor Nkosi. »Es scheint, als wäre ich der Einzige hier, der kein Feigling ist. Gebt mir ein SpOT-Team. Ich werde es anführen.«

Domingo stand auf, bevor Pa reagieren konnte. Nero Dlamini befürchtete, er würde den Pastor ohrfeigen. Doch er sagte nur: »Mister President, ich habe meine Meinung dazu geäußert. Das Kabinett muss jetzt entscheiden.« Und dann ging er.

Sie stimmten ab und beschlossen, dass das Sonderkommando vorerst bleiben sollte. Wenn es keine Falle von Number One war, würden weitere Funkbotschaften und Sales-Club-Veranstaltungen folgen.

In den darauffolgenden vier Tagen war es unheilverkündend ruhig. Es gab keine weiteren Funkgespräche auf dem Vierzigmeterband, und unsere Kundschafter entdeckten keine verdächtigen Aktivitäten mehr.

Am 8. Februar brach die Hölle los.

Um 4:41 Uhr riss Domingo das gesamte Sonderkommando aus dem Schlaf. Es war noch stockfinstere Nacht. Er ließ uns auf dem Exerzierplatz antreten und verkündete, um kurz nach Mitternacht habe es einen Angriff auf unsere Niederlassung bei Hopetown gegeben. Von den sechsundsechzig Menschen, die dort wohnten und arbeiteten, seien dreiundsechzig getötet worden. Drei Kinder von zwölf Jahren und jünger hätten überlebt. Als die ersten Schüsse fielen, hatte ein Erwachsener ihnen gesagt, sie sollten sich auf dem alten Friedhof jenseits der Hauptstraße verstecken. Dort hätten sie ängstlich und zitternd gesessen und den Schüssen, den Explosionen, den Schreien, dem Brüllen von Motoren und dem Knattern der Feuer gelauscht, die die Häuser verwüstet

hätten. Sie hätten die Flammen gesehen. Als sie dachten, alles sei vorbei, seien sie näher herangeschlichen und hätten gesehen, wie die Angreifer abzogen. Auf Motorrädern, begleitet von einem Bakkie. Hinten auf dem Bakkie habe ein großes Maschinengewehr gestanden.

Das älteste Mädchen habe gewusst, wie man das Funkgerät bedient und sich in Amanzi gemeldet, als die Kinder sicher waren, dass alle Angreifer weg waren.

»Die Mädchen sagen, die Angreifer seien aus dem Norden gekommen und auch in diese Richtung wieder abgezogen. Hennie Flaai ist schon in der Luft und sucht die Gegend ab. Alpha und Bravo, wir rücken sofort aus. Charlie und Delta, ihr bleibt hier in Bereitschaft. In meiner Abwesenheit stehen eure Unteroffiziere unter dem Befehl von Sarge X. Er wird unseren Notfallverteidigungsplan in Kraft setzen, und ich erwarte, dass ihr euer Bestes gebt.«

Der große Angriff auf Amanzi erfolgte in den dunkelsten Stunden des 9. Februar.

Unsere besten Einheiten, Alpha und Bravo, waren in der Nähe von Kimberley, begleitet von unserem besten Strategen: Domingo. Sie jagten Banden, die sich wie Schatten in der weiten, wilden Natur aufgelöst zu haben schienen. Hennie Flaai und Peace Pedi unterstützten sie aus der Luft.

Amanzis großer Notverteidigungsplan war in Kraft getreten. Das bedeutete, dass Sarge X unsere Verteidigungstruppe – die

sogenannte Opa-Armee – in Alarmbereitschaft versetzt hatte, unterstützt von den Reservisten, etwa hundert Einwohnern, die zwar nicht offiziell Teil der Opa-Armee waren, aber rudimentär im Wachestehen und Schießen ausgebildet waren. Sie hatten sich humorvoll und selbstironisch Oma-Armee getauft. Sie waren bisher noch nie im Einsatz gewesen, da es noch keinen echten Notstand gegeben hatte. Bis jetzt.

In der Nacht des 9. Februar standen über zweihundert Leute in und um Amanzi bereit, um den Ort und seine Bewohner zu verteidigen. Zwanzig schwer bewaffnete Wachtposten hatten sich an den Toren von Petrusville und der Havenga-Brücke positioniert. Dreißig bemannten das befestigte Haupttor. Zehn Leute patrouillierten zu Pferd am nördlichen Ufer des Stausees entlang. Die Übrigen, eine Truppe von fünfzig Mann aus den besten »mittelalten« Soldaten von Sarge X sowie zusätzlich fünfzig Reservisten waren in Laufgräben und Verstecken hinten im Schutzgebiet verteilt, bei Sektor 3, der Achillesverse unserer natürlichen Bergfestung – der kleinen Schlucht, die sich vom Stausee aus bis hinauf zum Bergplateau zog.

Es gab den Plan, eines Tages auch Sektor 3 mit einer Mauer und einem Tor abzusichern. Doch es würden eine lange Mauer und ein starkes Tor sein müssen, und der Umfang eines solchen Projekts würde wesentlich mehr Ressourcen erfordern, als Amanzi bisher zur Verfügung gehabt hatte, denn das Terrain war weitläufig und rau. Deswegen hatte sich die Verteidigungstruppe von hundert Personen jetzt in einem Netzwerk von Gräben und

hinter Steinwällen verschanzt. Das waren die Linien von Sektor 3.

Wir, die beiden Sergeanten von Team Charlie und ich, hatten schon über ein Jahr intensive militärische Erfahrung hinter uns. Wir hatten ein KTM-Gefecht überlebt und die Funkbasis der Marauders eingenommen. Meine Kameraden, die neuen Mitglieder von Team Charlie, hatten immerhin vier Monate lang Domingos erbarmungslose Ausbildung genossen. Doch trotz unserer guten Ausbildung war Charlie dazu ausersehen, gemeinsam mit den schwächsten Reservisten, dem Rest der Oma-Armee, in der Disastraat Stellung zu beziehen. Wir waren die letzte Verteidigungslinie, die Amanzis Nahrungsmittellager, die Einmachfabrik, die Mühle, die Bäckerei und die Polizeistation schützen sollte – das Herz unserer Gemeinschaft. Wir waren immer jeweils zu zweit in strategischen Positionen zwischen den Gebäuden verteilt, abwechselnd mit den Reservisten.

Es war schwer, diese Verteilung nicht als Schlag ins Gesicht für Charlie zu betrachten. Aber wir wussten, dass es so nicht gemeint war. Ursprünglich war im Notverteidigungsplan vorgesehen, dass Team Alpha das Haupttor und Team Bravo Sektor 3 drei bemannte. Aber unsere Kameraden waren jetzt zusammen mit Domingo irgendwo in der Nähe von Kimberley.

Sofia Bergman gehörte zu Team Delta. Ich dachte an sie, als ich auf meinem Posten lag und wartete. Ich dachte an sie und fragte mich, ob sie jemals an mich dachte.

Der Auftrag für Team Delta war ein wenig aufregender. Sie

lagen oben, in der Mitte des Schutzgebietes, zur Unterstützung für die hundert tapferen Verteidiger unserer Achillesferse. Sie warteten bei den ehemaligen Wildhütergebäuden auf halbem Wege zwischen Sektor 3 und dem Tor, das unsere Ortschaft und das Schutzgebiet trennte.

Der Angriff auf Amanzi fand genau dort statt, wo Domingo es vermutet hatte. Hinten in der Schlucht.

Die Angreifertruppe war größer, als bei den Vorbereitungen berücksichtigt. Über zweihundert Fahrzeuge und etwa dreihundert mordlustige Soldaten. Sie kamen zwei Stunden vor Tagesanbruch.

83

Februar: II

Der Feind. Ich weiß noch, dass wir damals unsere Widersacher mit einem gewissen Maß an Frustration so bezeichneten. Denn ein Feind ohne Namen ist ein weniger verhasster und gefürchteter Feind. Früher mit den KTM war es leichter gewesen.

Die amorphen, bunt zusammengewürfelten Terroristen, die gewissenlose Sklavenhändlertruppe, die marodierenden Biker- und Bakkie-Truckbanden sowie der mysteriöse Sales Club und andere Verbrecher und kriegslüsterne Splittergruppen wurden im Volksmund Amanzis zu einem gesichtslosen Feind. Sie hatten sich vor unserer Cessna und unseren Patrouillen in den Bergen und den Spalten der Schluchten nahe der äußersten, flussaufwärts gelegenen Spitze des Stausees versteckt, fünfzig Kilometer von unserem Ort entfernt. Es musste sie viele Nächte des vorsichtigen Heranschleichens gekostet haben, um die große Truppe ungesehen dort zusammenzuziehen.

Durch den Amateurstatus unserer Verteidigungsmacht, die Weite unseres Hinterlandes und der Karoo war es ihnen gelungen, selbst unseren besten Kundschaftern zu entgehen. Sie mussten nach Sonnenuntergang am Abend zuvor die vielen Fahrzeuge und Kämpfer mobilisiert haben, um still und klammheimlich bis zu ihrem letzten Sammelpunkt zu fahren, der

Stelle, an der sie noch unsichtbar und unhörbar für uns waren. Dieser Punkt lag etwa vier Kilometer von Sektor 3, unserer Achillesfersenschlucht, entfernt.

Von dort aus griffen sie an, um 3:25 Uhr, knapp zwei Stunden vor Sonnenaufgang, in einer tollen Jagd, einem Wettrennen gegen die Zeit, um auf die kleinstmögliche Verteidigungsmacht zu treffen und ihre strategischen Vorteile am besten auszunutzen: das Überraschungsmoment, ihre zahlenmäßige Überlegenheit, ihre gepanzerten Bakkies – vier mit großen Zwanzig-Millimeter-Geschützen – und die nächtliche Dunkelheit.

Sie hatten allerdings auch vier Probleme. Erstens: das Gebiet, das wir inzwischen als Sektor 3 bezeichneten – die Schlucht selbst. Der schmale Weg, der von unten auf der Ebene bis hinauf ins Schutzgebiet führte, war nicht mehr als eine Wagenspur am steilen Hang – Berg auf der einen Seite, Tal auf der anderen, mit scharfen Reliefs. Höchstens zwei Motorräder konnten nebeneinander fahren; Allradfahrzeuge mussten hintereinander bleiben. Ihr Angriffskonvoi bildete daher einen langgezogenen Wurm.

Zweitens: die Länge der Wagenspur von unten nach oben – zwei Kilometer, auf denen sie vollkommen ungeschützt waren. Es gab keine Deckung für die lange Schlange der Fahrzeuge.

Drittens: Wenn sie es an den Linien und Laufgräben der Opa-Armee im Sektor 3 schafften, mussten sie ein Geröllfeld überqueren. Oben auf dem Plateau des Berges, wo das

Schutzgebiet lag, erstreckte sich eine große Fläche, die mit äußerst hinderlichen runden Steinen übersät war. Nicht etwa kleinen Kieseln; im Schnitt waren sie tennisballgroß, manche aber auch dick wie Fußbälle. Es waren Tausende von ihnen. Zu Fuß kam man nur schwer voran, und Pferde hassten das Gebiet. Man konnte es zwar theoretisch mit einem Allradfahrzeug durchqueren, aber Mensch und Maschine würden heftig durchgeschüttelt und die Fahrzeuge womöglich zerstört werden. Besonders im Dunkeln, wenn man es nicht wagen konnte, die Scheinwerfer einzuschalten, würde es schwere Schäden geben. Mit einem Motorrad konnte man sich nur mit unter zwanzig Stundenkilometern und größter Vorsicht hindurchlavieren. Die einzige Alternative war, die ganze Zeit in Reih und Glied auf der Wagenspur zu bleiben, was einen wiederum zum leichten Ziel für den Gegner machte. Team Delta, die Truppe von Sofia Bergman, lag genau auf der anderen Seite des Geröllfeldes und wartete.

Viertens: das alte Haupttor des Schutzgebietes. Es war die einzige Möglichkeit, mit einem Fahrzeug vom Reservat aus nach Amanzi zu gelangen. Es war ein starkes Stahltor. Ein Motorrad konnte es nicht durchbrechen; ein Pick-up vielleicht. Aber dank des Geröllfeldes und der Gebäude am Tor würde immer nur ein Fahrzeug auf einmal durchkommen.

Wenn sie jedoch bis dorthin vordrangen, schwebte Amanzi in großer Gefahr.

Sofia Bergman

Es ist praktisch unmöglich, zu erzählen, wie es ist, an einer Schlacht teilzunehmen. Ich glaube, deswegen können viele Leute nicht darüber reden. Es ist ein Gefühl, als würde alles verzerrt. Die Zeit zum Beispiel – was einem wie Stunden vorkommt, sind nur Minuten. Was einem wie Minuten vorkommt, sind möglicherweise Stunden. Auch der Raum wird verzerrt; das Gefühl für nah und fern, oben und unten, links und rechts, alles fühlt sich an wie eines und zugleich wie tausend Stücke. Auch die eigenen Sinneswahrnehmungen, die Entscheidungsfähigkeit, die Erinnerung, alles wird verzerrt. Es ist die furchtbare Angst, die das bewirkt, die Angst vor dem Sterben. Und dazu das Adrenalin, der Überlebenswille und die wahnsinnige Wut, die einen erfüllt, die Wut auf den Feind – wie kann er dich töten wollen? Man nennt diese Wut »den roten Schleier des Krieges«.

Niemand kann ernsthaft objektiv bleiben, wenn man von einer Schlacht erzählt. Die Erinnerung ist lückenhaft und beruht teilweise auf Einbildung.

Um 3:30 Uhr morgens schlief ich tief und fest. Die dringenden Aufrufe durch unser Walkie-Talkie weckten mich. Ängstliche Stimmen, die riefen, es gebe Aktivität in Sektor 3, Motorenlärm, viele Motoren, Fahrzeuge, die sich schnell näherten, es höre sich an, als kämen sie von der Ebene am Stausee herauf. Die Opa-Armee in den Laufgräben der Schlucht wollte wissen, ob die Wachen am Haupttor und in Petrusville den Lärm auch hörten.

Nein, niemand sonst hörte etwas.

Minister Xabas Stimme tönte krächzend über Funk, als sei er

gerade geweckt worden, aber er übernahm unverzüglich das Kommando. Er bat jeden der vier Kundschafter in Sektor 3, den Lärm einzeln zu bestätigen.

Sie taten es einer nach dem anderen.

»Wir sehen Funken oder etwas Ähnliches«, sagte einer von ihnen. »Wie ein Lichtschein. Könnten glühende Auspuffrohre sein.«

»Es ist laut«, fügte ein anderer hinzu. »Das müssen viele Fahrzeuge sein!« Aus allen Stimmen sprachen Anspannung und Furcht.

Sarge X fragte erneut bei den anderen Posten nach. »Gibt es irgendwelche Aktivität?« Wieder bestätigten Petrusville, die Sperre an der Havenga-Brücke und das Haupttor: Nein, bei ihnen sei die Nacht totenstill.

»Sie kommen durch Sektor 3«, stellte Sarge X fest. »Bereit zum Angriff! Wenn ihr ein Ziel seht, feuert!«

Wir warteten.

Über Funk hörten wir: »Sie kommen näher. Es wird immer lauter. Wir glauben … Es müssen Hunderte sein …«

Dann eine Stimme, schrill vor Angst: »Schickt Verstärkung! Schickt …« Dann Schüsse.

Sarge X blieb ganz ruhig und besonnen, was ihm auf ewig hoch angerechnet werden muss. Er erteilte den Fernmeldern den Befehl, Domingo anzufunken: *Großangriff. Brauchen Alpha und Bravo, kehrt schnellstmöglich nach Amanzi zurück.*

Domingo und seine Leute waren über zwei Stunden entfernt.

Zu weit, um etwas ausrichten zu können. Es würde ganz schnell gehen.

Minister Xaba nahm sein Funkgerät, stieg in sein Polizeibakkie, fuhr zum Tor des Schutzgebietes und dann an die Front.

Der Feind war raffiniert. Er schickte vier mit Stahlplatten verstärkte Pick-ups als Erste die Schlucht hinauf. Auf der Ladefläche jedes einzelnen war ein Zwanzig-Millimeter-Geschütz montiert, das von zwei Besatzungsmitgliedern geladen und abgefeuert wurde. Nach diesen Pick-ups kamen die ersten Pulks von Motorrädern.

Die Opa-Armee war nicht dazu ausgerüstet, diese gepanzerten Bakkies aufzuhalten. Sie hatten nur R4-Gewehre.

Die Pick-ups jagten durch. Funken sprühten, wo sie von Kugeln getroffen wurden. Unsere Verteidiger schrien ins Funkgerät, um Team Delta und Amanzi zu warnen. Ich hörte es und sprang auf, ich wollte etwas tun, wollte Team Delta helfen, denn hier waren wir nutzlos, hier würden wir keine Übermacht aufhalten können, wir mussten sie vor dem Tor stoppen!

Die Stimme von Sarge X blieb ruhig. »Feuert weiter. Bleibt auf Position.«

Unsere Verteidiger gaben inmitten des Chaos durch, dass sie einige der Motorradfahrer getroffen hatten. Ich erinnere mich an die hohen, ekstatischen Schreie eines von ihnen, wieder und wieder: »Ich habe ihn, ich habe ihn!«

Doch der größte Teil der ersten fünfzig Fahrzeuge kam durch. Sie hatten gar nicht vor, unsere Linien in Sektor 3 anzugreifen. Sie wollten eine Bresche schlagen und dann direkt weiter in den Ort fahren. Sie rasten nur durch, schossen wild um sich, an unseren Linien vorbei, über das Plateau auf dem Berg, in die Richtung von Team Delta, das nun aufmerksam und gefechtsbereit hinter Steinwällen lag und abwartete.

Doch dann wurde der Feind erstmals aufgehalten. Die Opa-Armee hatte Glück. Sie erwischte zwei Motorradfahrer fast gleichzeitig, nur hundert Meter vom oberen Rand der Schlucht entfernt. Beide stürzten auf dem schmalen Weg. Die nächsten zwei Biker waren ihnen zu dicht gefolgt, stießen gegen die Gefallenen und stürzten ebenfalls. Die Nächsten beiden konnten gerade noch rechtzeitig abbremsen, aber unsere Verteidiger erschossen sie. Das folgende Fahrzeug war ein Bakkie. Er fuhr über ein gefallenes Motorrad, wich dem nächsten Wrack aus und knallte frontal gegen die Felsen links vom Weg. Sofort entstand ein Pfropfen in dem schmalen Flaschenhals. Die nachfolgenden Motorräder und Bakkies des Feindes stauten sich dahinter. Sie konnten weder vor noch zurück. Und sie waren jetzt vollkommen ungeschützt. Unsere Verteidigungsarmee schrie, jubelte und schoss. Sie sorgten dafür, dass niemand den Pfropfen beseitigen konnte. Aber sie schossen zu eifrig, denn schließlich waren sie die Opa-Armee. Ihre Munition würde nicht reichen.

Die ersten fünfzig kamen über die Ebene auf Team Delta zu.

Über das Geröllfeld.

Wir hörten die Stimmen der beiden Sergeanten von Team Delta über Funk. Sie hatten früher zu Alpha gehört, sie waren gute Unteroffiziere, erfahren und ruhig. »Wir sehen sie. Noch fünfhundert Meter. Vierhundert. Dreihundert …«

Die Sergeanten von Team Delta gaben den Befehl zu feuern.

Dann schien der Feind plötzlich durchzudrehen, vielleicht wegen des unerwarteten und treffsicheren Beschusses durch Team Delta oder einfach aus Waghalsigkeit, bedingt durch das Adrenalin. Der Untergrund des Geröllfeldes war eben, und im Dunkeln sah er leicht befahrbar aus. Es schien möglich, die Wagenspur zu verlassen und an den Kameraden vorbeizurasen. Die Geschwindigkeit der Ankömmlinge war beängstigend hoch, sie wollten möglichst schnell die Ortschaft erreichen, bevor wir organisiert reagieren konnten. Ein Bakkie mit einem Geschütz hinten und ein übereifriger Fahrer verließen den Weg, um den Bakkie vor ihnen zu überholen. Die Geschwindigkeit, die Steine, die Dunkelheit und wahrscheinlich auch das mangelnde Können des Fahrers führten dazu, dass er die Beherrschung über das Fahrzeug verlor und sich nur zweihundert Meter von Delta entfernt überschlug, erst über die Querachse, dann über die Längsachse. Funken sprühten in der Nacht, und der Bakkie fiel quer über den Weg. Der nächste Bakkie prallte mit ohrenbetäubendem Knall dagegen. Das führende Fahrzeug ging in Flammen auf. Es beleuchtete das Feld und den Feind und blockierte den Weg. Der Angriffskonvoi kam völlig zum

Stillstand. Einige Motorradfahrer umgingen den Unfall durch das Geröllfeld, mühsam, schaukelnd, langsam. Team Delta erschoss sie.

Die übrigen Feinde suchten rasch Schutz hinter den Bakkies. Einige der Nachfolgenden verließen den Weg und versuchten, das Geröllfeld zu überwinden, im Schneckentempo und durch das Feuer hell erleuchtet. Team Delta konzentrierte sein Sperrfeuer auf die Fahrerkabinen, traf die Fahrer, die Beifahrer und die Geschützkanoniere. Die Bakkies blieben stecken, und hinter ihnen stauten sich die übrigen Fahrzeuge auf. Die feindlichen Soldaten sprangen heraus und suchten Schutz hinter Steinen und Büschen. Dann erwiderten sie das Feuer.

Die Verteidiger konnten schießen, soviel sie wollten, denn gleich hinter ihnen befand sich eines von Domingos Waffenlagern. Sie hatten Munition genug. Plötzlich war es ein Grabenkampf geworden.

Plötzlich war es eine Pattsituation.

84

Februar: III

Wir lagen in der Disastraat und lauschten dem Funkverkehr. Wir waren hilflos. Wir hörten Sektor 3, Minister Xaba und die Sergeanten von Team Delta. Und wir konnten ahnen, was dort oben geschah, und erfuhren auch von der Pattsituation an beiden Fronten: In der Schlucht hielten unsere Verteidiger den größten Teil der feindlichen Armee im Flaschenhals auf, aber ihre Munition war so gut wie aufgebraucht. Delta hinter dem Geröllfeld besaß zwar einen schier unerschöpflichen Vorrat an Munition, doch sie saßen fest.

Wir hatten den Angriff vorübergehend aufgehalten. Solange der Pfropfen in der Schlucht hielt. Solange die Opa-Armee und ihre Reservistenkameraden Patronen hatten, um zu schießen und den Feind aufzuhalten.

Die Minuten tickten, wir hörten die Stimmen über Funk und die Schüsse, und es war, als geschähe das alles in einer anderen Welt. Hinter dem Berg, weit weg von dem stillen, ruhigen Dorf, in dem wir lagen. Es war fast unmöglich, dabei gelassen zu bleiben und zu akzeptieren, dass diese Warterei der beste Einsatz für unsere Erfahrung und Talente sein sollte.

Dann kam die schlechte Nachricht aus Sektor 3: »Uns geht die Munition aus!«

Wenn wir nur helfen könnten! Wenn wir …

Ich dachte an meine Zeit als Viehhüter zurück und an den Weg, den Jacob Mahlangu und ich damals entdeckt hatten, als es so schlimm geschneit hatte und der normale Weg hinauf ins Schutzgebiet sich in ein unwegsames Schlammbad verwandelt hatte. Wir waren ihn ein paar Mal mit jenem vergessenen Quad hochgefahren; ein uralter Schafs- und Wildpfad, den die Tiere auf dem Weg zu den Wasserstellen ausgetreten hatten.

Vielleicht konnte ich … Es gab einen Weg, Munition zu Sektor 3 zu transportieren. Ich stand auf. Ich setzte mich wieder. Ich wagte es nicht, meinen Befehlen zuwiderzuhandeln.

Bis ich es nicht mehr aushielt. Ich sprang auf und rannte zu Aram, dem Charlie-Sergeanten, der mir am nächsten war.

»Was machst du da, Storm?« Er war verärgert, weil ich in dieser angespannten Situation meinen Posten verließ.

»Ich weiß, wie wir Munition in Sektor 3 transportieren können.«

»Wie denn?«

»Ich war Viehhüter dort oben. Über zwei Jahre lang. Es gibt einen Fußweg vom alten Township aus. Kann sein, dass er jetzt zugewachsen ist, und er ist schwierig und steil, aber es ist eine Abkürzung. Wenn wir die Pferde nehmen würden …«

Er sah mich an und dachte nach. »In der Dunkelheit?«

Ich nickte. »Ich bin den Weg oft geritten.«

Er zögerte einen Augenblick. Dann sprang er auf und sagte: »Komm mit.« Wir rannten zu Taljaard, dem anderen Sergeanten.

Taljaard funkte den Minister an und bat um die Erlaubnis, Sektor 3 mit Munition zu versorgen. Mehr nicht, denn wir vermuteten, dass der Feind unseren Funkverkehr abhörte. Daher verriet er nicht, wer das tun sollte oder wie wir es anstellen würden. Sarge X schwieg für über eine Minute. »Könnt ihr das schaffen?«

Taljaard sah mich an. Ich nickte, optimistischer, als ich mich fühlte.

»Roger. Wir schaffen das.«

Da kam die Antwort: »Dann los!«, und ich ging mit der Hälfte von Team Charlie zu den Pferdeställen, während die andere Hälfte begann, Munition aus der Polizeiwache zu holen und auf dem Bürgersteig zusammenzupacken.

Wir sattelten dreißig Pferde – vierzehn für die Reiter und sechzehn für die Munition – und jagten zur Polizeistation, während wir den Funk abhörten. Die Gefechte dauerten an, Sektor 3 schoss nur noch mit einzelnen Schüssen; ihre Munition war jetzt praktisch aufgebraucht.

Wir luden die Kisten auf die Pferde. Ich führte die Gruppe an, und wir ritten so schnell wir konnten. Es waren knapp fünf Kilometer; erst zum alten Township, das inzwischen vollständig von Amanziern bevölkert war, dann den gewundenen Weg hinauf, den die Tiere im Laufe der Jahre ausgetreten hatten. Es war ein schwieriges Gelände und ein sehr steiler Abhang. Die Pferde waren schwer beladen. Es war dunkel. Wir kamen nur langsam voran. Wir hörten über Funk die angstvollen Stimmen unserer Verteidigungsarmee. Sie sagten, der Feind hätte einen

Ausfall zu Fuß gewagt, als er bemerkt habe, dass das Gegenfeuer nachließ. Sie riefen: »Da kommen sie, da kommen sie, helft uns!« Wir hörten die Schüsse. Wir hörten die Angstschreie in den letzten Momenten vor dem Tod.

Wir bogen um die letzte Kurve des Berges. Wir rochen Kordit, brennendes Gummi und Benzin, die Schüsse knatterten, wir ritten im gestreckten Galopp, und Aram rief über Funk: »Team Charlie zu Pferd von Westen, nicht schießen!« Aber es war niemand übrig, nur der Feind. Wir sprangen von den Pferden und suchten Schutz am Berg. Ich hatte meine R4 DM dabei und überblickte die Szene durch mein Teleskop – rechts mündete der Weg aus der Schlucht. Noch vier Motorräder blockierten den Durchgang, und zehn oder zwölf Männer arbeiteten hart daran, die Wracks beiseitezuräumen, da niemand mehr auf sie schoss. Dahinter erstreckte sich, soweit ich im Dunkeln ausmachen konnte, die lange Reihe der feindlichen Fahrzeuge und der Menschen, die uns töten wollten.

Ich schwenkte das Teleskop nach links. Ich sah die Linien und Laufgräben unseres Sektors 3. Die Soldaten des Feindes rannten dort mit Taschenlampen, Pistolen und Gewehren umher und schossen auf die Leute unserer Opa-Armee, um sicherzugehen, dass sie tot waren.

Der Schluchtweg war das Wichtigste. Wir mussten dafür sorgen, dass er blockiert blieb. Dort begann ich. Ich atmete tief ein, zielte und schoss. Ich erschoss einen nach dem anderen. Sie hatten nicht damit gerechnet, sie dachten, sie hätten unsere

Verteidigung komplett ausgelöscht. Ich schoss ruhig, ganz beherrscht. Ich vergeudete nicht eine einzige Patrone. Ich erwischte sieben; der achte flüchtete hinter den nächsten Bakkie und versteckte sich dort.

Sie erwiderten das Feuer, erst zögerlich, dann entschlossener, von links und von rechts. Ein Kugelhagel ging auf uns nieder, pfiff und schlug zwischen uns ein.

Aram, Taljaard und ich waren erfahren. Wir waren von Domingo ausgebildet worden. Wir sorgten dafür, dass Team Charlie ruhig blieb. Aram verteilte uns; ließ eine Hälfte nach links und die andere Hälfte nach rechts feuern. Zu mir sagte er: »Such dir selbst deine Ziele.«

Ich schoss auf die Linien und dann wieder auf die Schlucht. Bis die Linien sauber und still waren, und das Feuer des Feindes vom Schluchtweg aus ebenfalls immer spärlicher wurde.

Wir jubelten nicht, nachdem wir dieses Minigefecht gewonnen hatten, denn gleich dort drüben, kaum zweihundert Meter entfernt, lagen hundert unserer Leute. Gefallen. Unsere Leute. Leute, die wir gut gekannt hatten, liebe, gute Leute, unsere Amateursoldaten, die heute Abend ihr Leben für Amanzi gegeben hatten.

Aram informierte Sarge X, dass wir den Feind vorübergehend aufgehalten hatten. Es sei allerdings nur eine Frage der Zeit, bis sie den Pfropfen der Fahrzeuge im Schluchtweg ganz beseitigt hätten und zu Fuß auf uns losmarschieren würden. Es seien bestimmt noch hundertfünfzig von ihnen übrig.

Sarge X schwieg wieder lange Zeit. Dann sagte er: »Ihr werdet eure Position halten müssen, Charlie. Delta sitzt augenblicklich fest. Aber die Kavallerie ist im Anmarsch.«

Das bedeutete Domingo, Alpha und Bravo. Nach meinen Berechnungen waren sie noch mindestens eine Stunde entfernt. Und was würden sie schon ausrichten können, neunundzwanzig Leute gegen diese Übermacht?

Sofia Bergman

Eine der vielen Erkenntnisse in jener Nacht des 9. Februar war, dass ich einen großen Fehler begangen hatte, als ich Spotterin wurde. Als ich Soldatin wurde. Es war, als sie Killian …

Ich will gar nicht darüber reden, ich will gar nicht mehr daran denken. Die bloße Tatsache, dass man dort zusammen mit seinen Kameraden liegt, Leuten, zu denen man eine Beziehung aufgebaut hat, eine SpOT-Beziehung durch gemeinsames Leid und vieles andere … Man hat diese Leute gern, und gegenüber sind andere Leute, die einen selbst und die eigenen Leute töten wollen. Die auf einen schießen. Die einem alles nehmen wollen, wofür man selbst und seine Leute so hart gearbeitet haben. Ich …

Sie haben Killian … Er wurde von einem Zwanzig-Millimeter-Geschütz getroffen.

Er lag genau neben mir.

Doch schon vorher war mir klargeworden, dass ich keine Soldatin bin. Nicht, weil ich Angst hatte – alle hatten Angst –, sondern weil ich wusste, dass das, was ich in jener Nacht gesehen und erlebt hatte, mich … dass mich

das verändern würde. Für immer. Auf eine Art und Weise, die ich nicht wollte.

Aber da war es natürlich schon längst zu spät.

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang kam die erste feindliche Angriffswelle. Sie näherten sich zu Fuß, aus östlicher Richtung, auf unsere linke Flanke zu. Wir hatten sie instinktiv da erwartet, denn unsere rechte Flanke hatte den Vorteil der höheren Position. Über den Schluchtweg konnten sie nicht kommen, denn ich erledigte jeden, der seinen Kopf hinter den Fahrzeugen hervorsteckte.

Im Dunkeln sahen wir den Angriff erst sehr spät. Aber Aram und Taljaard hatten uns befohlen, uns einzugraben, so gut wir konnten. Und sie sorgten für Disziplin. Wir gaben einzelne Schüsse ab, ganz beherrscht. Trotz ihrer großen Zahl – der erste Infanterieangriff erfolgte mit fast sechzig Mann – kamen sie uns nicht näher als bis auf siebzig Meter. Dann fielen sie zurück.

Wir verloren nur ein Mitglied von Team Charlie.

Dann war es wieder ruhig.

Wir wussten, dass Domingo unterwegs war. Wir wussten, dass der Tagesanbruch nahte.

Wir wussten aber nicht, ob wir bis dahin durchhalten würden.

85

Februar: IV

Es waren weder Alpha und Bravo unter Domingos Führung noch das Tageslicht, die den Ausgang der Schlacht entschieden. Es war die Luftwaffe von Amanzi.

Die zweite Welle der Infanterie, die uns auf dem Plateau in Sektor 3 angriff, war größer und besser geführt. Sie rückten mit der Deckung-Sturm-Taktik vor, die Gegenfeuer von unserer Seite erschwerte, so dass sie schneller vorwärts und immer näher kamen.

Unsere Verluste wurden größer. Sie erschossen in den ersten zehn Minuten des neuen Gefechts drei Mitglieder von Charlie, unter anderem unseren Sergeanten Aram, während er furchtlos zwischen uns hin und her rannte, uns Mut zusprach und beruhigte. Aram, der legendäre Namibier, dessen Rekorde der SpOT-Marathons über dreißig und sechzig Kilometer nie gebrochen wurden.

Doch am östlichen Horizont wurde es hell, und wir konnten besser sehen, so dass die Verluste des Feindes ebenfalls größer wurden. Sie kamen immer näher, ohne dass wir sie aufhalten konnten, mit jeder Welle gewannen sie wieder neu an Boden.

In dem Moment wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich an diesem Morgen sterben könnte. Genau wie Sergeant Aram. Ich

würde bis zur letzten Kugel kämpfen, aber wenn kein Wunder geschah, würde ich sterben.

Doch dann kam die Cessna. Von Norden, hinter uns, aus der Richtung von Amanzi. Kurz bevor die Sonne über dem Horizont erschien.

Später würde ich zu zählen versuchen, wie viele Male in meinem Leben ich freudig überrascht war, den Bauch von Hennies Flugzeug zu sehen, aber nichts übertraf meine Erleichterung an diesem Morgen. Hennie Flaai und Peace Pedi flogen so dicht über uns hinweg, dass ich mich instinktiv duckte. Das taten sie, wie sie später erklärten, damit dem Feind nicht genügend Reaktionszeit blieb, um auf das Flugzeug zu schießen.

Sie sausten über uns hinweg, und dann begannen die Explosionen die Schlucht hinunter, eine nach der anderen. Unsere Cessna war ein Bombenwerfer, und die Bomben Handgranaten, die Domingo aus dem Militärarsenal in De Aar hierhergeschafft hatte. Hennie und er hatten es geheimgehalten, das war ihre Strategie, und Hennie und Peace hatten den Abwurf insgeheim geübt. Nicht einmal das Kabinett wusste davon, weil Domingo immer noch fest davon überzeugt war, wir hätten einen Maulwurf oder sogar mehrere Maulwürfe in unserer Mitte.

Zwar war dieser Luftangriff nicht besonders akkurat, aber der Feind war im ersten Moment überrumpelt, was uns die Chance bot, unsere Deckung kurzfristig zu verlassen und die Infanterie mit konzentriertem Feuer zurückzutreiben.

Die Cessna flog eine scharfe Rechtskurve und verschwand

wieder hinter Amanzis Bergen in Richtung der Ortschaft.

Und dann kehrte sie zurück. Genauso tief. Die Granaten trafen zielsicherer; Hennie und Peace hatten die Lage gepeilt. Der Feind schoss wild auf die Maschine, und wir schossen auf ihn. Wir waren sehr treffsicher. Die Infanterie begann, sich zurückzuziehen.

Die Cessna drehte und kehrte zum dritten Mal zurück. Handgranaten explodierten, Steine und Schrapnelle flogen, Todesschreie gellten.

Und dann kam die Kavallerie. Buchstäblich.

Außer dem schmalen Weg, den der Feind benutzte, gab es keine andere Zugangsroute für Fahrzeuge im hinteren Teil des Schutzgebietes. Domingo, Team Alpha und Team Bravo mussten den Volvo und den ERF in Amanzi stehen lassen und die restlichen Pferde holen. Sie kannten Jacobs und meine Abkürzung nicht und nahmen die längere Strecke, hinten durch das Haupttor, um die meisten der Berge herum bis zum westlichen Flügel entlang der Schlucht, durch die der Feind versuchte einzudringen. Und von dort aus, aus der Höhe, begannen Domingo und seine Truppen zu schießen. Sie standen genau hinter der Welle der Infanterie, die uns angegriffen hatte, so dass wir, Alpha und Bravo sie in der Zange hatten. Die Infanterie des Feindes, die das große Flankenmanöver gestartet hatte, war jetzt in vollem Abzug. Sie zogen sich in den Schutz der Fahrzeuge zurück. Die Cessna warf noch einmal Bomben ab, und diesmal fielen einige der Granaten auf die Fahrzeuge, den langen

Wurm, der auf dem schmalen Weg feststeckte. Von dort kam das letzte, massive Sperrfeuer der Feinde. Zwanzig Minuten lang tobte die Schlacht; sie schossen mit allem, was sie hatten – einem übrig gebliebenen Bordgeschütz, Sturmgewehren, Jagdgewehren, Pistolen. Sie schossen wild, unaufhörlich und wütend, als wollten sie uns durch die bloße Übermacht überrollen und besiegen. Die Luft war erfüllt von Lärm, Gestank, Rauch und Blei. Wir lagen tief und hoben nur die Köpfe, wenn die Cessna uns überflog. Wir erlitten Verluste. Von den dreiundvierzig Mitgliedern von Alpha, Bravo und Charlie verloren wir neunzehn Kameraden, darunter drei unserer Sergeanten. Domingo wurde verwundet; er erlitt einen Schuss in den Brustkorb, genau unter seinem linken Arm, und einen in die linke Hüfte, der ihn zu Boden warf und um die eigene Achse drehte. Die Mitglieder von Alpha wollten aufspringen und ihm helfen, aber der Kugelhagel war zu dicht und tödlich. Doch dann, ohne Vorwarnung und auf überraschend breiter Front, ging den Feinden die Munition aus. Schon sechs oder sieben Minuten, nachdem ihre Schüsse spärlicher gefallen waren, trat Stille ein. Eine tödliche Stille.

Bis Motoren unten in der Schlucht aufheulten und der große Rückzug begann. Erst einigermaßen organisiert, indem die hinteren Fahrzeuge drehten und über die Ebene davonrasten, während die anderen geduldig warten mussten. Dann, je mehr wir von ihnen trafen, immer eiliger, überstürzter, riskanter.

Die Sonne löste sich vom östlichen Horizont. Sie beleuchtete eine Szenerie, die ich niemals vergessen werde. Rauchfahnen aus

brennenden Fahrzeugen stiegen hoch in den Himmel, flüchtende Motorräder und Pick-ups zogen Staubwolken hinter sich her, Korditdämpfe hingen in der Schlucht, bevor der Morgenwind sie wegwehte.

Und im Norden ballten sich Wolken zusammen. Die ersten Wolken dieses unerträglich heißen, trockenen Sommers.

Erst am späten Nachmittag ergab sich der letzte Feind auf dem Reservatplateau, die letzten Besatzungen der fünfzig Fahrzeuge, die von dem Geröllfeld und Team Delta aufgehalten worden waren.

Wir nahmen die einundzwanzig Überlebenden gefangen und trieben sie wie Vieh nach Amanzi hinunter. Wir und Team Delta. Ich sah Sofia Bergman. Sie sah aus wie wir alle. Todmüde. Die Erschöpfung war lähmend, schlimmer als alles, was ich je erlebt hatte. Ich wusste natürlich, dass das unter anderem am sinkenden Adrenalinspiegel lag, aber auch mein Körper meldete mir, dass er nicht mehr konnte. Wir waren schmutzig, unsere Augen tot. Wir hatten gesiegt, aber wir konnten uns nicht freuen, denn zu viele Menschen waren gestorben. Zu viele der anderen und zu viele von uns.

Und Domingo? Wir wussten nicht, wie es um Domingo stand. Er war mit einem Pferd zurücktransportiert worden; wir glaubten nicht, dass er es schaffen würde.

Ohne Domingo wären wir alle verloren.

Wir kehrten zurück in den Ort. Sofia sah mich einmal an. Mit

einem Ausdruck, den ich nicht zu deuten wusste.

Im selben Augenblick rumpelte der Donner über den Berg, und dicke Tropfen sprenkelten die Natur.

Sofia Bergman

Ich war so unglaublich erleichtert, dass Nico Storm noch lebte. Denn du weißt, es war meine Schuld, dass er nicht mehr bei Team Alpha oder Bravo war. Damit wäre es auch meine Schuld gewesen, wenn er gefallen wäre. Ich weiß, ich weiß, das ist verquere Logik, aber an jenem Nachmittag konnte keiner von uns klar denken. Jedenfalls, als ich ihn sah, wäre ich am liebsten zu ihm gerannt und ihm um den Hals gefallen und hätte ihm gesagt, wie unglaublich froh ich war, dass er lebte.

Wenn ich nicht so todmüde gewesen wäre, hätte ich es getan. Ich schwöre.

86

März: I

Nero Dlamini

Tja, bei der dritten Kabinettssitzung im März ließ Nkosi die Bombe platzen. Ja, eine richtige Bombe.

Normalerweise sprach er frei. An diesem Tag las er eine vorbereitete Rede vom Blatt ab.

Kabinettssitzung vom 24. März
Transkription von Willem Storm. Amanzi-Geschichtsprojekt

Pastor Nkosi Sebego, Innenminister: Mister President, ich danke Ihnen für diese Gelegenheit, eine besondere Ankündigung zu machen.

Mister President, liebe Kollegen und Freunde, ich muss zugeben, dass ich heute sowohl mit großer Freude als auch tiefer Traurigkeit im Herzen vor euch stehe.

Große Freude, weil der Herrgott es mir erspart hat, an der Schlacht gegen unseren Feind teilzunehmen und den großen Sieg über diese Teufelsbrut mitzuerleben. Freude auch deswegen, weil dies Gottes Wille war, weil dies seine Antwort auf unsere Gebete war. Dies war sein Zeichen, meinen

Mitbrüdern und- schwestern und mir zu zeigen, dass wir die Straße nehmen sollten, die er für uns eröffnet hat. Große Freude, weil jetzt die Welt sicher genug ist, dieser Straße zu folgen.

Große Freude auch, meine Freunde, weil wir Gläubigen, die Mitglieder der Gewaltiger-Held-Partei, heute den ersten Schritt zum Aufbau unserer Zukunft und zur Verwirklichung unserer Vision wagen, unseres Traums von einer Stadt und einer Gemeinschaft, die ausschließlich von Gott regiert wird. Freude, weil ich auserwählt wurde, mein Volk in dieses Gelobte Land zu führen und diese Vision, diese Berufung zu realisieren.

Doch dürfen wir auch nicht die tiefe Trauer vergessen, die Trauer um die tapferen Frauen und Männer, die ihr Leben für unseren Sieg gegeben haben. Trauer um die Angehörigen, die sie zurücklassen. Trauer um jene, die verwundet wurden und deren Leben nie wieder so sein wird wie zuvor. Trauer um jene, die starben, ohne die Liebe und Gnade Gottes kennengelernt zu haben.

Und nicht zuletzt Trauer wegen unseres Abschieds. Denn heute, Mister President, liebe Kollegen und Freunde, muss ich ankündigen, dass wir euch verlassen werden, dass wir Amanzi verlassen werden. Von morgen an werden wir unsere Übersiedlung an den Ort beginnen, den ihr als Gariep kennt, den großen Stausee hundert Kilometer östlich von hier. Aber wir werden ihn nicht mehr Gariep nennen; sondern von morgen an wird dieser Ort als New Jerusalem bekannt sein.

Natürlich wird unsere Übersiedlung nach New Jerusalem nicht in einem Tag, einer Woche, ja einem Monat vollzogen sein, aber unsere Reise beginnt definitiv morgen.

Ja, wir gehen, aber wir werden in Verbindung bleiben, meine Freunde.

Räumlich sind wir durch den großen Fluss verbunden und ansonsten, wie ich hoffe, durch unsere gemeinsame Arbeit und unser Leid, durch unsere gemeinsame Geschichte, unseren gemeinsamen Wunsch nach Frieden und Eintracht und unsere gemeinsame Hoffnung, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen, jeder auf seine Art.

Nun, wie ihr wisst, haben meine Anhänger und ich an eurer Seite gegen einen gemeinsamen Feind gekämpft. Wir haben in diesen letzten Jahren an eurer Seite geschuftet, um diese Gemeinschaft aufzubauen. Unser Blut, unser Schweiß und unsere Tränen sind gemeinsam geflossen, wir haben Seite an Seite gelebt und sind gestorben. Trotz unserer Differenzen, trotz unserer Auseinandersetzungen. Wir sind Partner, so möchte ich glauben, in allem, was wir erreicht haben. In diesem Sinne der Kooperation und des Koeigentums bitte ich euch heute, uns unseren Anteil zu gewähren. Nichts weiter als unseren Anteil. Mehr verlangen wir nicht. Unseren Anteil an den gelagerten Lebensmitteln, den Saatgutbanken, den Herden, den Waffen und der Munition, dem Treibstoff, der landwirtschaftlichen Ausrüstung und dem Know-how. Wir bitten euch um eure Unterstützung in den Monaten und Jahren, die uns bevorstehen, so wie ihr in den letzten Jahren unsere Unterstützung erhalten habt.

Im Austausch werdet ihr natürlich jederzeit auf unsere Loyalität, unsere Freundschaft und unsere Unterstützung zählen können, was immer die Zukunft bringen mag.

Ganz zum Schluss möchte ich Ihnen, Mister President, dir, lieber Willem, meine aus tiefstem Herzen empfundene Dankbarkeit für deine weise Führung und Beratung aussprechen. Ich danke dir für den Traum von einer besseren Welt und einer wunderbaren Gemeinschaft. Danke dafür, dass du

sie gegründet und geleitet hast. Ich danke auch euch, unseren Freunden und Kollegen im Kabinett, und jeder Person, die in Amanzi bleiben wird. Vielen Dank, dass ihr unsere Reise bis hierher geteilt und begleitet habt. Ich danke euch für eure Liebe und Großzügigkeit. Und am meisten danke ich euch für euer Verständnis, dass wir jetzt unser Recht wahrnehmen, uns mit Gott als Präsidenten selbst zu verwalten.

Nero Dlamini

Wir saßen da wie vom Donner gerührt. Ich meine, im Rückblick erkennt man natürlich all die kleinen Hinweise und Signale – ich nehme an, wir hätten es ahnen können. Aber irgendwie dachte ich immer, dass seine Verweise auf eine neue Morgendämmerung und die Nacht, die am dunkelsten vor dieser neuen Morgendämmerung sei, irgendwie, äh, du weißt schon, religiös gemeint wären.

Also, wie gesagt, es herrschte betretenes Schweigen. Was umso merkwürdiger war, weil seine Rede wie eine donnernde Predigt gewesen war, wahnsinnig dramatisch und pathetisch, und er mit dieser überschwänglichen Note geendet hatte, so dass man instinktiv das Gefühl hatte, dass nun Applaus, ein Amen oder ein Halleluja oder irgendetwas folgen sollte, aber wir saßen einfach nur da. Und er sah uns erwartungsvoll an …

Und dann sagte schließlich unser guter alter Sarge X, unser Minister für Sicherheit und Verteidigung: »Aber Pastor, Gariep, wie wollen Sie denn Gariep verteidigen?«

Und Nkosi antwortete: »Bitte, Sarge, es heißt jetzt New Jerusalem.« Als

sei dieser neuer Namen das Allerwichtigste für ihn und als könne schon er allein diesen Ort schützen. Aber ich glaube, es war nur ein Versuch, die Frage abzuschmettern.

Dann reagierten alle zugleich. Birdie sagte, das sei doch eine berechtigte Frage, und ich sagte, natürlich, wenn du dein Volk dorthin führen willst, musst du dir doch vorher überlegt haben, wie du es verteidigen willst. Das liegt in deiner Verantwortung, und Ravi, Beryl und Nandi Mahlangus Tochter Qedani und Frostie, also Abraham Frost, unser Ingenieur und Minister für Raumplanung, alle fielen ein und fragten ihn aus.

Da wurde Nkosi richtig sauer und entgegnete: »Gegen wen sollen wir es denn verteidigen? Wir haben doch den Krieg gewonnen, oder?«

Doch dann stand President Willem Storm auf.

Kabinettssitzung am 24. März

Präsident Willem Storm: Minister Innenminister, Pastor Sebego, vielen Dank für die freundlichen Bemerkungen über mich und Ihre liebenswürdigen Worte.

Wie Sie sicherlich dem betretenen Schweigen entnommen haben, hat uns Ihre Ankündigung unerwartet getroffen. Ich weiß, dass wir unsere Differenzen hatten, aber ich hätte nie gedacht, dass Sie diese als so unüberwindlich betrachten würden, dass Sie Amanzi verlassen wollen.

Ich bin mir nicht sicher, ob dies eine Rolle spielt, aber es ist mein Wunsch und meine Pflicht, zumindest zu versuchen, Sie dazu zu überreden, diesen Plan nicht voranzutreiben. Ich könnte jetzt all die offensichtlichen Vorteile unserer Stärke, unserer Einheit und einer einzigen Republik

aufzählen, vom ökonomischen und militärischen bis hin zum technologischen und sozialen Gesichtspunkt. Aber ich bin sicher, dass Sie sich all dessen bewusst sind und alle Folgen einer Sezession bedacht haben. Also erlauben Sie mir, Sie zu bitten, meinen Ausführungen zu folgen. Nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen:

Dieses Land war vor dem Fieber tief gespalten, und durch die Gräben, die uns trennten, lebten wir in ständigem Streit miteinander. Uns trennten unter anderem Stammes- und Clanzugehörigkeit, Hautfarbe und Rasse, Rechtsprechung und Religion, Sprache und Kultur und nicht zuletzt unsere unterschiedlichen ökonomischen Realitäten und unsere Ideologien. Und je mehr wir über diese Differenzen diskutierten und stritten, desto mehr waren wir auf sie fokussiert und desto mehr trennten sie uns.

Heute möchte ich Sie bitten, dieser Gemeinschaft, dieser Republik von Amanzi zu helfen, dies alles zu ändern. Natürlich sind wir nicht gleich. Natürlich gibt es viele Dinge, die uns trennen könnten, wenn wir es zuließen. Wenn wir uns nur darauf konzentrierten. Aber bitte sehen Sie sich all das an, was uns vereint. Wir alle glauben leidenschaftlich an Freiheit und Demokratie. Wir alle glauben an die menschliche Würde und die menschlichen Grundrechte. Wir alle wollen in Frieden und Wohlstand leben, auch im Hinblick auf zukünftige Generationen.

Der Mann, der dort drüben sitzt, unser ehrenwerter Gesundheitsminister Nero Dlamini, kam vor beinahe vier Jahren auf einem Fahrrad hier an. Er pflegt die Geschichte seiner Reise und die Gründe für sein Kommen mit viel Selbstironie, Witz und Charme zu erzählen, aber ich habe immer vermutet, dass mehr dahintersteckte. Als wir eines Tages einige Monate nach seiner Ankunft im Wohnzimmer des Waisenhauses saßen, fragte ich ihn: »Nero,

was war der wahre Grund für dein Kommen?«

Und dann erzählte er mir von John Bowlby, dem britischen Psychologen, einem faszinierenden Mann und großen Forscher. Doch in Grundzügen ging es um Folgendes: Bowlby arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg mit Kriegswaisen und erkannte schon bald, dass die Abwesenheit guter Väter und das Fehlen einer liebevollen Familienstruktur einen unglaublich negativen Einfluss auf die Menschen und damit auf die zukünftige Gesellschaft hatte. Nero erzählte mir, was er für das größte Problem in Südafrika vor dem Fieber hielt, nämlich, dass der Schaden, der dem Familienzusammenhalt in den benachteiligten Gemeinschaften zugefügt wurde, so groß war, dass die Gesellschaft sich einfach nicht davon erholen konnte. Und deswegen nahm Nero dieses Fahrrad und fuhr damit von Johannesburg nach Amanzi. Er wollte sichergehen, dass die Kinder dieser Gemeinschaft, die Kinder nach dem Fieber, nicht dasselbe Schicksal erlitten.

Pastor Nkosi, Mister Minister, das ist doch gewiss etwas, das uns vereint. Dieser Wunsch, diese Leidenschaft, eine einzige, liebende Familie für all unsere Kinder zu schaffen?

Bitte, Sir, überlegen Sie es sich noch einmal. Bitte, ich ersuche Sie heute darum. Gehen Sie nicht.

Nero Dlamini

Und weißt du, wie Nkosis Reaktion darauf lautete?

Er saß da, schüttelte nur den Kopf und sagte: »Nein.«

87

März: II

Nero Dlamini

Daher berief Willem Storm gleich für den nächsten Tag eine Krisensitzung des Kabinetts ein. Wir nahmen Platz, und dann ging die Tür auf, und Domingo kam herein. Er zog ein Bein nach, denn seine Hüfte war ziemlich übel zerschossen. Wir hatten unser Bestes versucht, um ihn wieder zusammenzuflicken, doch unsere Kenntnisse und Ressourcen waren begrenzt. Aber wie auch immer, wir alle waren unglaublich erleichtert und glücklich, dass er überlebt hatte. Denn er war unser Retter, ehrlich. Alle außer dem Pastor waren dieser Meinung. Domingo kam also herein, ohne einen Stock, ohne jede Hilfe, und wir standen alle auf und applaudierten kräftig. Und dann setzte er sich am Tisch Nkosi genau gegenüber.

Und dann sagte unser Präsident, sehr förmlich und würdevoll, meine Damen und Herren, ich würde gerne unseren militärischen Führer Captain Domingo zu dieser Sitzung begrüßen. Wir haben uns schon viele Male zuvor an ihn gewandt und ihn um seine Hilfe, seine Expertise und seine Unterstützung gebeten. Heute ist er gegen medizinischen Rat aus seinem Krankenbett aufgestanden und hat darum gebeten, an dieser Krisensitzung teilnehmen zu dürfen. Kann ich davon ausgehen, dass alle damit einverstanden sind?

Natürlich sagten wir alle ja. Sogar Nkosi. Nach diesem Applaus hatte er

keine andere Wahl. Dann heftete Domingo seine Augen auf den Pastor. Und du weißt, dass dieser Domingo-Blick dich vor Angst in die Hosen scheißen lässt.

Kabinettssitzung vom 25. März

Captain Domingo: Nkosi, am 5. Januar, als du im Forum eure Wahlniederlage verkündet hast, hast du deinen Leuten gesagt: »Keine Sorge. Die Nacht ist am dunkelsten vor der Morgendämmerung.« Erinnerst du dich daran?

Pastor Nkosi Sebego, Innenminister: Ein wenig Respekt für dieses Kabinett und meine Stellung, die ich darin repräsentiere, wäre mir angenehm, Captain. Bitte sprechen Sie mich mit Mister Minister an.

Domingo: Kannst du dich daran erinnern, was du am 5. Januar gesagt hast?

Nkosi: Natürlich kann ich das.

Domingo: Kannst du dich an die Krisensitzung am 3. Februar erinnern, nachdem wir diesen Funkspruch abgefangen haben?

Nkosi: Ich … Worum geht es hier überhaupt, Mister President?

Präsident Storm: Darf ich Sie um ein wenig Geduld bitten, Mister Minister, und darum, Domingos Fragen zu beantworten?

Nkosi: Ich werde mich keiner Inquisition unterziehen, und vor allem werde ich mich nicht einem solchen Prozess unterwerfen.

Präsident Storm: Mister Minister, wir haben Captain Domingo die Verantwortung dafür übertragen, die Sicherheit dieser Gemeinschaft zu garantieren. Zu dieser Aufgabe gehört es unter anderem, strategische und

manchmal heikle Fragen zu stellen. Hier geht es nicht nur um die Sicherheit Amanzis, sondern auch um die Zukunft von New Jerusalem. Es wäre wunderbar, wenn wir als Nachbarn beginnen könnten, die einander vertrauen.

Nkosi: Mister Präsident, Sie manipulieren mich.

Präsident Storm: Nein, bitte. Wir bitten nur um Ihre Kooperation. Das ist alles.

Nkosi: Fahren Sie fort, Captain. Tun Sie Ihre verdammte Pflicht.

Domingo: Können Sie sich an die Konferenz am 3. Februar über den Funkspruch erinnern?

Nkosi: Ja.

Domingo: Erinnern Sie sich daran, dass Sie sehr dafür waren, das Special Ops Team nach Maseru zu entsenden?

Nkosi: Ja, ich war der Meinung, dass wir das tun sollten. Ravi im Übrigen auch.

Domingo: Und stimmen Sie mir zu, dass der Funkspruch eine Falle war? Ein Ablenkungsmanöver? Ein Mittel, um unsere Soldaten aus Amanzi abzuziehen?

Nkosi: Wollen Sie damit sagen, dass ich … Das ist eine Beleidigung!

Domingo: Setzen Sie sich, Pastor. Ich sage gar nichts. Bis jetzt.

Nkosi: Ich bin hier fertig.

Domingo: Sie wollen, dass ich Ihnen Waffen und Munition überlasse, oder? Für Ihre neue Stadt.

Nkosi: Wir verlangen nur, was uns gehört. Unseren Anteil. Und dieses Kabinett wird ihn uns nicht verweigern.

Domingo: Wenn Sie Ihren Anteil wollen, müssen Sie meine Fragen

beantworten.

Nkosi: Sie haben nicht das Recht, uns das zu verweigern, was uns rechtmäßig zusteht.

Domingo: Sie haben recht. Das stimmt. Dieses Recht habe ich nicht. Aber ich habe etwas, was viel besser ist. Ich habe geheimes Wissen. Denn wissen Sie, vor zwei Jahren hat mir das Komitee nicht die Erlaubnis erteilt, einen großen Teil unseres Arsenals an einen geheimen Ort zu bringen. Das Problem ist aber, dass ich niemandem vertraue. Daher möchte ich Ihnen etwas beichten, Pastor: Ich war ein böser Junge. Ich war sehr ungehorsam. Ich habe achtzig Prozent dieses Arsenals beiseitegeschafft. Niemand in diesem Kabinett weiß, wo es untergebracht ist. Wenn Sie Waffen wollen, bedürfen Sie meiner Kooperation. Und wenn Sie wollen, dass ich kooperiere, müssen Sie meine Fragen beantworten. Oder haben Sie etwas zu verbergen, Pastor?

Präsident Storm: Domingo, das war aber nie Teil unseres … Das ist Erpressung!

Domingo: Nur, wenn er etwas zu verbergen hat.

Nkosi: Ich habe absolut nichts zu verbergen.

Domingo: Dann beantworten Sie die Fragen.

Nkosi: Hältst du mich für blöd? Ich weiß genau, wo das hinführt.

Domingo: Wohin denn?

Nkosi: Ich weiß, dass du den Verdacht hegst, es hätte Spione in Amanzi gegeben!

Domingo: Verdacht? Nein, Pastor. Nach dem Mord an Matthew Mbalo war ich misstrauisch. Nachdem wir das Gummiboot am gegenüberliegenden Ufer gefunden haben, war ich argwöhnisch. Aber inzwischen bin ich absolut

sicher, dass es Spione in Amanzi gegeben hat. Und ich will Ihnen auch sagen, warum. Erstens: Weil unsere Feinde uns gerade dann angegriffen haben, als die meisten unserer Leute zur Ernte auf den Feldern waren und damit außerhalb unserer Stadtmauern geschlafen haben. Zweitens: Weil sie ausgerechnet durch die Schlucht angegriffen haben. Drittens: wegen der Art, wie sie durch die Schlucht angegriffen haben: mit überwältigender Übermacht und Bewaffnung, alles auf die Schlucht konzentriert. Da unser Haupttor nämlich so gut wie unüberwindbar ist. Viertens: Sie haben erst angegriffen, nachdem ich mit meinen Teams ausgerückt war, um die Hopetown-Angreifer zu verfolgen. Es gibt absolut keine Möglichkeit für einen Außenseiter ohne Kenntnisse über unsere Verteidigungstruppe, das zu erraten. Fünftens: Was mich schließlich überzeugt hat, waren die Verhöre unserer Kriegsgefangenen. Sie erzählten mir, dass es bei dem Angriff weder um unsere Nahrungsmittelreserven noch um unsere Frauen gegangen sei. Obwohl sie sagten, dass sie sie entführt hätten, wenn sie die Gelegenheit dazu gehabt hätten. Bei dem Angriff ging es um unsere Waffen und unsere Munition. Sie sagten, Number One wisse, dass das Waffendepot von De Aar leergeräumt worden sei und dass wir das getan hätten. Sie sagten, Number One wisse, dass wir all die Waffen und die Munition besäßen und den größten Teil in dem alten Lagerhaus im Schutzgebiet aufbewahrten. Sie wollten gar nicht nach Amanzi rein, Pastor, sie wollten nur bis zu dem Lagerhaus vordringen. Denn dies ist momentan das Wertvollste da draußen: Waffen und Munition. Die Frage ist: Woher wussten sie von dem Lagerhaus im Schutzgebiet? Denn nur ein paar meiner Sicherheitsleute wissen davon und die Mitglieder des ehemaligen Komitees. Deswegen bin ich so sicher, dass wir Spione in unserer Mitte haben müssen.

Nkosi: Und du behauptest, ich wäre dieser Spion? Das ist doch lächerlich!

Domingo: Ach, wirklich?

Nkosi: Ja!

Domingo: Und dennoch haben Sie den größten Nutzen davon, unseren Feind mit dieser Information zu versorgen.

Nkosi: Du bist ein Heide und ein Lügner. Ich habe gar nichts davon.

Domingo: Wenn wir die Schlacht verloren und die Feinde das Arsenal leergeräumt hätten, hätten Sie einen Ansatzpunkt für eine neue Wahl gehabt. Und eine wirklich gute Chance, diese zu gewinnen. Wenn wir gewonnen hätten, hätten Sie gewusst, dass Sie getrost ihr Volk nach Gariep hätten führen können, weil die Bedrohung eines feindlichen Angriffs lange genug abgewendet wäre, bis sie diese Gemeinschaft aufgebaut hätten. Sie sind die einzige Person auf Erden in einer Win-win-Situation.

Nkosi: Mister President, ich werde nicht hier sitzen und mir auch nur ein weiteres Wort von … von diesem Philister anhören! Ich werde mein Volk nach New Jerusalem führen, mit oder ohne unseren Anteil, mit oder ohne Waffen.

Domingo: Warum widersprechen Sie meinen Vorwürfen nicht, Pastor?

Präsident Storm: Bitte, Nkosi, Mister Minister, bitte …

Domingo: Warum haben Sie zu Ihren Anhängern gesagt: »Keine Sorge. Die Nacht ist am dunkelsten vor dem Morgengrauen.« Warum?

Nkosi: Ich bin hier fertig.

Domingo: Ich werde Beweise finden, Nkosi. Und dann gnade dir dein Gott.

Nero Dlamini

Eines muss man Nkosi lassen: Er war kein Idiot. Am nächsten Tag bat er um ein Treffen mit Präsident Storm und mir. Genauer gesagt, eigentlich wollte er Willem sprechen, und Willem bat mich, dabei zu sein, weil er einen Zeugen wollte, er … na ja, er wollte einfach noch jemanden, der mithörte, nur für alle Fälle.

Der Pastor sagte also: »Du erpresst mich, Willem.«

Und Willem erwiderte: »Ich bin nicht mit dem einverstanden, was Domingo getan hat.«

»Aber du hast ihn nicht aufgehalten«, warf ihm der Pastor vor.

Und Willem antwortete: »Seine Fragen waren legitim.«

Da erwiderte der Pastor: »Hat dich Domingo in der Hand, Willem? Regiert er Amanzi?«

Das war ein wunder Punkt, denn es lag ein Körnchen Wahrheit darin. Deswegen antwortete Willem nicht. Da fuhr der Pastor fort: »Weißt du noch, als wir die Waffe gefunden haben, mit der Matthew Mbalo ermordet wurde? Und dieses kleine Gummiboot. Du weißt doch noch, dass du das Volk von Amanzi angelogen hast und ihnen falsche Gründe dafür genannt hast, warum wir Domingos Streitkräfte aufstocken wollten?«

Willem antwortete: »Wir alle haben gelogen, Pastor.«

Da entgegnete Nkosi: »Nein, Willem, du hast gelogen. Du, persönlich. Du hast es dem Volk gesagt. Und du gibst mir jetzt auf der Stelle dein Wort, dass ich die Hälfte der Waffen und der Munition bekomme, oder ich werde den Leuten sagen, wie du sie betrogen hast. Dass du wusstest, dass ein großer Angriff bevorstand und wir trotzdem so viele Leute verloren haben.

Dann werden wir ja sehen, wie viele hierbleiben wollen.«

Wortlos saßen wir da.

Nkosi sagte: »Du hast bis zum 3. April Zeit, deine Entscheidung zu treffen.«

88

Februar: V

Wir waren sechsundfünfzig Mitglieder im Sonderkommando gewesen. Plus Domingo.

Nach dem Angriff waren wir noch vierunddreißig. Und Domingo war schwer verletzt.

Drei Wochen lang sahen wir ihn nicht, und wir erfuhren nach der Schlacht erst, wie es ihm ging, als Sergeant Taljaard vom Krankenhaus zurückkehrte und uns die Nachricht überbrachte, dass Domingo in einem kritischen Zustand sei. Sie wussten nicht, ob er es schaffen würde. Birdie Canary saß stundenlang an seinem Bett, nächtelang. Taljaard erzählte eines Abends, wie er leise das Krankenzimmer betreten und Birdie dagesessen und Domingos Hand gehalten habe. Es sei ein merkwürdiger Anblick gewesen. Man konnte sich nicht vorstellen, dass jemand Domingo, dem widerborstigen, unbeugsamen, unverwüstlichen Domingo die Hand halten konnte. Später berichtete Taljaard, dass Domingo überleben werde. Und dass er sich erhole. Und dann, dass er wahrscheinlich für den Rest seines Lebens leicht hinken werde.

Wir wussten, dass Domingo nicht normal zu gehen brauchte, um Domingo zu bleiben. Er würde weiterhin unser Befehlshaber bleiben, es waren sein Kopf, sein Charakter und seine

Persönlichkeit, mit denen er uns führte, uns antrieb, uns lehrte und inspirierte.

Doch wir saßen nutzlos herum in diesen Wochen. Obwohl Domingo uns mitteilen ließ, wir sollten uns in zwei Teams von je achtzehn neu formieren. Auch wenn wir das taten, auch wenn wir unser Training absolvierten und exerzierten, waren wir nutzlos. Wir waren herrenlos, antriebslos, wund und krank. Es war einerseits eine Folge davon, dass zu viele Kameraden gestorben waren, aber mehr noch, glaube ich, hatte uns der Tod der Reservisten mitgenommen, dieser guten, normalen Leute, die mit so viel argloser Tapferkeit, so viel freudigem Wagemut die Felskante in Sektor 3 besetzt hatten. Das war auch für mich die Szene, die mich am meisten verfolgte: die Feinde, die zwischen ihnen hindurchgingen und die letzten Überlebenden mit Pistolenschüssen in den Kopf hinrichteten. Dies war wiederum eine Bestätigung von Domingos Philosophie, dass wir Tiere waren, grausame Tiere, herzlos, seelenlos.

Das alles stumpfte mich ab, so dass ich, wenn ich Sofia Bergman in der Kaserne sah – sie war im neuen Team Alpha, ich bei meiner alten Einheit Bravo –, sie gar nicht richtig sah, als wäre sie ein Schatten in einem Traum, eine Phantasie, die ich einmal hatte, die aber allmählich verschwamm.

Ich wusste dank meiner früheren Therapiegespräche mit Nero Dlamini, dass ich wieder an posttraumatischem Stress litt. Aber ich konnte nichts dagegen tun, und Nero war so beschäftigt, den vielen anderen Leuten – Zivilisten – dabei zu helfen, ihre

Verluste zu verarbeiten.

Es war Pa, der versuchte, mich in den ersten vier Wochen wieder aufzubauen.

Es begann schon am 9. Februar, dem Tag der Schlacht und des Abschlachtens. Wir verließen todmüde das Schutzgebiet, unsere Gewehre auf die Kriegsgefangenen gerichtet. Ich sah meinen Vater jenseits des großen Tores, als wir in den Ort kamen. Er wartete auf mich, kam auf mich zu, legte den Arm um mich und sagte: »Ich bin unglaublich stolz auf dich.« Er klang zutiefst bewegt und drückte mich fest an sich. Dann ließ er mich wieder los, damit ich mich nicht schämte.

Am 10. Februar ruhten wir uns in der Kaserne aus.

Am 11. Februar kamen sie uns mit einem Traktor und einem langen Anhänger holen, uns alle vierunddreißig, und dazu Hennie Flaai und Peace Pedi. Sie kutschierten mit uns durch den Ort. Die Leute standen am Straßenrand, über dreitausend von ihnen, sie riefen uns zu, sie sangen, applaudierten und ließen Blumen und Blütenblätter auf uns regnen. Ich sah Pa mit Okkie auf den Schultern und winkte ihnen zu. Pa kam an den Anhänger. »Kann ich mitfahren, Nico, kann ich mitfahren?«, fragte Okkie.

»Kannst du.« Ich nahm ihn von Pa an.

Pa weinte, als er mir Okkie gab.

Dieses eine Mal schämte ich mich nicht dafür, dass Pa weinte, es machte mich froh und tat mir zugleich weh. Ich hätte auch gern geweint, aber die Tränen steckten irgendwo fest.

Okkie fuhr mit mir zusammen auf dem Anhänger. Er winkte

den Leuten zu, als hätte er persönlich und mutterseelenallein den Feind ausgelöscht.

Wir aßen an jenem Abend zusammen, Pa und ich. Ich sprach über dies und jenes, denn er wusste, dass ich nicht über die Schlacht reden wollte. Seine Stimme und seine Augen waren sanft. Kurz bevor ich zu Bett ging, sagte er: »Ich hätte niemals tun können, was du getan hast, ich bin ein viel zu großer Angsthase. Aber ich weiß, wo du deinen Mut herhast …«

Danach sah ich Pa und Okkie jedes Wochenende, samstags und sonntags, bis in den März hinein, als Domingo aus dem Krankenhaus kam, bis Pastor Nkosi seine Moses-Pläne – wie alle sie später nannten – öffentlich machte.

Jeden Samstag und Sonntag begleitete ich Pa zu Fuß oder zu Pferd auf seinen Runden. Ich redete nicht viel, sondern hörte ihm meistens zu. Es machte mir Spaß, Pa zuzuhören, er war ein wunderbarer Redner.

An ein Gespräch erinnere ich mich besonders gut. Wir waren außerhalb der Ortschaft, im Wingert unten am Fluss. Es war Weinlese. Wir drei, Pa, Okkie und ich, halfen, wo wir konnten. Pa redete mit allen. Um vier Uhr nachmittags machten die Leute eine Pause im kühlen Schatten unter den Weiden am Fluss. Pa betrachtete sie. Ich sah ihm an, dass er diesen Augenblick genoss, dieses friedliche Zusammensein so kurz nach den Gräueln der Schlacht. Als wüsste er, dass diese Szene das war, wofür wir gekämpft hatten, um dies zu bewahren.

Er drehte sich zu mir um und sagte: »Du weißt doch von

meinem Projekt, eine Art Geschichte von uns zu schreiben?«

Ich nickte. Ich wusste davon, aber zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich es monatelang für eine Schnapsidee gehalten hatte.

Pa fuhr fort: »Also, im Januar habe ich einige Leute gefragt, was sie an der alten Welt nicht vermissten. Dabei habe ich interessante Antworten erhalten. Und dann habe ich mich gefragt, was ich nicht vermisse. Gab es irgendetwas? Denn ich … Du weißt, wie ich die Welt vor dem Fieber geliebt habe. Du und ich, wir haben so viel verloren … Die Welt hat so viel verloren. Konnte es etwas geben, wonach ich mich nicht sehnte? Etwas, das jetzt besser ist, hier, nach dem Fieber? Da erinnerte ich mich an das längste Forschungsprojekt in der Geschichte, das über fünfundsiebzig Jahre lang fortgeführt wurde. Es begann in Harvard, in Amerika, wo man das Leben einiger Männer aufzeichnete, seitdem sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt gewesen waren, bis einige über neunzig waren. Eines der wichtigsten Ergebnisse aus diesem Projekt war, dass das eigene Lebensglück hauptsächlich davon abhängt, ob man gute, starke, gesunde Beziehungen zu anderen Menschen aufbauen kann. Und nicht nur das Glück hing daran, sondern diese Fähigkeit hatte auch einen großen Einfluss auf die Länge des Lebens. Ich erinnere mich an diese unglaubliche Ironie, die darin steckte, als ich damals über das Forschungsprojekt las. Denn da waren wir, in einer Welt, in der wir immer weiter voneinander entfernt lebten. Wo es immer schwieriger wurde, diese gesunden

Beziehungen zu unterhalten, in der Ehe, in der Freundschaft … Sogar unsere Freundschaften wurden immer künstlicher und digitaler … Was ich damit sagen will: Das ist es, was ich nicht vermisse. Denn schau dir das mal an, schau dir an, wie unsere Beziehungen hier sind.«

»Du hast recht, Pa«, sagte ich, denn ich sah es genauso wie er.

Später ging er auf die Leute zu und unterhielt sich mit ihnen. Meine Abwesenheit in den Monaten der militärischen Verpflichtungen hatte mich vergessen lassen, wie gut mein Vater mit anderen umgehen konnte. Ich saß da und sah ihm zu, und da fiel mir wieder einmal auf, wie er es schaffte, überall zu sein und mit allen zu reden. Er tröstete, ermutigte und erteilte Ratschläge, und zwar absolut aufrichtig. Bei ihm gab es nicht den Hauch einer politischen Strategie dabei.

Und in dem Augenblick wurde mir klar, dass ich meinen Vater liebte. Und dass ich ihn wieder aufs Neue bewunderte und respektierte. Und ich erkannte, dass er mir für meinen dämlichen Augenblick jugendlicher Schwäche vor achtzehn Monaten vergeben hatte.

Ich war mir sicher, dass wir unsere Beziehung retten konnten.

Bis zum 29. März.

Als Domingo aus dem Krankenhaus kam.

89

März: III

Am 29. März holte Taljaard Domingo aus dem Krankenhaus ab.

Wir waren alle auf dem Paradeplatz vor der Kaserne des Special Ops Teams angetreten. Der schwarze Jeep blieb stehen, Domingo stieg aus. Es war das erste Mal, dass wir ihn nach der Schlacht im Sektor 3 wiedersahen. Wir wussten, dass er hinkte, aber nicht, wie sehr.

Er ging damit auf seine typische Domingo-Art um. Mit beherrschter Wut. Es sah aus, als hasste er seine kaputte Hüfte und als würde er durch schiere Willenskraft die Verletzung ignorieren.

Er ging ohne Stock, schwankend und zögernd, mit der Sonnenbrille, bis er vor uns stand.

Seine Stimme war dieselbe, die Klangfärbung, das Volumen, die unterdrückte Bedrohung darin. Er sagte: »Das habt ihr gut gemacht. Ich bin stolz auf euch.«

Taljaard erwiderte: »Wir sind stolz auf dich, Kaptein.«

Wir jubelten Domingo zu. Sofort hob er die Hand, streng und den Mund angeekelt verzogen. Wir schwiegen.

»Genug«, sagte er, und dann ging er hinein in sein Büro.

Taljaard kam mich holen. »Der Kaptein will dich sehen.«

Ich eilte zu seinem Büro und klopfte an.

»Herein.«

Ich ging hinein und schloss die Tür hinter mir. Er saß an seinem Schreibtisch. Ich nahm Haltung an.

»Lass das. Setz dich hin.« Die Sonnenbrille lag auf dem Schreibtisch vor ihm, und seine Augen waren grau wie Gewehrstahl.

Ich ließ mir meine Überraschung nicht anmerken. Kaptein Domingo bat einen normalerweise nicht, Platz zu nehmen. Ich setzte mich.

»Ich war streng zu dir«, sagte er.

Wenn ich nun gesagt hätte: »Ja, Kaptein«, hätte das vielleicht den falschen Eindruck erweckt. Bei Domingo, so hatte ich gelernt, war die beste Politik: im Zweifel Klappe halten.

»Weißt du, warum ich so streng mit dir war?«

»Nein, Kaptein.«

»Weil du ein arrogantes, kleines Arschloch warst.«

»Ja, Kaptein.«

»Du sagst jetzt ›Ja, Kaptein‹, aber nur aus Gewohnheit. Du warst ein arrogantes, kleines Arschloch, Storm. Du bist ein guter Schütze und ein guter Läufer, und du hattest Glück bei dieser Flugzeugunternehmung, und dein Vater ist der Präsident. Du warst unerträglich. Die gute Nachricht ist, diese ganzen Umstände hätten praktisch jeden in ein arrogantes, kleines Arschloch verwandelt.«

»Ja, Kaptein.«

»Du warst noch nicht bereit für eine Beförderung.«

»Ja, Kaptein.«

»Warum warst du noch nicht bereit für eine Beförderung?«

»Weil ich ein arrogantes, kleines Arschloch war, Kaptein.«

Er nickte zufrieden. »Ganz genau.«

Er grinste ansatzweise und rutschte ein wenig auf seinem Stuhl, vielleicht, um seine Hüfte zu entlasten.

»Bei der Schlacht in Sektor 3 hast du mich stolz gemacht.«

Ich sagte nichts; ich genoss nur den seltenen Augenblick.

»Du hast klugen strategischen Verstand bewiesen, du hast die Befehlskette respektiert, du hast Mut und Disziplin gezeigt.«

Ich schwieg immer noch.

»Aber das Lob wird dir nicht zu Kopf steigen.«

»Nein, Kaptein.«

»Weil du für immer Abstand davon nimmst, ein arrogantes, kleines Arschloch zu sein.«

»Ja, Kaptein.«

»Du bist jetzt bereit für die Beförderung.«

Er öffnete eine Schublade und holte die beiden Rangabzeichen heraus, drei Sergeantenstreifen für jede Schulter. »Sergeant Storm. Klingt gut.« Und er legte die Rangabzeichen mitten auf den Tisch.

»Ich möchte dir etwas sagen, Nico. Von Mann zu Mann.«

Es war Jahre her, dass er mich zuletzt mit meinem Vornamen angeredet hatte.

Domingo schaute zum Fenster hinaus hinunter zum

Paradeplatz. »Es gibt nichts Besseres, als wie ein abgestochenes Schwein aus einer schweren Hüftwunde zu bluten, um einen Mann daran zu erinnern, dass er sterblich ist«, sagte er. »An diesem Tag lag ich da, und ich dachte: Verdammt, ich werde keine Zeit haben, meinen Nachfolger auszubilden. Und als ich an einen Nachfolger dachte, da fiel mir nur ein Einziger ein. Obwohl er ein arrogantes, kleines Arschloch war.« Er sah mich an. »Wenn du diese Unterhaltung irgendjemandem gegenüber wiederholst, bringe ich dich um, hast du kapiert?«

»Ja, Kaptein.«

»Ab morgen werden wir hart arbeiten. Denn ich werde nicht ewig leben.«

»Ja, Kaptein.«

»Von morgen an arbeiten wir hart, denn du wirst der beste Sergeant sein, und du wirst sehr bescheiden bleiben.«

»Ja, Kaptein.«

»Von morgen an arbeiten wir hart, denn du bist mein designierter Nachfolger.«

»Ja, Kaptein.«

»Willst du noch irgendetwas sagen?«

»Nur danke, Kaptein.« Aber ich log, denn eigentlich wollte ich sagen: Du bist Domingo, natürlich wirst du ewig leben.

»Von morgen an arbeiten wir hart. Deswegen hast du den Rest des Tages frei. Geh und feiere deine Beförderung mit deiner Familie.«

Es gab im März im Jahr des Löwen drei verschiedene Transportmöglichkeiten für Zivilisten in Amanzi. Wenn man ein paar Kilometer weit reisen wollte, wäre die erste Möglichkeit ein Fahrzeug gewesen, solange es dieselbetrieben war. Denn Diesel war der einzige Treibstoff, den wir für unsere Lkw, Pick-ups, Traktoren, ein paar Autos, den einzigen Jeep und natürlich das Flugzeug hatten. Weil wir ihn jedoch selbst herstellten und die Mengen noch relativ begrenzt waren, war der größte Prozentsatz davon landwirtschaftlichen und militärischen Zwecken vorbehalten.

Sollte das Transportbedürfnis eher persönlicher Art sein, war die beste Möglichkeit, zu Pferd zu reisen. Die Zahl unserer Pferde und die Qualität unserer Herde wuchsen stetig, und da es an Sätteln mangelte, lernten die meisten Leute einfach, ohne Sattel zu reiten. Wenn man beispielsweise spontan jemanden in Petrusville besuchen wollte, konnte man in der Regel ohne Probleme ein Pferd in den Ställen gegenüber der Madeliefiestraßenkreuzung erhalten.

Aber nicht, wenn man ein Mitglied des Sonderkommandos von Amanzi war. Wir waren gezwungen zu laufen, zu marschieren oder zu rennen, laut den Vorschriften unseres Befehlshabers. Es sei denn, er hatte es persönlich anders bestimmt.

Deswegen lief ich am Morgen des 29. März zwischen zehn und elf von unserer Kaserne aus ins Zentrum von Amanzi, damit ich meinem Vater von meiner Beförderung erzählen konnte und wir sie gemeinsam feiern konnten. Erst lief ich zum Haupttor,

dann die letzte Steigung hinauf, an den Ställen vorbei, durch den Ort und bis in die Disastraat.

Pas Arbeitszimmer befand sich in der alten Post, wo er manchmal seinen Verwaltungskram in einem offenen Büro erledigte.

Er war nicht da. Ich fragte, ob ihn jemand gesehen habe.

Nein, heute Morgen noch nicht.

Gebe es eine Kabinettssitzung?

Nein, heute nicht. Vielleicht sei der Präsident in der Schule, sagte der eine, oder er helfe im Waisenhaus.

Ich bedankte mich und lief zum Waisenhaus.

Es war still im Gebäude; die Kinder waren irgendwo draußen. Ich ging durch, auf der anderen Seite wieder hinaus und in Richtung Gemüsegarten.

Da hörte ich etwas, den Klang einer Stimme, ein unterdrücktes Geräusch, ein halbes Wort oder einen Ausruf. Hinter mir, irgendwo im Inneren des Hauses. Ich drehte mich um.

Vielleicht war Pa krank, vielleicht war er noch in seinem Zimmer. Ich ging hin, und ich klopfte nicht an, denn es war doch mein Vater, mit dem ich noch bis gestern – meinem Gefühl nach – oder jedenfalls bis vor kurzer Zeit ein Zimmer geteilt hatte. Ich öffnete die Tür und sah ihn und Beryl in seinem Bett.

Und sie sahen mich.

90

Die Löwen

Manchmal hat man das Gefühl, als würde alles gleichzeitig geschehen, genau dann, wenn man es am wenigsten erwartet.

Am 29. März wurde ich befördert. Und ich öffnete eine Tür im Waisenhaus und sah einen Mann, den ich nicht kannte. Ich kannte aber die Narben der Hundebisse auf seinem Rücken – er war mein Vater.

Ich kehrte zurück in die Kaserne. Ich war verwirrt. Entsetzt. Wütend. Mein Vater hatte mich verraten, er hatte mir diese Sache verheimlicht, wie lange schon? Mir fielen plötzlich Nächte ein, in denen mein Vater spät in unser Zimmer zurückgekommen war, und ich dachte an Augenblicke, in denen ich ihn und Beryl irgendwo zusammen überrascht hatte, wobei ich immer dachte, bei ihren intensiven Gesprächen drehe es sich um lebenswichtige Komiteeangelegenheiten.

Es ging schon jahrelang so.

Warum hatte er es mir nicht gesagt? Warum hatte er sich mir nicht anvertraut? Was verheimlichte er mir sonst noch?

Was war mit meiner Mutter, mit dem Andenken an sie, das er besudelt hatte?

Ich hatte das Gefühl, ihn nicht zu kennen, es war, als könne mein Verstand diese Sache weder verarbeiten noch einordnen

noch verstehen.

Ich war wütend, und es war mir peinlich. Die Schande brannte in mir, denn es war Beryl. Jacob Mahlangu hatte damals schon gesagt, Beryl liebe Frauen. Das wurde allgemein in der ganzen Gemeinschaft angenommen; schließlich war sie eine ehemalige Golfspielerin mit muskulösem Körper. Schon immer wurde hinter vorgehaltener Hand über ihre und Nero Dlaminis Sexualität gemunkelt. Und diese Frau hatte sich mein Vater ausgesucht. Eine Lesbierin.

So ging ich widerstrebend und Steine vor mir herkickend zurück in die Kaserne, gegen elf Uhr an jenem Vormittag.

Mehr oder weniger zur selben Zeit waren zwanzig unserer Leute damit beschäftigt, die große Windkraftanlage bei Noblesfontein in der Nähe von Victoria-West unter Leitung des Ingenieurs und jetzigen Ministers für Raumplanung Abraham Frost abzubauen.

Auf der Straße waren es über dreihundert Kilometer von Amanzi aus und etwas über zweihundert für Hennie Flaais und Peace Pedis Cessna, die der Windkraft-Expedition aus der Luft Deckung bot und die Umgebung beobachtete.

Die Männer waren mit einem Truck und vier Pick-ups unterwegs. Sie wollten den ersten Mast zur Probe abbauen und dabei ausprobieren, wie man die großen Strukturen transportieren konnte. Es war geplant, zunächst zwei oder drei dieser Masten in den Bergen jenseits des Flusses bei Amanzi aufzustellen.

Alle zwanzig Mann standen rund um den Mast, der dem

Umspannwerk der Windanlage am nächsten war. Sie werkelten und stritten sich über die besten Methoden und Werkzeuge für die Aufgabe. Jeder von ihnen hatte ein R4-Gewehr mitgenommen – ohne sie verließ keine Expedition Amanzi. Einige trugen Walkie-Talkies an der Hüfte. Ihre Gewehre lagen jedoch in den Pick-ups und dem Lkw oder standen dagegen angelehnt, denn Henny und Peace hatten ihnen versichert, dass keine menschliche Gefahr in der Nähe drohte.

Sie fühlten sich vollkommen sicher, bis einer der Männer eine Bewegung bei den zweihundert Metern vom Mast entfernten Felsen sah. Später würde er erzählen, dass er zweimal hinschauen musste, denn auf den ersten Blick war die Szene zu unwahrscheinlich: Zwei Löwenweibchen spazierten gelassen einher, einfach so zwischen dem Mast und den Fahrzeugen entlang. Der zweite Blick bestätigte seine Befürchtung, und er rief laut, um die anderen zu warnen.

Sie hatten nicht viele Möglichkeiten zu reagieren. Alle zwanzig stürmten durch die Stahltür unten am Windmast und kletterten die Leiter hinauf, die zu der Turbine ganz oben führte.

Die beiden Löwenweibchen schlenderten gemütlich bis zu der Tür und spähten hinein. Sie schnupperten. Eine Löwin nieste, und das Geräusch hallte laut im hohlen Mast wider. Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie den Geruch in ihren Nüstern loswerden. Dann drehten sich die Löwen um und legten sich ein paar Meter weiter in den Schatten des Mastes.

Noch Jahre später würden die Männer Scherze darüber

machen, wer sich am meisten erschrocken und den Furz gelassen hatte, der die Löwin zum Niesen brachte. Doch in diesem Augenblick lachte keiner von ihnen. Der Minister für Stadtplanung Abraham Frost rief über Funk Hennie Flaai und erklärte ihm die Situation.

Die Legende wurde noch davon bereichert, dass Peace Pedi über Funk fragte: »Möchtet ihr, dass wir ein Bömbchen abwerfen, Mister Minister?«

Und dann, da nun einmal immer alles gleichzeitig geschieht, wenn man es am wenigsten erwartet, deutete Hennie zum westlichen Horizont. Dort stiegen einige dünne Rauchfinger in den wolkenlosen blauen Himmel. Irgendwo hinter Victoria West. Offensichtlich menschliche Aktivität, wo es eigentlich gar keine hätte geben dürfen.

Ich stampfte wütend in die Kaserne, als meine Kameraden in voller Kampfausrüstung aus dem Gebäude stürmten, auf die beiden Lkw zu.

»Komm, Sergeant Storm!«, rief Taljaard mir zu. »Feindliche Aktivität hinter Vic-West!«

Ich rannte los und holte meine Ausrüstung. Weitere Mitglieder von Alpha und Bravo kamen an mir vorbei. Sie beglückwünschten mich mit einem »Hi, Sarge!«

Die Nachricht hatte sich verbreitet.

Am Tag meiner Beförderung führte ich meine Mannschaft in eine Schlacht.

Dadurch fühlte mich ich mich ein wenig besser.

Domingo saß vorne neben dem Volvo-Fahrer. Er gab uns über Funk durch, dass Hennie und Peace eine große Gruppe von Leuten – es sah nach über drei- oder vierhundert aus – jenseits von Victoria-West entdeckt hätten, knapp sechzig Kilometer von dem Windpark in Noblesfontein entfernt. Sie seien ganz sicher, dass diese Menschen vor zwei Tagen, als sie dort ihren Erkundungsflug durchgeführt hatten, noch nicht da gewesen seien.

Hennie und Peace berichteten, sie wollten lieber nicht zu tief fliegen, denn es könne auf sie geschossen werden. Aus einer sicheren Höhe sei es jedoch schwierig, zu erkennen, wie schwer die Gruppe bewaffnet sei.

Das mussten wir uns ansehen.

Wir brauchten fast vier Stunden, um dorthin zu gelangen, denn die Straßen verschlechterten sich zusehends. Der Sommerregen war praktisch das ganze Jahr ausgeblieben, und endlich, im Februar, waren drei Tage lang mächtige Gewitter und Hagelstürme, Wolkenbrüche und Überflutungen niedergegangen, die weitere Zerstörungen mit sich gebracht hatten.

Domingo befahl uns, auf der Asphaltstraße, der R63 anzuhalten und uns von dort aus zu Fuß der verdächtigen Gruppe zu nähern, die sich laut Peace auf einer Farm zwei Kilometer von der Straße entfernt aufhielt.

Wir stoppten, und ich führte mein Team aus dem Lkw an. Auf einem Hinweisschild stand *Melton Wold*. Es schien zu einer ehemaligen Gästefarm zu führen. Team Alpha und wir liefen durch das Tor. Wir sahen zahlreiche Fußspuren in dem überwucherten, unbefestigten Weg zur Farm und hier und da auch Hufspuren. Keine Reifenabdrücke. Wir liefen in einem großen Bogen durch das Veld, deckten einander und hörten die Cessna irgendwo über uns, hoch am Himmel.

Es war ein seltsames Gefühl, wieder im Einsatz zu sein. Die Erinnerungen an die Schlacht bei Sektor 3 waren noch ganz frisch. Die gefallenen Kameraden hatten Lücken in unseren Formationen hinterlassen, die nun von anderen ausgefüllt wurden. Ich fragte mich, wie viele bis heute Abend tot am Boden liegen würden, wie viele dieser Menschen – die jetzt unter meinem Befehl waren – wir morgen oder übermorgen würden begraben müssen. Und ob ich einer von ihnen sein würde.

Und dennoch wollte ich an keinem anderen Ort auf Erden sein.

Wir hörten Domingos Stimme über Funk. Er wartete im Truck und unterdrückte die Frustration, die ihn erfüllen musste. Er leitete Peace Pedis Meldung, dass die feindliche Truppe keine neue Aktivität zeige, an uns weiter.

Neben der Farmstraße zog sich das trockene Bett eines kleinen Flusses entlang; hier und da hatten sich durch die starken Regenfälle braune Tümpel gebildet. Wir liefen rechts und links an dem mit Büschen bewachsenen Lauf entlang, die Straße zu unserer Rechten. Wir rochen den Rauch ihrer Feuer, den Geruch

von gebratenem Fleisch. Wir sahen weder Späher noch Wachtposten. Merkwürdig. War es eine Falle? Ich mahnte meine Truppe über Funk zur Wachsamkeit, als wir an eine Allee mit großen Bäumen gelangten. Taljaard brachte Alpha zum Stehen, ich Bravo. Taljaard war der dienstältere; er schickte zwei Kundschafter voraus. Sie schlichen zwischen den grünen Dornbüschen hindurch, dann an der Allee entlang. Schließlich meldeten sie, dass wir kommen könnten. Wir liefen durch den dichten Bewuchs, und auf einmal waren wir mitten unter ihnen, Männern, Frauen und Kindern. Sie hatten sich rings um das ehemalige Farmhaus versammelt. Sie erschraken, die Kinder weinten, die Frauen schrien. Ich befahl meiner Truppe anzuhalten, in Stellung zu gehen und auf sie zu zielen. Die Männer hoben die Hände, die Frauen zogen die Kinder an sich und schützten sie mit ihren Körpern.

Die Leute waren mager und ausgezehrt, ihre Kleider zerrissen. Verschreckt starrten sie uns an, und aus ihrer ganzen Haltung sprach, dass sie sicher waren, dies sei das Ende.

Sie kamen von der Westküste.

Sofia Bergman

Der Tag unter den Leuten von der Westküste hat etwas in mir verändert.

Genauso, wie ich in der Nacht des 9. Februar im Jahr des Löwen erkannte, dass ich niemals eine richtige Soldatin werden würde und einen Fehler gemacht hatte, als ich mich den Spottern anschloss, so erging es mir

auch mit den Leuten von der Westküste … Ich habe es nicht sofort begriffen, es war zunächst wie ein Saatkorn, das in mir gepflanzt wurde, als ich ihnen zuhörte.

Was ich so spannend am Leben finde: Wir können Pläne schmieden, wie wir wollen, das Leben macht, was es will. Das Leben mit all seinen Zufällen öffnet dir Türen und schließt sie wieder. Ich meine, schau dir nur mich an. Ich war mir absolut sicher, dass ich eine geborene Soldatin war. Schon als Kind haben mir mein Vater und meine Brüder das Schießen beigebracht. Meklein hatte mich das Spurenlesen gelehrt, ich konnte laufen wie eine Antilope, und ich war sauer auf die ganze Welt. Das perfekte Rezept für eine Soldatin, oder?

Und dann kamen die Schlacht in Sektor 3 und danach die Westküstenleute.

Ich ging dort auf Melton Wold zwischen diesen armen Leuten umher, half, wo ich konnte, brachte ihnen Wasser, redete ihnen gut zu und hörte mir ihre Geschichten an.

Und diese Geschichten rührten mich zutiefst. Das war das Entscheidende. Die Geschichten berührten etwas in mir, und ich war vollkommen fasziniert von dem Schicksal, dem Leben, dem, was mit uns geschieht. Ja, man kann es wohl Schicksal nennen.

Ich muss noch hinzufügen, dass ich zu dem Zeitpunkt noch nichts Genaues über Willem Storms Geschichtsprojekt wusste.

Heute denke ich, dass wir ein unsichtbares Band miteinander hatten. Und weißt du, was ich mir am meisten wünschen würde? Dass er noch lebte. Nur für einen Tag. Und dann würde ich diesen ganzen Tag lang mit ihm darüber reden, warum er unsere Geschichte aufgezeichnet hat. Aus denselben

Beweggründen, die auch ich verspüre?

Vor kurzem habe ich ein Zitat von Cicero gelesen: »Nicht zu wissen, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, heißt, für immer ein Kind zu bleiben. Was ist das menschliche Leben wert, wenn es nicht durch die Zeugnisse der Geschichte mit dem unserer Ahnen verwoben wird?«

Ich würde Willem Storm so gerne fragen, ob er derselben Meinung war wie Cicero.

Meine Fortsetzung von Oom Willems Arbeit begann an diesem Tag, dort inmitten der Westküstenleute. Was ich zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht wusste.

Der Minister für Stadtplanung und seine neunzehn Helfer saßen sechs Stunden lang auf der Leiter im Windmast fest, während die beiden Löwenweibchen draußen schliefen. Sie bekamen Hunger und Durst, sie schwitzten in der heißen Enge des Mastes, ihre Finger schmerzten vom Festhalten, und überhaupt tat ihnen durch die unbequeme Haltung alles weh. Doch sie mussten warten, denn das Special Ops Team war zuerst nach Melton Wold gefahren, und die Löwenweibchen ließen sich nicht stören.

Gegen fünf Uhr nachmittags, nachdem wir festgestellt hatten, dass die über sechshundert Westküstenleute – wie sie von da an genannt werden würden – unbewaffnet und ungefährlich waren und wir den Geiseln der Löwinnen endlich hätten helfen können, erhoben sich die beiden Tiere träge und schlenderten in südlicher Richtung davon.

Pa würde später vermuten, dass sie aus dem Karoo-

Nationalpark herübergekommen seien. Aber nicht mir gegenüber. Ich war zu dem Zeitpunkt noch zu wütend auf ihn.

Doch jedenfalls würden wir uns durch den Vorfall an dieses Jahr als das Jahr des Löwen erinnern.

91

Die Westküstenleute: I

Joe Drake
Aufgezeichnet von Willem Storm, Amanzi-Geschichtsprojekt

Mein Name ist Joseph Drake; ich bin zusammen mit den Flüchtlingen von der Westküste hier angekommen. Nach der Kernschmelze habe ich knapp vier Jahre lang in Lambert's Bay gewohnt.

Ich bin als Erster misstrauisch geworden, was die Herkunft einiger Lebensmittel anging, die uns zum Handel angeboten wurden, denn vor der Kernschmelze war ich Assistent Manager im Spar von Table View. Letztes Jahr im Januar kamen fahrende Händler nach Lambert's Bay und boten uns Fruchtsaft an. Spar hatte seine eigene Fruchtsaftmarke, darunter die Nektare. Ich möchte betonen, dass diese Kartons mit Fruchtsaft uns drei Jahre nach der Kernschmelze erreichten, als bereits jeder Supermarkt, Kiosk, Tankstellenladen und Bauernladen auf dieser Seite des Cederbergs geplündert worden war. Da wurde uns auf einmal Spar-Fruchtnektar angeboten, dessen Verfallsdatum grob mit dem der letzten Lieferungen übereinstimmte, die vor der Kernschmelze die Supermärkte erreichten. Entschuldigung, ihr sprecht ja immer von dem Fieber, aber ich bin so daran gewöhnt, über die Kernschmelze zu sprechen, die Atomkatastrophe, dass es

ein bisschen dauern wird, mich umzugewöhnen.

Wenn man eins und eins zusammenzählte, gab es nur eine Möglichkeit, wo dieser Saft herkommen konnte. Als ich die Händler darauf ansprach, erwiderten sie: »Ach, du willst also meine Kontakte anzapfen!« Kurzum, sie antworteten nur sehr vage und ausweichend.

Sewes Snijders

Ja, ich bin einer von den Westküstenleuten. Ursprünglich komme ich aus Atlantis, aber mein Onkel hat mir Arbeit bei der Fischflotte beschafft. Ich bin zur See gefahren, seitdem ich sechzehn war, von Lambertsbaai aus. Als das Fieber die Stadt erreichte, war ich zwanzig, und wir waren mit dem Boot draußen auf See, einem Trawler, als wir über Funk von den vielen Menschen hörten, die krank wurden und starben.

Wir waren wie gesagt auf dem Meer und bis dahin alle gesund, wir waren nicht an Land, als dieses Virus kam. Der Skipper und zwei andere aus der Mannschaft erfuhren über Funk, dass ihre Frauen und Kinder das Fieber hatten, und wir wussten, dass das Virus hoch ansteckend war. Der Skipper war am Boden zerstört, denn er wäre am liebsten sofort zu seiner Familie gefahren; andererseits hatte er die Verantwortung, seine Mannschaft zu schützen. Wir sagten zu ihm: Los, lass uns nach Hause fahren, damit du dich von deinen Leuten verabschieden kannst. Aber er erwiderte, nein, er sei der Kapitän, er sei verantwortlich für seine Crew. Bis zu dem Abend, als über Funk die Meldung kam, seine Frau liege in den letzten Zügen. Da sagten wir, dann meutern wir eben, aber jetzt fahren wir zurück.

Das taten wir. Dadurch habe ich die letzten Ausläufer des Fiebers noch

erlebt. Die schlimmste Phase. Das Virus erwischte die ganze Mannschaft, der Kapitän starb und auch die anderen. Alle, außer mir. Im ganzen Dorf blieben nur vier Leute übrig. Da wollte ich nach Atlantis, zu meiner Mommy und meinem Daddy, denn ich war mir fast sicher, dass sie tot waren. Wir hatten nicht gerade das beste Verhältnis, aber trotzdem will man in solchen Zeiten zu seiner Familie. Also schnappte ich mir ein Auto und fuhr los, aber ich kam nicht mal bis Clanwilliam, als uns die Flüchtlinge vom Kap entgegenkamen. Sie sagten, in Koeberg seien die Atomreaktoren in die Luft geflogen. Es sei niemand mehr da gewesen, um sie zu bedienen, da habe es eine Kernschmelze gegeben. Alles würde in Flammen stehen, die sagten, man könne den Rauch sehen, dicken schwarzen Rauch, der nie wieder weggehen würde. An einem Tag lag er über dem Meer, am anderen über dem Kap, je nachdem, wie der Wind wehte. Die Leute würden radioaktiv verseucht, angeblich löse sich ihre Haut vom Körper, so dass die Behörden allen, die das Fieber überlebten, sagten, sie müssten gehen, sie müssten raus, die Radioaktivität würde das gesamte Kap verseuchen.

Da wusste ich: Wenn das Fieber meine Familie nicht erwischt hatte, würde es die Radioaktivität tun, denn Atlantis war nur einen Katzensprung von Koeberg entfernt. Ich kehrte um, und die Flüchtlinge fragten mich, wo ich hinwollte. Ich sagte, ich würde zurück nach Lambertsbaai fahren. Da fragten sie: Aber was ist denn da? Ich sagte: Da ist nur das Meer, aber davon kann man leben. Da kamen sie mit. Und in den nächsten zwei, drei Wochen kamen noch mehr. Die Letzten erzählten, das Kap sei jetzt eine Todeszone und alle Bergpässe seien gesperrt, genau wie die Brücken über den Bergfluss. Große Schilder seien aufgestellt worden:

Nukleares Sperrgebiet. Lebensgefahr! Betreten verboten.

Also bauten wir uns in Lambertsbaai ein neues Leben auf. Am Anfang waren wir um die dreihundert.

Im ersten Jahr war das Leben hart. Ein paar Leute waren mit ihren früheren Einstellungen dort angekommen, ich will ja nichts Böses sagen, aber das waren Weiße, die glaubten, wir Farbigen und Schwarzen müssten für sie arbeiten und für sie sorgen, denn am Kap waren sie reiche Leute gewesen. Zum Beispiel gab es ein Geschwisterpaar, Zwillinge, aus Constantia. Sie zogen gleich in das schönste Haus in Lambertsbaai ein und kommandierten uns herum. Tut dies, tut das, macht schnell. Die meisten von uns haben das ignoriert, aber dann wurden ein paar Leute sauer, überfielen diese reichen Weißen in diesem großen Haus und wollten sie einfach umbringen. Aber das hat Missus Irene Papers verhindert. Sie war Schulleiterin in Moorreesburg gewesen und gehörte auch zu den Flüchtlingen. Sie ging in das Haus rein und sagte: Es hat genug Tote gegeben, das muss jetzt aufhören. Die reichen Weißen müssten gehen, sie seien in unserer Gemeinschaft nicht willkommen. Sie sollten ihre Sachen packen und vor dem nächsten Morgen weg sein, aber gemordet würde nicht mehr.

Am nächsten Morgen waren sie weg. Ich weiß nicht, wohin sie gegangen sind oder was aus ihnen geworden ist.

Und so kam es, dass Missus Papers die Leitung der Gemeinschaft übernahm und wir ein Auskommen fanden in Lambertsbaai. Wir ernährten uns vom Meer, und von Jahr zu Jahr gab es mehr Fische und Hummer. Man konnte zusehen, wie das Meer sich erholte, und auch die Vogelbestände wuchsen wieder. Das Fieber war im Grunde gut für die Welt. Auf der Vogelinsel bei Lambertsbaai lebten doch die Basstölpel und die Kormorane,

und jedes Jahr vermehrten sie sich und waren in einem besseren Zustand, denn es gab mehr Fisch zu fressen, weil es weniger Menschen gab, die den Fisch fingen.

Jedenfalls wurden wir immer mehr, dort in Lambertsbaai. Die Leute kamen aus dem Norden und aus der Richtung Clanwilliam. Sie waren auf der Suche nach Fisch und Meeresfrüchten, um sich zu ernähren, und dann stießen sie auf uns und blieben. Wir füllten allmählich die ganze Ortschaft, und einige Leute bei Graafwater hielten Schafe und Rinder, und wir trieben mit ihnen Tauschhandel. Andere Leute pumpten überall Diesel ab und tauschten bei uns Treibstoff gegen Fisch und Hummer. Wir brauchten den Diesel, für die Boote natürlich.

Und dann fingen die merkwürdigen Zwischenfälle an.

Zuerst kam das Geisterschiff.

Letzten Juli sind wir mit einem Boot rausgefahren. Da es keine Wetterberichte mehr gab, musste man nach Gefühl und Erfahrung das Wetter einschätzen. Ich wusste noch, dass nach einer Kaltfront häufig ein paar Tage schönes Wetter folgten. Es hatte also eine böse Kaltfront gegeben, und hinterher sah das Wetter wieder gut aus, wenn man so über den Atlantik blickte. Wir nahmen uns ein Boot; jetzt war ich der Kapitän. Es war wunderbarer Sonnenschein, und wir fingen Seehechte. Das kannte ich von früher gar nicht, dass es so viele Seehechte gab, das Wasser lebte praktisch, wenn man hineinschaute. Leider war ich der einzige richtige Fischer, die anderen waren Anfänger, und ein Seehecht kann einen übel verletzen, also hatte ich alle Hände voll damit zu tun, selbst welche zu fangen und es den anderen beizubringen. Ich sah die Nebelbank nicht, bis wir hineingerieten. Westküstennebel. Man kann die Hand nicht vor den Augen sehen. Wir

hatten bereits festgestellt, dass das GPS nicht mehr richtig funktionierte, sondern mittlerweile merkwürdige Meldungen gab, deswegen konnte man ihm nicht vertrauen. Da ich der Kapitän war und man als Kapitän für seine Mannschaft verantwortlich ist, sagte ich, wir sollten nach Hause fahren, denn man irrt sich auf offener See leicht in der Richtung, wenn so ein Nebel aufkommt.

Kaum hatten wir uns auf den Weg gemacht, sagte einer von der Mannschaft: Käpt'n, schau mal da! Und da sah ich das Geisterschiff. Ich bin kein Experte für Schiffe, aber wenn man schon so lange zur See gefahren ist, dann hört man manches und versteht schon ein bisschen davon. Ich sagte, das sei eine Fregatte. Eine Marinefregatte, ein Militärschiff, nicht mit großen Geschützen, nur mit kleinen, und es hatte Raketen an Deck. Es war hellgrau, aber wir sahen es aus dem Nebel heraus, es lag noch im Sonnenschein, aber dann wurde es wieder vom Nebel verschluckt. Ich würde mal schätzen, dass wir es etwa für vierzig Sekunden sehen konnten. Aber ich schwöre, das war eine Marinefregatte. Wir haben sie alle gesehen, und sie war in Richtung Kap unterwegs.

Und dann Anfang August wollten zwei Kinder heimlich Basstölpeleier von der Insel holen, obwohl Missus Irene Papers gesagt hatte, wir sollten die Vögel in Ruhe lassen, aber die Kleinen sind eben Leckermäulchen … Jedenfalls kamen sie zu den Erwachsenen gerannt und sagten: Kommt mal schauen, kommt schnell, da ist ein Wal im Meer. Die Leute, die als Erste nachsehen gingen, sahen gerade noch das U-Boot untertauchen, sie erwischten nur einen letzten Blick auf den Turm, und diesen Ausguck, dieses Periskop oder wie das heißt. Die Leute, die es gesehen haben, waren keine Spinner und hatten auch keinen Grund zu lügen. Da dachten wir: Na

ja, irgendwo gibt es anscheinend noch Militär, vielleicht in Amerika oder in Russland, vielleicht hat das Virus dort in der russischen Kälte nicht so schlimm gewütet. Aber jedenfalls glaubten wir, es seien Menschen aus einem anderen Teil der Welt gewesen.

Yvonne Pekeur

Gleich hinter Graafwater gibt es viele Hügel, da, wo die Straße weiter nach Clanwilliam führt. Es gibt zwei Hügelketten, und wir wohnten zwischen diesen beiden Ketten auf einer Farm, sechs Frauen und drei Kinder, und wir haben Vieh gezüchtet. Wir hatten eine schöne Herde, letzten November besaßen wir über hundertzwanzig Stück Vieh. Wir haben nur Schlachtvieh gezüchtet; einige Leute im Ort haben Milchvieh gehalten, aber wir nur Schlachtvieh. Ich muss dazu sagen, dass wir ein ganzes Ende außerhalb der Ortschaft wohnten, eine halbe Stunde zu Fuß, zehn Minuten zu Pferd.

Im Sommer haben wir das Vieh auf die Weide bis an den Olifantsrivier getrieben, aber im Winter hatten wir auf den Hügeln und in ihrer Umgebung gutes Weideland, dann begleiteten wir die Herde, wobei wir uns nicht weiter als etwa zwei Stunden vom Haus entfernten. Und dann im letzten Juli – wir hatten nicht viel Regen in diesem Jahr, aber die Weiden waren trotzdem noch gut, und ich … Es war nur ein paar Wochen, nachdem uns die Leute aus Lambertsbaai von dem U-Boot erzählt hatten. Da waren wir also nicht weit von der alten, unbefestigten Straße entfernt, die nach Skurfkop führte, und hatten für den Abend ein Lager aufgeschlagen. Ich war mit zwei von den Kindern beim Vieh, wir wechselten uns immer ab. Alles war ruhig, Mensch und Tier, wir hatten uns schon lange hingelegt, aber ich habe einen

leichten Schlaf. Es muss ein Uhr morgens gewesen sein. Da wurde ich wach und hörte die Hubschrauber. Nicht nur einen. Zwei oder mehr. Wer kennt nicht das Geräusch von Hubschraubern? Ich hörte sie, aber sie flogen in Richtung der Teerstraße. Es war die Schnellstraße, die von Lambertsbaai nach Clanwilliam führte.

Ich bin nicht gut darin, Entfernungen oder Richtungen zu schätzen, aber ich glaube, dass die Asphaltstraße etwa fünf Kilometer von uns entfernt lag. Die Hubschrauber waren also nicht so sehr laut, sondern man hörte sie eher in der Ferne. Trotzdem deutlich genug.

Einerseits wollte ich die Kinder nicht wecken, um sie nicht zu erschrecken, andererseits wollte ich auch nicht die Einzige sein, die das Geräusch hörte. Man hofft natürlich, dass es näher kommt. Um es kurz zu machen: Ich hörte diese Hubschrauber bestimmt eine Viertelstunde lang. Und ich habe keineswegs geträumt. Gerade, weil es so seltsam war, stand ich auf und entfernte mich in der Dunkelheit ein Stück von den Kindern und dem Vieh, um besser lauschen zu können. Und ich war ganz sicher, dass es Hubschrauber waren. Wie gesagt, ich hörte sie bestimmt eine Viertelstunde lang, dann erstarb das Geräusch, als wären sie zu weit weg. Am nächsten Tag nahm ich ein Pferd und ging nachsehen. Und dann fand ich neben der Asphaltstraße, ungefähr da, wo ich dachte, die Hubschrauber gehört zu haben, den Wagen der fahrenden Händler.

Jetzt sollte ich vielleicht etwas über die fahrenden Händler und ihre Wagen erzählen. Es gab sieben von diesen Händlern. Drei von ihnen zogen ganz allein mit Eseln, Pferden und einem Wagen umher, und dann gab es noch vier andere, die mit mehreren zusammenarbeiteten. Der alte Jan Swartz arbeitete mit vier Leuten. Sie hatten einen Schafstransporter

auseinandergenommen, und acht schöne Pferde haben den Transporter gezogen. Er war der große Rooibos-Händler. Manchmal handelten sie auch mit Möbeln, aber schöne Sachen, man sah gleich, dass das Erbstücke waren. Der alte Jan Swartz und seine Leute tauschten sie im Ort gegen ein paar Stücke Butter ein. Die Welt war wirklich auf den Kopf gestellt worden, nicht wahr?

Der Wagen, den ich an diesem Morgen an der Straße fand, nachdem mich die Hubschrauber nachts geweckt hatten, hatte Lionel Phillips gehört. Er war zusammen mit einem Kleinwüchsigen unterwegs gewesen, seinem Helfer, einem netten Kerlchen. Lionel war ein großer, kräftiger Mann gewesen, ein attraktiver Mann, mit dickem schwarzen Schnauzer. Ursprünglich kam er aus Vredendal und der Kleinwüchsige vom Kap. Beide waren vor der radioaktiven Verseuchung geflüchtet. Lionel und sein Helfer fuhren mit ihrem Wagen quer durch die Lande. Sie hatten einen Ford Ranger ausgeschlachtet, um ihn leicht zu machen, und sechs Pferde davorgespannt. Von Zeit zu Zeit wurden die Pferde größer und prächtiger, und dann zog Lionel noch einen Hausierer hinterher.

Auf jeden Fall kannte ich Lionels Wagen.

Da stand er also. Die Pferde waren ausgespannt und weideten im Feld. Sie waren ganz ruhig, und ihnen fehlte nichts. Aber Lionel und der Kleinwüchsige – leider komme ich jetzt nicht mehr auf seinen Namen – waren weg. Kein Lebenszeichen von ihnen. Der Wagen war leer, komplett leer, es war nichts mehr darin. Und ich fand Blut an der Wagentür, auf der Fahrerseite, hinter dem Lenkrad. Der Kleinwüchsige hatte immer einen Hut getragen mit einer langen Pfauenfeder, und der lag da so herum.

Diese Hubschrauber müssen alles gestohlen und Lionel und seinen Helfer

mitgenommen haben.

Ich hätte bestimmt nichts von den Hubschraubern gesagt, wenn die Leute aus Lambertsbaai nicht von dem U-Boot erzählt hätten.

Ich meine, das ist doch merkwürdig, oder?

Bis heute frage ich mich, was aus Lionel Phillips geworden ist. Und seinem Helfer. Sie waren wie vom Erdboden verschluckt.

Joe Drake

Das machte mich so misstrauisch: dieser Lionel Phillips, der fahrende Händler, der hat damit angefangen, diese verdächtigen … Ich weiß nicht, ob »verdächtig« das richtige Wort ist, aber ich war mir ziemlich sicher, dass das Zeug aus der verseuchten Zone kam. Ich meine: Warum wäre es sonst noch vier Jahre nach dem Fieber erhältlich gewesen, nachdem jede Stadt und jedes Dorf geplündert worden war?

Ausgerechnet Obstsaft. Dieses Zeug war doch zuerst geklaut worden. Oder schlecht geworden.

Anfang letzten Jahres kam dieser Lionel Phillips also plötzlich aus heiterem Himmel mit seiner Ware, und er sträubte sich, uns zu verraten, wo er sie herhatte.

Und dann war ausgerechnet er derjenige, der verschwand, nachdem die Viehzüchterin Hubschrauber gehört hatte.

Meine Sorge war, dass das Produkt radioaktiv sein könnte. Ich versuchte, die Leute zu warnen, aber die Begeisterung über den Obstsaft, eingemachte Pfirsiche und sogar Pakete mit Zucker … Keiner hörte mir zu.

92

Die Westküstenleute: II

Ich sah Sofia Bergman zwischen den Westküstenflüchtlingen umhergehen. Sie blieb bei den Kindern und Frauen stehen, hockte sich zu zwei gebrechlichen alten Männern, berührte sie sanft und mit großem Respekt, und ich beobachtete, wie sie darauf reagierten.

Es war, als ginge die Sonne auf, wenn sie sahen, dass das Gesicht unter dem Soldatenhelm das einer schönen jungen Frau war. Sofort keimte Hoffnung in ihnen auf, und sie schienen erleichtert zu sein, als wüssten sie, dass sie jetzt in Sicherheit waren.

Ich beobachtete Sofia nicht allzu lange, denn ich wollte nicht selbst wieder Hoffnung schöpfen, und niemand sollte bemerken, dass ich mein Herz noch immer an sie verloren hatte. Außerdem war ich jetzt Sergeant und hatte Wichtigeres zu tun: Ich überprüfte die Identität der Flüchtlinge und ließ nach verborgenen Waffen und eventuell zwischen ihnen versteckten feindlichen Soldaten suchen, ich sammelte Informationen und befragte die Flüchtlinge nach ihrer Herkunft und Vorgeschichte. Ich war ein wenig hastig und streng und von meiner eigenen Wichtigkeit durchdrungen, deswegen schnappte ich nur Fetzen auf von Angriffen irgendwo am Meer, ihren Entbehrungen auf

der Reise und wie sie Hunger und Durst gelitten hatten.

Doch selbst wenn ich mir mehr Zeit genommen hätte und sie gesprächiger gewesen wären, selbst wenn ich ihre ganze Geschichte gekannt hätte – es hätte nichts genutzt. Dadurch wäre kein Leben gerettet worden.

Damit beruhigte ich mich, als ich später erstmals Zugang zu den Aufnahmen erhielt, durch die mein Vater die Geschichte Amanzis festgehalten hatte. Die Aufzeichnungen von den Geschichten der Westküstenflüchtlinge gehören zu den letzten, die er mit seinem typischen Eifer, Interesse, Altruismus und Wissensdurst angelegt hat.

Da war es aber schon zu spät.

Sewes Snijders

Ich kannte Tannie Yvonne Pekeur zu dieser Zeit schon bestimmt drei Jahre und wusste, dass sie absolut nüchtern war und keine Halluzinationen oder Visionen hatte. Wenn sie sagte, sie habe Hubschrauber gehört, dann war das so. Trotzdem fragte man sich, ob es stimmte oder ob sie es sich doch nicht nur eingebildet hatte. Andererseits dachten die Leute wahrscheinlich dasselbe, wenn ich von dem Geisterschiff erzählte.

Jedenfalls kamen nicht lange, nachdem sie die Helikopter gehört hatte, die Leute aus Boesmanskloof bei uns an. Die Boesmanskloof liegt tief in den Cederbergen, an die hundert Kilometer von Lambertsbaai entfernt. Man fährt durch Clanwilliam, dann über den Pakhuispass, auf der anderen Seite wieder hinunter, und dieser Teil ist die Boesmanskloof. Früher lag dort ein

großes Luxushotel, an diesem abgelegenen Ort, und dahin hatten sich Überlebende geflüchtet. Die Boesmansklowers. Hippies. Oder, mal überlegen, nicht direkt Hippies, aber schon ziemlich anders …

Andrew Nell

Anfangs waren wir nur zu dritt in der Boesmanskloof, aber zuletzt wohnten wir mit zwanzig bis dreißig Leuten in dem ehemaligen Hotel. Früher war es sehr luxuriös, mit Wellnessbereich und allem Drum und Dran, weit hinten in der Schlucht, sehr abgelegen. Ich persönlich habe über drei Jahre lang da gewohnt. Es war ein sehr sicherer Ort; es führte nur eine Straße hin, und wir hatten die Straßenschilder abmontiert. Von der großen Straße aus ahnte man nicht mal, dass es dort lag.

Das Beste daran war das frische, saubere Quellwasser. Nach einiger Zeit hielten wir uns auch eine kleine Herde Schafe, und es gab Wild und Fische im See. Wir versuchten auch Gemüse anzubauen, aber die Paviane klauten es jedes Mal, deswegen ernteten wir stattdessen die Zitrusfrüchte am Berg. Auch Brennholz holten wir vom Berg. Es war kein einfaches Leben. Aber da es sicher war, blieben wir. Manchmal kamen Leute vorbei, und die erzählten von den Hunden, die Rudel gebildet hätten und Menschen angriffen, und von brutalen Banden und Verrückten. Und so blieben wir da, wo wir einigermaßen in Sicherheit waren und ein Auskommen fanden.

Wir wussten von den Leuten in Lambertsbaai, denn eines Tages kam ein fliegender Händler in die Schlucht und fand uns dort. Da erzählte er uns, es gebe eine Ansiedlung bei Lambertsbaai und Graafwater, und er fragte, warum wir nicht dorthin gingen.

Da sagten wir, nein danke. Denn wir hatten so unsere eigene Lebensweise, und wir wussten, dass sie anderen Leuten möglicherweise nicht gefallen würde. Aber das sagten wir dem Händler nicht, wir sagten nur, nein, danke.

Da sagte der Händler, diese Leute hätten aber ein besseres Leben als wir. Trotzdem lehnten wir dankend ab.

Da fragte er, ob wir mit den Wupperthalern zusammenarbeiten würden.

Da sagte ich, wir wüssten nichts von den Wupperthalern.

Das entsprach aber nicht der Wahrheit.

Dann ging er wieder, und wir baten ihn, nichts von uns zu erzählen. Da sah er uns so merkwürdig an und antwortete: Aber hier gibt's doch nichts, warum sollte das irgendjemanden interessieren?

Wir hatten keinen Kalender, deswegen weiß ich nicht, was für ein Datum es genau war, doch die Leute aus Lambertsbaai sagen, es sei Anfang September letzten Jahres gewesen. Könnte stimmen. Jedenfalls kam der Überfall eines Nachts im September. Ganz plötzlich. Mitten in der Nacht brachen sie unsere Türen auf, schlugen mit Peitschen und Knüppeln auf uns ein und schrien: »Los, los nehmt eure Sachen und haut ab! Wir haben euch doch gesagt, haltet euch von Wupperthal fern. Wir haben euch gewarnt!« Und sie brüllten: »Kommt bloß nicht wieder!« Einer hat uns als Diebe beschimpft, »Ihr verdammten diebischen Bastarde«, oder so etwas. Es war furchtbar, so mitten in der Nacht plötzlich überfallen zu werden. Wir konnten nur schnell ein paar Sachen packen, weil sie uns schlugen, und dann mussten wir hinaus auf die Straße laufen. Sie riefen: »Lasst euch nie wieder hier blicken, wenn wir euch nur im Umkreis von hundert Kilometern erwischen, bringen wir euch um!«

Ein paar von unseren Leuten stellten fest, dass die, die uns verprügelten, alle dieselben Stiefel trugen. Sie waren nicht gleich angezogen, trugen aber alle dieselben Stiefel.

Ich weiß nicht, wer sie waren. Ich weiß auch nicht, warum sie uns dort weggejagt haben. Ich glaube, es ging um Wupperthal.

Wir sind dann die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag über den Pass hinüber zur Lambertsbaai gelaufen.

Sewes Snijders

Die Leute aus Boesmanskloof … Ja, die waren wirklich ein bisschen anders. Die Männer hatten einen Harem; dieser Andrew Nell, als der bei uns ankam, hatte er fünf Frauen. Fünf! Die Älteste war schon über fünfzig, die jüngste achtzehn oder so, und drei von ihnen waren gleichzeitig schwanger. Und alle fünf dieser Frauen schworen hoch und heilig, sie wären mit ihm verheiratet. Andrew hätte sie geheiratet, und sie liebten ihn, und er sei ja so gut zu ihnen. Dabei war er so ein magerer Mann, schon mit grauen Strähnen im Bart. Fünf Frauen… Das muss man erst mal schaffen – ich konnte mir nicht mal eine Frau leisten. Und auch die anderen Männer aus der Boesmanskloof hatten teilweise zwei bis drei Frauen. Wir fanden sie also ein bisschen merkwürdig und wussten nicht, ob wir ihnen glauben sollten, als sie von diesen Leuten erzählten, die sie mit Peitschen und Knüppeln verjagt hatten. Aber dann sahen wir, dass die Leute aus Boesmanskloof richtig anpacken konnten und dass sie für unseren Ort gut sein würden. Also beschlossen wir, wenn sie viele Frauen haben wollten und das für die Frauen in Ordnung war, sollten sie doch. Ich meine, die Welt hatte sich ja sowieso

inzwischen verändert.

Und dann, im November, kam der Kutter in unseren Hafen. Mitten am helllichten Tag.

Im November konnten wir nur noch mit den Schaluppen raus zum Fischen fahren. Eine Schaluppe ist eigentlich ein Segelboot, aber wir nannten die Ruderboote so. Wir ruderten also mit den Schaluppen hinaus, denn schon seit Monaten kamen keine Händler mehr, und der letzte Diesel, den wir von ihnen eingetauscht hatten, war aufgebraucht.

Yvonne Pekeur

Ja, das wollte ich auch noch erzählen: Es gab sieben Händler. Nachdem Lionel Phillips und sein Helfer verschwunden waren, nachdem ich die Helikopter gehört hatte, war das zugleich das letzte Lebenszeichen von irgendeinem dieser sieben Händler. Sie sind nie wieder aufgetaucht.

Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Ich weiß es wirklich nicht. Ich wollte nur sagen: Als Lionel Phillips und der Kleinwüchsige von den Hubschraubern mitgenommen worden waren, war das das letzte Mal, dass wir jemals etwas von einem Händler gesehen haben. Da muss es doch irgendeinen Zusammenhang geben! Meiner Meinung nach jedenfalls.

Sewes Snijders

Wie gesagt, das Boot kam auf einmal in die Bucht, ein bisschen außerhalb des Hafens, und die Leute riefen mich und Missus Irene Papers, denn ich war nun mal der Seemann, und sie war die … Man könnte sagen, sie war die

Bürgermeisterin. Und sie zeigten uns das Boot.

Es war ein großes Boot, ein 75-Fuß-Thunfischtrawler namens *Atlantic Hunter*, wie ich sah, als wir mit der Schaluppe hinausgerudert sind, zwei von meiner Besatzung und ich. Missus Irene Papers schickte uns hinaus, um nachzusehen, was es mit dem fremden Boot auf sich hatte.

Als wir ankamen, standen Leute an Deck, die sagten: »Kommt nicht näher, kommt nicht näher, wir sind krank.« Genau so, auf Englisch. Sie sprachen kein Burenenglisch, sondern ausländisches Englisch. Da waren wir bestimmt noch so, ich weiß nicht, sagen wir acht oder zehn Meter von ihnen entfernt, deswegen konnte ich sie gut sehen, und meine Ruderer sahen sie auch. Wir sahen, dass diese Leute voller Geschwüre waren, überall im Gesicht, am Hals und an den Armen, überall, wo die Haut nicht von den Kleidern verborgen war. Hässliche Geschwüre, sie sahen aus wie Bienenstiche, die sich entzündet hatten, wenn du weißt, was ich meine. Da ruderten wir nicht weiter, denn wir wollten diese Geschwüre nicht haben, und ich fragte: »Aber was wollt ihr?«

Da sagten sie: »Wir brauchen Wasser, bitte, wir brauchen frisches Wasser.«

Wir ruderten zurück, um Wasser für sie zu holen. Wir füllten es für sie in Flaschen ab, taten die Flaschen in ein Netz, und daran befestigte ich ein Seil und an dem Seil eine Boje. Wir ruderten wieder zurück, und ich warf das Seil und die Boje ins Wasser. Dann ruderten wir ein Stück von ihnen weg, und sie kamen ein bisschen näher und holten die Boje mit dem Netz voller Flaschen ein. Und dann tranken sie Wasser, und man sah ihnen an, dass sie durstig waren. Sie sagten: »Habt vielen Dank. Wir wollten euch warnen, es gibt ein neues Fieber. Blasenfieber. Wir haben alle das Blasenfieber. Es tötet

einen viel langsamer. Wir haben in Saldanha gewohnt, da sind Leute aus Kapstadt gekommen, und sie haben dieses Fieber mitgebracht und uns alle infiziert. Sie sind unterwegs hierher, sie ziehen nach Norden. Ihr müsst fliehen, bevor sie hierher kommen. Ihr müsst nach Norden gehen. Geht weit weg! Geht nach Lüderitz oder nach Angola.«

Sie hatten zwei Leichen dabei, die sie in Stofffetzen eingewickelt hatten, und sie sagten: »Tut uns leid, wir müssen zwei unserer Leute eine Seebestattung geben, sie sind am Blasenfieber gestorben, es ist ein schrecklicher Tod«, und da warfen sie die beiden Leichen ins Wasser, wo sie versanken.

Wir schrien sie an: »Warum müsst ihr diese Leute ausgerechnet hier bestatten?«

Da sagten sie: »Wir hatten zu großen Durst, wir haben keine Kraft mehr, das werdet ihr merken, wenn ihr das Fieber bekommt.«

Und dann bedanken sie sich wieder für das Wasser und rieten uns zur Flucht, weil das Blasenfieber käme. Danach fuhren sie mit dem Thunfischboot, der *Atlantic Hunter*, wieder raus aufs Meer.

Was mir merkwürdig vorkam: Der Motor, dieser Dieselmotor, lief wie ein Uhrwerk. Als wäre der Diesel ganz frisch.

Und noch etwas war seltsam: dieses ausländische Englisch. Sie hatten keinen starken Akzent, aber für mich klang er ausländisch.

Dass ich aber auch nicht daran gedacht habe, sie zu fragen, wo sie den Diesel herhatten! Vielleicht waren sie so wie ihr. Vielleicht haben sie in der Saldanhabaai Canola oder Sonnenblumen angepflanzt und ihren eigenen Diesel hergestellt. Wer weiß?

Jedenfalls ruderten wir zurück, um Missus Irene Papers und unseren

Leuten von dem Blasenfieber zu erzählen. Und dann diskutierten wir alle, unsere ganze Dorfgemeinschaft, den ganzen Tag lang bis spät in die Nacht, und wir beschlossen, dass wir absolut nicht nach Angola fliehen würden. Wir würden die Straßen beobachten, und wenn Leute mit Blasenfieber vom Kap herkämen, würden wir ihnen sagen, sie sollten umkehren. Kehrt um! Und wenn sie es nicht wollten, dann müssten wir eben schießen. Aber wir würden nicht nach Angola gehen.

93

Die Westküstenleute: III

Joe Drake

Das ist vielleicht ein guter Zeitpunkt zu erwähnen, dass wir von euch gehört hatten. Nicht den Namen eurer Republik, wir wussten nicht, dass sie Amanzi genannt wurde. Aber wir hatten erfahren, dass es eine Niederlassung am Oranje gab, an einem Stausee. Ich hielt es anfangs nur für eine Legende, du weißt schon, eine Geschichte, die die Leute erfunden hatten. Aber als wir es dann von einem anderen fahrenden Händler hörten, dachte ich, es sei vielleicht am Gariepdamm, das malte ich mir so aus.

Ich weiß gar nicht, welcher Händler uns zuerst von euch erzählt hat. Es ist über zwei Jahre her, als er uns erzählte, es gebe da diese Niederlassung am Fluss, und die hätten dort Elektrizität, Bewässerungsanlagen, eine Bäckerei und alles. Ich dachte, das sei Unsinn. Aber dann, Anfang letzten Jahres, sagte noch ein anderer Händler, er habe gehört, dass das alles stimmen würde, dass ihr euren eigenen Diesel produziert, dass ihr Traktoren, Lkw und so weiter hättet und dass ihr sogar Häuser baut. Aber es sei sehr gefährlich, zu euch zu gelangen, weil ihr diese Motorradpatrouillen hättet, um Leute aufzuhalten, die zu euch kommen wollten.

Deswegen dachte niemand daran, sich zu euch auf den Weg zu machen, bevor der große Angriff kam.

Sewes Snijders

Im Dezember und im Januar sahen wir niemanden. Wir hatten an beiden Straßen Wachen postiert und auch an der Bahnlinie, im Norden und im Süden, aber nirgendwo entdeckten wir Leute mit Blasenfieber.

Wir fragten uns, ob die auf dem Schiff mit dem frischen Diesel einfach nur ein Haufen Verrückter gewesen waren.

Aber dann, am 16. Februar, brach die Hölle los.

Yvonne Pekeur

Wir hörten die Explosion bis oben in Graafwater, dreißig Kilometer entfernt. Es war nach Mitternacht, und wie gesagt, ich habe einen leichten Schlaf. Wir waren oben auf dem Berg mit den Rindern, da hörte ich den Knall, stand auf und schaute in Richtung Meer. Und da sah ich die Glut.

Sewes Snijders

Wir waren 546 Leute in Lambertsbaai in der Nacht, als die Rakete die Fischfabrik traf. Einige von uns haben die Rakete kommen sehen, vom Meer her. Sie sahen sie durch die Luft fliegen. Und sie traf genau die Fischfabrik. Dort wohnten mindestens siebzig Leute. Sie schliefen dort, wir haben die Fabrik nie als solche gebraucht, es war ein Schlafplatz. Eine Unterkunft. Die Leute waren alle tot.

Und dann kamen die Hubschrauber, wir hörten sie kommen, nicht übers Meer, sie kamen aus Richtung Muisbosskerm, flogen ganz tief über uns

hinweg, drehten über dem Wohnwagenpark und kehrten wieder zurück. Ich würde sagen, dass es an die zwanzig waren.

Sie landeten auf dem Sportplatz der alten Schule. Soldaten sprangen heraus, ganze Trupps, und sie fingen an, mit Peitschen und Knüppeln auf uns einzuschlagen, schossen in die Luft und schrien uns an: »Dieses Gebiet ist verseucht, dieses Gebiet ist verseucht, in zwei Tagen bombardieren wir diesen Ort, hier ist alles mit Blasenfieber verseucht, raus, raus, ihr habt zwei Tage!«

Es war furchtbar; hinter uns brannte die Fischfabrik nach einer höllischen Explosion, und vor uns stürmten die Männer aus den Hubschraubern, und die Frauen schrien, und die Kinder weinten.

Missus Irene Papers gehörte zu denen, die in der Fischfabrik gewohnt hatten.

Wir hatten nun keine Bürgermeisterin mehr. Und da machten wir uns auf den Weg. Das war vor sechs Wochen.

Yvonne Pekeur

Ja, und dann am anderen Morgen kamen sie in Gruppen bei uns an und erzählten uns, was geschehen war.

Da haben auch wir Leute in Graafwater unsere Sachen gepackt. Wir zogen los, auf der Suche nach euch. Aber durch die Trockenheit in diesem Jahr … Viele Kinder und alte Leute sind unterwegs gestorben. Und eine von Andrew Nells schwangeren Frauen. Du weißt schon, der mit dem Harem.

Andrew Nell

Ich mag das Wort nicht. Harem. Meine Frauen sind freiwillig bei mir. Ja, einige von uns waren polygam. Nicht alle, aber ich zum Beispiel. Und ich bin es noch. Amanzis Grundgesetz besagt, dass ich das darf. Habt ihr ein Problem damit?

Es hat sich einfach so ergeben. Es gab viel mehr Frauen als Männer, also ist es eben so passiert. Ich glaube nicht, dass wir weiter darüber reden müssen.

Ihr solltet mich lieber nach Wupperthal fragen, denn ich glaube, dass Wupperthal wichtig ist. Ich glaube, dass Wupperthal möglicherweise der Grund für vieles ist, was mit uns geschehen ist.

Okay, gut. Dann erzähle ich jetzt von Wupperthal.

Ich glaube, dass die Leute, die uns mit Peitschen und Knüppeln aus der Boesmanskloof vertrieben haben, der Meinung waren, wir hätten etwas mit Wupperthal zu tun.

Hatten wir nicht. Darauf gebe ich euch mein Wort. Wir hatten nichts mit diesen Leuten zu tun. Aber wir wussten von ihnen.

Wupperthal war früher ein kleiner Ort, ein hübsches Dorf, eine ehemalige Missionsstation. Wenn man von Clanwilliam kam, endete die Straße dort, tief in den Cederbergen. Für die meisten Autos endete der Weg dort.

Aber was viele nicht wussten: Es gab noch eine unbefestigte Wagenspur, die über die Eselsbank und über den Berg führte. Auf der anderen Seite ging es wieder hinunter, und schließlich kam man nach Ceres. Am Kap. Es war eine Art Schleichweg. Da so viele andere Straßen und Wege in Richtung Kap führten, Autobahnen, Asphaltstraßen und unbefestigte Straßen, wussten

nur wenige Leute von dem Weg hinter Wupperthal über die Eselsbank.

In der Boesmanskloof gab es Zeiten, in denen wir großen Hunger litten und keine andere Wahl hatten, als irgendwie nach etwas zu essen zu suchen. Es war vor zwei Jahren, und da dachte ich: Vielleicht gibt es etwas in Wupperthal. Es war so ein kleines Dorf, dass es vielleicht alle vergessen hatten, vielleicht gab es dort noch ein paar Konserven oder so. Daraufhin sind wir von der Boesmanskloof aus zu dritt mit den Eseln losgezogen. Es war ungefähr zwanzig Kilometer weit.

Die große Straße nach Wupperthal führte über einen Pass oder jedenfalls eine Serpentinenstraße hinauf, bis man dann den kleinen Ort unter sich im Tal liegen sah. Wir gingen zu Fuß rauf. Spätnachmittags rochen wir die Feuer, hielten an und versteckten uns. Es wurde dunkel, und dann sahen wir die Feuer.

Ich ließ die anderen beiden bei den Eseln und schlich mich durch den kleinen schmalen Flusslauf bis zu dem kleinen Bergsattel. Da sah ich, dass sich eine Gruppe Händler dort versammelt hatte. Einen hatte ich schon mal gesehen, aber die anderen – es müssen fünf gewesen sein – kannte ich nicht. Alle waren mit alten Lkw oder Pick-ups unterwegs, aus denen sie den Motor und alles Überflüssige ausgebaut hatten und die von Pferden oder Eseln gezogen wurden. Ihre Wagen standen alle dort.

Ich hörte, wie die Händler jemanden riefen, und da sah ich vier Männer auf der anderen Seite herauskommen. Sie hatten mehrere Packesel dabei, etwa acht bis zehn, und sie gingen in Richtung der Eselsbank. Sie nahmen den geheimen Weg über den Berg in Richtung Kap.

Wir sind danach in die Boesmanskloof zurückgekehrt, denn diese Leute, diese Händler … Ich glaube, die haben geschmuggelt. Sie sind in das

radioaktive Gebiet gegangen und haben Sachen rausgeholt. Sachen, die einen krank machen können.

Solche Leute sind gefährlich. Deswegen habe ich mich nicht gemuckst und bin lieber wieder umgekehrt.

Die Leute mit den Stiefeln, die uns geschlagen und vertrieben haben, die mit den Peitschen, die glaubten, wir gehörten auch zu den Schmugglern von Wupperthal.

Überleg mal, was sie zu uns gesagt haben: »Wir haben euch gesagt, bleibt weg von Wupperthal.« Und: »Ihr verdammten diebischen Bastarde.«

Ausgerechnet wir, die nie etwas gestohlen haben, warum sagten die so etwas zu uns? Es muss wegen der Schmuggler aus Wupperthal gewesen sein.

94

Pa

An diesem Punkt meiner Geschichte möchte ich ein wenig verweilen. Ich möchte Zeit vergeuden, denn mir sinkt der Mut vor diesem letzten Teil der Reise. Ich will auch deswegen stillstehen, weil ich ein letztes Mal tief in meinem Gedächtnis graben möchte, um ein so naturgetreues Bild wie möglich von meinem Vater zeichnen zu können, so, wie er im Leben gewesen ist. Ich möchte seinen Charakter vollständig beschreiben, ich will ihn für die Leserinnen und Leser zum Leben erwecken, so dass sie denselben unerträglichen Schmerz verspüren, wenn ich vom Tod meines Vaters erzähle.

Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Vielleicht wünsche ich mir auch, dass die Leserinnen und Leser mich verstehen und sich besser in meine Reaktion auf den Tod meines Vaters und mein Verhalten danach einfühlen können. Mein Leben lang konnte ich nie die Charakterschwäche überwinden, hin und wieder um Mitleid zu heischen.

Das Problem ist, dass ich nicht die Mittel habe, den Charakter meines Vaters an dieser Stelle naturgetreu zu zeichnen, denn als ich ihn kannte, war ich noch ein Kind.

Ich weiß, das klingt nach einer faden Entschuldigung, fast so, als würde ich mich meiner Pflicht als Biograph entziehen. Aber

es liegt ein Stück Wahrheit darin, und ich glaube, Kinder möchten gar nicht so gerne den Charakter ihrer Eltern analysieren. Sie haben gar kein Interesse daran. Als Kind war ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, und wenn ich mir jetzt meine eigenen Kinder ansehe, erkenne ich das auch in ihnen. Die Konzentration eines Kindes auf sich selbst lässt wenig Raum für die Ergründung eines anderen.

Wenn ich jetzt als Mann in den mittleren Jahren zurückblicke, geschieht dies immer noch mit den Augen eines Kindes, und deswegen ist es für mich so furchtbar schwierig, mich objektiv an meinen Vater zu erinnern. Zum Beispiel an den Augenblick, in dem ich ihn und Beryl in flagranti erwischte. Sogar jetzt und hier ist es für mich sehr schwer, mir ihre Beziehung vorzustellen. Das hat absolut nichts mit der Tatsache zu tun, dass er weiß war und sie farbig, dass sie ihre Beziehung verheimlichten oder dass sie als Lesbe galt. Es liegt einzig und allein daran, dass er mein Vater war und Kinder sich so etwas bei ihren Eltern nicht vorstellen wollen.

Außerdem gibt es das Dilemma mit der Perspektive. Ich erkenne mit jedem Tag mehr, dass wir auf ewig Gefangene unserer eigenen, einzigartigen Sichtweise bleiben. Wir geben uns große Mühe, andere ohne Vorurteile und objektiv zu betrachten, und glauben ernsthaft, wir seien offen genug, um dazu in der Lage zu sein, aber letzten Endes ist das größtenteils Einbildung. Wir können immer nur durch unsere eigenen Augen schauen, und sogar für Erwachsene bleibt Objektivität eine Illusion.

Der letzte Faktor, der es mir so unmöglich macht, ist, dass ich mein Leben lang so wie mein Vater sein wollte. Das will ich bis heute.

Dabei werde ich das niemals schaffen.

Einerseits, weil mein Vater in meinem Kopf ebenso sehr eine Idee, ein Konzept, eine Ikone ist, wie er ein Mensch war. Die Verstorbenen haben diesen Vorteil des abgeschlossenen und fertigen Lebens. Ich dagegen bin ein fortfließendes, unvollendetes Projekt, eine Persönlichkeit und ein Charakter, der noch immer auf der Suche nach sich selbst ist, immer noch undefiniert, immer noch in der Entwicklung begriffen, immer noch mit dem Bestreben, ein wenig so zu sein, wie Willem Storm es gewesen ist.

Selbst jetzt, wo ich schon über vierzig bin.

Dann habe ich mir überlegt, dass sich auch mein Vater so gefühlt haben muss. Vielleicht hat er sogar auch im Schatten seines eigenen Vaters gestanden, oder er war in den Erinnerungen an seine Frau und ihre Beziehung gefangen und an den großen Schmerz, der damit verknüpft war. Sein Inneres war zweifellos viel komplexer, als ich gewusst oder verstanden habe. Pa muss auch Augenblicke von Selbstzweifel gekannt haben, Pa muss auch ständig in Veränderung begriffen, wachsend und suchend gewesen sein. Pa war zugleich mehr oder weniger wie der Mann, den ich mit meinem kindlichen und jugendlichen Verstand kennengelernt habe, aber wie viel mehr oder weniger, werde ich niemals erfahren.

Mein Versuch, eine vollständige, ausgewogene und erklärende Charakterskizze von ihm zu zeichnen, wird bestenfalls respektlos und schlimmstenfalls ein Verbrechen gegenüber seiner Hinterlassenschaft sein.

Dennoch frage ich mich in Augenblicken der Schwäche: Hatte er eine Beziehung zu Beryl, weil er sie liebte? Oder war sie für ihn ein Ersatz und eine Schwäche, weil er auf muskulöse Frauen stand, denn meine Hockeyspieler-Mutter war auch athletisch, gelenkig und fit gewesen. Oder hatten er und Beryl einander nur getröstet und gegenseitig ihre körperliche Nähe gesucht, die wir, wie Nero Dlamini mir einmal erklärt hat, als soziale Tiere brauchen?

Ich möchte gerne glauben, dass es Liebe war. Meiner Meinung nach hat es sich zufällig ergeben. Sie haben in jenen ersten Amanzi-Jahren so furchtbar hart gearbeitet, hatten alle Hände voll mit den Kindern, der Gemeinschaft, den Gefahren und den Rückschlägen zu tun, und ich stelle mir vor, dass sie eines Abends völlig erschöpft körperlichen Trost beieinander gefunden hatten und es danach eine Sache der Bequemlichkeit und Gewohnheit wurde, aus der sich schließlich Liebe entwickelte.

Wenn ich daran zurückdenke, wie sie miteinander umgegangen sind – diese aufrichtige Freundschaft, von der Art, die alles akzeptiert und alles vergibt, diese Art von gegenseitigem Respekt und beiderseitiger Liebe, dann ergibt das alles einen Sinn. Dann gönne ich es ihnen im Nachhinein und bin froh, dass es so gekommen ist. Jetzt, wo ich dies schreibe.

Aber als ich siebzehn war, als ich Sergeant Nico Storm von Team Bravo bei den Spottern war, bereitete mir das Wissen um die Liebesbeziehung zwischen meinem Vater und Beryl großes Unbehagen, wie ein Reptil, das sich in meinem Inneren wand und drehte, so dass ich die letzten Monate seines Lebens nicht bewusst mitbekam.

Am Sonntag nach der Ankunft der Leute von der Westküste wurde ich an die Tür der Kaserne gerufen. »Dein Vater ist hier!«

Ich ging hinunter. Er stand mit Okkie zusammen vor der Tür.

Es war das erste Mal, dass ich ihn sah, seitdem ich die Tür im Waisenhaus, ohne zu klopfen, geöffnet hatte.

Ich war verärgert, dass er Okkie mitbrachte, und betrachtete es als Feigheit, als seine Art, einer Erklärung oder irgendeinem Gespräch über seine Indiskretion auszuweichen.

Er stand mit einer gewissen Verlegenheit vor mir, wie ein Kind, das eine kleinere Hausregel übertreten hat, sein Gesichtsausdruck eine verhaltene Entschuldigung, bereit, erleichtert zu lächeln, wenn ich ihm amüsiert Vergebung gewähren würde, wenn ich ihm zeigen würde, es wäre nicht so schlimm, wenn ich ihm bedeuten würde, mein Ärger wäre nur gespielt, da er durch Mitgefühl, Verständnis und Liebe gezügelt würde.

Ich erinnere mich noch sehr deutlich an diese Szene, denn die Augenblicke von Furcht, Verlust und Erniedrigung bleiben uns am deutlichsten im Gedächtnis. In diesem Fall war es

Erniedrigung. Meine Erniedrigung, weil ich nicht großherzig genug war, um ihm Mitgefühl, Verständnis und Liebe zu schenken.

Ich sehe es noch genau vor mir: Pa und Okkie, Hand in Hand, im Gegenlicht, das von draußen hereinfiel. Pa, der kleiner wirkte, jedes Mal, wenn ich ihn sah, weil Okkie und ich größer wurden, seine Verantwortlichkeiten und seine politischen und sozialen Probleme hingegen drückender und schwerer. Pas Augen waren auf mein Gesicht geheftet, forschend, suchend nach Verständnis und Empathie. Doch ich sah weg, voller Verachtung. Ich schaute Okkie an, ich begrüßte Okkie, nahm ihn auf den Arm, zog ihn an mich und ließ meinen Vater links liegen.

»Möchtest du zusammen mit uns zum Fluss gehen?«, fragte Pa, seine Stimme ein Friedensangebot.

Ich log und sagte: »Ich kann nicht.« Ich sah ihn nicht an. Ich missbrauchte meine Macht bis zum Äußersten.

Auch Okkie bat mich: »Komm, Nico, wir können *kleilat gooi*.«

»Ein andermal«, sagte ich. »Ich muss arbeiten.«

Pa wusste, dass das eine Lüge war.

»Gut«, sagte er gelassen. »Ein andermal.«

95

April: I

Domingo rief mich zu sich. Er sagte: »Mach die Tür zu«, und dann: »Setz dich.«

Ich fragte mich, ob es um meinen Vater ging und er gestern gesehen hatte, wie ich ihn vor der Tür stehen gelassen hatte.

Doch dann fragt er: »Wie viel hast du von den Geschichten der Westküstenleute gehört?«

»Ich weiß, dass sie Entbehrungen hinter sich haben. Auf dem Weg zu uns …«

»Haben sie dir von den Hubschraubern erzählt?«

»Nein.«

»Okay. Hier die Kurzversion: Sie sagen, sie hätten in Lambertsbaai gewohnt. Sie sagen, da seien Leute auf einem Boot gekommen, die mit Geschwüren bedeckt gewesen seien, und sie hätten gesagt, sie sollten fliehen, weil ein neues Fieber drohe. Als sie es nicht taten, sind mit Soldaten besetzte Hubschrauber gelandet, die sie verjagten. Eine ganze Fischfabrik wurde gesprengt.«

»Das wusste ich nicht.«

»Erinnerst du dich noch an die Marauders?«

»Ja, Kaptein.«

»Erinnerst du dich an Leon Calitz und den Sparkie, auf der

Farm, wo sie die Frauen eingesperrt hatten?«

»Ja, Kaptein.«

»Weißt du noch, wie der Techniker dauernd von dem Heli gefaselt hat?«

»Ja, Kaptein.«

»Darüber müssen wir noch mal reden. Aus naheliegenden Gründen. Und mein Problem ist, dass ich mich nicht mehr richtig daran erinnern kann, weil ich so sauer war an dem Tag. Das weißt du ja noch. Ich habe gar nicht richtig zugehört. Du und ich, wir sind die einzigen Überlebenden des Special Ops Teams, die an diesem Tag dabei gewesen sind. Also frage ich dich: Woran erinnerst du dich noch?«

Ich dachte nach. Es war über ein Jahr her, aber es war ein Ereignis, das einen großen Eindruck auf mich gemacht hatte.

»Nimm dir Zeit«, sagte Domingo.

»Er hat von dem Hubschrauber geredet. Einem einzigen Hubschrauber. Daran erinnere ich mich.«

»Okay«, sagte Domingo.

»Und er hat gesagt, es seien Typen mit Gewehren rausgesprungen, und ihre Gewehre hätten Laseraufsätze darauf gehabt.«

»Okay«, sagte Domingo. »Laserzielhilfen. Das weiß ich auch noch. Aber wie viele Männer sind rausgesprungen?«

Ich strengte mich an, wusste es aber nicht mehr. »Ich weiß nicht.«

»Nicht wichtig. Okay, was sonst noch?«

»Er hat auf die Einschlaglöcher oberhalb der Tür gezeigt und gesagt, die Männer hätten auf ihn geschossen, als er in der Tür stand.«

»Okay«, sagte Domingo. »Die haben mit Laserzielhilfen auf ihn geschossen und ihn allesamt verfehlt. Deswegen habe ich wohl geglaubt, er wäre stoned gewesen. Ich meine: Wenn da ein Hubschrauber landet, geht man doch davon aus, dass Leute drinsitzen, die wissen, was sie tun. Mit einem Hubschrauber anzukommen und Waffen mit Laserzielhilfen zu haben bedeutet, du bist Hot Shit. Und dann schießt du derart daneben? Aber es heißt ja auch, die Westküstenleute seien mit Peitschen und Stöcken verjagt worden. Leute, die eine Rakete auf eine Fischfabrik abfeuern, aus Hubschraubern springen und sie mit Stöcken jagen … Das klingt für mich genauso nach einem Kiffertraum, aber das Problem ist, dass nicht alle vierhundert Westküstenleute gleichzeitig bekifft gewesen sein können. Also haben diese mit Laseraufsätzen ausgerüsteten Hubschraubersoldaten wohl absichtlich danebengeschossen. Aber warum?«

Schweigend dachten wir beide nach. Uns fiel keine Antwort darauf ein.

»Okay«, sagte Domingo. »Woran erinnerst du dich sonst noch? Von dem, was dieser Techniker gesagt hat?«

»Er hat gesagt, sie hätten ihn über Leute ausgefragt, die er nicht kannte.«

»Sie hätten ihn über Leute ausgefragt, die er nicht kannte?«

»Ja, ich glaube, das hat er gesagt.«

»Aber er hat nicht gesagt, was für Leute.«

»Nein.«

»Okay«, sagte Domingo. »Was sonst noch?«

»Er hat gesagt, sie hätten das Funkgerät gesucht. Die Typen aus dem Hubschrauber hätten das Funkgerät der Marauders gesucht.«

»Das weiß ich noch. Aber dann haben sie es einfach stehen gelassen?«

»Ja.«

»Das ist alles ziemlich merkwürdig. Wir müssen unbedingt auch mit den Frauen darüber reden.«

Ihr Name war Anna van der Walt. Sie war die älteste der sieben Frauen, die wir damals aus dem Schuppen gerettet hatten, in dem die Marauders sie gefangenhielten. Sie war etwas über vierzig und arbeitete jetzt, ein Jahr später, als Köchin in einer der Gemeinschaftsküchen, aber es war, als stecke ihr die Erfahrung noch in den Knochen – sie war noch genauso mager und scheu. Sie wischte ihre Hände routiniert mit einem Lappen ab, sagte den Kollegen Bescheid, dass sie jetzt erst mit Domingo und mir reden müsse, und führte uns hinaus in den Garten. Wir setzten uns unter einen Pfefferbaum, auf Stühle aus Metallgitter, von denen vollständig die Farbe abgeblättert war.

Domingo hatte mich gebeten, mit ihr zu reden. Ich glaube, er hatte Angst, nicht einfühlsam und diplomatisch genug zu sein.

»Tannie, wir würden gerne über den Abend reden, bevor wir euch gefunden haben, da oben auf dem Berg. Wir würden dich nicht darum bitten, wenn es nicht wirklich wichtig wäre. Aber du brauchst uns auch nur zu antworten, wenn du damit einverstanden bist.«

Ihre Augen verrieten, dass der Gedanke sie erschreckte. Aber sie sagte: »Natürlich, Nico. Frag nur.«

»Wir wollten uns nach dem Hubschrauber erkundigen, der angeblich damals in der Nacht dort gelandet ist. Sonst nichts.«

»In Ordnung.«

»Könntest du uns bitte erzählen, an was du dich erinnerst?«

Ihre schmale Gestalt erstarrte langsam, als müsse sie sich dagegen wappnen, an jene Zeit und diese Nacht zurückzudenken.

»Wir hatten kein Licht in dem Schuppen«, begann sie.

Dann dachte sie nach, und die Minuten verstrichen. Wir saßen da und hielten den Atem an.

»Wir hatten auch kein Fenster. Bei Tag fiel das Licht, das Sonnenlicht durch die Löcher im Dach und unter der Tür hindurch. Wir … Wir waren sehr lange da drin, sie haben uns nie rausgelassen. Ich habe nie genau gewusst, wann ich schlief und wann ich wach war. Ich habe den Hubschrauber gehört und gedacht, es wäre ein Traum. Aber dann schaute ich hinauf zum Dach und sah das Licht, das durch die Löcher schien, lange dünne Lichtstrahlen, und sie bewegten sich, wie kleine Suchscheinwerfer, sie schienen über uns hinwegzugleiten. Es war nicht die Sonne, es war etwas anderes. Es war schön … Der

Hubschrauber war sehr laut … Und draußen schrien Leute, und es wurde geschossen … Wart ihr jemals eingesperrt?«

Domingo antwortete »ja«, so leise, dass ich nicht sicher war, dass er es wirklich gesagt hatte, und ich wagte es nicht, ihn anzusehen, aber Anna van der Walt sah ihn an, geradeaus und eindringlich, und sie fuhr fort: »Man träumt von der Befreiung. Man träumt davon, dass jemand einen holen käme. Die ganze Zeit träumt man davon, dieser Hölle zu entkommen. Ich … Der Lichtschein, der durch das Dach fiel, der Lärm, die Stimmen und die Schüsse, und dann öffnete jemand die Tür, unsere Gefängnistür, die Schuppentür, und ich sah die Leute dort draußen stehen, die Soldaten, ich sah ihre Silhouetten vor dem grellen Licht der Hubschrauberscheinwerfer, und ich dachte, ich träume, da sind Menschen, die uns befreien, vielleicht kommen sie vom Himmel, und ich streckte meine Hände so nach ihnen aus. Und dann schrien sie. Da dachte ich, sie sind genau wie die anderen Männer. Und dann machten sie die Tür wieder zu. Und ich dachte: Ja, das ist definitiv ein Traum.«

Sie wandte den Blick von Domingo ab, hob ihn hinauf zum blauen Himmel und entspannte sich ganz allmählich wieder.

Wir fuhren in Domingos Jeep zurück.

»Was sind das für Leute, die in einem Hubschrauber fliegen, wie Soldaten aussehen und sieben Frauen einfach so wieder einsperren? Was sind das für Menschen?«

Ich wusste keine Antwort darauf.

»Was sind das für Menschen, die eine Rakete auf eine Fischfabrik abschießen und dann die Leute mit Peitschen jagen?«

Er warf die Hände in die Luft. Es war eine unbegreifliche Welt.

»Wir werden uns eine Verteidigungsstrategie gegen Hubschrauber überlegen müssen«, sagte er.

»Wie denn?«

»Muss ich mir noch überlegen. In De Aar waren sechzehn Starstreak-Raketen gelagert, aber ich habe noch nie mit ihnen gearbeitet, und sechzehn sind zu wenige, um mit ihnen zu experimentieren. Das Gute ist, dass diese Hubschraubertypen nicht direkt morden. Sofern man die Opfer in der Fischfabrik als Kollateralschaden betrachtet. Damit bleibt die Frage: Was beabsichtigen diese Leute?«

Nachdenklich fuhr er zurück zur Kaserne. Er hielt an. Bevor ich aussteigen konnte, sagte er: »Weißt du, alle Leute, die mir dabei geholfen haben, den Löwenanteil unseres Arsenals nach Sizilien zu verlagern, sind in der Schlacht um Sektor 3 gefallen.«

»O Gott.« Ich hatte das noch gar nicht richtig begriffen.

»Doch. Alle vier Männer waren Reservisten, was bedeutet, dass du und ich jetzt die Einzigen sind, die wissen, wo die Waffen und die Munition sind.«

»Okay …«

»Du wirst … Es wird am 3. April eine Ankündigung geben. Diese Ankündigung wird dich womöglich in einen schweren Loyalitätskonflikt stürzen, und du wirst dich sicher fragen, ob du

jemandem sagen solltest, wo das Arsenal ist.«

»Ich sage es niemandem.«

Er sah mich an, als schätze er mich ein. Dann sagte er: »Okay. Wegtreten, Sergeant.«

Ich stieg aus und lief auf mein Team zu, das gerade trainierte. Domingo rief mich noch einmal zurück: »Sergeant!«

Ich sah mich um. Er winkte mich zu sich. Ich stellte mich neben den Jeep.

»Ich habe Birdie einen Heiratsantrag gemacht. Und sie hat ja gesagt.«

Er sah, dass ich ihn beglückwünschen wollte, aber er erwiderte sehr streng: »Nein, du wirst jetzt nichts sagen. Du wirst nur zuhören. Die Hochzeit ist in drei Wochen. Und du kannst nicht dabei sein. Denn wenn ich dich einlade, muss ich das ganze Sonderkommando einladen, und das gäbe ein ziemliches Gedränge. Außerdem ist die Braut ein bisschen pazifistisch.« Er grinste sein Domingo-Grinsen.

Ich stand da, wortlos, denn ich durfte ja nichts sagen.

»Nur, damit du Bescheid weißt. Die Information ist streng geheim. Wegtreten.«

Am Abend kam die Nachricht: Übermorgen um neun Uhr morgens werde im Forum eine große Ankündigung erfolgen. Ganz Amanzi solle sich versammeln.

96

April: II

Ein Déjà-vu ist das deutliche Gefühl, eine Situation früher schon einmal erlebt zu haben. Der Begriff stammt aus dem Französischen und bedeutet wörtlich: »schon einmal gesehen«.

Mein Vater hatte mir das beigebracht, als ich dreizehn war, und daran dachte ich, als wir am 3. April im Jahr des Löwen im Forum von Amanzi standen. Denn das Déjà-vu war überwältigend.

Pastor Nkosi Sebego stand auf der Ladefläche des alten Tata-Trucks, das Mikrofon in seiner großen Hand. Pa stand neben ihm, im Verhältnis zu ihm klein wie ein Zwerg, wie immer. Der Pastor wirkte präsidial und mächtig, strahlte Autorität und Selbstsicherheit aus, während mein Vater niedergeschlagen und ergeben aussah. Wieder einmal empfand ich diese Mischung aus Scham und Wut darüber, dass mein Vater sich das antat.

Praktisch die gesamte Bevölkerung Amanzis drängte sich im Forum zusammen. Der ehemalige Parkplatz war restlos gefüllt, und sie standen Schulter an Schulter bis in die Gansiestraat und auch auf den Bürgersteigen und in den Vorgärten der Straße in die andere Richtung. Sie strömten aus allen Himmelsrichtungen herbei, und nicht alle konnten etwas sehen, aber dank des Lautsprechersystems konnten alle hören. Fast sechstausend Leute

waren anwesend, denn die Westküstenleute waren dabei und unsere gesamte Gemeinschaft – die Flussbauern, die Bewohner von Petrusville, die Leute, die dabei waren, Hopetown wieder aufzubauen, die Spotter und der größte Teil von Sarge X' Wachmannschaft.

Pastor Nkosi machte seine Ankündigung, eine Wiederholung der Rede, die er bereits vor dem Kabinett gehalten hatte, wie ich später erfuhr. Er sagte, er werde seine Gemeinde in das Gelobte Land von New Jerusalem führen. Er war ein natürlicher und brillanter Rhetoriker, der zur Hochform auflief, wenn sowohl das Publikum als auch die Sache als auch die Gewinnaussichten groß waren. An diesem Tag las er die Rede nicht ab, sondern machte ein Schauspiel daraus. Seine Stimme wogte dramatisch über die Häuser dahin, hallte von den Hügeln wider und verlor sich schließlich über den Gewässern des Stausees.

Nachdem er den Kern seiner Botschaft übermittelt hatte, jubelten ihm alle zu, selbst diejenigen, die im nicht folgen würden, denn seine Rede erforderte Applaus. Sie war emotional und mitreißend.

Dann verkündete der Pastor, dass der Auszug bereits in der nächsten Woche beginnen werde.

»Und«, sagte er, und sein ganzer Körper war beteiligt, Arme und Hände gestikulierten und dirigierten, »ich möchte denjenigen, die sich uns nicht anschließen möchten, raten, sehr gründlich nachzudenken: Wollt ihr Teil einer Gemeinschaft von Wahrheit, Gerechtigkeit und Fairness sein, oder wollt ihr bei

Lügnern und Betrügern bleiben? Oh, ich höre euch nach Luft schnappen, wie kann Nkosi nur so etwas sagen? Wie kann er es wagen? Ich frage mich: Würdet ihr immer noch nach Luft schnappen, wenn ihr die Wahrheit wüsstet? Wollt ihr die Wahrheit hören?«

Hunderte Stimmen riefen: »Ja!«

»Wollt ihr die Wahrheit hören?«

»Ja!« Die Rufe wurden lauter.

Nkosis Stimme donnerte über die Scharen hinweg: »Wollt ihr die Wahrheit hören?«

Tausende antworteten mit »Ja«.

»Dann werde ich euch die Wahrheit enthüllen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Also, ich will euch fragen: Haben die Leute meiner Gewaltiger-Held-Partei und ich Seite an Seite mit allen in Amanzi gearbeitet, um diesen Ort aufzubauen?«

»Ja!«

»Sind unser Blut, unser Schweiß und unsere Tränen in die Erde Amanzis geflossen, genau wie bei allen anderen?«

»Ja!«

»Ist es fair, dass wir um unseren Anteil an dem bitten, was wir aufgebaut haben? Nur unseren Anteil, nicht mehr, nicht weniger, nur unseren Anteil. Ist das fair?«

»Ja!«

»Natürlich ist es fair. Aber dieser Mann«, und er deutete auf meinen Vater, »dieser Mann und seine Komplizen verweigern uns das. Sie verstecken Gewehre und Munition. Sie verstecken

unsere eigenen Waffen vor uns, Waffen, von denen sie wissen, dass wir sie brauchen werden, um unser Land, unsere Überzeugungen und unsere Lebensweise zu verteidigen. Unsere Freiheit! Warum, meine Brüder und Schwestern? Warum verstecken sie sie? Warum verweigern sie uns unsere Freiheit? Warum verweigern sie uns, was rechtmäßig unser ist? Warum tun sie das? Wollen sie uns den Wölfen zum Fraß vorwerfen? Wollen sie uns leiden sehen? Oder wollen sie uns angreifen? Uns beherrschen? Über uns herrschen?«

Tödliche, schockierte Stelle.

»Ich habe sie gebeten, uns unseren Anteil zu geben, und wisst ihr, was sie gesagt haben? Dass ich ein Spion bin!«

Ungläubige Ausrufe. Mein Déjà-vu dauerte an, und mein Respekt für das politische Geschick des Pastors wuchs mit jeder Minute. Zugleich wuchs auch die Enttäuschung über meinen Vater, der schon wieder untergebuttert wurde und strategisch den Kürzeren zog.

»Könnt ihr das glauben? Ich? Ein Spion? Aber es kommt noch besser. Dieser Mann und seine Komplizen haben euch belogen. Schon letzten August wussten dieser Mann und seine Komplizen, dass wir angegriffen werden würden. Sie wussten von dem Tod und der Zerstörung, die kommen würden. Sie wussten davon! Aber sie entschieden sich, euch das zu verheimlichen. Sie beschlossen, euch über die Gründe zu belügen, warum sie unsere Verteidigungstruppe verstärkten. Wenn ihr es nicht glaubt, fragt sie nach den Aufzeichnungen der Sitzung. Und wenn sie sie euch

nicht geben wollen, fragt mich, denn ich habe eine Kopie an einem sicheren Ort aufbewahrt. Die Wahrheit, meine Brüder und Schwestern, ist, dass sie wussten, dass der Angriff kommen würde. Und trotzdem ließen sie es zu, dass Hunderte von uns starben! Sie wussten es, und sie haben uns nicht geschützt. Sie wussten es, und sie schickten die Hälfte unseres Sonderkommandos auf eine sinnlose Jagd, während der Feind vor unseren Toren stand. Sie wussten es! Und nun fragt euch: Wollt ihr wirklich bei solchen Leuten bleiben? Wollt ihr in einer Republik bleiben, die auf Lügen und Betrug erbaut ist? Oder wollt ihr Teil der Wahrheit sein?«

Pastor Nkosi Sebego breitete die Arme weit aus, fragend, wie ein Mann, der darauf wartete, für seine Ehrlichkeit gekreuzigt zu werden, für seinen Kampf gegen die Mächte des Bösen. Die Menge jubelte ihm zu, sie schrie aufmunternd, zornig und empört.

Der Pastor trat zurück. Mit einer schwungvollen und theatralischen Geste übergab er das Mikrofon an meinen Vater. Mein Vater trat nach vorn. Die Leute buhten ihn aus. Mein Vater wartete mit gesenktem Kopf. Minutenlang, bis Nkosi die Hände hob, um die Menge zum Schweigen zu bringen.

Mein Vater trat ans Mikrofon, sah mir in die Augen und sagte: »Ja, ich habe euch belogen.«

Ein Chor von Vorwürfen erhob sich, aber die Lautstärke und der Umfang waren geringer, als Nkosi lieb war.

»Ich habe euch im Interesse der öffentlichen Ordnung und der

militärischen Sicherheit belogen.« Pas Stimme war ruhig und vernünftig. »Damals glaubte ich, dass es das Richtige wäre, und ich glaube es bis heute. Ja, wir vermuteten, dass ein Angriff bevorstand. Wir wussten allerdings nicht, wann, wo oder wie. Das ist die Wahrheit. Wir haben alles in unserer Macht Stehende getan, um euch zu schützen. Das ist die Wahrheit. Wir haben Fehler gemacht und viele Menschen verloren. All das ist wahr. Aber wir haben unser Bestes getan, und wir haben es in eurem Interesse getan. Diejenigen von euch, die sich entscheiden, in Amanzi zu bleiben, werden die Gelegenheit erhalten, einen neuen Präsidenten zu wählen, weil ich mit dem heutigen Tage von meinem Amt zurücktrete. Unsere ehrbare Ministerin für Technik, Cairistine Canary, wird bis dahin meine Stellvertreterin sein. Aber bevor ich abtrete, will ich eines ganz klarmachen: Als eure demokratisch gewählten Führer haben wir weder Waffen versteckt noch sie Pastor Nkosi und seinen Leuten verweigert. Das haben wir nicht getan und werden es niemals tun. Vielen Dank.«

Die Menge war wie ein unruhiges Tier. Gespräche, Beschwerden und Argumente wehten hindurch wie Windböen. Die Zuhörer wussten instinktiv, dass sie Schachfiguren in einem größeren Spiel waren, und niemand wusste genau, ob es einen Sieger gab.

Ich fühlte Stolz in mir aufsteigen. Mein Vater hatte die Strategie des Pastors gegen ihn verwendet. Nkosi hatte vor knapp drei Jahren die Rücktrittsdrohung dazu benutzt, um seine Position

in dem Machtspiel zu verbessern. Jetzt hatte mein Vater dasselbe getan.

Während ich dort in der Menge stand, vermutete ich, dass mein Vater politisch viel klüger war, als ich gedacht hatte. Er plante langfristig, nicht für den kleinen, unmittelbaren Sieg. Und er besaß sein eigenes Talent zum Theaterspielen. Hatte er absichtlich so zusammengesunken neben dem Pastor gestanden? Wollte er, dass Nkosi ihn physisch und mit dieser Predigerstimme überwältigte, so dass er wie das Opfer aussah und Nkosi wie der Grobian?

Und hatte mein Vater mir in diesen Augenblicken etwas signalisiert, als er mich so angesehen hatte? Hatte er mir sagen wollen: Ja, ich habe dir auch die Sache mit Beryl verheimlicht, aber es war in deinem eigenen Interesse?

Ich spürte, dass mich jemand ansah. Als ich mich umblickte, war es Domingo. Sein Blick sagte: Verstehst du jetzt das mit den Waffen?

Ich nickte.

Birdie war auf den Tata-Bakkie geklettert. Pa stellte das Mikrofon auf ihre Höhe ein. Birdie sagte: »Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger Amanzis, nur ungern übernehme ich vorübergehend die Präsidentschaft und garantiere rasche Neuwahlen für diejenigen, die sich zum Bleiben entscheiden. Das ist ein Versprechen. Aber um eine möglichst gerechte Verteilung der Ressourcen zwischen uns und New Jerusalem zu gewährleisten, müssen wir zunächst wissen, wer uns verlassen

wird. Diejenigen von euch, die planen, sich Pastor Nkosi anzuschließen, müssen sich in die Liste in der alten Post eintragen. Das könnt ihr jetzt sofort tun.«

Domingo fuhr in seinem Jeep, und wir liefen in zwei getrennten Mannschaften hinterher, Team Alpha und Team Bravo, zurück zur Kaserne. Als wir an der alten Post vorbeikamen, sahen wir die lange Schlange der Menschen, die sich in die Liste derer eintragen wollten, die Amanzi verließen. Ich fragte mich, welche Gefühle das in meinem Vater hervorrief, nach allem, was er für diese Menschen getan hatte.

Wir sind wie die Hunde, hatte Domingo damals gesagt. Und ich dachte, dass er recht hatte. Man musste sich nur ansehen, wie die Hunde nach dem Fieber aufeinander losgegangen waren, als es plötzlich nichts mehr zu fressen gab und sie ums nackte Überleben kämpften. Es gab keine Loyalität untereinander.

Wir sind Tiere, Nico. Soziale Tiere. Domestizierte, soziale Tiere.

Ich rannte hinter dem Jeep des Mannes her, dessen Philosophie das war, und ich fragte mich, was er dachte, während er da am Steuer saß, hinter der Maske der Sonnenbrille. Denn ich hatte bereits meine Schlüsse gezogen. Wenn mein Vater sagte, keiner der demokratisch gewählten Führer habe Nkosi und seinen Gewaltigen Helden Waffen verweigert, dann bedeutete das, dass Domingo es getan hatte.

Und zum ersten Mal fragte ich mich, ob mein Vater und

Domingo unter einer Decke steckten. Ich dachte an all die Male zurück, als Domingo einen Standpunkt oder Beschluss manipuliert oder erzwungen hatte. War es möglich, dass er und Pa das so geplant und gesteuert hatten? Denn seit ich meinen Vater und Beryl erwischt hatte, begriff ich, wie wenig ich eigentlich von ihm wusste.

All das ging mir durch den Kopf auf dem Weg zurück zur Kaserne.

Dort ließ uns Domingo auf dem Exerzierplatz antreten. Er stieg aus dem Jeep. Seine Hüfte war noch nicht wieder verheilt; er ging mit einem leichten Hinken. Er stellte sich vor uns, die Beine weit gespreizt, und sagte: »Ich werde jetzt nach Luckhoff fahren und erst morgen früh wiederkommen. Warum? Um euch Zeit zu geben, eure Sachen zu packen, wenn ihr Lust habt, dem braven Pastor zu folgen. Er wird gute Leute in seiner Armee brauchen, und ihr seid die Besten der Besten. Ich lasse euch über Nacht allein, damit ihr nicht das Gefühl habt, dass ich irgendwelchen Druck auf euch ausübe. Wenn ihr euch ihm anschließen wollt, dann nehme ich es euch nicht übel. Ihr könnt glauben, was ihr wollt, und ich respektiere es. Wenn ihr es tut, sage ich euch schon mal vielen Dank für eure Dienste, eure Loyalität, eure Tapferkeit. Auf Wiedersehen und viel Glück.«

Er sah uns eindringlich an, drehte sich um und kehrte zum Jeep zurück.

Er blieb noch einmal stehen.

»Für die von euch, die bleiben: Das Kabinett hat uns als

Begleitschutz für den großen Treck nach Gariep angefordert. Und wir werden das machen. Und dabei zeigen, was wir können.«

97

April: III

Birdie
Aufgezeichnet von Sofia Bergman

Nein, ich wollte nicht Präsidentin sein. Das habe ich nie angestrebt, mir nie erträumt. Meinen Mitmenschen dienen, ja, das wollte ich gerne. Aber Präsidentin sein? Das war nichts für mich. Dann jedoch kam Willem zu mir und sagte: Birdie, manche werden groß geboren, manche erwerben Größe, und einigen wird Größe aufgebürdet. Und ich sagte: Willem, wie sieht denn das aus, wenn in den Geschichtsbüchern steht: Präsidentin Canary. Also wirklich! Spätere Generationen lachen sich kaputt.

Es waren 156 Kilometer von Amanzis Haupttor bis nach New Jerusalem.

Wir fuhren immer hin und her, bis zu achtmal pro Tag. Die Strecke führte über Colesberg, und wir kamen zahllose Male an der Stelle vorbei, an der wir unser erstes Gefecht mit den KTM ausgetragen hatten. Beim vierzigsten oder fünfzigsten Mal war es jedoch nur noch eine Autobahnbrücke in diesem trockenen, heißen Spätsommer, man war gelangweilt und schon längst nicht mehr gegen mögliche Angriffe gewappnet, denn es war keine Menschenseele auf der Straße – außer natürlich den

zweitausenddreihundert Leuten, die Pastor Nkosi zum alten Gariepdamm folgten. Sechsundvierzig Prozent von Amanzis Einwohnern. Sie gingen zu Fuß, ritten auf Pferden und Eseln, fuhren auf Anhängern, in Lkw, Pick-ups und auf Motorrädern. Sie nahmen sechsundvierzig Prozent unserer Traktoren und gesammelten Landwirtschaftsgeräte mit, sechsundvierzig Prozent unserer Bewässerungsausrüstung, der Fahrzeuge, Funkgeräte, sechsundvierzig Prozent des Diesels, unseres Saatguts und unseres verarbeiteten, eingemachten, pürierten und auf Flaschen gezogenen Nahrungsmittelvorrats.

Sechsundvierzig Prozent von allem, außer den Waffen.

Sie erhielten achtzig Prozent der Waffen und der Munition, die im Lager im Schutzgebiet untergebracht waren. Aber Domingo sagte, es seien weniger als zwanzig Prozent unseres Gesamtvorrats. Der Rest war noch immer sicher versteckt, und nur er und ich wussten, dass er sich auf Sizilien befand.

Außerdem erhielt New Jerusalem null Prozent des Special Ops Teams. Die Spotter hatten kein einziges Mitglied verloren, was Pastor Nkosi grenzenlos reizte und ihn wieder an den Verhandlungstisch zurückzwang, um Birdie und das Kabinett um Ausbilder zu bitten, damit er seine eigene Armee aufstellen konnte. »Aber nicht Domingo, ich will diesen Heiden nicht in der Nähe von New Jerusalem sehen!«

Schon bald war der Pastor der Einzige, der die neue Siedlung als New Jerusalem bezeichnete. Im Volksmund sprachen alle von NJ – oder En-Jay.

Domingo versetzte die Sergeanten Taljaard und Masinga für drei Monate nach NJ, um dort Soldaten auszubilden.

Birdie Canary verbrachte drei Wochen in NJ, um dort bei der Reparatur, der Verlegung und Modifizierung des Wasserkraftwerks zu helfen.

Ich fand es in diesen ersten beiden Wochen interessant, die geographischen und strategischen Unterschiede zwischen den beiden Stauseen und Ansiedlungen festzustellen. Der Gariepdamm und New Jerusalem waren größer. Der Stausee war weitläufig, und die Ortschaft umfasste mehr Häuser und andere Infrastruktur. Sie bot ein Gefühl der Weite, für eine Gemeinschaft, die mehr Luft zum Atmen hatte. In Gariep/New Jerusalem lag ungefähr ein Drittel der Ortschaft auf einem Hügel und war gut zu verteidigen. Alle übrigen Häuser und eine ehemalige Feriensiedlung, luxuriöser als die von Amanzi, waren militärisch leicht angreifbar.

Und seltsamerweise gab es auch weniger bebaubare Bewässerungsfläche in der unmittelbaren Umgebung.

Ich registrierte das alles, und es erweckte in mir erneuten Respekt für die damalige Entscheidung meines Vaters. Ich hatte immer mehr das Bedürfnis, ihm wegen Beryl zu verzeihen und mich wieder mit ihm zu versöhnen. Später fragte ich mich, ob ich eine Vorahnung hatte, ob mir das Universum irgendwie zu verstehen gab, dass uns nur noch wenig gemeinsame Zeit blieb.

98

Der letzte gemeinsame Tag mit meinem Vater

Der erste Sonntag im Mai fiel auf das erste Wochenende, an dem wir keine Umzüge mehr nach NJ begleiten mussten.

Um elf Uhr vormittags ging ich hinüber ins Waisenhaus. Im Wohnzimmer blieb ich stehen, denn das Zimmer meines Vaters wollte ich nie mehr betreten. In dem Moment kam Beryl herein, zufällig, schicksalhaft. Ich sah, wie sie erstarrte, wie ein Schatten über ihr Gesicht huschte, ein Ausdruck von Schuld, Unbehagen und Scham.

»Es ist okay, Beryl«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Ja.«

»Ach, Gott sei Dank!«, seufzte sie. »Ich rufe deinen Vater.« Sie ging hastig den Flur entlang, und ich glaubte zu sehen, wie sie sich über die Wange fuhr.

Okkie kam reingerannt, Okkie mit seinem Nico-Radar, durch den er vor jedem anderen wusste, wenn ich kam. Er streckte die Arme nach mir aus, jauchzte vor Freude und rief meinen Namen. Er sprang mich an, ich nahm ihn hoch, und er fing sofort an, von Pferden zu erzählen und dass er jetzt reiten lernen würde. Papa hätte versprochen, wir würden heute Nachmittag reiten gehen,

denn nachdem die Leute alle nach New Jerusalem gezogen seien, gebe es Zeit und Pferde genug. Kommst du mit ausreiten, Nico? Du kannst doch reiten, wir können zusammen mit den Pferden rausgehen, aber bring deine Pistole mit, Nico, hast du denn heute deine Pistole dabei? Darf ich heute mal deine Pistole anfassen, bitte, Nico, nur einmal?

Ein Strom von Freude und Worten, seinen kleinen Arm in absolutem Vertrauen und vollkommener Liebe um meinen Hals gelegt.

Pa erschien im Flur. Er war kleiner als in meiner Erinnerung.

»Du bist ja schon wieder gewachsen«, sagte er, um den etwas peinlichen ersten Moment zu überbrücken. »Hörst du denn nie damit auf?« Er blieb ein paar Schritte entfernt von mir stehen, zögerlich und mit unsicherem Blick.

»Es ist okay, Pa«, sagte ich.

Pa kam auf mich zu und drückte mich, mit Okkie zwischen uns. Ich war inzwischen über einen Kopf größer als er, breiter und stärker, und ich erinnerte mich plötzlich an jene Nacht vor dem Haus des Lichts, als ich klein war, als ich die beiden Jeep-Männer erschossen hatte, als ich entdeckte, dass ich meinen Vater für den Rest seines Lebens würde beschützen müssen. Und dieses Gefühl, dieser Wunsch, ihn zu beschützen, überwältigte mich vollkommen, während ich meinen Vater umarmte.

Es war das letzte Mal in meinem Leben, dass ich meinen Vater umarmte.

An diesen Augenblick denke ich zurück, wenn das Schuldbewusstsein mich zerfrisst, weil ich ihm nicht mehr Zeit, Liebe, Aufmerksamkeit und Respekt geschenkt habe. Wenn ich mich geißle, weil ich ihm an jenem Tag nicht sagte, dass ich ihn liebte.

Aber ich umarmte ihn lange, und immerhin erlebte ich ein *lucidum intervallum* nach meiner Blödheit, meinem Irrsinn, meinem Ärger und meiner Wut, weil er ein Verhältnis mit Beryl hatte.

Lucidum intervallum. Das war Latein. Ein juristischer Ausdruck. Er bedeutete – laut Willem Storm, meinem Vater, dem Wortliebhaber und Juristen – einen Augenblick geistiger Normalität, einen kurzen Moment, in dem ein psychisch kranker Mensch seine Vernunft wiedergewinnt, so dass er selbstständig Verträge abschließen und auftreten kann. Und für seine Taten verantwortlich ist.

Ich würde für den Rest meines Lebens für mein *lucidum intervallum* dankbar sein.

Wir gingen zu den Ställen. Okkie zog uns beide an den Händen hinter sich her. Wir waren hoffnungslos zu langsam für seinen Geschmack.

Ich fragte meinen Vater, wie es ihm gehe.

Er hätte am liebsten gesagt, gut, jetzt, wo ich hier sei und ich ihm und Beryl verziehen habe. Ich sah es seinem Gesichtsausdruck an. Aber in Okkies Anwesenheit sprach er es

nicht aus. Er sagte, er genieße es, zur Abwechslung mal keine offizielle Stellung zu bekleiden, und er überlege, bei den nächsten Wahlen am 1. Juni nicht mehr anzutreten. »Ich möchte am liebsten einfach nur für eine Weile auf dem Land arbeiten. Ich möchte ausprobieren, Kartoffeln anzubauen. Wir wollen neues Land urbar machen und bewässern, am Kanal hinter Luckhoff. Und jetzt, wo wir plötzlich wieder um die Hälfte weniger sind … Da steht alles weniger unter Druck. Nicht zuletzt wir alle.«

»Vielleicht solltest du dir einfach mal Urlaub gönnen, Pa«, schlug ich vor.

Er lachte und sagte, das sei vielleicht eine gute Idee.

Wir kamen bei den Ställen an. Okkie forderte Pas volle Aufmerksamkeit. Ich stand daneben und sah zu, wie sie das Pferd sattelten und wie Pa Okkie die Grundbegriffe des Reitens erklärte. Ich fragte mich, wie er dieses Wissen erworben hatte, doch ich konnte es mir denken: Er hatte jemanden gefragt, bestimmt konnte er seine Neugier nicht zügeln. Ich beobachtete, wie lieb Pa mit Okkie umging, und dachte, wie typisch das für ihn war. Genauso war er auch mit mir umgegangen, als ich klein war. Unendlich geduldig und rücksichtsvoll.

Der Sattel lag auf. Pa hob Okkie aufs Pferd und stellte die Steigbügel ein.

Plötzlich stand Beryl neben mir.

»Es tut mir leid, Nico«, sagte sie. »Dass du es so herausfinden musstest.«

»Ich habe mich nur erschrocken«, sagte ich.

»Das kann ich gut verstehen. Wir wollten es dir sagen, aber jedes Mal ist irgendetwas dazwischengekommen. Eine Krise. Ein Krieg. Ein Pastor …« Sie lächelte.

Pa schaute zu uns herüber. Er sah Beryl lächeln, mich lächeln und entspannte sich noch ein wenig mehr.

»Wie lange seid ihr schon …?«

»Erinnerst du dich an Thabo und Margriet? Die ersten Händler?«

»Medikamente. Zum Verkauf. Wir kommen in Frieden.«

»Genau. Das war … Wir haben uns von Anfang an sehr gern gemocht. Aber von da an wurde es ernst.«

»Okay.«

»Und das ist jetzt für dich in Ordnung?«

»Beinahe«, antwortete ich.

»Beinahe ist gut«, sagte sie. »Beinahe ist gut.«

Zu viert ritten wir aus, langsam, Okkie zuliebe. Wir ritten über den Kiesgrubenweg hinunter zum See und dann am Ufer entlang. Okkie und ich ritten vorweg, Pa und Beryl hinter uns her.

Wir aßen zu viert zu Mittag, und es war schön.

Okkie und ich machten ein Mittagsschläfchen auf dem größten Sofa im Wohnzimmer des Waisenhauses. Um vier Uhr tranken wir Kaffee, aßen Krapfen und unterhielten uns.

Um fünf Uhr kehrte ich zurück in die Kaserne.

Um halb sieben rief Pa Number One/Trunkenpolz/Clarkson über Funk. Das wusste ich allerdings nicht. Ich erfuhr es erst, als

Pa schon tot war.

Aber das ist mehr oder weniger der Verlauf des letzten Tages, den er und ich gemeinsam verbracht haben.

Ich spiele ihn wieder und wieder im Kopf durch, schon seit fast dreißig Jahren.

Wieder und wieder.

99

Schöne Grüße an Cincinnatus: I

Polizeichef Sizwe Xaba

Die Fernmelder fingen den Funkspruch sonntagmorgens gegen halb zwölf auf dem Vierzigmeterband auf. »Hier ist Number One, ich rufe Willem Storm, hier ist Trunkenpolz, ich rufe Willem Storm.«

Alle fünfzehn Minuten derselbe Funkspruch.

Die Fernmelder haben mich sofort informiert, und natürlich ist es meine Pflicht, einen solchen Vorfall unverzüglich der Präsidentin zu melden. Das Problem war, dass unsere stellvertretende Präsidentin Cairistine Canary zu der Zeit in New Jerusalem weilte, um sich dort als Beraterin um das Wasserkraftwerk zu kümmern, so dass ich hier niemandem Bericht erstatten konnte. Daher dachte ich, ich sage dem zurückgetretenen Präsidenten Bescheid, da der Funkspruch von Trunkenpolz ohnehin ihm galt. Ich suchte nach Willem und sah ihn mit seinen beiden Söhnen und unserer Ministerin für Soziales Beryl Fortuin am Ufer des Stausees in Richtung Bootsanleger reiten. Da ich wusste, dass Willem in letzter Zeit viel durchgemacht und seinen Sohn, den Soldaten, einige Zeit nicht gesehen hatte, beschloss ich, ihn in dem Moment nicht zu stören. Ich fuhr stattdessen zur Kaserne des Special Ops Teams von Amanzi, wo ich den Befehlshaber, Captain Domingo, über den Funkspruch informierte. Das tat ich aus dem Grund, weil Number One/Trunkenpolz hauptsächlich eine militärische Bedrohung

darstellte.

Cairistine »Birdie« Canary

Ich wusste von nichts, denn ich war in New Jerusalem, und es war ausgerechnet der Tag, an dem der Mist mit den Spannungsreglern passierte, so dass ich alle Hände voll zu tun hatte und nicht nach Hause fahren konnte. Außerdem konnten mir Willem, Domingo und Sarge X über Funk nichts mitteilen, weil wir dem Pastor nicht trauten und wussten, dass seine Leute uns auf der normalen Kommunikationsfrequenz abhörten. Ob sie auch unseren Amateurfunk abhörten, werden wir wohl nie erfahren.

Polizeichef Sizwe Xaba

Captain Domingo bestand darauf, sofort in den Funkraum zu gehen, nachdem ich ihn über den Funkspruch von Trunkenpolz informiert hatte. Das war gegen 12:20 Uhr, daher mussten wir bis 12:30 Uhr warten, bis Trunkenpolz sich wieder meldete, und zwar auf derselben Wellenlänge, wie Captain Domingo bemerkte, auf der wir die Unterhaltung über die Verkaufstagung in Maseru vor einem Jahr mitgehört hatten, die wir damals für eine Falle hielten.

Captain Domingo beschloss, dass wir in Abwesenheit von Präsidentin Canary über eine adäquate militärische Antwort nachdenken müssten. Er argumentierte, dass die Funksprüche aufhören könnten, bevor die Präsidentin zurückkehrte oder wir das Kabinett zusammenrufen konnten. Er meinte außerdem, dass das Kabinett uns in dieser Sache ohnehin um unseren

Rat fragen und diesen auch befolgen würde. Er war sehr überzeugend. Captain Domingo war ein sehr überzeugender Mann.

Also antwortete er Trunkenpolz. Er sagte am Amateurfunk über das Vierzigmeterband: »Trunkenpolz, hier ist Domingo von Amanzi. Ich bin befugt zu antworten. In welcher Angelegenheit wollen Sie mit Willem Storm sprechen?«

Da lachte Trunkenpolz und sagte: »Ich spreche nicht mit Subalternen, nur mit den Chefs. Sag Storm, ich habe einen Vorschlag für ihn. Ich bleibe auf dieser Wellenlänge auf Empfang.«

Captain Domingo antwortete nicht darauf, sondern verließ wortlos den Funkraum. Ich folgte ihm nach draußen und fragte ihn, was wir seiner Meinung nach tun sollten.

Er sagte, wir sollten Willem Storm die Nachricht überbringen.

Wir gingen zum Waisenhaus, wo wir Willem Storm und seine Söhne mit unserer Ministerin für Soziales Beryl Fortuin zu Mittag essen sahen. Captain Domingo und ich beschlossen, Willem erst später über den Funkspruch zu informieren. Dann aßen wir zusammen zu Mittag. Wir sprachen mit niemandem über die Sache. Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass auch meine Mitarbeiter, die an diesem Tag im Funkraum Dienst taten, mit niemandem über die Funksprüche geredet haben. Ich bin mir absolut sicher. Ich habe sie gefragt, und ich glaube ihnen. Es sind zuverlässige Leute.

Captain Domingo und ich kehrten gegen 14:30 Uhr ins Waisenhaus zurück. Willem Storms Söhne schliefen im Wohnzimmer. Willem Storm saß mit Beryl Fortuin unter den Bäumen auf der östlichen Seite des Gebäudes. Wir informierten beide über die Funksprüche.

Willem Storm bat um unseren Rat. Domingo sagte, wir sollten

Trunkenpolz warten lassen.

Willem Storm wollte wissen, wie lange.

Domingo meinte, ein, zwei Tage.

Willem Storm sagte, er werde darüber nachdenken.

Ich erteilte den Fernmeldern anschließend den Befehl, mich über jede weitere Aktivität zu informieren, und ging nach Hause.

Um 18:15 Uhr trafen Captain Domingo und Willem Storm ein. Sie informierten mich, dass Storm eine Entscheidung getroffen habe. Er würde Trunkenpolz um 18:30 Uhr kontaktieren. Es wurde außerdem unter uns dreien beschlossen, dass Storm sich nicht unrechtmäßig als Präsident ausgeben, Trunkenpolz aber ebenfalls nicht darüber informieren würde, dass er nicht mehr Präsident von Amanzi war. Wir waren uns einig, dass uns dies einen klaren Hinweis darauf geben würde, wie eingehend Trunkenpolz über die Angelegenheiten unserer Gemeinschaft informiert war. Wir gingen dann zur verabredeten Zeit in den Funkraum, und Willem Storm rief Trunkenpolz auf dem Vierzigmeterband.

Die Konversation war kurz. Trunkenpolz antwortete innerhalb weniger Minuten und sagte, er habe einen Vorschlag für Storm. Einen, der zum Nutzen aller sei.

Storm fragte nach der Art des Vorschlags. Trunkenpolz sagte, er werde es ihm bei einem persönlichen Treffen mitteilen. Ob Willem Storm bereit zu einem solchen Treffen sei?

Willem Storm antwortete, er brauche Zeit, um eine Entscheidung zu fällen.

Trunkenpolz sagte: Ah, die Verschwommenheiten der Demokratie. Ständig QRM. Er benutzte den Q-Code der CB-Funker, wobei QRM

bedeutet »Gibt es Störungen auf ihrer Seite?«, womit er wohl meinte, dass man in einer Demokratie ständig behindert würde. Was wohl humorvoll sein gemeint sein sollte.

Wir lachten nicht.

Cairistine »Birdie« Canary

Ich kehrte am Sonntagabend nicht nach Amanzi zurück, denn bis wir mit den Spannungsreglern fertig waren, war es schon dunkel.

Deswegen sagte ich meiner Eskorte, wir würden kurz vor Sonnenaufgang losfahren.

Als ich am Montagmorgen um halb sieben zu Hause ankam, erwarteten mich Sarge X, Willem und Domingo vor dem Waisenhaus. Da wusste ich, dass sich unsere Schwierigkeiten nicht nur auf die Spannungsregler beschränkten.

100

Schöne Grüße an Cincinnatus: II

Domingo weckte uns nicht.

An jenem Montagmorgen am 1. Mai im Jahr des Löwen weckte uns Domingo nicht. Er weckte uns sonst an jedem Wochentag, es war eine Gewohnheit, ein Ritual, eine Regel. Er kam den Flur entlang und öffnete die Tür jedes Schlafsaals, die erste um Punkt sechs Uhr. Er sagte: »Raus aus den Federn, Mädels«, und zwar sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern. Er sagte es gemessen und nicht unnötig laut; er hatte es noch nie nötig gehabt, uns anzuschreien.

Doch an jenem Montagmorgen, dem 1. Mai im Jahr des Löwen, erwachte ich wie immer um kurz vor sechs und wartete auf das Geräusch seiner Stiefel auf den billigen Fliesen, den leicht hinkenden Schritt, aber ich hörte nichts.

Ich schaute auf die Uhr. Es wurde fünf vor sechs, dann vier, dann drei, dann zwei, eine Minute vor – es wurde sechs Uhr, und Domingo war nicht hier.

Ich sprang auf. Sergeant Taljaard und Sergeant Masinga waren noch in New Jerusalem. Ich war augenblicklich der dienstälteste Unteroffizier und musste die Soldaten wecken.

Ich tat es. Mit Domingos Worten und seiner Ausdrucksweise. Es fühlte sich misstönend, seltsam und falsch an.

Sofia Bergman

Ich hatte vorgehabt, an diesem Montagmorgen zu Domingo zu gehen und ihm zu sagen, dass ich zurück in die Schule wollte.

Das soll jetzt nicht so klingen, als wäre es ein schicksalhafter Zufall gewesen. In Wahrheit wollte ich es ihm schon am Montag zuvor, dem zuvor und dem zuvor sagen. Ja, ich wollte schon nach der Schlacht von Sektor 3 um meine Entlassung bitten, aber dann kam immer etwas dazwischen, so dass ich dachte: Ich bleibe noch, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Da ich entgegen allen Ratschlägen die Schule verlassen hatte und dem Sonderkommando beigetreten war, hatte ich das Gefühl, dazu verpflichtet zu sein, wenigstens zur rechten Zeit zu gehen.

Aber an diesem Montagmorgen war ich fest entschlossen, denn wir hatten einen Monat lang täglich als Patrouille die Leute auf ihrem großen Treck nach NJ und wieder zurück begleitet. Da hatte ich plötzlich die Nase voll und dachte: Bevor jetzt wieder etwas dazwischenkommt, sage ich endlich Domingo Bescheid. Wenn er der Meinung wäre, ich solle noch ein, zwei Wochen länger bleiben, würde ich es tun, aber dann wusste er wenigstens Bescheid, dass ich gehen wollte.

Da öffnete Nico die Tür und sagte: »Raus aus den Federn, Mädels«, und das war so falsch und unerwartet, dass ich sofort wusste, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte ein ganz starkes Gefühl, dass … Es war so eine Art Wut, die ich empfand. Natürlich war es Quatsch, und es ist nur, weil jeder weiß, was danach geschah. Aber wir waren so daran gewöhnt, Domingos Stimme zu hören, und dann war es plötzlich Nico, und später hatte ich dann das Gefühl, dass ich schon eine Vorahnung hatte.

Domingo kam um halb zehn.

Wir kümmerten uns um unsere Ausrüstung, nachdem wir wochenlang unterwegs gewesen waren. Ich hörte Domingos Stimme im Flur: »Storm!«

»Kaptein!«, antwortete ich und lief die Treppe zu seinem Büro hinunter.

Birdie saß an Domingos Schreibtisch. Er stand neben ihr. An der Wand stand einer der Westküstenleute, ein Mann mit Brille, den ich schon gesehen hatte, von dem ich aber nicht wusste, wie er hieß.

»Schließ die Tür«, befahl Domingo.

Ich tat es.

Er ließ mich nicht Platz nehmen. Er fragte: »Ist Bravo einsatzbereit?«

»Ja, Kaptein.«

»Es geht um einen Geheimauftrag. Streng vertraulich. Verstanden?«

»Ja, Kaptein.«

»Birdie.«

Sie nickte und sagte: »Nico, kennst du John?«

»Ich weiß, dass du einer von der Westküste bist«, sagte ich zu dem Mann.

Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand. »John Hahn«, stellte er sich vor.

»Okay«, sagte Birdie. »Ich will technisch jetzt nicht ins Detail gehen, sondern nur so viel sagen, dass man für ein

Wasserkraftwerk Spannungsregler braucht. Sie sind entscheidend, unverzichtbar. Deswegen sind immer zwei Spannungsregler angeschlossen. Einer arbeitet, einer ist für den Notfall da. Der Ersatzregler, wenn man so will. Verstehst du das?«

»Ja, das verstehe ich.«

»Wie du weißt, habe ich dem Pastor und seinen Leuten geholfen, das Wasserkraftwerk von NJ in Gang zu setzen. Sie haben im Grunde dasselbe System wie wir, nur dass es vor fünf Jahren zuletzt in Gebrauch war. Wir haben alles neu verkabelt und verlegt und dann das Ding angeworfen. Wir waren sehr vorsichtig, aber als ich den letzten Schalter umlegte, ist uns der Spannungsregler durchgeknallt. Völlig verschmort, irreparabel beschädigt. Da wusste ich, dass ich irgendwo einen Fehler gemacht hatte.«

»Vielleicht warst du es gar nicht, Birdie. Vielleicht war es …«

»Halt die Klappe, Domingo.«

Birdie Canary war die Einzige, die Domingo sagen konnte, er solle die Klappe halten. Die Dynamik ihrer Beziehung blieb überraschend und unerklärlich. Im Grunde unvorstellbar. Man rechnete damit, dass er ein Messer oder eine Pistole zog und drohte: »Niemand sagt mir, ich soll die Klappe halten!« Aber nicht, wenn es Birdie gewesen war.

Doch es lag etwas in seinem geistesabwesenden Nicken, als er ihre Abfuhr gelassen hinnahm, was mir verriet, dass Domingo mit den Gedanken anderswo war.

»Ich habe einen Fehler gemacht«, wiederholte Birdie. »Basta. Ich habe den Fehler gesucht und war todsicher, dass ich ihn gefunden hatte. Ich schaltete wieder alles ein und habe damit den Notfallregler auch gegrillt. Jetzt hat also das Gelobte Land keine gelobte Elektrizität. Und es gibt keine Möglichkeit, die Regler zu reparieren. Ich musste es dem Pastor sagen, und er war, vorsichtig ausgedrückt, nicht glücklich darüber. Er meinte, was mit unseren Reglern hier in Amanzi sei. Ob sie funktionierten. Und ich sagte: Das sind unsere Regler. Und er fragte noch einmal, ob sie denn funktionierten. Ich musste zugeben, dass sie das tun. Und dann sagte er, da ich das Ding gehimmelt hätte, sei es meine Schuld, und wir hätten die strikte Abmachung, dass sechsundvierzig Prozent von allem ihr Anteil sei. Und dazu gehörten jetzt eben auch Amanzis Spannungsregler. Wir hätten zwei, und sie verlangten einen davon. Aber das ist unser Notfallregler, Nico. Unser einziger. So ein Ding geht manchmal kaputt. Und wenn unserer auch den Geist aufgibt … Aber es nutzt nichts, jetzt rumzujammern. Da sagte ich zu dem Pastor: Tut mir leid, das ist eben Pech für NJ. Da verlangte er, dass ich es seinen Leuten sage. Ich solle ihnen sagen, dass sie im Dunkeln und in der Kälte sitzen und ihr Essen auf Holzfeuer kochen müssten, während wir in Amanzi im elektrischen Paradies schwelgen könnten, und das alles nur, weil wir nicht unseren unbenutzten Notfallregler rausrücken wollen. Nkosi sagte zu mir: Dann werden wir ja sehen, wie die Leute das aufnehmen. Schauen wir doch mal, ob wir einen Bürgerkrieg verhindern

können.«

Domingo stieß einen abfälligen Laut aus.

Birdie fuhr fort: »Domingo, es spielt keine Rolle, ob wir einen Bürgerkrieg gewinnen könnten. Das waren mal unsere Leute. Leute, die geholfen haben, alles aufzubauen, was wir jetzt haben.«

Sie sah wieder mich an. »Es war eine schwere Entscheidung, Nico. Aber ich will das Richtige tun. Und um es zu tun, brauche ich mehr Informationen. Und zwar schnell. Ich habe Nkosi gebeten, mir zwei Tage Zeit zu geben. Heute ist Tag eins. Vielleicht gibt es Hoffnung, denn John« – und sie deutete auf den Mann an der Wand –, »hat früher bei Escom gearbeitet. John hat mir in den letzten beiden Wochen in NJ assistiert, und er hat wichtige Informationen. Erzähl's ihm, John.«

Hahn trat nach vorn und sagte: »Ja, ich war bei Escom. Vor zehn Jahren. Ich war Arbeitskoordinator: Wartung und Instandhaltung für Escom am Ost-Kap, und ich habe in Queenstown gearbeitet. Ich war für die Teams verantwortlich, die die Umspannwerke aufbauten und warteten. Und eines dieser Umspannwerke lag bei Teebus.«

»Weißt du, wo das ist?«, fragte Domingo.

»Nein«, sagte ich.

»Zwischen Middelburg und Steynsburg«, erklärte Domingo. »John zeigt dir den Weg. Er fährt mit euch.«

»Denn dort gibt es Spannungsregler«, fügte Birdie hinzu.

»Es gibt da ein Wasserkraftwerk, von dem kaum jemand

weiß«, erklärte Hahn. »Unterirdisch. Mitten im Nirgendwo.«

»Seltsam«, sagte Domingo.

»Aber wahr«, ergänzte Birdie.

»Der Oranje-Vis-Tunnel«, fuhr Hahn fort. »1975 wurde vom Gariepdamm aus ein Tunnel gebaut, um Wasser in den Visrivier zu leiten, für die Bewässerung und damit Grahamstad und Port Elizabeth genügend Trinkwasser hatten. Dieser Tunnel verlief unterirdisch, vom Stausee aus etwa neunzig Kilometer weit bis zu diesen zwei merkwürdigen Spitzbergen, Teebus und Koffiebus, weil sie an eine Tee- und eine Kaffeedose erinnern. Hinter Teebus kommt er wieder an die Oberfläche, führt ein paar Meter weit durch einen Kanal und mündet dann in den Teebusrivier, einen der Zuflüsse des Visriviers. So, und kurz vor Ende des Tunnels wurde ein Wasserkraftwerk gebaut. Unterirdisch. Unter einem kleinen Hügel hinter Koffiebus. Man gelangt durch einen Tunnel hinein, der schräg nach unten führt, bis man in eine Erweiterung gelangt, den sogenannten Turbinensaal, weil sich dort die Turbinen und anderen Geräte befinden.«

»Und dort müssen wir hin«, sagte Birdie. »Um nachzusehen, ob die Spannungsregler noch da sind.«

»Müsste so sein«, sagte Hahn. »Das Merkwürdige ist, dass das Kraftwerk nie benutzt wurde, denn es wurde beschädigt, noch bevor man es in Betrieb nehmen konnte. Irgendein Idiot hatte vergessen, die Handbremse seines Bakkies anzuziehen. Da ist es den abschüssigen Tunnel hinuntergerollt und hat das Bedienungspaneel zerstört. Damals gab es mehr als genug

Elektrizität, und die Teebusstation hätte sowieso nur 0,6 Megawatt erzeugt, so dass man sich nicht einmal die Mühe machte, sie zu reparieren. Sie stammt aber aus derselben Zeit und ist mit derselben Technik gebaut wie unser Wasserkraftwerk und das in Gariep … Ich meine, in NJ. Es müsste auf jeden Fall zwei Spannungsregler geben, und sie müssten funktionieren.«

»Ehrlich gesagt hätten wir gern, dass ihr gleich das ganze Bedienungspaneel mitbringt«, sagte Birdie.

»Ich helfe euch dabei«, versprach Hahn.

»Wenn es noch da ist«, wandte Domingo ein.

»Mein kleiner Optimist«, erwiderte Birdie.

»Ich bin nur realistisch«, entgegnete Domingo.

»Er hat recht«, sagte Hahn. »Die Tunnel wurden damals einmal im Jahr für fünf Wochen wegen Unterhaltsarbeiten gesperrt. Es ist jetzt über fünf Jahre her, dass sie kontrolliert wurden. Die Tunnel könnten eingestürzt sein.«

»Ich muss dem Pastor übermorgen Abend eine Antwort geben«, fuhr Birdie fort. »Ihr müsst also spätestens übermorgen gegen Mittag Bescheid sagen, ob die Regler dort sind und ob sie einsatzbereit wären.«

»Nehmt den Volvo«, sagte Domingo. »Ihr dürft weder die N1 noch die N10 benutzen, und ich kann euch keine Deckung aus der Luft anbieten. Wir wollen nämlich nicht, dass ein Spion von Nkosi euch in diese Richtung fahren sieht. Die Spannungsregler sind jetzt strategisch überaus wichtig. Ihr werdet auf Nebenstraßen fahren müssen, und die sind in einem schlimmen

Zustand. Fahrt also vorsichtig, verliert aber keine Zeit. Wir benutzen Romeo als Funkcode. R, wie in Regler, das bedeutet Romeo.«

»Ja, Kaptein.«

»Wenn ihr seht, dass die Regler in Ordnung sind, sagt ihr über Funk zu mir: Romeo positiv.«

»Romeo positiv.«

»Genau. Falls sie nicht in Ordnung sind, aus welchem Grund auch immer, sagt ihr: Romeo negativ.«

101

Schöne Grüße an Cincinnatus: III

Sofia Bergman

Wir sahen nur, dass Team Bravo in den Volvo stieg, begleitet von einem Mann von der Westküste, und sie zum Tor hinausfuhren. Es war das erste Mal seit meinem Beitritt zu den Spottern, dass das eine Team nicht wusste, was das andere tat. Dies trug noch mehr zu unserem Gefühl bei, dass irgendetwas nicht stimmte. Und Domingo blieb hier. Domingo fuhr nicht mit ihnen? Und Birdie kam aus dem Gebäude und wirkte sehr besorgt.

Es war eigenartig.

Da unsere beiden Sergeanten noch als Ausbilder in NJ waren, grübelten wir die ganze Zeit, was wohl los sein könne.

Cairistine »Birdie« Canary

Es war ein merkwürdiger Vormittag. Wir mussten das Sonderkommando losschicken, denn wir hatten nicht viel Zeit. Dann mussten wir uns mit Willem Storm und Sarge X wegen des Trunkenpolz-Funkspruchs zusammensetzen. Ich weiß, dass sein richtiger Name Clarkson lautete und dass einige Leute ihn Number One nannten, aber ich glaube, für uns wird er immer Trunkenpolz bleiben.

Jedenfalls hielt es Willem für strategisch geschickt, den Kontakt mit

Trunkenpolz aufrechtzuerhalten. Wir trauten ihm nicht und wussten, dass er uns nicht traute. Willem meinte aber, wir sollten einfach mal sehen, wo das hinführte.

Domingo meinte auch, dass er früher oder später einen Fehler machen würde. Wir sollten deswegen mit ihm reden. Auch Sarge X stimmte zu.

Domingo verlangte dann, dass nur er und Willem während des Gesprächs im Funkraum sein sollten. Sarge X wandte ein, dass seine Leute verlässlich seien, aber Domingo erwiderte, er wolle lieber keinerlei Risiko eingehen

Also sprachen nur Domingo und Willem mit Trunkenpolz. Als sie herauskamen, sagten sie, sie hätten einem Treffen zugestimmt und nur Datum und Ort müssten noch vereinbart werden.

Nur die beiden wussten, was an jenem Tag über Funk besprochen wurde.

Wir fuhren von De Aar nach Richmond und dann über eine sehr schlechte, unbefestigte Straße weiter nach Middelburg. An einer Stelle war die Straße ganz weggespült, und wir vergeudeten drei Stunden damit, mit den Schaufeln hinten aus dem Anhänger Erde und Steine so weit aufzuhäufen, dass wir weiterkamen.

In Middelburg waren Leute. Nicht viele, etwa elf oder zwölf, die herausrannten, als sie den Dieselmotor des Volvos hörten. Ich befahl dem Fahrer durchzufahren. Ich sah die Leute winken. Sie wirkten ausgezehrt, verwahrlost und verwildert. Als wir vor dreizehn, vierzehn Monaten zuletzt durch den Ort gekommen waren, gab es hier noch kein Leben. Ich glaube, allmählich kehrten Leute zurück, weil die Mordbanden der KTM nicht mehr ihr Unwesen trieben.

Die alte R56 war zwar asphaltiert, aber sie musste sogar schon vor dem Fieber in schlechtem Zustand gewesen sein. Dort, wo wir zwischen zwei Hügeln den Rooispruit überqueren mussten, war eine Niedrigwasserbrücke ganz weggespült. Wir verplemperten noch einmal über zwei Stunden, bis wir durchkamen.

Und dann sahen wir Koffiebus und Teebus, die beiden spitzen Hügel. Koffiebus hockte wie ein gedrungener Mann zu unserer Linken, Teebus – schmal, zart und weiblich – rechts.

John Hahn, der ehemalige Escom-Mitarbeiter von der Westküste, saß vorn und sagte zu mir über Funk: »Es ist hinter Koffiebus, auf der anderen Seite, von der Straße aus sieht man praktisch nichts.« Und dann endlich: »Langsam, langsam, bieg da vorne nach links ab.«

Ich schaute durch das Guckloch, das Domingo normalerweise benutzte, und sah den ausgebleichten Wegweiser, der noch Hopewell, den Bahnhof Teebus und Bulhoek zeigte. Wir bogen links ab und trafen zwei Kilometer weiter auf ein altes Dorf: ein paar Häuser, ein großes Schwimmbad, jetzt leer und schmutzig. Ich betrachtete es und fragte mich, warum ausgerechnet ein Schwimmbad von allen menschlichen Bauten die größte Melancholie ausstrahlte, wenn es nicht mehr benutzt wurde und verwahrloste. Lag es daran, dass man damit normalerweise funkelndes blaues Wasser und die Freudenschreie von Kindern assoziierte?

Nur wenige hundert Meter weiter, hinter einem hohen

Drahtzaun, lag der Eingang zum Tunnel. Das weiße Schild an der Straße verriet nichts von einem Wasserkraftwerk. Es stand nur darauf: ORANJE-VIS-TUNNEL: *Verwaltung und Anlage*.

Wir fuhren durch das erste große Tor, das offen stand. Kein gutes Zeichen. Das zweite Tor vor den wenigen Gebäuden war ebenfalls geöffnet.

Kurz vor dem zweiten Tor blieb der Volvo stehen. Rechts lag ein kleines Gebäude aus roten Backsteinen, links ein Unterstand, unter dem acht Autos Platz gefunden hätten. Er war überwuchert, ausgebleicht und verfallen. Geradeaus vor uns befand sich der Tunnel, aber er war mit Pfählen, Felsbrocken, Steinen, Brettern, Paneelen und Wellblechplatten verschlossen.

Ich befahl meiner Mannschaft, auszusteigen und Stellung zu beziehen, um den Tunneleingang zu decken. Ich ließ den Volvo rückwärtsfahren bis vor das Tor, so dass er sich in einem sicheren Abstand befand. Vorsichtig ging ich auf den Eingang zum Tunnel zu. Es sah so aus, als hätte jemand ihn verschlossen, um sich im Tunnel zu verstecken. Ob noch Leute dort drin waren?

Ich sah kein Anzeichen dafür, dass hier vor kurzem Menschen gewesen waren. Doch dann entstand Bewegung hinter der Schutzmauer, und Schüsse fielen.

Nero Dlamini

»Schöne Grüße an Cincinnatus.« Das war Willem Storms Notruf.

Er stammte noch aus diesem allerersten Winter in Amanzi, diesem

schlimmen Winter, als wir unsere ersten demokratischen Wahlen abhielten. Wir wollten, dass Domingo kandidierte, weil wir alle ein wenig Angst vor ihm hatten – besonders der Pastor – und wir ihn lieber im Zelt haben wollten, so dass er rauspinkeln konnte.

Natürlich weigerte sich Domingo. Der Pastor drängte ihn, sich zu erklären, und Domingo erwiderte, er glaube nicht an eine Demokratie in dieser verrückten Postfieberwelt, sondern sei eher für einen wohlwollenden Diktator. Der Pastor versuchte, einen Riesenwirbel darum zu veranstalten, aber dieser verdammte Universalgelehrte Willem Storm gebot ihnen Einhalt. Er sagte, auch die Römer seien schon derselben Meinung wie Domingo gewesen. Sie seien Demokraten gewesen, hätten aber den Wert einer Diktatur in Krisenzeiten geschätzt.

Einige Zeit später, ich glaube, als Domingo die Wahl für uns entschieden hat, die zweite Wahl. Ja, ich glaube, es war die zweite Wahl, und wir gewannen sie, weil er den Leuten drohte, Amanzi zu verlassen, wenn Nkosi gewinnen würde … Jedenfalls sagte Willem Storm an diesem Abend zu Domingo, dass er praktisch unser Diktator wäre.

Domingo erwiderte, dass ihn das ja nicht besonders zu stören schiene, und daraufhin erzählte uns Willem die Geschichte von Cincinnatus. Das ist übrigens der Typ, nach dem die amerikanische Stadt Cincinnati benannt ist. Cincinnatus war ein alter Römer, irgendein Aristokrat, der nach einem Angriff auf Rom zum Diktator gewählt wurde, als die Römer richtig in der Scheiße saßen. Sie schlugen den Feind, und dann sagte Cincinnatus: Okay, alles gut, Leute, das war's dann für mich. Er trat von seinem Posten zurück und lebte weiter als normaler aristokratischer Bürger. Dadurch wurde er zum großen demokratischen Helden, weil er auf seine Macht verzichtet

hatte.

Willem sagte also, Domingo könne unser Cincinnatus sein. Eines Tages müsse er allerdings auf die Macht verzichten. Das war die Bedingung.

Als Willem Präsident war, bestand er darauf, überall mit seinem Fahrrad hinzufahren. Ohne Begleitschutz, ohne Wachen, ohne schickes Präsidentenauto. Er sagte nur: Bitte, das ist doch Unsinn. Was völlig in Ordnung war, die meiste Zeit. Aber dann waren auch wir im Krieg und wurden immer wieder bedroht. Sarge X und Domingo waren nicht glücklich über sein Verhalten und nannten ihn unser größtes Risiko, aber Willem bestand auf seinem Fahrrad. Deswegen verlangten sie von ihm, wenigstens jederzeit ein Funkgerät bei sich zu tragen, und dachten sich einen Notruf für ihn aus. Es war Willems Idee: »Schöne Grüße an Cincinnatus.« Er ist darauf gekommen. Es war eine Art Erinnerung an Domingo, dass er irgendwann auf seine Macht verzichten müsse. Und Domingo lächelte nur und sagte: Okay.

Es wurde also ausgemacht, dass Willem, falls er je in Gefahr schwebte, also in echter Lebensgefahr, über Funk sagen sollte: »Schöne Grüße an Cincinnatus.«

Sie sprangen genau vor mir heraus, aus dem Chaos von Felsbrocken, Steinen und Wellblechplatten, mit urtümlichen Lauten, und ich erschrak, legte das Gewehr an und schoss. Meine Leute hinter mir schossen auch, und die Kugeln pfiffen mir links und rechts um die Ohren.

Die beiden kräftigen Männchen rannten schneller, als ich je vermutet hätte, dass Paviane laufen können. Hellgraue Streifen

nackter Angst, einer links, einer rechts, und dann den Hügel hinter dem Eingang hinauf.

Keiner der Spotter hatte sie getroffen, trotz der vielen hundert Übungsstunden.

Dann war alles still.

Und dann lachten wir. Meine Soldaten waren so respektvoll, erst zu warten, bis ich lachte, doch dann kriegten sie sich gar nicht mehr ein.

102

Schöne Grüße an Cincinnatus: IV

Die Leute, die den Tunnel verschlossen hatten, waren schon seit Jahren nicht mehr dort gewesen.

Als wir die Absperrung wegräumten, stießen wir auf keine anderen Lebenszeichen als Pavianmist, Klippschlieferköttel und die abgestreifte Haut einer großen Puffotter.

Der Tunnel war in einem desolaten Zustand – ein Teil der Decke war eingestürzt. Wir würden einen halben Tag oder länger brauchen, um uns durchzugraben.

Wir machten uns sofort an die Arbeit, solange es noch ein paar Stunden hell war. Wir hatten Fackeln und Kerzen mitgebracht, aber wir mussten sie aufsparen für den Zeitpunkt, an dem wir hoffentlich unten im Turbinensaal das Kontrollpaneel erreichten und es vorsichtig abbauten. Wir würden tief unter der Erde im Dunkeln arbeiten müssen und jede Lichtquelle brauchen, die wir bekommen konnten.

Cairistine »Birdie« Canary

Gegen vier Uhr wurde ich in den Funkraum gerufen, weil der Pastor mit mir reden wollte.

Ich hatte keine Lust, mit ihm zu sprechen, denn ich wusste, dass er mich

wegen der Spannungsregler nerven wollte und ich ihm noch nichts dazu sagen konnte. Aber was sollte ich machen? Ich ging also in den Funkraum. Er sagte: Madam President, ich kann nicht länger warten. Ich habe mit meinen Leuten gesprochen, ich habe gebetet, und ich kann nicht warten. Morgen komme ich diesen Spannungsregler holen. Wir wollen das, was uns rechtmäßig zusteht.

Ich bin zwar kein Seelenklempner, aber ich war immer schon der Meinung, dass der Pastor ein bisschen analfixiert, zwangsgestört oder sonstwas wäre.

Und ich antwortete: Mister President … Vielleicht sollte ich es an dieser Stelle mal erwähnen, dass der Pastor seit dem Umzug nach NJ darauf bestand, als Mister President angesprochen zu werden. Also sagte ich zu ihm: Mister President, ich muss mich erst mit meinem Kabinett beraten.

Doch er erwiderte, da gebe es nichts zu beraten. Sie wollten ihren Anteil.

Augenblick, es ist jetzt sehr wichtig, dass ich mich genau daran erinnere, was er gesagt hat, damit niemand etwas anderes behaupten kann. Auf mein Ehrenwort, er hat gesagt: »Da gibt es nichts zu beraten. Wir lassen uns nicht länger vertrösten, damit das ganz klar ist. Wir verlangen, was uns rechtmäßig gehört, und wir werden uns nehmen, was uns rechtmäßig gehört. Unsere Spannungsregler und unsere Waffen.«

Das hat er gesagt.

Sofia Bergman

Domingo kam abends gegen sechs und verkündete, dass wir bis auf weiteres auf der Staumauer übernachten müssten, da wir von jetzt an das

Umspannwerk und unsere Spannungsregler bewachen müssten. Wir alle, das ganze Team Alpha. Sollte sich jemand dem Eingang des Umspannwerks nähern, hätten wir seine Erlaubnis zu schießen.

Cairistine »Birdie« Canary

Wir forderten das gesamte Team Alpha des Sonderkommandos an, um auf der Staumauer Wache zu stehen, und wir versuchten, Nico Storm bei Teebus über Funk zu erreichen, hatten aber keine Verbindung zu ihm.

Ich muss dazu sagen, dass Willem Storm nicht mehr im Kabinett saß, und daher nahm er nicht an der Sitzung teil, bei der wir beschlossen, dem Pastor gar nichts zu geben, bevor Nico sich nicht bei uns gemeldet hatte.

Endlich, bestimmt erst um halb acht an diesem Abend, rief Nico uns über Funk. Die Verbindung war schlecht, und auch die Neuigkeiten waren schlecht. Soweit wir es mitbekamen, waren sie bisher nicht mal unten zum Kraftwerk gelangt, denn Nico sagte: »Bisher nichts Neues über Romeo.«

Draußen vor dem Tunneleingang konnten wir Amanzi nicht über Funk erreichen. Wir mussten mit dem Volvo auf der R56 bis hinter Teebus zurückfahren und es dort noch einmal versuchen. Ich hielt mich ans Protokoll und sagte: »Nichts Neues über Romeo.«

Domingo antwortete: »Das ist schlecht. Wann können wir mit Neuigkeiten rechnen?«

»Vielleicht morgen gegen zwölf«, antwortete ich.

»Das sind sehr schlechte Nachrichten«, antwortete er.

Da wusste ich, dass sie wollten, dass wir uns beeilen.

Wir fuhren zurück. Ich teilte meine Leute in drei Schichten ein, die sich abwechselten – einer schaufelte bei einem Minimum an Licht, einer hielt Wache, und einer schlief. Ich tat in dieser Nacht praktisch kein Auge zu.

Beryl Fortuin

Willem fuhr nachmittags raus nach Witput. Witput war das Bewässerungsareal westlich von Luckhoff, die Farm am Kanal, wo er im nächsten Frühling Kartoffeln anbauen wollte. Er war dabei, die Felder zu planen, und suchte die beste Stelle, um die Dieselwasserpumpe aufzustellen, denn dort gab es natürlich keinen Strom.

Er ist allein gefahren, und ich glaube, dass er das Alleinsein genossen hat. Denk daran, dass er zu dem Zeitpunkt schon seit vielen Jahren nie allein gewesen war. Er war ständig von Leuten umgeben, musste ihre Probleme lösen und sich um sie kümmern, die ganze Zeit. Deswegen glaube ich, dass er hin und wieder gern allein war.

Damals … Ich hätte nicht gedacht, dass es gefährlich wäre, allein zu fahren. Witput war … Da war nichts und niemand, es gab nicht mal eine richtige Straße. Außerdem war es nach der großen Schlacht von Sektor 3. Wir hatten keinen Grund, Angst zu haben.

Er kam gegen Sonnenuntergang zurück, und wir aßen zusammen im Waisenhaus zu Abend. Birdie und Nero kamen dazu und erzählten von dem neuen Ultimatum des Pastors, und dass SpOT jetzt den Staudamm bewachte. Da sagte Willem, er glaube, der Pastor wolle Birdie einschüchtern, Nkosi sei

immer schon ein ziemlicher Rüpel gewesen. Er riet ihr, Folgendes zu sagen: Willem Storm habe die Schlüssel zum Kraftwerk, gebe sie aber nicht her. Wenn es nötig sei, könne sie das sagen und ihm die Schuld zuschieben.

Birdie bedankte sich erleichtert, und die beiden gingen wieder.

Das war unser letzter gemeinsamer Abend.

Wir arbeiteten die ganze Nacht und den ganzen Vormittag lang. Am Dienstagmittag gegen zwölf war der Tunnel geöffnet und gesichert, so dass wir hinunter in den Turbinenraum gelangen konnten. Es gab Anzeichen dafür, dass Menschen hier gewesen waren, vielleicht vor zwei oder drei Jahren. Wir fanden leere Dosen, leere Flaschen, Bettzeug und Schmuck in einer Schatulle.

Die Bedienungspaneels mit den Spannungsreglern waren unversehrt. Verstaubt und feucht, aber John Hahn meinte, sie würden definitiv funktionieren, wenn sie einmal getrocknet seien.

Ich fuhr im Volvo zurück zu einer Stelle, wo ich guten Empfang hatte, und rief über Funk Amanzi. Sie holten Domingo.

»Romeo positiv«, sagte ich.

Der Empfang war schlecht. »Wiederhole«, sagte er.

Ich wiederholte.

»Ist er bei guter Gesundheit?«, fragte Domingo.

»Ja, Romeo scheint es gut zu gehen«, antwortete ich und fragte mich, wer wohl alles auf unserer allgemeinen Kommunikationsfrequenz zuhörte. Wenn Pastor Nkosis Leute das hörten, würden sie wissen, dass wir mit irgendetwas Geheimnisvollem zugange waren, aber keine Ahnung haben,

worum es ging.

»Ausgezeichnete Nachrichten«, sagte Domingo. »Wann wird er bei Julia sein?«

John Hahn meinte, wir müssten gegen drei Uhr fertig werden.

»Irgendwann heute Abend.«

»Gute Reise«, sagte Domingo.

Cairistine »Birdie« Canary

Am Dienstag um die Mittagszeit sagte mir Domingo Bescheid, dass die Teebus-Spannungsregler funktionstüchtig und geborgen seien und heute Abend da sein müssten. Ich rief das Kabinett zusammen, und wir beschlossen, dass wir es riskieren konnten, dem Pastor Bescheid zu sagen, dass wir ihm am nächsten Tag seinen Regler bringen würden.

Ich bin dann in den Funkraum gegangen, wir haben New Jerusalem gerufen, und sie haben sich gemeldet, sagten aber, der Pastor sei nicht erreichbar.

Als ich fragte, wann er erreichbar sei, sagten sie, sie wüssten es nicht, vielleicht erst morgen.

Ich fragte, wo er sei. Doch sie antworteten, das gehe mich nichts an.

Sofia Bergman

Am Dienstag um drei Uhr nachmittags brachte uns Domingo Essen und Wasser für abends und nachts. Er trug seine Pistole und sein Funkgerät an der Hüfte, und sein R4 war im Jeep, wie üblich aufrecht in seiner Halterung.

Er verteilte den Proviant, unterhielt sich mit uns und fuhr dann weg, wohin, sagte er nicht.

Und dann, um 15:30 Uhr, hörten wir Oom Willems Stimme über Funk, klar und deutlich. Auf unserer Wellenlänge, der militärischen Frequenz. Ich hörte an seiner Stimme, dass es sehr dringend war. Ich nahm das Funkgerät, stellte es lauter und hörte Domingo sagen: »Wiederhole, Willem, wiederhole.«

Und Oom Wilhelm sagte: »Schöne Grüße an Cincinnatus aus Witput. Schöne Grüße an Cincinnatus, ich bin in Witput.« Man hörte ihm aber an, dass er in Wahrheit niemandem Grüße ausrichten wollte, und man merkte, dass er sehr … aufgeregt war. Wenn ich ehrlich sein soll, wenn ich versuche, möglichst objektiv zu sein … Sagen wir mal, seine Stimme klang sehr aufgeregt.

Dann war es still auf dieser Frequenz, und dann sagte Domingo: »Verstanden, Willem, richte Cincinnatus deine Grüße aus.«

Das war alles.

103

Schöne Grüße an Cincinnatus: V

Wir kamen erst nach acht Uhr abends nach Amanzi zurück. Die Sonne war schon untergegangen.

Die Wachen bei Petrusville wirkten bedrückt, aber ich wunderte mich nicht darüber.

Auch die Wachen am Haupttor waren still und in sich gekehrt. Normalerweise begrüßten sie uns mit aufrichtiger Herzlichkeit, aber nicht heute Abend. Ich vermutete, es läge an den längeren Schichten, weil wir jetzt weniger Leute hatten. Über vierzig Prozent der Verteidigungstruppen und Reservisten von Sarge X waren mit dem großen Treck nach New Jerusalem gezogen.

Wir fuhren bis zur Kaserne, und ich ließ meine Truppe aussteigen. Wir waren erschöpft, hungrig und durstig. Wir wussten, dass die Kasernenküche etwas Besonderes für uns vorbereitet haben würde, wie immer, wenn wir von einer Mission zurückkehrten.

Ich trug mit meiner Einheit zusammen die Bedienungpaneels ins Hauptquartier.

Die anderen gingen schon in die Kaserne, während ich noch auf den Volvo-Fahrer wartete. Ich nahm mir Domingo als Vorbild – ich würde immer als Letzter hineingehen.

Aber wo war Domingo?

Birdie, Sarge X, Nero Dlamini und Beryl Fortuin kamen aus unserem Hauptquartier. Sie passierten die Bedienungspaneels mit den Spannungsreglern, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, und ich sah den Vieren an, dass etwas Schreckliches passiert sein musste.

Birdie, die kleine Birdie, Präsidentin Cairistine Canary, fing an zu schluchzen, noch bevor sie mich erreichte. Sie sagte: »Nico, ach Nico«, und klang völlig gebrochen.

»Was ist denn?« Mir wurde eiskalt ums Herz.

»Dein Vater«, sagte sie.

Da wusste ich Bescheid. Ich brauchte nicht nachzufragen, denn ich sah es Beryl, Nero und Sarge X schon an, sie brauchten nichts mehr zu sagen.

Ich spürte, wie das Blut und das Leben aus mir herausflossen, ganz schnell, bis ich leer war. Ich fühlte, wie mir die Knie nachgaben und ich schwankte.

Birdie streckte die Hände nach mir aus und umarmte mich. Ich spürte, wie sie zitterte und bebte wie ein kleiner Vogel. Auch Beryl fing nun an, untröstlich zu weinen, und legte einen Arm um mich, als wären wir alle in Trauer vereint.

Birdies Gesicht lag an meiner Brust, und sie sagte: »Domingo auch, Nico. Domingo ist auch tot.«

An die ersten Stunden danach kann ich mich kaum noch erinnern.

Ich weiß noch, dass Birdie und ich versuchten, einander zu trösten. Lange saßen wir eng umklammert da.

Ich weinte nicht; das alles war zu unwirklich. Ich konnte nicht weinen. Ich wollte es, und ich wusste auch, dass die Tränen irgendwo in mir festsaßen, aber ich konnte es einfach noch nicht recht glauben: Pa und Domingo? Unmöglich.

Wir saßen in Domingos Büro. Jemand brachte Tee und frisches Gebäck. Ich konnte beides nicht anrühren und bat nur um Wasser.

Alle sprachen leise. Die ganze Kaserne war still. Die Nachricht hatte sich verbreitet und alle verstummen lassen.

Nero redete. Ich glaube, er war der Stärkste von uns. Er redete einfühlsam und beruhigend auf uns ein.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und fragte, was passiert sei.

Nero sagte, er könne verstehen, warum ich es wissen wolle.

Ja, sagte ich, bitte erzähle es mir.

Er sagte, mein Vater sei in Witput gewesen.

Zwischen ein Uhr und drei Uhr nachmittags hatte er mehrmals mit anderen Bauern von Bewässerungsfarmen auf der Frequenz geredet, die für die Landwirtschaft reserviert war. Er fragte um Rat wegen der Dieselpumpe und dem System, das er dabei war zu installieren. Er hatte über sein mangelndes technisches Wissen gescherzt, aber keine Andeutungen gemacht, dass jemand in der Nähe war oder er irgendeine Bedrohung bemerkt hatte.

Bis um halb vier.

Da gab mein Vater den Notrufcode über Funk durch. Nur ihn. Nichts sonst. Domingo war sofort mit dem Jeep zu ihm gerast.

Die Fernmelder hatten auch Sarge X alarmiert. Der Sarge wollte seine Patrouille in Luckhoff hinschicken, die tagsüber das nördliche Ufer des Stausees bis nach Philippolis kontrollierte. Doch sie antwortete nicht. Dem Sarge fehlte es nach dem großen Treck an Personal und Fahrzeugen; dennoch erteilte er sofort dem einzig anderen verfügbaren Trupp den Auftrag, ebenfalls raus nach Witput zu fahren. Aber er war in Hopetown und brauchte von dort aus fünfundzwanzig Minuten länger als die Patrouille aus Luckhoff benötigt hätte.

Die beiden Soldaten von Sarge X fanden Pa und Domingo. Sie lagen dicht nebeneinander am Rand der Salzpfanne, der schneeweißen, trockenen Salzpfanne neben den alten Bewässerungskreisen von Witput.

Sie waren erschossen worden. Die Soldaten luden die beiden ein und rasten zurück nach Amanzi ins Krankenhaus. Obwohl es keine Hoffnung gab, denn sie waren ziemlich sicher, dass Pa und Domingo bereits tot waren, aber was sonst hätten sie tun können?

Sarge X erzählte weiter: »Bis ich draußen am Tatort war, war es schon fast dunkel, und wir haben nicht viel gefunden.«

Er zögerte, und ich sah, wie Sarge X, Nero und Birdie einander ansahen. Da fragte ich: »Was ist?«

»Ich möchte, dass du weißt, dass ich Hennie Flaai losgeschickt habe. Ich habe jede verfügbare Patrouille für die Suche mobilisiert, aber es ist einfach ein so riesiges Gebiet …«

Nero Dlamini fügte hinzu: »Wir haben keine Beweise, Nico. Wir wissen nicht genau, wer es getan hat. Wirklich nicht.«

Da begriff ich. »Aber ihr verdächtigt jemanden.«

»Nico, wir müssen sehr vorsichtig sein.«

»Wen, Birdie?«

»Setz dich erst mal hin, Nico.« Da bemerkte ich erst, dass ich aufgestanden war.

»Wir müssen einen kühlen Kopf bewahren«, sagte Nero Dlamini. »Vielleicht solltest du erst mal ein bisschen schlafen.«

»Einen sehr kühlen Kopf«, fügte Sarge X hinzu.

»Ich kann nicht schlafen«, erwiderte ich.

»Setz dich, Nico.«

Aber ich konnte es nicht.

»Bitte, Nico, du musst stark bleiben, wir brauchen dich. Du musst heute Abend sehr stark sein«, redete Nero mir zu. Nero gelang es immer, mich zu beruhigen, schon seitdem er mich wegen meines posttraumatischen Stresssyndroms nach dem Angriff auf Okkie behandelt hatte. Und auf einmal wurde ich furchtbar müde. Ich setzte mich hin. Das Kinn sank mir auf die Brust. Ich zitterte am ganzen Körper. Ich legte die Hände auf die Knie, denn ich wusste, dass auch sie zitterten. Zum ersten Mal regte sich in mir ein Gefühl, aber ich unterdrückte es, ich wollte noch immer nicht glauben, dass das alles wahr war.

Sie sagten kein Wort. Ich fand die Beherrschung wieder. Ganz langsam. Ich schaute auf und sah Birdie an.

»Bitte sagt es mir.«

Das war zu viel für Birdie. Sie sah Nero an, und Nero nickte. »Ich sag’s ihm.«

Er brauchte eine Viertelstunde, um mir alles zu erzählen, die ganze Geschichte. Er begann mit dem Funkspruch von Trunkenpolz, unserem Erzfeind, der vor zwei Tagen plötzlich ein Treffen arrangieren wollte. Pa und Domingo hatten schließlich alleine mit Trunkenpolz geredet, und niemand wusste, was dabei gesagt worden war.

»Er war es!«, stieß ich hervor, so von Wut und Hass erfüllt, dass ich wieder aufsprang.

Nero berührte mich sanft an der Schulter. »Setz dich, Nico. Wir wissen nicht, ob er es war. Wir wissen es wirklich nicht. Das war noch nicht alles. Hör mir zu.«

»Aber er ist doch derjenige, der …«

»Bitte setz sich erst mal.«

»Bitte, Nico«, sagte Birdie, und etwas an ihrer Stimme drang zu mir durch, ihr Tonfall, ihr Timbre, und sagte mir, dass sie es kaum noch aushielt. Ich sah plötzlich nicht mehr nur meinen eigenen Verlust, sondern auch ihren, und ich begriff, dass sie Domingo verloren hatte, ihren zukünftigen Mann. Sie war genauso tief verletzt wie ich.

Ich setzte mich.

Nero nahm sich einen Augenblick Zeit, bevor er weitererzählte. Er berichtete von allen Geschehnissen im Zusammenhang mit Pastor Nkosi Sebego, von dem Augenblick an, als er bei der Kabinettssitzung den großen Treck ankündigte, bis gestern, als er drohte, die Spannungsregler und die Waffen holen zu kommen. Er erzählte von Domingos

Spionagebehauptungen und seiner Auseinandersetzung mit dem Pastor und auch von der Meinung meines Vaters, dass es zwar möglich, aber höchst unwahrscheinlich sei.

»Ich verstehe das nicht, Nero«, sagte ich. Ich war vollkommen durcheinander; der Schock, die Gefühlsaufwallung, die Erschöpfung, das Adrenalin und der Schmerz überwältigten mich, und mir war klar, dass ich die Informationen nicht richtig verarbeitete.

»Dein Vater war nicht froh darüber, sich Nkosi entgegenstellen zu müssen. Aber er hatte nur wenig … Du weißt doch, wie das war, wie schwierig es für jeden war, Domingo etwas zu verweigern. Wir verdanken ihm unser Leben. Deswegen hatte dein Vater im Grunde keine andere Wahl. Hinterher sagte er, wir sollten das nicht weiterverfolgen. Es gab keine greifbaren Beweise, nur Indizien.«

»Moment mal«, sagte ich. »Warum erzählst du mir das alles eigentlich?«

»Nur Geduld, Nico«, bat mich Sarge X. »Wir möchten dir erst die genauen Umstände erklären, denn heute Nachmittag ist noch etwas anderes passiert.«

»Was denn?«

Nero sagte: »Bevor ich es dir erzähle, musst du mir etwas versprechen.«

»Was?«

»Wir erzählen es dir, und danach nimmst du eine Schlaftablette, und ich bringe dich ins Bett.«

»Was?«, wiederholte ich und sah den Sarge an.

»Wirst du tun, worum wir dich bitten, Nico? Nimmst du die Tablette und legst dich schlafen?«, flehte Birdie, als wolle sie nur, dass dieser Tag endlich endete.

»Gut, ich mache es.«

Sarge X sah Nero an, und Nero blickte lange und eindringlich mich an, bevor er seinerseits dem Sarge zunickte.

»Wie du weißt, patrouillieren meine Leute jeden Tag in dem Gebiet zwischen Luckhoff und Philippolis«, begann der Sergeant. »Zwei Männer in einem Nissan Bakkie. Sie kontrollieren die Farmstraßen überall entlang der Nordküste. Sie arbeiten sich langsam vor; brechen am Morgen auf, essen in Philippolis zu Mittag, fahren über die Jeepspur hinüber nach Luckhoff, sehen sich auch dort kurz um und kehren dann gegen fünf Uhr hierher zurück. Dieses Team habe ich angefunkt, als ich den Notruf deines Vaters erhielt. Aber sie haben nicht geantwortet. Es hat sich herausgestellt, dass ihr Funkgerät nicht funktionierte und sie es einfach nicht überprüft hatten. So etwas passiert eben; da das Funkgerät schwieg, gingen sie davon aus, dass eben nichts los sei. Ausgerechnet heute … Sie kamen etwa eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit zurück und wandten sich sofort an mich, weil sie einen Zwischenfall melden wollten. Zu dem Zeitpunkt wussten sie noch nichts von deinem Vater und Domingo.«

»Was für einen Zwischenfall?«

»Sie sahen drei Fahrzeuge davonrasen.«

»Motorräder?«, fragte ich mit neu erwachter Wut.

»Nico, bitte, hör einfach zu«, bat Nero.

»Meine Patrouille kam über die schmale Jeepspur von Osten her nach Luckhoff und sah drei Fahrzeuge, die auf der Asphaltstraße in Richtung Koffiefontein davonrasten. Das Timing, das ist das Wichtige daran. Es war kurz nach vier. Etwa 16:10 Uhr.«

Warum sagte er mir nicht, wer sie waren? »Haben sie gesehen, wer es war?«

Er warf ein wenig verzweifelt die Hände in die Luft. Warum? »Was haben sie gesehen, Sarge?«

»Sie glauben, dass es unsere Fahrzeuge waren. Unsere Pick-ups.«

»Unsere?«

»Ja. Jedenfalls waren es unsere, bis vor drei Wochen, als wir sie New Jerusalem gaben.«

104

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: I

In die Stille von Domingos Büro hinein sagte Birdie: »Nico, sie glauben, dass es unsere waren. Sie sind sich nicht sicher.«

»Sie verfolgten sie, konnten sie aber nicht einholen«, fügte der Sarge hinzu.

»Warum glauben sie, dass sie aus NJ kamen?«

»Es waren Toyotas, alle drei.«

»Natürlich ist das kein Beweis«, gab Nero Dlamini zu bedenken. »Und sie waren sich nicht ganz sicher.«

Ich schüttelte den Kopf, denn ich war nicht Neros Meinung. Wenn es drei Toyotas waren, war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie New Jerusalem gehörten. Wir hatten ihnen alle Toyota-Bakkies aus Amanzi gegeben, um ihnen die Beschaffung von Ersatzteilen und den Unterhalt zu erleichtern. Dies war Teil der Übereinkunft. Wir behielten die Fords und die Nissans. Und wer sonst in dieser Gegend hatte den Diesel, um drei Bakkies – egal, von welcher Marke – so weit von einer Ortschaft entfernt zu fahren? Nur wir und New Jerusalem.

»Ich will es wissen, Nico«, sagte Birdie. »Ich will wissen, wer das getan hat. Ich werde nicht ruhen, bevor wir es herausgefunden haben. Das verspreche ich dir. Aber wir müssen

Beweise finden. Behauptungen genügen nicht. Das hätte auch dein Vater gewollt. Und Domingo. Wir wollen nicht, dass diese Sache alles zerstört, was sie aufgebaut haben.«

»Wir müssen einen kühlen Kopf bewahren«, wiederholte Sarge X.

Nero Dlamini schenkte mir Wasser nach, zog einen Tablettenstreifen aus der Hemdtasche und sagte: »Ich möchte, dass du zwei von diesen hier nimmst.«

»Wir machen morgen weiter«, sagte Birdie, und es klang, als rede sie mit sich selbst.

Ich hielt meine Hand auf. Nero legte die Tabletten hinein. Ich nahm das Glas, öffnete den Mund und griff zu einer kleinen List. Ich tat so, als würde ich mir die Tabletten in den Mund werfen, und trank Wasser hinterher, steckte mir aber mit der rechten Hand die Tabletten in die Hosentasche.

Sofia Bergman

Ich glaube nicht, dass irgendjemand in dieser Nacht schlafen konnte.

Domingo war tot. Es war undenkbar. Domingo war unzerstörbar. Unsterblich. Wie ein Superheld; wir hätten nie geglaubt, dass ihm irgendetwas zustoßen könnte. Wenn sie ihn töten konnten, welche Chance hatten dann wir? Und Willem Storm: Er und Domingo waren … Sie waren Amanzi. Sie waren alles für Amanzi. Die Kabinettsmitglieder und wir alle anderen spielten nur Nebenrollen.

Wir waren bestürzt, aber wir hatten auch Angst. Wer würde uns jetzt

anführen? Was würde aus uns werden?

Ich glaube, das beschäftigte uns an diesem Abend am meisten, diese Angst, eine Art … Beklemmung. Und Unglaube. Das konnte nicht wahr sein! Willem Storm und Domingo? Unmöglich.

Der Kummer über den Verlust kam erst später. Denkt daran, wir waren Kinder des Fiebers. Wir alle kannten Tod und Verlust und hatten unsere eigenen Methoden, damit umzugehen. Irgendwie. Aber so viele von uns beim Sonderkommando waren noch Jugendliche. Siebzehn, achtzehn, neunzehn. Willem Storm und Domingo waren wie Väter für uns gewesen. Zumindest Ersatzväter. Respektspersonen … Nein, das klingt so … Als ich klein war und auf der Farm im Bett lag und die Stimme meines Vaters hörte oder seinen Pfeifentabak roch, da fühlte ich mich sicher. Da wusste ich, dass die Welt in Ordnung war.

Willem und Domingo hatten uns das Gefühl gegeben, dass wir sicher waren und wieder in einer geordneten Welt lebten.

Ich weiß noch, dass wir in jener Nacht noch nicht richtig darüber reden konnten. Wir saßen einfach auf der Staumauer und schwiegen vor Entsetzen. Team Alpha hatte immer noch Wachdienst, wie es uns Domingo befohlen hatte. Unsere beiden Sergeanten, Taljaard und Masinga, waren noch in NJ, deswegen waren wir vollkommen führerlos. Vollkommen.

Da Domingo nun tot war … Niemand dachte daran, uns etwas zu essen und Wasser zu bringen, und um kurz nach zwölf in jener Nacht hatten wir nichts mehr. Ich schlug vor, etwas holen zu gehen. Ich ging zur Kaserne; über die Abkürzung waren es nur etwas mehr als anderthalb Kilometer.

Totenstille, alles war totenstill. Es war kurz nach Mitternacht.

Als ich den Eingang zum Hauptquartier erreichte, kam Nico Storm

heraus, und ich erschrak, und vor lauter Schreck wäre ich beinahe in Tränen ausgebrochen, seinetwegen, wegen seines Verlusts, wegen allem. Ich rechnete damit, dass er nicht schlafen konnte, dass er etwas frische Luft schnappen und vielleicht irgendwo trauern wollte. Aber er legte den Finger auf die Lippen und sah mich bittend an. Ich nickte, fragte mich aber, was er da tat. Es war ein seltsames Verhalten für jemanden, dessen Vater gerade gestorben war. Ich stand einfach nur da und sagte kein Wort. Ich sah zu, wie er an mir vorbei zu Domingos Jeep ging, der dort stand, wo die Leute von Sarge X ihn abgestellt hatten. Nico stieg ein und fuhr zum Tor hinaus.

Ich dachte bei mir: Er sieht ja gar nicht traurig aus, eher … entschlossen. Und dann wurde mir klar, dass er sein Gewehr über der Schulter getragen hatte.

Ich wusste natürlich nicht, dass er nach New Jerusalem fuhr. Wir wussten ja gar nichts von all diesen Vorgängen.

Ich hätte meinen Vater beschützen müssen.

Das war meine Aufgabe, meine Berufung, meine Verantwortung gewesen. Und ich hatte es nicht getan. Ich war nicht hier gewesen, aber das spielte keine Rolle, ich hätte meinen Vater beschützen müssen.

Ich lag im Bett und konnte nicht schlafen. Ich war vollkommen leer, und dann erfüllte mich allmählich die Wut. Es war eine alte Wut, eine Wut auf mich selbst, die überging in eine Wut auf die ganze Welt, diese kaputte, ungerechte, widerliche Welt, die sich dann wiederum in einen Hass auf Nkosi Sebego verwandelte, den ich für alles verantwortlich machte. Denn zumindest daran hatte

er Schuld, auf jeden Fall: Wenn er nicht nach New Jerusalem gezogen wäre, wäre Pa noch Präsident gewesen und wäre nicht auf die Idee gekommen, in Witput Kartoffeln zu pflanzen. Zumindest. Aber da war noch mehr. Viel mehr. Je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich mir. Bis ich mir ganz sicher war. Ich stand auf, zog mich an, nahm meine Pistole und mein Gewehr und ging die Treppen hinunter und zur Tür hinaus.

Ich sah Sofia Bergman kommen. Einen Augenblick lang kam mir zu Bewusstsein, was ich im Begriff war zu tun und dass es dafür keine Zeugen geben durfte. Ich bedeutete ihr, dass sie schweigen solle. Sie durfte es niemandem sagen. Sie riss die Augen auf und nickte.

Ich ging zu Domingos Jeep. Ich ließ den Motor an. Der Tank war fast voll. Ich hatte genügend Treibstoff. Ich fuhr los.

Am Haupttor reagierten die Wachen respektvoll und verhalten und sprachen mir ihr Beileid aus. Ich sagte danke, und ich wolle ein bisschen herumfahren, um zur Ruhe zu kommen.

Sie sagten, das könnten sie verstehen.

Am Tor von Petrusville war es dasselbe.

Und dann gab es nur noch mich, die Dunkelheit und die Scheinwerfer des Jeeps, die die Straße erhellten. Erst fuhr ich nach Colesberg und von dort aus nach Gariep. New Jerusalem.

Es waren hundertfünfundfünfzig Kilometer. Ich kannte den Weg, wir waren ihn in den letzten Wochen mit dem großen Treck zahllose Male hin und her gefahren. Mit dem Jeep würde ich

etwas mehr als neunzig Minuten für die Strecke brauchen.

In dieser Zeit wuchs meine Wut auf den Pastor, bis mir schwindlig wurde. Nero hatte mir von Domingos Spionageverdacht gegen ihn erzählt. Ich zählte alle Indizien zusammen, und mir wurde klar, dass Domingo recht gehabt hatte. Nkosi war ein Verräter und ein Spion. Ich dachte an das, was er damals dem Komitee gesagt und wie er meinen Vater erniedrigt hatte, wieder und wieder. Er war machtgierig, das war er von Anfang an gewesen. Ich erinnerte mich noch an den allerersten Tag, nachdem er angekommen war und wie er Domingo angesehen hatte, als wolle er sagen: Eines Tages wirst du mir im Weg stehen, und ich werde dich töten.

Domingo war tot.

Nkosi hatte meinen Vater ermordet und Domingos Unsterblichkeit zerstört.

Die Wut loderte weiß glühend in mir, als ich von der N1 abbog. Ich wusste, wo Nkosi wohnte. Er hatte sich ein bescheidenes Haus im Unterdorf, in der Hamerkopstraat ausgesucht. Die meisten Spotter, die den großen Treck begleitet hatten, waren überrascht darüber gewesen. Ich dachte bei mir, dass dies eine Lektion war, die er von meinem Vater gelernt hatte.

NJ war stockdunkel. Ganz anders als Amanzi.

Sie hatten eine provisorische Straßensperre am Dorfeingang errichtet, wo die Säule mit dem Wort *Gariepdamm* noch immer neben dem kleinen, spitzgiebeligen Gebäude stand. Die Wachen

von NJ hatten sich um ein kleines Feuer gruppiert. Sie wirkten ängstlich und unerfahren, als sie mit ihren Gewehren dem Jeep den Weg versperrten. Sie erkannten mich und wollten wissen, was los war.

Ich war kalt und ruhig. Ich sagte, ich hätte eine dringende Nachricht für den Pastor.

Die Wachen erwiderten, sie müssten ihm rasch Bescheid sagen, dass ich hier sei.

Mir wurde klar, dass mein Plan nicht durchdacht war.

Ich entgegnete: Gut, dann sagt ihm Bescheid.

Wenn er Wachen hatte, die mich aufhalten wollten, würde ich sie zuerst erschießen.

Sofia Bergman

Ich packte meinen Rucksack voll mit Essen und Wasser und kehrte zum Staudamm zurück. Dabei musste ich die ganze Zeit an Nico denken. Was hatte er nur für einen Gesichtsausdruck gehabt, wie sollte ich ihn interpretieren? Er war mir irgendwie bekannt vorgekommen. Der Finger vor dem Mund, der Blick in seinen Augen – das alles hatte ich schon einmal gesehen.

Und wohin war er mit Domingos Jeep gefahren? Mitten in der Nacht.

Es dauerte eine Ewigkeit, den Pastor zu wecken. Ich konnte nicht hören, was er sagte, ich hörte nur seinen tiefen Bass über das Funkgerät der Wache. Sie kam auf mich zu und sagte: »Der

Pastor möchte wissen, worum es geht.«

»Ich habe eine Nachricht von meinem Vater.« Mal sehen, wie er darauf reagierte. Mal sehen, ob er sich verriet.

Sie sagten es ihm über Funk. Er reagierte nicht. Sein Schweigen verriet ihn. Sein Schweigen gab mir die Sicherheit, die ich brauchte.

Er schwieg so lange, dass sogar die Wache nervös wurde.

»Schickt ihn rein«, sagte Nkosi schließlich.

Sofia Bergman

Um drei Uhr fiel mir wieder ein, wann und wo ich diesen Blick in Nicos Augen schon einmal gesehen hatte. Es war an dem Tag gewesen, als ich mit der Armbrust auf ihn geschossen hatte. Und noch einmal an dem Tag, als er mich vor der Kaserne zu Boden gerissen hatte, nachdem ich ihn mit dem Gewehr geschlagen hatte.

Unermesslicher Zorn hatte aus diesen Augen gesprochen.

Aber wohin war er gefahren?

105

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: II

Ich parkte vor seinem Haus, die R4 in der Hand. Ich schaltete den Motor ab, stieg aus und ging zur Tür.

Er musste meine Stiefel auf dem Kies gehört haben und öffnete. Er trug einen Morgenmantel. Irgendwo hinter ihm brannte eine Lampe; ich sah seine Silhouette. Ich nahm die R4 in die linke Hand, und schon war ich an der Tür und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Ich schlug ihn mit all der Wut, dem Schmerz und dem Hass in mir.

Ich traf ihn auf den Mund. »Ich bringe dich um«, keuchte ich, als er rückwärts ins Haus stolperte. Aber er fiel nicht um.

Er schlug zurück. Er war ein großer Mann, größer als ich, mit breiten, kräftigen Schultern. Er war viel schneller, als ich erwartet hatte. Er traf mich auf den rechten Wangenknochen. Der Schlag hob mich von den Füßen, so dass ich zu Boden stürzte, halb taub auf dem rechten Ohr und mit schwarzen Flecken vor den Augen. Ich versuchte, mich aufzurappeln, war aber aus dem Gleichgewicht gebracht. Er holte noch einmal aus. Ich sah das Weiß seiner Augen, er blutete am Mund. Ich sah, dass er mörderisch war, wild, gefährlich. Ich rollte nach links an die Wand. Er schlug daneben, aber dann traf er, irgendwo zwischen

meine Rippen. Ich drückte mich von der Wand ab, um mich wegzurollen, und begriff auf einmal, dass diese Aktion absolut nicht so verlief, wie ich sie geplant hatte. Ich würde hier heute Abend totgeschlagen werden.

Adrenalin.

Ich sprang blitzschnell auf, er erwartete mich, aber ich war zu schnell und traf ihn mit aller Kraft auf die Nase.

Er stieß einen kehligen Laut aus und stürzte sich auf mich, ein blutender Bulle, ich wusste jetzt, wie schnell er war, er schlug zu, ich drehte den Kopf gerade noch weg, so dass er meine linke Schulter traf, und die Gewalt seiner Faust schmetterte mich gegen die Wand. Mein linker Arm wurde taub. Ich schlug noch einmal zu, und meine einzige Hoffnung war, dass ich schneller war als er. Ich schlug mit der rechten Faust, mit jedem letzten Quäntchen Kraft, das in mir steckte. Er nahm im letzten Moment den Kopf runter, und ich traf mit den Knöcheln die Oberseite seines kahlrasierten Schädels. Ich hörte, wie mein Fingerknöchel brach, ein widerliches, lautes Knacken, und der Schmerz schoss meinen Arm hinauf. Er fiel auf die Knie und griff etwas von einem Tisch. Ich wollte noch einmal zuschlagen und holte mit der linken Hand aus, aber er traf mich zuerst, er hielt etwas in der Hand, mit dem er zuschlug, gegen meine Hüfte, meine Pistole, es gab eine Art Gongton, denn er schlug mich mit einer Pfanne, einer großen Gusseisenpfanne. Ich schwankte und fiel, und er stürzte sich auf mich. Er hob die Pfanne, wollte noch einmal zuschlagen, da stieß ich ihm den rechten Ellbogen ins Auge, so fest ich konnte. Ich

wusste, dass mein Knöchel gebrochen war, der Schmerz war intensiv, ich konnte meine Faust nicht mehr benutzen.

Er stieß noch einmal ein Gebrüll aus, schüttelte seinen großen Kopf, ließ die Pfanne fallen und legte seine Riesenpranken um meine Kehle. Ich schlug ihm mit der linken Faust gegen die Stirn, ich sah seinen Augen an, dass der Hieb ihn getroffen hatte, aber er würgte mich weiter. Ich schlug ihm mit dem rechten Ellbogen gegen den Mund. Er spuckte einen Zahn aus und drückte noch fester zu.

Ich bekam keine Luft mehr.

Wieder stieß ich mit dem Ellbogen zu, wieder gegen seinen Mund, verzweifelt, ich konnte nicht atmen. Er spuckte Blut und Speichel auf mich und drückte noch fester zu.

Ich packte seine Hände, ich musste sie lösen.

Ich brauchte Luft!

Ich schaffte es nicht.

Da erst erkannte ich: Es war zu spät, seine Hände waren zu groß und stark. Sein Griff war zu fest, die Welt verschwamm vor meinen Augen, ich riss und zerrte an seinen Händen, ich trat, wand mich, zappelte und bäumte mich auf, den Mund weit geöffnet in meinem verzweifelten Ringen nach Luft, es kam nichts in meine Lunge, ich sah nichts mehr, ich starb, ich würde – wie mein Vater – durch die Hände dieses Mannes ermordet werden.

Sofia Bergman

Denkt daran, dass niemand uns etwas von Pastor Nkosi, irgendwelchen Spionen, versteckten Waffen und den drei Toyotas erzählt hatte, die in Luckhoff davongerast waren. Das würde erst später herauskommen. Viel später. Deswegen saß ich in jener Nacht bei meinen Alpha-Teamkameraden und sagte kein Wort über Nico. Zu niemandem.

Ich erlangte das Bewusstsein wieder, als Pastor Nkosi Sebego einen Eimer eiskaltes Wasser über mich schüttete. Ich hustete, prustete, stöhnte, röchelte und schnaubte, sog die Luft, den göttlichen Sauerstoff, tief in die Lunge, und er sagte: »Was zum Teufel ist in dich gefahren?« Es klang ziemlich undeutlich durch den kaputtgeschlagenen Mund.

Ich versuchte aufzustehen. »Ich bringe dich um.« Meine Stimme war heiser, mein Körper bleischwer.

Er stellte einen großen Fuß auf meine Brust und drückte mich zu Boden. Meine rechte Hand schmerzte. Meine Rippen auch.

»Aber warum denn, Nico?«

»Das weißt du ganz genau!«, erwiderte ich und versuchte aufzustehen, packte seinen Fuß, aber meine Arme funktionierten nicht richtig.

Er zog die Pfanne auf dem Tisch wieder zu sich heran. »Ich knall dir noch mal eine.«

»Töte mich. Du hättest mich besser umgebracht.«

»Ich werde dich nicht töten, aber ich werde dir noch einmal

eine überziehen, wenn du mir nicht sagst, was zur Hölle hier los ist.« Er holte drohend mit der schweren Pfanne aus.

»Du hast meinen Vater umgebracht, du blödes Arschloch!«

»Ich habe was?«

»Du hast meinen Vater umgebracht!«

Die Pfanne fiel mit einem hohlen Scheppern zu Boden. Ich sah, wie Nkosi am ganzen Körper erstarrte, ich sah, wie ihm der Schreck in die Glieder fuhr. »Dein Vater? Dein Vater ist tot?«

Er war ein Heuchler, ein Lügner. »Wir haben eure Bakkies gesehen, gestern!«

»Unsere Bakkies?« Er wirkte vollkommen niedergeschmettert.

»Drei Toyota-Bakkies in Luckhoff!«

»Ja«, sagte er. »Das war ich.«

Das machte mich blind vor Wut und erneut griff ich nach seinem Fuß, der auf meine Brust drückte. Er riss ihn los und trat von mir zurück. Er sagte: »Nico, bitte! Ich hab damit nichts zu tun! Sag mir, wann … Wie ist dein Vater gestorben?«

Ich richtete mich auf, trat auf ihn zu und hob die linke Faust. »Du hast ihn erschossen, gestern Nachmittag um vier!«

»O Gott!«, stöhnte er. »Oh, mein Gott.« Er wankte rückwärts, als hätte ich ihn tatsächlich geschlagen, und fiel auf einen Küchenstuhl.

Mein Vater hatte mir von einem Asteroiden mit zehn Kilometern Durchmesser erzählt, der vor zwei Millionen Jahre auf die Erde aufgeschlagen war.

Er hatte einen dreihundert Kilometer breiten Krater gebildet, den größten auf Erden bekannten. Der Krater war schon lange durch die Erosion verschwunden, aber in seiner Mitte befand sich eine geologische Struktur, eine halbmondförmige Hügellandschaft, die heute als Vredefortkuppel bekannt ist, in der Nähe von Parys im Vrystaat.

Nur wenige Monate vor dem Fieber hatten Wissenschaftler eine ganze Reihe von Höhlen in den Hügeln der Kuppel entdeckt, und in einer dieser Höhlen hatten sich mein Vater und ich versteckt, als das Fieber die Erde verwüstete.

Und in dieser Höhle war ich am Fieber erkrankt.

Woran ich mich in jener Nacht in Pastor Nkosi Sebegos Küche erinnerte, waren die Fieberträume. Während er mit dem Kopf in den Händen an seinem Küchentisch saß und den Allmächtigen anrief, erinnerte ich mich daran, dass auch mein Vater in der Höhle erkrankt war, aber nicht so schlimm wie ich. Mein Vater hatte mich gepflegt, während mich die Fieberträume überrollten wie Hitzewellen. Sie kamen und gingen, und ich wusste nicht, ob ich wach war oder träumte. Doch bei jedem Fiebertraum war das Gefühl dasselbe: Mir war, als blickte ich durch ein sehr schmales, beschlagenes Fenster auf meine Umgebung. Meine Gliedmaßen, vor allem meine Hände, fühlten sich dick und geschwollen an, schwer, fremd, aber sie waren es nicht. Mein ganzer Körper und mein Kopf fühlten sich träge an, als würde ich in bitterem, dickem Sirup schwimmen. Es war eigenartig, furchteinflößend und vollkommen irreal.

In Nkosis Küche fühlte ich mich wieder genauso.

Ich ragte über ihn empor, erfüllt von Hass und körperlichem wie seelischem Schmerz, doch ich fühlte mich seltsam träge, ich fühlte mich gefangen, mein Kopf, mein Körper, meine Hände und Finger waren dick und unbrauchbar, und ich sehnte mich in diesem Moment danach, meinen Schmerz jemand anderem zuzufügen. Nero hatte mir einmal erklärt, so etwas täten Männer, wenn sie unerträgliche Schmerzen empfanden.

»Ich habe deinen Vater geliebt«, sagte Nkosi. Die Worte waren schwer wie Blei und erreichten mich mit Verzögerung, ich hörte sie langsam und brauchte eine Ewigkeit, um sie zu verarbeiten. Ich erwiderte, er würde lügen, lügen, er hätte Pa und Domingo gehasst.

Da sagte er: »Nein, ich habe nur Angst vor Domingo«, und ich schrie ihn an: »Du hast ihn getötet, weil du Angst vor ihm hattest?« Er sah mich an, als wäre ich irrsinnig und fragte dann verwirrt: »Domingo?« Und ich erkannte, dass er jetzt im selben Fiebertraum war wie ich. Wir waren beide verloren.

»Du hast Domingo umgebracht!«

»Domingo ist tot?«

»Du hast ihn getötet, und du hast meinen Vater getötet!«

»Gott steh uns bei!«

Ich zog die Pistole aus dem Holster an meiner Hüfte. Ich schaute durch das schmale, beschlagene Fenster meines Fiebers auf Nkosi und presste ihm die Pistole an die Schläfe. Er saß nur da, Blut tropfte von seinen aufgeplatzten Lippen auf den Tisch, er

schüttelte ganz langsam den Kopf und sagte: »Ich habe niemanden getötet, Nico.«

Ich entsicherte die Pistole.

»Du hast deine Leute damit beauftragt?«

Er sagte kein Wort. Er schüttelte nur den Kopf.

Er schloss die Augen.

106

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: III

Ich konnte ihn nicht erschießen, denn jenseits des Fiebers, des Hasses, der Wut und der überwältigenden Gefühle wusste ich: Er sagt die Wahrheit. Ich erkannte es an der Art, wie er den Kopf hängen ließ, mit geschlossenen Augen, ich hörte es an seiner Stimme und spürte es daran, wie er die drohende Hinrichtung hinnahm. Daran, dass er nicht mehr kämpfte und dass er mich freigelassen hatte. In seinem Pyjama und seinem blutigen Morgenmantel saß ein gebrochener, unschuldiger Mann vor mir. Der trauerte. Um meinen Vater.

Ich stand mit der Pistole an seinen Kopf gedrückt da und wartete, bis das Fieber wich, das langsam aus mir herausfloss. Es nahm den Druck und die Intensität mit sich.

Ich sicherte die Pistole wieder, schwankte, hielt mich am Tisch fest und setzte mich Nkosi gegenüber.

Langsam öffnete er die Augen. »Wie sind sie gestorben?«

»Sie wurden erschossen.«

»Es tut mir so leid, Nico!«

»Aber du warst da.«

»Ich war in Luckhoff.«

»Sie waren in Witput.«

»O mein Gott …«

»Warum warst du da?«

»Ich wollte meine Gewehre holen. Und die Munition. Unseren Anteil.«

»In Luckhoff?«

»Ich war mir sicher, dass sie dort waren. Ich war mir absolut sicher. Domingo hat Luckhoff als Truppenübungsplatz benutzt. Die ganze Stadt. Sie war Domingos Spielplatz. Nur für ihn da. Im Kabinett überlegten wir mehrfach, dort Leute anzusiedeln, da es näher gelegen war als Hopetown und durch den Kanal ausreichende Wasserzufuhr hatte. Aber Domingo lehnte einfach ab und sagte, nein, das sei der Übungsplatz für das Sonderkommando und ihr bräuchtet ihn. Deswegen glaubte ich, dass er dort die Waffen versteckt hielt. Wir sind gestern hingefahren und haben die Stadt durchsucht. Wir haben in jedem Haus nachgesehen. Wir hatten einen Metalldetektor dabei, weil wir dachten, die Sachen könnten irgendwo vergraben sein.«

Die Stimme versagte ihm.

Wir saßen im Halbdunkel; die Öllampe brannte auf kleiner Flamme. Wir atmeten tief ein.

Ich wollte ihm nicht glauben. Er war ein so kluger Mann.

»Du hast für Number One spioniert«, sagte ich.

Er schnaubte so heftig, dass Blut über die Tafel spritzte.

Er schüttelte den Kopf.

»Ich habe dich beobachtet, damals am ersten Tag«, sagte ich zu ihm. »Ich habe dich beobachtet.«

»An welchem ersten Tag?«

»Als du nach Amanzi gekommen bist.«

»Du hast mich beobachtet?«

»Ja. Ich habe gesehen, wie du Domingo angesehen hast. Du hast ihn gehasst.«

Er sah mich an. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht richtig erkennen. Es klang so, als stieße er ein kurzes, verbittertes Lachen aus. Dann stand er langsam auf. »Willst einen Brandy?«

Ich hatte noch nie welchen getrunken.

»Ja.«

Er schmeckte wie besonders ekliger Hustensaft, brannte in meinem Mund, meiner Kehle und nahm mir den Atem.

Pastor Nkosi Sebego hätte sicher gelächelt, wenn seine Lippen nicht aufgeplatzt und die Umstände andere gewesen wären.

Er setzte sich mir gegenüber und sagte: »Weißt du, was die Tätowierung auf Domingos Hand bedeutet?«

»Nein.« Ich hatte die Tätowierung auf Domingos Handrücken bereits vergessen; zwei Krummschwerter und eine aufgehende Sonne. Sie war so sehr Teil von ihm, ich war so sehr daran gewöhnt, dass sie für mich bedeutungslos war.

»Sie bedeutet, dass er ein Mitglied der Twenty-Sevens war.«

»Von wem?«

»Den Twenty-Sevens. Die Nummerngangs? Hast du nie davon gehört? Macht nichts. Es waren Knastgangs, die Numbers, damals. Vor dem Fieber. Es gab drei Divisionen. Es gab die Twenty-Sixes, die waren am wenigsten gewalttätig, das waren

die Diebe, die Hochstapler, die Einbrecher und Betrüger. Dann gab es die Twenty-Eights, das waren …«

»Woher weißt du das alles?«, fragte ich, denn ich wollte nichts Schlechtes über Domingo glauben.

»Als Pastor war es meine Pflicht, auch die Gläubigen im Gefängnis zu betreuen, Nico.«

»Domingo war kein Krimineller.«

»Warum hatte er dann dieses Tattoo? Das Zeichen der Twenty-Sevens? Der Gewalttätigsten aller Knastgangs, den Killern. Den Totschlägern.«

»Es war nur eine Tätowierung.«

»Ich habe viele von ihnen gesehen, Nico. Er war bei den Twenty-Sevens.«

»Das stimmt nicht!«

»Frag doch Sarge X.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Weil er Polizist war. Und … Erinnerst du dich noch daran, als Matthew Mbalo getötet wurde? Der erste Mord bei uns in Amanzi.«

»Ja.«

»Kannst du dich daran erinnern, wen Sarge X als Ersten befragt hat, gleich nachdem die Leiche gefunden worden war?«

Ich erinnerte mich daran. Wir hatten zugesehen, dort in Luckhoff, wie der Sergeant und Domingo am Polizeibakkie gestanden und miteinander geredet hatten. Wie wütend Domingo geworden war.

Aber ich sagte nichts.

»Sarge X hat uns nichts davon erzählt«, fuhr Nkosi fort. »Bis ich ihn direkt darauf angesprochen habe, ungefähr eine Woche nach dem Mord. Ich nannte ihn faul und ineffizient, weil es absolut keinen Fortschritt in den Ermittlungen gab. Da erwiderte er mir, er hätte den einzigen wirklichen Verdächtigen verhört. Den einzigen Amanzier, der bekanntermaßen vorbestraft und in dieser Nacht unterwegs gewesen sei, da er sich aufgrund seiner Verantwortlichkeiten frei bewegen könne: Domingo. Ich fragte also den Sarge: Woher weißt du, dass Domingo vorbestraft ist? Und der Sarge sagt, diese Tätowierung, Pastor. Und er erzählte mir, was ich bereits wusste. Domingo hatte im Gefängnis gesessen, und dort war er Mitglied der gewalttätigsten aller Nummernbanden geworden.«

Ich wollte es immer noch nicht glauben.

Der Pastor sah es mir an. »Ich weiß, dass du Domingo sehr gemocht hast.«

»Ja. Er war mein Held.«

»Ich weiß.«

»Er war ein sehr mutiger Mann, und er war ein guter Mann.«

»Ja, er war mutig. Und wir Menschen können sowohl gut als auch böse sein, Nico. Wir können Gutes und Böses tun. So hat uns Gott erschaffen.«

Er stand auf, ging zu dem Schrank, in dem die Flasche Branntwein stand und schenkte sich noch nach. Ich hatte nicht gewusst, dass er Alkohol trank. Er hielt die Flasche hoch und

fragte, ob ich auch noch einen wollte. Ich schüttelte den Kopf. Das Zeug schmeckte übel, ich hatte noch einen Rest in meinem Glas.

»Du hast wirklich mein größtes Mitgefühl für den Verlust deines Vaters«, sagte er, trank und kehrte an den Tisch zurück. »Ich hatte den allergrößten Respekt vor ihm. Er war ein außergewöhnlicher Mann. Ich habe Amanzi nicht seinetwegen verlassen.«

Er setzte sich. »Ich bin wegen Domingo gegangen. Weil es keine echte Demokratie gab, keine wahre Freiheit. Keine echte Religionsfreiheit. Denn es gab eine Staatsreligion in Amanzi: die Domingos. Er war der wahre Herrscher. Ein Herrscher mit eiserner Faust.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht.«

»Aber denk wenigstens mal darüber nach, ja? Sieh dir einfach nur die Fakten an. Frage dich: Warum hat er das Arsenal versteckt?«

»Weil du ein Spion bist.«

Wieder stieß er dieses Schnauben aus. Er berührte seinen Mund; es musste schmerzen. »Wirklich, Nico? Wirklich? Ein Spion? Okay, angenommen, ich wäre ein Spion. Aber beantworte mir einmal folgende Fragen: Weißt du, wer außer Trunkenpolz noch ›Number One‹ genannt wird? Frage Sarge X. Aber ich kann es dir auch sagen. Die Anführer der Number-Gangs sind die Number One. Du bist der Anführer der Twenty-Sixes? Dann bist du die Number One. Und weißt du, was die Spezialität der

Twenty-Sixes im Gefängnis war? Schmuggel. Schmuggel und Handel. Weißt du noch, als Trunkenpolz zum ersten Mal nach Amanzi kam? Erinnerst du dich noch daran, dass Domingo das überhaupt nicht gefallen hat? Wie nervös er an jenem Abend war? Warum? Weil er möglicherweise an Trunkenpolz eine Tätowierung entdeckt hat. Und wenn Trunkenpolz die von Domingo gesehen hat? Frage dich einmal, warum Trunkenpolz Domingo nicht getötet hat, als er es konnte, als er ihm die Pistole an den Kopf gehalten hat. Warum hat er nicht einfach den Abzug gedrückt? Sah er vielleicht jemanden vor sich, den er erpressen konnte? Frage dich einmal, Nico, wer in Amanzi auf einem Motorrad angekommen ist? Einem Motorrad! Denk mal drüber nach. Frage dich, wer diesen Marauder erschossen hat, den, den ihr gefangen genommen hattet, wie hieß er gleich noch?«

»Leon Calitz.«

»Wer hat ihn getötet? Wer hat ihn und den Funker erschossen, bevor ihr die beiden hierher zurückbringen und sie wegen Menschenschmuggels verhören konntet?«

»Das war wegen … Domingo hat die Frauen gesehen, die sieben …«

»Okay. Weißt du noch, als die KTM uns angegriffen haben, an dem Tag, als du zehn oder elf von ihnen erschossen hast?«

»Zwölf.«

»Stimmt. Zwölf. Du weißt doch noch, dass zwei der Angreifer den Lkw gefahren hatten. Sie haben gerufen: ›Wir ergeben uns, wir ergeben uns!‹ Aber Domingo ist hingegangen und hat sie

exekutiert. Hat ihnen genau zwischen die Augen geschossen. Kannst du dich noch daran erinnern?«

»Ja.«

»Warum hat er das getan?«

»Weil sie Tiere waren.«

»Ich frage mich, wer an diesem Tag das wahre Tier war. Warum musste er sie töten? Warum gab es nie Gefangene, die wir befragen konnten? Frage dich das einfach nur, das ist das Einzige, worum ich dich bitte.«

Ich schob das Glas weg und stand auf. »Ich glaube dir nicht.«

Seine Geste bedeutete, dass ihm das nichts ausmachte.

»Ich werde es herausfinden, wenn du mich anlügst.«

»Ich habe meine Leute von Amanzi weggeführt, weil sie Besseres verdient haben als Domingos Tyrannei.«

»Domingos Tyrannei war gut genug für meinen Vater.«

»Bist du sicher, Nico?«

Wenn man siebzehn ist und dazu noch müde und verwirrt und wenn alles, was man zu wissen und zu glauben meinte, erschüttert wird, ist es der leichteste Ausweg zu fliehen.

Ich antwortete ihm nicht. Ich ging einfach hinaus, damit die Dunkelheit von New Jerusalem den Jeep und mich verschlucken konnte.

107

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: IV

Bis heute weiß ich nicht, wie ich bis zur Brücke über den Seekoeirivier gekommen bin.

Sie liegt vierzig Kilometer nördlich von Colesberg, kurz bevor die alte R369 zu einer unbefestigten Straße wird.

Dort kam ich an jenem Morgen gegen vier Uhr wieder zu mir, als die Scheinwerfer die silberne Leitplanke und den grauen Beton erhellten. Ich erschrak und trat auf die Bremse, aus keinem besonderen Grund, außer, dass ich plötzlich erwachte und in die Wirklichkeit zurückkehrte.

Ich hielt an, weil ich nicht wusste, wohin ich mich wenden sollte.

Ich löschte die Scheinwerfer des Jeeps, stieg aus, trat vor das Fahrzeug und blickte hinauf in das unendliche Firmament, zu den Milliarden von funkelnden Sternen. Mein Vater hatte gesagt, der nächtliche Himmel sei eine Zeitmaschine, jeder Stern verkörpere seine eigene Ära, so viele Lichtjahre entfernt. Ich suche eine Zeitmaschine, Pa, um die Zeit zurückzudrehen.

Ich sah die atemberaubende Schönheit nicht. Ich fühlte mich nur klein, unermesslich klein, nichtig und verloren, aber vor allem erinnere ich mich bis heute an die überwältigende

Einsamkeit, die mich in diesem Augenblick mit unerträglicher Tonnenlast bedrückte. Meine Mutter war tot, mein Vater war tot, und Domingo war tot. Jetzt war ich wirklich eine Waise, ich gehörte ins Waisenhaus.

Ein Teil des Gewichts, das auf mir lastete, hing mit dem Verlust von Vertrauen, dem Verlust von Sicherheit zusammen. Wem sollte ich glauben? Was sollte ich glauben? Was war wahr? Dieser Verlust eines Ideals, einer Idee, so wie Amanzi die Idee meines Vaters gewesen war, trug noch zu der Last auf meinen Schultern bei. Seine Vision, sein Traum. Und plötzlich war da nichts mehr. Kein Ausweg. Keine Zukunft, nur die Finsternis.

Ich empfand kein Selbstmitleid. Ich war mir nur dieser vollkommenen Einsamkeit bewusst. Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden und in den Himmel gestarrt habe. Es können zehn oder auch zwanzig Minuten gewesen sein.

Dann hörte ich das Funkgerät in Domingos Jeep krächzen, und einer von Sarge X' Schutztruppe sagte: »Basis, hier ist Sektor drei. Vier Uhr, keine besonderen Vorkommnisse.«

Ich war nahe genug, um das Funksignal zu empfangen.

Ich ließ meine Augen zum Horizont wandern und sah die verschwommene Glut von Amanzi. Unseres Ortes des Lichts.

Sofia Bergman

Ich lag auf dem steinharten Asphalt der Trasse über den Staudamm und schlief. Da spürte ich plötzlich, wie jemand leicht meine Schulter drückte.

Ich schreckte auf, und es war Sarge X. Er sagte: »Sofia, ich brauche dich, um Spuren für mich zu lesen.«

Ich hatte Gewissensbisse, weil er mich schlafend erwischt hatte, und wollte mich erklären. Ich sagte: »Ich hatte keine Wache«, und er erwiderte: »Ich weiß, Liebes, ich weiß. Aber in einer halben Stunde geht die Sonne auf, und ich würde den Tatort gerne nach Spuren absuchen, sobald es hell genug ist.«

»Ja, Sergeant«, sagte ich, stand auf und wollte ihn fragen, ob ich wenigstens Zeit hätte, mich zu waschen, mir die Haare zu kämmen und die Zähne zu putzen, aber er ging schon auf die drei APS-Fahrzeuge zu, die Bakkies des Amanzi Police Service, alle mit dem handgemalten Stern auf den Türen.

Ich blieb vor dem Waisenhaus stehen, als sich der westliche Horizont über dem Stausee feuerrot gefärbt hatte. Ich stieg aus, der Schmerz in meinem gebrochenen Knöchel klopfte unaufhörlich, und ich fragte mich, ob man es schon Okkie gesagt hatte. Wusste Okkie, dass unser Pa tot war?

Ich ging hinein und hörte, dass bereits Leute in der Küche waren. Ich wollte sie nicht sehen, ich wollte einfach nur dasitzen und auf Birdie warten. Ich musste mit Birdie reden. Ich ging ins Wohnzimmer und sah, dass Birdie am Fenster stand. Sie hatte auch nicht schlafen können.

Sie hörte mich kommen und drehte sich um. Sie sah alt und müde aus und schaute mich erst mitfühlend und dann besorgt an. »Was ist passiert?« Sie sah das Blut auf meiner Wange.

»War Domingo im Gefängnis, Birdie?« Ich musste sie fragen, denn es bedrückte mich so sehr, und als es heraus war, unumkehrbar heraus, wurde mir bewusst, wie gemein und selbstsüchtig das von mir war.

Birdie stolperte. Schnell trat ich zu ihr, hielt sie aufrecht und stützte sie, brachte sie zu einem Stuhl, setzte sie hin. Sie blickte zu mir auf.

Sie sagte: »Ja, Nico. Das war er.«

Sofia Bergman

Sarge X zeigte mir, wo die Leichen gelegen hatten. Ich weiß noch, wie sanft das Licht der aufgehenden Sonne auf die Stelle fiel, wie purpurrot das getrocknete Blut im schneeweißen Staub leuchtete.

»Domingo lag hier, Sofia«, sagte er, »und Willem genau da.« Der alte Sarge X war klein, er muss damals schon über fünfzig gewesen sein, und als er dort so stand und mir alles zeigte, hätte ich ihn am liebsten umarmt, denn er sah so verloren aus. Als widerstrebe es ihm, ihren Tod zu untersuchen, als wolle er sie viel lieber zurückhaben. Ich war damals zu jung und selbst zu entsetzt und zu müde, um zu erkennen, wie schwer er an der großen Verantwortung trug. Er war nun als Einziger der älteren Militärs und Sicherheitskräfte übrig geblieben.

Er zeigte mir, dass Domingo und Willem Storm nur drei Meter voneinander entfernt gelegen hatten.

Er zeigte mir die Blutstropfen entlang der Spuren und die beiden Flecken, wo die Leichen gefunden worden waren. Es war erstaunlich wenig Blut.

Ich habe diese Gegend nie gemocht. Ich fand sie … Ich weiß nicht … gespenstisch. Es gab diese Pfannen, die trockenen flachen Pfannen, weiß wie Gebeine und unbrauchbar. Der Boden dort war verdorben und unfruchtbar, und dann gab es den Kanal, der in der Nähe vorbeifloss, und die alten Bewässerungskreise, man konnte noch die Umrisse erkennen. Ich … Mich überlief dort jedes Mal eine Gänsehaut. Jedenfalls hatten Oom Willem und Domingo in der Pfanne gelegen, nur ein paar Schritte vom Saum entfernt, der Grenze zum umgebenden Veld. Domingos Jeep hatte auf dem Weg in der Nähe des alten Farmhauses gestanden, etwa dreihundert Meter weit entfernt.

Ich fragte den Sarge, wer gestern Abend alles hier gewesen sei. Er sagte, nur seine Patrouille aus Hopetown und er selbst. Er rief die beiden Männer von der Patrouille heran. Ich betrachtete ihre Stiefel und die des Sarge, und ich fragte, ob einer von ihnen wüsste, welche Schuhe Oom Willem angehabt habe. Da holte einer von den Patrouillenmännern sie und kam damit zu mir. Domingos Stiefel und Oom Willems Schuhe. Sie stellten sie vor mich hin. Die leeren Schuhe.

Das war für mich ein sehr schlimmer Moment. Ich kann es nicht erklären.

Cairistine »Birdie« Canary

Weißt du, an dem Weihnachtsabend, dem letzten vor seinem Tod, ist Domingo mit mir raus nach Otterskloof gefahren. Das war so ein luxuriöses Gästehaus, eine Wildfarm am anderen Ufer des Flusses. Er hatte sie insgeheim sauber und schön zurechtgemacht, und als wir ankamen, stand da so ein Tischchen mit einem Tischtuch, kannst du dir das vorstellen, einem

Tischtuch und einer Vase mit Feldblumen. Ich lachte und fragte: Wer hat das denn gemacht, das kannst du nicht gewesen sein, das ist ja richtig romantisch. Aber er lächelte nicht, er war schrecklich ernst, und er sagte: Birdie, ich möchte mit dir zusammen sein, aber du musst erst wissen, wer ich bin.

Dann erzählte er es mir.

Es schien eine Erlösung für Birdie zu sein, mir an diesem Morgen alles zu erzählen. Ich glaube, die Tatsache, dass sie als Einzige über Domingo Bescheid wusste, hat sie belastet.

Wir saßen einander gegenüber auf dem Sofa. Sie hielt meine beiden Hände fest und war so konzentriert, dass sie weder die Schwellung noch die Schürfwunden noch das Blut an meinen Knöcheln bemerkte.

Sie erzählte mir von Domingo. Sie sagte, sein richtiger Name sei Ryan John Domingo gewesen. Er war in Riverview aufgewachsen, einem Stadtteil von Worcester, wo der Gestank der Klärwerke im Sommer vom Südostwind in ihr kleines Haus geweht wurde. Seine Mutter arbeitete als Putzfrau in der De-la-Bat-Schule für Gehörlose, und sein Vater war Abschaum – er war faul, stahl, log, betrog und soff wie ein Loch. Ein Mann, der keinen Job länger als drei Monate behielt. Domingos Vater war von schwachem Charakter und großer Körperstärke. Ein kräftiger Mann, ein Mann, der als Kind misshandelt worden war und die Tradition fortsetzte, indem er seine Frau und seine sechs Kinder mit Fäusten, Gürteln, Tauenden und sonstigen Gegenständen

schlug, egal, was gerade in Griffweite war, egal, ob er nüchtern oder betrunken war. Ein fürchterlich reizbarer Mann.

Der Vorname von Domingos Vater lautete ebenfalls Ryan John.

Domingo war der Älteste und der Erste, der die Wut und die Gewalt seines Vaters zu spüren bekam. Später schützte er seine Brüder und Schwestern und seine Mutter. Wenn er sah, dass sie geschlagen wurden, ging er dazwischen und kassierte selbst die Schläge ein. Als er auf die weiterführende Schule ging, versuchte er das erste Mal, sich zu wehren, da schlug ihn sein Vater derart zusammen, dass er eine Woche ins Krankenhaus musste. Das Pflegepersonal und eine Sozialarbeiterin fragten ihn, wer ihn derart zugerichtet habe. Da sagte er, er sei nicht geschlagen worden. Er sei gefallen.

Da sagte die Sozialarbeiterin, er müsse wissen, dass er die Misshandlungen beenden könne. Er müsse nur reden.

Er dachte darüber nach und beschloss, dem Übel tatsächlich ein Ende zu bereiten, und er plante den Mord an seinem Vater.

Er war in der elften Klasse. Sechzehn Jahre alt. Die Väter einiger seiner Schulkameraden arbeiteten im Brandvlei-Gefängnis. Er hatte Geschichten darüber gehört, wie dort gemordet wurde. Eine Variante war die Fahrradspeichenmethode.

Cairistine »Birdie« Canary

Domingo saß zwar mit mir am Tisch, als er mit mir redete, aber ich habe

ihm zwischendurch angemerkt, dass er wieder zurück in Worcester war. Man hat Domingos Augen nicht oft gesehen, und ich glaube, das lag daran, weil er wusste, dass seine Augen alles verrieten, was in seiner Seele vorging. Ich erkannte, dass seine Augen weit weg waren, und es tat weh. Er sagte: Birdie, ich habe die Fahrradspeiche angespitzt, wochenlang, die Spitze war messerscharf. Ich wollte ihn töten, fand dann aber doch nicht den Mut. Ich wollte ihn töten, ich sah es schon vor mir. Wenn er wieder mal betrunken eingeschlafen wäre, würde ich ihm diese Speiche heimlich zwischen die Rippen stechen, so wie sie es da im Brandvlei machten, aber ich hatte nicht den Mut. Es ist ein großer Schritt, ein anderes menschliches Wesen zu töten. Selbst wenn man das Herz und ein Motiv hat. Sogar aus Notwehr. Es ist ein sehr großer Schritt. Es vergingen Wochen, und ich saß da und hörte mir seine Suffgeschichten an. Du kennst Suffgeschichten, Birdie? Sie sind immer gleich, jedes Mal, wieder und wieder, langatmig, angeberisch und immer gleich, bis man kotzen könnte. Suffgeschichten darüber, was für ein Held mein Vater war, was er alles gemacht hatte, die Typen, die er vermöbelt hatte, die Chefs, zu denen er gesagt hatte, ihr könnt euren Scheiß alleine machen, wieder und wieder, wieder und wieder. Eines Abends schlug er meine Mutter, und ich versuchte, ihn zurückzuhalten, da schlug er mich, und er hat mich kaputtgeschlagen, Birdie, und da hat mein kleiner Bruder versucht, ihn zurückzuhalten, und er hat mein Brüderchen verprügelt, da war er erst elf, er hat ihn auch kaputtgeschlagen. An diesem Abend, Birdie, da habe ich ihm die Fahrradspeiche zwischen die Rippen gestochen, und ich habe ihn getötet.

Sofia Bergman

Ich sagte zu Sarge X und seinen Leuten, sie sollten dort warten, und begann, die Spuren zu lesen, wie Meklein es mir beigebracht hatte. Zu der Zeit hatte ich schon seit über einem Jahr den Spottern das Spurenlesen beigebracht, so dass alles ganz frisch war. Außerdem wollte ich unbedingt wissen, was dort geschehen war und wer Oom Willem und Domingo getötet hatte. Ich war sehr entschlossen und konzentriert.

Als Erstes sah ich, dass die Spuren von vier Personen von Norden her kamen, vom Kanal her. Und keine der vier war die Spur von Oom Willem oder Domingo.

Später sah es so aus, als hätten sie Oom Willem und Domingo in die Pfanne getragen.

Zunächst ergab das überhaupt keinen Sinn.

108

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: V

Birdie sagte, Domingo habe erzählt, dass er am nächsten Tag mit Todesangst in die Schule gegangen sei. Als der Schulleiter ihn rufen ließ und er die Polizisten vor der Tür des Büros stehen sah, war er sich sicher, dass sie ihn wegen des Mordes an seinem Vater holen kamen.

Aber dann sagten sie ihm nur, sein Vater sei gestorben. Im Bett. Herzinfarkt. Es tue ihnen so leid. Ihr herzliches Beileid. Er könne jetzt nach Hause gehen.

Und das tat er, um seine Mutter und seine Geschwister zu trösten.

Er wusste nicht, warum sie die kleine Wunde übersehen hatten. Vielleicht, weil jeder gewusst hatte, dass Ryan John Domingo Senior dabei war, sich systematisch zu Tode zu saufen. Oder vielleicht, weil die Wunde so klein war? Oder weil man sich nicht die Mühe machte, die Farbigen von Riverview zu obduzieren?

Sie begruben seinen Vater, und er fragte sich: Wie lange dauert es, bis die Leiche verwest und die Spuren mit ihr?

Sofia Bergman

Sie hatten Oom Willem und Domingo in die Pfanne gelegt, und dann schlossen sie sich dem anderen an und liefen nach Norden. Der Dritte trug etwas Schweres. Ich folgte den Spuren über fünfhundert Meter weit – sie verliefen jetzt durch die ehemaligen Bewässerungskreise, so dass man sie an vielen Stellen deutlich erkennen konnte –, und dann war ein größerer Blutfleck im Sand, und man sah, dass einer der Leute gefallen war.

Spurenlesen bedeutet eigentlich nur, sehr genau zu beobachten und logische Schlüsse zu ziehen.

Man muss sich ansehen, wie weit die Fußspuren jedes Mannes voneinander entfernt sind, dann weiß man, wie schnell er gelaufen oder gerannt ist. Sieht man sich an, wie tief seine Spuren im Vergleich zu den anderen sind, weiß man, ob er etwas getragen hat. Und Blutspritzer … Wenn wir verwundete Antilopen verfolgten, brachte mir Meklein bei, dass Blutspritzer ihre eigene Geschichte erzählen.

Ich folgte ihnen also und näherte mich dabei dem Kanal. Ich erkannte, dass die Leute gerannt waren, aber nicht schnell. Ich sah, dass einer geblutet hatte, und zwar immer stärker.

Es wehte kein Wind, nur eine leichte Brise, eine Morgenbrise, und da bemerkte ich etwas aus dem Augenwinkel heraus … Es passte nicht dorthin, es war nicht natürlich. Ich sah etwas unwillig hin, denn eigentlich wollte ich mich nur auf die Spur konzentrieren, und das Ding war bestimmt fünf Schritte … nein, zehn Schritte von den Spuren entfernt. Ich sah etwas, was flatterte, etwas Weißes. Ich sah es, ich ging hin, und es war ein Foto, von Oom Willem, von Nico und einer schönen Frau. Nico war noch klein. Vater,

Mutter, Kind. Ich wusste, es musste in Oom Willems Tasche gewesen sein. Ich hob es auf und verfolgte weiter die Spur.

Zwischen den Bewässerungskreisen verlief ein Graben. Ich weiß nicht, ob früher Rohre darin verlegt waren oder was, aber es war ein ziemlich tiefer Graben. Da sah ich, dass dort jemand lag. Der Graben … Denk daran, es waren bestimmt sechs, sieben Jahre her, dass hier zuletzt Menschen … In dem Graben wuchsen Büsche, Unkraut und dornige Sträucher, und der Mann lag halb unter diesem Gestrüpp verborgen. Er sah aus, als verstecke er sich, und ich erschrak, denn ich hatte nichts bei mir. Mein Gewehr lag im Bakkie des Sarge. Da sah ich, dass der Mann tot war.

Wir saßen im Waisenhaus auf dem Sofa, Birdie Canary und ich. Sie hielt meine Hände und sagte, Domingos Vater sei tot und begraben geblieben. Niemand stellte Fragen, niemand schöpfte Verdacht gegen ihn, und allmählich dämmerte ihm, dass er mit dem Mord davonkommen würde. Als die Wochen und Monate vergingen, war er immer mehr davon überzeugt, dass er das Richtige getan hatte, denn er sah, wie seine Mutter gesund wurde. Wie seine Geschwister sich entfalteten und sich erholten. Wie sie ihre Köpfe hoben.

Er hörte von jungen Justizvollzugsangestellten, die nach Großbritannien gingen, um sich dort dem britischen Militär anzuschließen. Die Briten führten Krieg in Afghanistan und ermunterten Wehrfähige überall im Commonwealth, ihrer Armee beizutreten. Domingo hörte, dass die Soldaten gutes Geld verdienten, sie schickten viele Rand nach Hause zu ihren

Müttern, Vätern, Großeltern und Geschwistern. Er redete mit seiner Mutter. Sie wollte zunächst nichts davon hören und sagte, er solle erst die Schule fertig machen. Er antwortete, natürlich werde er das, aber danach wolle er gehen. Sie sagte nein, aber er überredete sie im Laufe der Monate, des kommenden Jahres. Bis sie nachgab.

In dem Januar, in dem er die höhere Schule abschloss, erhielt er seinen Reisepass.

Er sparte für das Flugticket und lieh sich noch etwas Geld. Zwölf Monate später, im Januar darauf, ging er als Mitglied des dritten britischen Fallschirmbataillons nach Afghanistan.

Sofia Bergman

Die Spuren sagten, dass die anderen drei diesen Mann dort in den Graben geschleift hatten und danach weggerannt waren.

Er war tatsächlich tot, er hatte ein Loch zwischen den Augen. Er trug eine helle Uniform, wie ein Militär, gräulich, mit schwarzen Stiefeln.

Ich rief Sarge X, holte mein Gewehr und sagte zum Sarge, dass ich die Spur dieser drei Männer verfolgen wolle. Wenn ich etwas fände, würde ich in die Luft schießen. Er erwiderte, ich solle lieber das Funkgerät mitnehmen.

Darüber vergaß ich das Foto in meiner Tasche. Ich lief an den Spuren entlang durch den zweiten Bewässerungskreis bis zum Kanal. Dort sah ich, dass die Männer links abgebogen waren in Richtung der kleinen Brücke.

Ich fand weitere Blutspritzer. Es wurden immer mehr.

Etwa alle zweihundert Meter führte eine schmale Fußgängerbrücke über

den Kanal. Einige der Brücken waren kaputt, weggespült und so weiter, aber es gab auch ungefähr jeden Kilometer eine Brücke für Fahrzeuge. Ich sah, dass die Männer über eine der Fußgängerbrücken den Kanal überquert hatten und dann über den nächsten alten Gespensterkreis gerannt waren. Derjenige, der blutete, schleppte sich immer mühsamer dahin, bis seine Fußspuren mit Schleifspuren nebeneinanderher verliefen, als die beiden anderen ihm halfen. Ich rannte immer weiter, bis ihre Spuren plötzlich verschwanden. Ich blieb stehen und ging noch einmal zurück. Ich sah, dass sie gerannt waren, aber kurz bevor die Spur aufhörte, waren sie langsam gegangen.

Und dann waren ihre Spuren wie vom Erdboden verschluckt.

Ryan John Domingo vom dritten Fallschirmbataillon wurde Unterkorporal, dann Korporal und nach fünf Jahren Dienst Sergeant. Er schickte seiner Mutter jeden Monat Geld, kam einmal im Jahr für zwei Wochen nach Hause – mit Geschenken für seine Geschwister – und kehrte dann zurück nach Großbritannien und Afghanistan.

Er war ein guter Soldat. Er wurde mit Orden ausgezeichnet. Er sorgte für seine Familie. Er trank nicht und rauchte nicht. In Riverview war er eine Legende, und wenn er nach Hause kam, scharwenzelten die jungen Frauen an Domingos Haus vorbei. Denn er war zu einem attraktiven, starken jungen Mann geworden, er war solide und verdiente gut.

Während seines Urlaubs in seinem fünften Dienstjahr ging er zu einem Leichtathletikwettkampf, an dem seine Schwester

teilnahm. Dort lernte er die junge Lehrerin Yolande Goedeman kennen. Sie war eine sinnliche junge Frau mit fülliger Figur und vollen Lippen, und ihre fröhliche Persönlichkeit strahlte mit derselben Lebenslust wie ihre makellose Haut.

Es war Liebe auf den ersten Blick. Er rief bei seiner Einheit an und beantragte eine Urlaubsverlängerung, damit er das Eisen schmieden konnte, solange das Liebesfeuer noch heiß war. Sie verbrachten jeden möglichen Augenblick zusammen. Sie waren das Liebespaar, von dem alle redeten, und es hieß, die beiden könnten glücklich sein, einander gefunden zu haben.

Domingo wollte nicht zurückkehren, aus Angst, sie zu verlieren, und sie wollte ihn nicht gehen lassen, denn in Afghanistan schwebte er in Lebensgefahr. Er versprach ihr, sich um einen Posten als Justizvollzugsbeamter zu bewerben. Seine militärische Erfahrung müsse doch eine ideale Voraussetzung sein, um eine gute Stelle zu finden.

Doch irgendwann musste er zurück, erst nach Großbritannien, dann in die Helmand-Provinz in Südafghanistan, im Rahmen der Operation Herrick, als Teil der 16. Luftwaffenbrigade. Vierzehn seiner Kameraden starben, fünfundvierzig wurden verwundet.

Domingo überlebte. Er schickte Schreiben an die Justizvollzugsbehörden in Südafrika, in denen er sich um eine Stelle bewarb. Doch dann erreichte ihn ein Brief seiner ältesten Schwester: »Du musst unbedingt kommen, Yolande Goedeman hat sich mit den falschen Leuten eingelassen.«

Sofia Bergman

Spurenlesen besteht darin, genau hinzusehen und logisch zu denken, und wenn irgendetwas nicht zusammenpasst, wenn man es sich nicht erklären kann, dann sucht man noch einmal aus einer anderen Richtung.

Ich war der Spur der drei Männer gefolgt, die weggerannt waren, doch dann sah ich mir ihre Fußabdrücke in Richtung der Farm an. Ich sah, dass sie zunächst zu viert gewesen waren, und konnte mir ungefähr zusammenreimen, was geschehen war: Oom Wilhelm war im alten Farmhaus gewesen. Nicht, dass das Farmhaus richtig alt wäre, es war nur … Es hatte eben lange leergestanden, es war genauso verwahrlost wie alle anderen Farmhäuser damals, aber man konnte erkennen, dass Oom Willem angefangen hatte, es in Ordnung zu bringen. Wir fanden im Farmhaus Papier und Stifte auf einem Tisch, die bewiesen, dass er dabei war, eine Karte von der Umgebung zu zeichnen und die Bewässerung zu planen.

Ich glaube, er war dort in dem Farmhaus beschäftigt, als die vier Männer kamen. Und Domingo. Der Staub war aufgewühlt und mit Spuren übersät, Fenster und Türen waren zerstört worden, es hatte Kämpfe gegeben.

Diese vier Männer … Ihre Spuren gaben mir Rätsel auf, denn sie begannen inmitten eines sehr großen alten Bewässerungskreises jenseits des Kanals, an die drei Kilometer von Oom Willems Farmhaus entfernt. Es war ein Mysterium, die Spuren begannen dort wie aus heiterem Himmel.

Und während ich mich noch fragte, was passiert sein könnte, kam ein Pick-up auf mich zu. Es waren Leute aus Ou Brug, die den Sarge suchten. Ou Brug liegt hinter Hopetown, dort, wo eine schöne alte Brücke über den Oranje führt. Einige unserer Leute, die Sonnenblumen anbauten, hatten sich

dort niedergelassen. Sie waren die Bauern, die am weitesten im Westen wohnten. Der Sarge rief mich über Funk und sagte: »Komm mal lieber her und hör dir das an, Sofia.«

Domingo bat bei seiner Einheit um Sonderurlaub. Er behauptete, es gäbe zu Hause eine Familienkrise. Sie waren ihm dankbar für seine Tapferkeit und seine Dienste in jenen schrecklichen Monaten der Operation Herrick und sagten ihm, er solle sich so viel Zeit nehmen, wie er brauchte.

Er flog von Kabul nach Frankfurt und von dort aus nach Kapstadt. Er war einundzwanzig Stunden lang unterwegs, kam nachts an, mietete ein Auto und fuhr durch bis nach Worcester, todmüde, mit Jetlag und noch gezeichnet von den erbitterten Schlachten, der gewaltigen Anspannung und den großen Verlusten unter seinen Kameraden in Afghanistan. Seine Schwester sagte ihm, Yolande Goedman habe sich mit Martin Apollis eingelassen, dem großen Drogenbaron vom Brederiviervallei, der, der den Mustang fahren würde.

Domingo wusste, wo Martin Apollis wohnte. Er verließ das Haus seiner Mutter, mitten in der Nacht. Seine Schwester wollte ihn aufhalten, aber er war nicht mehr aufzuhalten. Er nahm seinen Mietwagen und fuhr zum Haus von Martin Apollis, und er sah, dass Yolande Goedemans kleiner Toyota Tazz vor dem Haus stand. Er klopfte nicht an, sondern trat die Haustür ein und ging hinein. Er rief ihren Namen.

Apollis kam den Flur entlang, nackt, die Pistole in der Hand

und verwirrt. Wer wagte es, in sein Haus einzudringen, er war Martin Apollis, man spielte mit seinem Leben, wenn man hier einbrach.

Ryan John Domingo nahm Apollis die Pistole ab und erschoss ihn. Zwischen die Augen. Dann ging er ins Schlafzimmer, wo Yolande Goedeman mit ihrem reifen, fülligem Körper lag, und er erschoss auch sie.

Cairistine »Birdie« Canary

Er sagte zu mir: »Birdie, du musst wissen, dass ich die Reizbarkeit meines Vaters geerbt habe. Ich wusste das nicht, Birdie, aber in dieser Nacht stellte ich es fest.«

Domingo kam ins Gefängnis.

Als das Fieber ausbrach, war er noch dort, in Buffeljagsrivier. Alle wurden krank, die Gefangenen und die Wachen, alle. Nur Domingo nicht.

Sofia Bergman

Die Leute aus Ou Brug erzählten uns, sie hätten gestern Nachmittag einen Helikopter gesehen.

Erst hätten sie ihn nur gehört, etwa gegen drei Uhr, weiter westlich. Sie hätten nach ihm Ausschau gehalten, er sei aber zu weit weggewesen.

Und dann, um kurz nach vier, es könne auch halb fünf gewesen sein, da hätten sie ihn wieder gehört, und als sie diesmal Ausschau hielten, sahen sie ihn fliegen. Hoch oben und weit im Westen, aber sie hätten ihn gesehen.

Drei unserer Leute, alle verlässlich und ehrlich, waren todsicher, dass sie einen Hubschrauber gesehen hatten.

109

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: VI

Sofia Bergman

Mein Gott, es gibt so viel zu erzählen über diesen Vormittag, nicht nur über das, was geschehen ist, sondern auch darüber, wie ich mich gefühlt habe. Aber das Wichtigste, was an diesem Morgen passiert ist, war, dass ich mich in Nico Storm verliebt habe.

Einfach so.

In einem Augenblick war da nichts, und im nächsten war ich verliebt.

Es war ein sehr seltsamer Vormittag. Nico sagt immer, erst passiert lange nichts, und dann passiert alles auf einmal, wenn man es am wenigsten erwartet.

Genauso war es an diesem Morgen.

Wir saßen im Wohnzimmer des Waisenhauses nebeneinander auf dem Sofa. Der Morgen war kühl, die schwache Herbstsonne schien durchs Fenster, und ich war zu Tode erschöpft. Meine Hand schmerzte, und mir schwirrte der Kopf von allem, was ich über Domingo erfahren hatte, vor allem den Morden, die er begangen hatte. Es waren Morde, für die ich Verständnis hatte, Morde, die ich ihm vergeben konnte, wenn es die ganze

Geschichte war. Ich hätte Birdie gern noch gefragt, ob Domingo Mitglied bei dieser Knastbande gewesen war und ob er irgendetwas mit Number One zu tun gehabt hatte. Ich hatte tausend Fragen.

Aber dann kam Beryl mit Okkie an der Hand herein, und beide sahen ängstlich und beklommen aus. Als Okkie mich sah, fragte er gleich: »Wo ist Papa, Nico?«

Beryl sagte zu mir: »Ich weiß nicht, was ich machen soll. Es tut mir leid, Nico, aber er fragt mich dauernd, wo sein Pa ist.«

»Wo ist Papa?«

Ich stand auf und streckte die Arme nach ihm aus. Langsam kam er auf mich zu. Er wusste, dass etwas passiert war. Er sah es Birdie, Beryl und mir an und merkte es auch schon allein daran, dass Pa nicht da war. Pa war sonst immer da.

Ich nahm ihn auf den Schoß, drückte ihn an mich und sagte zu ihm: »Pa ist nicht mehr bei uns, Okkie.«

Dann weinte ich zum ersten Mal.

Sofia Bergman

Nero zieht mich heute noch damit auf, dass ich mich in diesem Augenblick in Nico verliebt habe. Er sagt immer, er wüsste wirklich gern, was Freud dazu gesagt hätte.

Als Sarge X und ich ins Waisenhaus kamen, saß Nico mit dem kleinen Okkie im Arm auf dem Sofa, und beide weinten herzzerreißend, wie kleine Kinder weinen, so untröstlich, dass man nur warten kann, bis sie sich

beruhigt haben.

Und da habe ich mich in Nico verliebt.

Komisch, oder?

Ich weinte, und ich spürte, dass es mir guttat.

Ich weinte um alles, worum ich vorher noch nie geweint hatte. Und davon gab es so vieles.

Ich sah, wie Sofia zusammen mit Sarge X hereinkam, und sah ihnen an, dass sie mir etwas Wichtiges zu sagen hatten. Ich wusste, dass ich sie anhören musste, aber erst musste ich mich ausweinen.

Es dauerte lange. So lange, dass bis dahin auch noch Sicelo Khula hereinkam, begleitet von Nero Dlamini.

Sicelo Khula. Man nannte ihn Thula Khula. Den Stillen. Ich kannte ihn kaum.

Alles geschieht immer gleichzeitig, genau dann, wenn man es am wenigsten erwartet.

Sicelo Khula gehörte zu den Westküstenleuten.

Er war sechzehn Jahre alt, ging noch zur Schule und wohnte wie Sofia früher in der Klapsmühle. Er arbeitete in den Ställen, weil er ein Gefühl für Pferde hatte. Er war sehr still und schüchtern. In sich gekehrt, sagten manche Leute. Ein bisschen eigenartig. Doch man wunderte sich nicht weiter darüber, weil er zu den Polygamisten aus der Boesmanskloof, den Hippies, den Zigeunern, gehört hatte, und die waren eben anders.

Nero Dlamini hatte Sicelo in den letzten Monaten behandelt, weil er Symptome von posttraumatischem Stress gezeigt hatte. Sicelo vertraute Nero.

Als Sicelo an diesem Morgen von der Klapsmühle zu den Ställen gegangen war, ihm der Bakkie von Sarge X aufgefallen. Die Uniform des toten Mannes auf der Ladefläche war ihm sofort bekannt vorgekommen. Er war näher hingegangen, um ihn sich anzusehen.

Sicelo hatte den toten Mann in der grauen Uniform wiedererkannt. Im ersten Moment hatte er nicht gewusst, was er machen sollte, doch nach kurzer Überlegung hatte er sich auf die Suche nach Dlamini gemacht. Nachdem er es Nero erzählt hatte, waren sie gleich ins Waisenhaus gekommen.

Bis dahin hatte ich mich ausgeweint. Okkie klammerte sich an mich. Sein Schluchzen verebbte allmählich; sein Kopf lag fest an meiner Brust.

Sarge X räusperte sich höflich und machte den Anfang: »Nico, es gehen merkwürdige Dinge vor. Aufgrund der Spuren, die wir heute Morgen untersucht haben, vermuten wir, dass ein Hubschrauber die Männer gebracht hat, die deinen Vater und Domingo getötet haben.«

Sicelo Khula konnte nicht länger an sich halten und platzte heraus: »Ich kenne den Mann!«

»Welchen Mann?«, fragte Sarge X.

»Den toten Mann hinten auf dem Bakkie!«

Nero Dlamini bat Sicelo, sich zu setzen, und half ihm, die ganze Geschichte zu erzählen, da er nur gebrochen Englisch sprach:

Vor dem Fieber hatten seine Eltern auf einer Obstplantage in der Nähe von Citrusdal gearbeitet. Er hatte dort die Farmschule besucht.

Er war der Einzige gewesen, der nicht erkrankte. Damals war er zwölf Jahre alt gewesen. Achtzehn Monate lang hatte er überlebt, weil er Essen im nächsten Dorf und den umliegenden Farmen fand und Früchte von den Obstplantagen aß. Er hatte sich jedes Mal versteckt, wenn er Menschen sah.

Irgendwann kam niemand mehr; der Strom der Flüchtlinge vom Kap war plötzlich abgerissen.

Sicelo hatte schon befürchtet, nie wieder andere Menschen zu sehen, doch dann kam der Schaftransporter von Jan Swartz. Demselben Jan Swartz, von dem die Westküstenfrau Yvonne Pekeur erzählt hatte: »*Der alte Jan Swartz arbeitete mit vier anderen Leuten zusammen. Sie hatten einen Schafstransporter auseinandergenommen und acht schöne Pferde, die den Transporter zogen. Er war der große Rooibos-Händler. Manchmal handelten sie auch mit Möbeln, aber schönen Sachen, man sah gleich, dass das Erbstücke waren.*«

Jan Swartz suchte in Citrusdal zwei Wochen lang nach Gegenständen für seinen Handel. Sicelo Khula hatte ihn und seine vier Helfer aus seinem Versteck heraus ganz genau beobachtet. Er sah, dass sie harmlos waren und nur nach potentiellen Waren und Essen suchten. Am achten Tag nahm er

all seinen Mut zusammen und zeigte sich, denn er wollte nicht länger allein sein. Das Kennenlernen verlief ein bisschen holprig. Jan Swartz und seine Helfer sprachen Afrikaans, Sicelo sprach Xhosa, und keiner konnte so richtig Englisch. Aber als Jan am elften Tag sah, wie geschickt Sicelo mit den Pferden umging, gab er ihm zu verstehen, er gehöre ab jetzt zu ihnen, und schon bald war es seine Aufgabe, für die Pferde zu sorgen.

Sie zogen durch die Lande, und Sicelo gefiel dieses Leben. Von Januar bis März ernteten sie Rooibos. Sie begannen in Citrusdal und Clanwilliam, arbeiteten sich über den Berg und durch die Botterkloof und von da aus bis hinter Nieuwoudtville. Anschließend häckselten sie die Pflanzen, breiteten sie aus und besprenkelten sie, ließen sie fermentieren und stampften sie mit den Füßen fein. Den fertigen Tee tauschten sie in den Wintermonaten bei den Gemeinschaften von Lambertsbaai, Sutherland und einmal auch in Boesmanskloof gegen andere Waren ein.

Jan Swartz war streng, aber gerecht. Er saß gern abends am Lagerfeuer, wo Geschichten erzählt und Lieder gesungen wurden. Sicelo verstand nicht alles, was geredet wurde, aber das Singen gefiel ihm auch. Er sang mit und brachte den anderen Xhosa-Lieder bei.

Im August ging es immer nach Wupperthal, denn das war der kargste Monat. Sie hatten längst den gesamten Teevorrat gegen Nahrungsmittel eingetauscht, an der Westküste herrschten Regen und Sturm, und was die Natur hergab, wurde erst im September

essbar.

Wupperthal war ein geheimnisvoller Ort.

Sie zogen mit dem Pferde-Lkw dorthin; es war ein mühsamer Weg bis nach Wupperthal. Dort trafen sie auf andere fahrende Händler mit deren Fahrzeugen. In den ersten beiden Jahren hatte Jan Swartz zu Sicelo gesagt: »Du bleibst hier und passt auf unsere Sachen auf. Ich vertraue den anderen Halunken nicht.« Anschließend machten sich er und einige von den anderen Händlern über den Geheimweg auf in Richtung Kap. Wenn sie zwei, manchmal auch drei Tage später zurückkehrten, brachten sie Esel mit, die mit Kisten voller Handelswaren beladen waren. Größtenteils Nahrungsmitteln. Reis und Nudeln, Dosen mit eingemachten Früchten. Kartons mit haltbarem Pudding. Leckere Sachen. Anschließend verteilten die Händler die Ware untereinander.

Seit drei Jahren aber zogen nicht mehr die Händler über den Berg, sondern sie schlugen nur in Wupperthal ihr Lager auf und warteten. Andere Leute kamen mit den Eseln und den Waren. Fremde Leute, aber es schien, als würde Jan Swartz sie kennen.

Letztes Jahr hatten die Händler auch wieder an der bekannten Stelle bei Wupperthal auf die Esel und die Schmuggler gewartet, aber stattdessen war dieser Mann gekommen, der jetzt tot hinten auf dem Bakkie von Sarge X lag. Er war der Anführer der grau Uniformierten gewesen, sie waren ein ganzer Trupp, alle in denselben Uniformen und diesen schwarzen Stiefeln. Sie kamen ganz plötzlich, in der Nacht, in der Dunkelheit, über den Berg,

und sie erschossen die Händler mit automatischen Gewehren. Sie erschossen Jan Swartz und seine Leute und all die anderen Händler, sie erschossen sie alle.

Sicelo war bei den Pferden. In Wupperthal gab es immer Alkohol; einige Händler brannten Schnaps aus Zitrusfrüchten, und die Gruppe rund um das Feuer war oft ganz schön betrunken. Sicelo mochte das nicht und schlief dann bei den Pferden. Das rettete ihn in jener Nacht.

Die grauen Männer erschossen alle und steckten die Lkw-Kutschen in Brand. Auch eines der Gebäude, in dem die Händler geschlafen hatten. Alles brannte, und die Flammen erhellten die Umgebung mit ihrem Schein. Sicelo war davon überzeugt, dass die Männer ihn entdecken würden.

Die Pferde waren in einem Gebäude etwas abseits untergebracht, das als Stall diente.

Sicelo hatte sich in Todesangst zwischen den Tieren verborgen. Sie waren aufgeregt und unruhig gewesen und drängten gegen die Balken vor der Tür. Da kamen die vier grauen Männer. Sie hielten ihre Gewehre im Anschlag. Sicelo war sicher, dass sie die Tiere und ihn erschießen würden. Der, der jetzt hinten auf dem Bakkie lag, war der Anführer der vier gewesen, denn er sagte auf Englisch: »Wartet!«

Er näherte sich langsam, das Gewehr im Anschlag, und spähte in den dunklen Stall hinein. Sicelo sah ihn deutlich im Schein der großen Feuer, die ringsum brannten. Er sah den Mann mit den Blasen im Nacken.

»Tattoos«, übersetzte Nero Dlamini. »Der tote Mann draußen trägt solche Maori-Tätowierungen im Nacken.«

Sicelo nickte. Stimmt, es sah aus wie Blasen. Er hatte sich den grauen Mann draußen lange angesehen und war sich sicher, dass es derselbe war. Dann sagte der graue Anführer: »Lass die Pferde laufen.« Sicelo klammerte sich an die Flanke eines Pferdes, als sie hinausrannten.

Als sie in einem sicheren Abstand waren, kletterte er auf den Rücken des Pferdes und ritt los. So war er bei den Leuten in der Boesmanskloof gelandet. Er war nie wirklich einer von ihnen gewesen.

Als er fertig war, sagte Beryl gedankenverloren: »Wupperthal …«

»Genau«, erwiderte Nero Dlamini. »Ich weiß, was du meinst.«

»Was denn?«, fragte ich.

»Die Aufnahmen … Dein Vater hat ein paar von den Westküstenleute interviewt, und dabei ist mehrmals der Name Wupperthal gefallen.«

»Wo sind die Aufnahmen?«, fragte ich.

»Nico«, wandte Sarge X ein, »ich glaube, du solltest dir erst anhören, was Sofia zu sagen hat.«

110

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: VII

Ich hörte Sofia Bergman zu. Ihre Stimme war sanft, voller Mitgefühl, Kummer und Erschöpfung und stets melodiös. Ihre Haut schimmerte im Morgenlicht des Wohnzimmers, ihre schönen, zarten Hände unterstrichen das, was sie sagte, und folgten wie tänzerisch ihrer Stimme. So rekonstruierte sie mit Hilfe von Sarge X den Tatort der Morde. Sie erklärte, sie habe die Spuren nach bestem Vermögen gelesen und glaube, es habe sich Folgendes abgespielt:

Mein Vater war im Farmhaus damit beschäftigt, einen Bewässerungsplan auf Papier auszuarbeiten. Da hörte er den Helikopter. Sicher war er sofort hinausgerannt: der erste Hubschrauber seit über fünf Jahren, so kurz nach dem, was die Westküstenleute von Hubschraubern erzählt hatten – das wollte er sich ansehen. Vielleicht hatte er ihn tatsächlich erblickt, denn das Gelände dort war sehr eben. Wir würden es nie erfahren. Jedenfalls war der Hubschrauber knapp drei Kilometer von der Farm entfernt gelandet.

Vier Leute waren aus dem Helikopter gesprungen. Die Spuren bewiesen, dass alle vier die gleichen Stiefel getragen hatten, weshalb man auch annehmen konnte, dass sie die gleichen grauen

Uniformen angehabt hatten.

Die Spur meines Vaters zeigte, dass er mit schnellen Schritten in die Richtung gegangen war, wo der Helikopter gelandet war. Hatte er da bereits einen Notruf über Funk abgesetzt? Beryl meinte, er müsse sehr besorgt gewesen sein, da alle Geschichten der Westküstenleute über die Hubschrauber von Gewalt und Zerstörung gehandelt hätten.

Sofia glaubte, dass mein Vater die vier grauen Männer hatte kommen sehen. Seine Spur bewies, dass er plötzlich stehengeblieben und umgekehrt war. Er war zurückgerannt ins Farmhaus. Sie sagte, die Spuren könnten nur einen Teil dessen erzählen, was geschehen sei; sie glaube aber, mein Pa habe sich im Haus eingeschlossen. Die vier grauen Männer seien angekommen und hätten sich hinter den Bäumen rings um das Haus verschanzt. Es sah so aus, als seien sie eine Weile lang dort stehen geblieben. Dann hätten sie ein Fenster und eine Tür aufgebrochen, und es gebe Anzeichen dafür, dass sie im Haus mit meinem Vater gekämpft hätten.

Es gab aber keine Blutspuren.

Sie hatten Pa nach draußen geschleift und ihn in die Richtung, aus der sie gekommen waren, gezerrt und gestoßen.

Dann war Domingo erschienen.

Sofia glaubte, sie hätten Pa ein Gewehr an den Kopf gehalten. Am Rand des nächsten Bewässerungskreises war Domingo stehengeblieben, ebenso wie die vier Männer mit Pa. Für eine ganze Weile. Ein Geiseldrama?

Dann schoss jemand.

Wir wussten, dass Domingo an dieser Stelle einen von ihnen zwischen die Augen geschossen hatte.

Mein Vater musste sich gegen die Männer gewehrt haben; die Fußspuren wiesen auf ein Handgemenge hin.

Pa war dort erschossen worden.

Domingo auch.

Das bewiesen das Blut und die Patronenhülsen.

Zwei der grauen Männer hatten Pa und Domingo zur Salzpfanne getragen. Der andere war bei ihrem Toten geblieben und hatte dort gewartet. Dann waren alle drei nach Norden gerannt, zurück zum Hubschrauber. Die tieferen Fußabdrücke eines der grauen Männer bewiesen, dass er ihren gefallenen Kameraden getragen hatte.

Sofia glaubte, Domingo sei noch nicht tot gewesen. Sie glaubte, Domingo habe seine R4 genommen und auf sie gezielt und noch einen von ihnen angeschossen. Auf fünfhundert Meter Entfernung. Ein erstaunlicher Schuss, denn Domingo war selbst schwer verwundet und musste kurz darauf gestorben sein. Aber er hatte noch einen letzten Treffer erzielt.

Damit hatten die drei grauen Männer ein Problem. Sie trugen bereits schwer an ihrem Toten, und jetzt hatten sie auch noch einen Verwundeten. Da schoben sie den Toten unter das Gebüsch im Graben.

Sofia fragte sich, warum der Hubschrauber nicht näher gekommen sei. Und warum hatten sie es so eilig gehabt?

Die drei, einer davon verwundet und blutend, waren zum Helikopter gelaufen, und dieser war erst nach Westen und dann nach Südwesten geflogen.

In die Richtung von Wupperthal, dachte ich.

»Das ist alles, was wir wissen, Nico«, endete Sarge X.

Ich duschte im Waisenhaus. Sie gaben mir zu essen. Sie sagten, ich müsse schlafen. Ich erwiderte, ich wolle mir erst die Geschichtsaufzeichnungen meines Vaters anhören. Ich wollte mehr über Wupperthal erfahren.

Birdie, Beryl und Nero redeten mir gut zu. Sie sagten, Schlaf sei jetzt die beste Medizin. Doch ich entgegnete, ich könne nicht schlafen, bevor ich nicht mehr wisse.

Beryl holte Pas Laptop und zeigte mir, wo er die Datei mit den Audio-Dateien der Interviews mit den Westküstenleuten abgespeichert hatte.

Ich legte mich mit Ohrhörern aufs Sofa und hörte mir die Aufnahmen an. Meine Hand schmerzte, ebenso wie mein Gesicht und meine Rippen. Doch ich versenkte mich ganz in die Geschichten, hörte Pas Fragen und die Antworten der Leute, als säßen sie hier neben mir und unterhielten sich.

Die Sehnsucht nach ihm schmerzte mich so sehr, dass ich die Aufnahme stoppte.

Ich dachte an Pa, der in der Farm die Bewässerung plante. Ich sah ihn mit einem Bleistift in der Hand an einem Tisch sitzen.

Ich glaube, dass er das Regieren satthatte, die Führung und die

Verantwortung. Ich glaube, er wollte sich für eine Weile nur mit etwas Unkompliziertem wie dem Kartoffelanbau beschäftigen. Kartoffeln sind nicht intrigant. Ich glaube auch, dass er gern mal für eine Weile allein sein wollte. Er hatte sich dieses Farmhaus eingerichtet, damit er sich nicht mehr ein ganzes Waisenhaus mit anderen Menschen zu teilen brauchte, damit er zum ersten Mal in vielen Jahren ein wenig Ruhe genießen konnte.

Aber nicht mal das Wenige war ihm gegönnt gewesen.

Ich würde die Leute finden, die ihm das genommen hatten. Ich würde sie finden und sie töten.

Ich schaltete die Aufnahmen wieder ein.

Irgendwann schlief ich ein. Beryl fand mich gegen Abend und brachte mich in mein Zimmer, wo ich weiterschlief, die ganze Nacht, tief und fest.

Am nächsten Morgen um halb fünf erwachte ich und wusste sofort, dass ich nach Wupperthal musste.

Sie sagten nein.

Sie sagten: »Nein, das kannst du nicht machen«, und »Nein, nicht jetzt«, und »Nein, nicht allein«. Doch ich erwiderte, sie könnten mich nicht davon abhalten. Ich würde als der Sohn meines verstorbenen Vaters gehen, nicht als Mitglied der Spotter.

Ravi Pillay, das älteste Kabinettsmitglied, redete mir lange gut zu. Er bat mich, mich auszuruhen, mich zu erholen, erst einmal darüber hinwegzukommen und noch einmal darüber nachzudenken.

Ich erwiderte, das würde nichts ändern.

»Doch, das wird es, Nico«, sagte er. »Du bist jetzt zu emotional. In einem solchen Zustand trifft man keine vernünftigen Entscheidungen.«

Ich entgegnete, dass meine Entscheidung, auf die Suche nach Antworten zu gehen, sich niemals ändern würde.

Er fragte mich, warum ich dann nicht wenigstens zwei Wochen warten könne?

Ich stotterte und suchte im Kopf nach Antworten, wollte zu erklären versuchen, dass sie das verdienten, diese guten Menschen, die Unterstützer und Freunde meines Vaters. Doch letztendlich sagte ich nur das zu ihm, was ich fühlte, denn es war meine einzige Wahrheit. Ich sagte: »Ravi, ich kann nichts anderes tun. Wenn ich jetzt nicht gehe, zerreißt es mich. Es frisst mich auf. Ich werde nicht schlafen, ich werde nicht essen, ich werde nicht atmen. Ich werde langsam sterben. Ich muss gehen. Jetzt. Also bitte, lasst mich einfach.«

Sie brauchten zwei Tage. Dann kamen Beryl, Birdie, Nero, Sarge X, meine Kollegen, die Sergeanten Taljaard und Masinga sowie Sofia Bergman und Oom Hennie – sie alle kamen zu mir. Birdie übernahm das Reden.

»Nico, das ist der Deal: Hennie Flaai bringt euch mit der Cessna bis Calvinia. Dich und Sofia. Nein, du hältst jetzt mal die Klappe und hörst zu. Das hier ist nicht verhandelbar. Taljaard und Masinga sind hier, weil sie dich, wenn du unseren Bedingungen nicht hundertprozentig zustimmst, in die Kaserne

bringen werden. Und dort werden sie dich einsperren, bis du bereit bist, zuzuhören. Hast du kapiert?«

»Ja.«

»Okay. Sofia begleitet dich, denn wir haben noch einmal mit Sicelo Khula gesprochen, und er hat gesagt, dieser Jan Swartz habe klar und deutlich gesagt, dass man von Wupperthal aus nur den Spuren zu folgen brauche. Sie begleitet dich also, um diesen Spuren zu folgen und um dich im Zweifelsfall zu decken. Wir würden gerne Verstärkung mitschicken, aber Hennie hat gesagt, das sei zu viel Gewicht für die Cessna, er hat nur Platz für zwei. Wir werden euch deswegen nicht weiter als Calvinia bringen, weil wir zu wenig von diesen Leuten mit den Hubschraubern wissen und kein Risiko eingehen wollen. Calvinia ist der Flugplatz, der Wupperthal am nächsten liegt und noch in einem einigermaßen guten Zustand sein müsste. Die Westküstenleute haben gesagt, soweit sie sich erinnern könnten, habe da alles noch okay ausgesehen. Also, was sagst du? Einverstanden?«

»Einverstanden.«

»Es sind ungefähr hundertfünfzig Kilometer von Calvinia bis nach Wupperthal. Taljaard hat gesagt, zu Fuß dauert es höchstens drei Tage, wenn man langsam vorwärtskommt. Drei Tage hin. Dann geben wir euch drei Tage für die Suche. Und dann drei Tage für den Rückweg. Neun Tage, dann fliegt Hennie wieder nach Calvinia. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

»Wenn gutes Wetter ist, fliegt ihr morgen früh, kurz vor

Tagesanbruch.«

Ich hatte nicht mal Zeit, ihnen zu danken.

Abends kam Sofia zu mir. Sie brachte einen Verbandskasten mit und sagte: »Jetzt wollen wir mal deine Hand verarzten.«

»Woher hast du gewusst, dass ich verletzt bin?«, fragte ich. Denn ich hatte mir eingebildet, den gebrochenen Knöchel und die Schwellung geschickt verborgen zu haben.

»Ich habe es schon heute Morgen gesehen, als du mit Birdie auf dem Sofa gesessen hast. Jedes Mal, wenn Birdie deine Hand angefasst hat …«

Bestimmt sah sie, dass ich nervös wurde, denn ich wollte dem Kabinett keinen Grund geben, unsere Expedition zu verschieben, daher sagte sie: »Ich verrate es niemandem.«

»Danke.«

»Meinst du, du kannst damit schießen?«

»Ja. Ich kann mich nur nicht prügeln.«

»Ich verspreche, nicht zuerst zuzuschlagen.«

Ich lächelte zum ersten Mal seit Tagen.

Sie setzte sich zu mir, öffnete den Verbandskasten und holte eine Schiene und Verbände heraus.

»Den Verband sieht man aber«, wandte ich ein.

Sie zuckte mit den Schultern. »Aber niemand weiß, was darunter ist.«

»Danke, Sofia.«

Sie errötete, und dann konzentrierte sie sich intensiv auf das

Anlegen der Schiene und des Verbandes, und wir redeten kein Wort mehr. Als sie fertig war, sprang sie auf und ging hastig hinaus.

Ich saß da und dachte, dass ich Frauen wohl nie verstehen würde.

111

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: VIII

Das Kabinett und die Spotter verabschiedeten uns. Sie waren die Einzigen, die von unserer Expedition wussten. Eine gewisse Beklemmung lag über unserem Aufbruch. Als die Cessna abhob und noch einmal eine Schleife über sie hinwegflog, dachte ich, dass alle so verlassen dort unten wirkten – das Kabinett ohne Pa, das Sonderkommando ohne Domingo. Als warteten wir alle darauf, dass sie zurückkämen und wieder die Führung übernähmen.

Das Wetter war perfekt; der Morgen war kalt, aber der Himmel wolkenlos. Hennie Flaai redete ohne Punkt und Komma, wie gewöhnlich. Sofia saß vorne neben ihm. Er fragte sie, ob sie schon einmal geflogen sei. Sie sagte ja. Früher sei sie in der Querfeldeinlauf-Mannschaft des Vrystaats gewesen, und manchmal seien sie zu Wettkämpfen nach Kapstadt geflogen.

Ob sie schon einmal in so einem kleinen Flugzeug geflogen sei?

Nein, noch nie.

Ob es ihr gefalle?

Nein.

Er lachte.

Wir flogen über die Weite der Karoo. Kurz vor Carnavon sahen wir Springböcke, eine riesige Herde, mehrere tausend von ihnen, die über die Ebene schnellten. Wir sahen den Staub, der von ihren Hufen aufstieg wie hellroter Rauch in der Morgenluft.

Wir flogen die R63 entlang, die sich immer links oder rechts unter uns herzog. Es gab keinerlei Verkehr. Nichts. Nicht mal einen Pferdewagen oder Eselskarren. Wir flogen über Williston, und dahinter wurde die Karoo ganz flach, und wir konnten am fernen Horizont zum ersten Mal die Cederberge sehen.

Zwei Stunden später flogen wir über die asphaltierte Start- und Landebahn von Calvinia. Sie sah vollkommen unversehrt aus.

Sieben Minuten später stiegen wir aus, nahmen unsere Rucksäcke und unsere Waffen, und Hennie Flaai wartete draußen neben dem Flugzeug und umarmte uns, erst Sofia, dann mich.

»Ich komme in neun Tagen wieder, hört ihr? Dann steht ihr hier. Bitte. Und falls ihr nicht hier seid, komme ich eine Woche später noch mal zurück. Okay?«

Es war seltsam, die kleine Cessna davonfliegen zu sehen. Hier standen wir nun, Sofia und ich, mitten in dieser ausgedörrten Gegend, fünfhundert Kilometer von zu Hause entfernt.

Wir standen dort und starrten der Cessna nach, bis wir sie nicht mehr sehen oder hören konnten.

»Komm«, sagte ich, und ich hoffte, dass sie die Unsicherheit nicht aus meiner Stimme heraushörte, die mich plötzlich überfiel.

Sie nickte nur, schwang sich den Rucksack über die Schultern,

nahm ihr Gewehr und marschierte los.

Zunächst waren wir so verlegen, dass wir nur Allgemeinplätze tauschten, zwischendurch betreten schwiegen, dann wieder beide gleichzeitig anfingen zu reden, dann wieder schwiegen. Uns belasteten unsere Unsicherheit und die schlimmen Erlebnisse der letzten Woche, und bei mir kam noch dazu, dass ich meine Gefühle für sie zu unterdrücken versuchte. Denn trotz allem war ich mir immer noch sicher, dass ich sie heiraten wollte, obwohl ich längst die Hoffnung aufgegeben hatte, das auch zu schaffen. Ausgerechnet jetzt, auf der an vielen Stellen rissigen und brüchigen Asphaltdecke der R27. stiegen meine Sehnsüchte wieder in mir auf, und ich hatte eine Heidenangst, dass sie es mir ansehen würde.

Doch allmählich wurden wir lockerer, als wir unseren Marschrhythmus fanden, uns immer weiter vom Alltag in Amanzi entfernten und uns freier fühlten. Ich muss sagen, dass hauptsächlich Sofia dazu beitrug, dass sich die Atmosphäre zwischen uns entspannte. Ich stellte fest, dass sie eine Art hatte, ihre Fragen so stellen, als sei sie ehrlich neugierig, und finde meine Antworten interessant und hörenswert.

Kurz nachdem wir auf die überwucherte, teilweise weggespülte alte R364 abgebogen waren, suchten wir in einer alten weißen Hütte am Straßenrand Schutz vor der Sonne und aßen etwas. Sie fragte mich, was ich vor Amanzi erlebt hatte. Und wie es für mich gewesen war, als das Fieber ausgebrochen

war.

Ich antwortete ihr, dass es für mich im Vergleich zu vielen anderen weniger schlimm gewesen sei. Manchmal war mir das peinlich, wenn Menschen von ihren schrecklichen Erlebnissen berichteten. Doch dank meines Vaters war unser Weg viel weniger traumatisch verlaufen.

»Wieso das?«

»Weil mein Vater … Wir hatten auch ein bisschen Glück, weil wir uns an einem abgelegenen Ort aufhielten, aber ich glaube, was uns gerettet hat, war, dass mein Vater ruhig geblieben ist und die richtigen Entscheidungen getroffen hat. Wobei ihm manche dieser Entscheidungen sehr schwergefallen sein müssen.«

»Wieso?«

»Du klingst schon wie Okkie!«

Sie lächelte. »Du brauchst es mir nicht zu erzählen, wenn du nicht möchtest.«

Doch ich sagte, es mache mir nichts aus, es ihr zu erzählen, aber damit alles einen Sinn ergebe, müsse ich ganz von vorne anfangen.

Sie erwiderte, wir hätten noch hundertzwanzig Kilometer Zeit.

Ich sagte, na gut. Und dann erzählte ich ihr von meinem Vater, der mir abends vorgelesen hatte, seitdem ich ein kleines Kind war. Keine Märchenbücher, sondern Sachbücher über diese wundersame Welt, in der wir lebten. Bücher über Mondlandungen und Entdeckungsreisende, Bücher über Tiere und ferne Länder, Philosophen und historische Fakten.

Manchmal brachte er nur einen Atlas, einen Zeitungsartikel oder ein Nachrichtenmagazin mit in mein Zimmer und las mir mit seiner typischen Leidenschaft irgendetwas vor, was ihn besonders faszinierte und er mit mir teilen wollte.

Seitdem ich neun war, führten wir unsere Gespräche in der Küche, jeden Abend nach dem Essen. Auf dem Tisch lagen Bücher und Karten, ein iPad oder ein Computer, und Pa zeigte mir Dinge, las mir vor und erzählte. Meine Mutter und ich hörten zu, lernten, lachten und plauderten.

Ich konnte mir jedes Jahr aussuchen, was ich mir gerne ansehen würde.

Die NASA, der Trafalgar Square, der Eiffelturm und die Chinesische Mauer müssten warten, bis ich älter wäre, sagte er. Aber innerhalb Südafrikas könne ich mir praktisch jeden Urlaubsort aussuchen.

So fuhren wir also in die Tsitsikamma-Wälder. Nach Kosibaai. Zur Johannesburger Aktienbörse. Dem Parlament. In den Kruger-Nationalpark. Zum Apartheidmuseum. Dem Augrabies-Wasserfall. Dem Frauendenkmal. Dem Tafelberg. In die Namib-Wüste. Zum Katsedamm …

Manchmal kam meine Mutter mit, wenn ihre Arbeit es erlaubte. Manchmal fuhren nur Papa und ich.

In den Monaten vor dem Fieber hatte mir mein Vater erzählt, dass in den Bergen der Vredefortkuppel Felshöhlen entdeckt worden seien. Er zeigte mir auf Google Earth die Kuppel, und dass man sie aus dem Weltraum sehen konnte, so groß war sie.

Hier unterbrach ich meine Geschichte, denn wir waren fertig mit essen, und der Weg war noch weit. Also sagte ich: »Komm, wir müssen weiter.«

Wir packten unsere Sachen und verließen die Hütte. Sofia fragte: »Bist du Einzelkind?«

»Ja«, antwortete ich und fragte mich zum ersten Mal seit Jahren, was der wahre Grund dafür war. Mein Eltern hatten oft gesagt, als sie mich bekommen hätten, hätten sie gewusst, dass sie nichts anderes mehr brauchten, und mir hatte das sehr gut gefallen. Aber das war früher, als ich noch ein Kind war.

Ich sagte zu Sofia: »Ich glaube, dass meine Mutter keine Zeit für weitere Kinder hatte.«

»Warum nicht?«

»Sie hat sehr viel gearbeitet.«

Es gab nichts, was ich noch hinzufügen konnte. Sie füllte die Stille aus, indem sie sagte: »Du wolltest von der Vredefortkuppel erzählen.«

Ich nahm meine Erzählung wieder auf: Einer von Pas vielen Bekannten, ein Geograph, hatte ihm von der Entdeckung der Höhlen erzählt und dass sie erst wissenschaftlich erforscht werden sollten, bevor sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden würden. Später im Jahr würden sie die Nachricht bekannt geben, doch wir hätten die Gelegenheit, sie schon vor der Öffnung zu erkunden und zu erleben. Wir müssten uns aber beeilen.

Ich bat meinen Vater, möglichst bald loszufahren.

Es war in der Zeit, in der das Fieber jeden Tag in den Nachrichten war. Die Regierungen verkündeten allerdings noch, sie könnten es unter Kontrolle bringen.

Da weckte mich Pa eines Nachts und sagte: Lass uns fahren, denn durch das Fieber wissen wir nicht, wann wir wieder die Gelegenheit dazu haben werden. Die Ferien fingen sowieso bald an; es machte also nichts aus, wenn ich etwas Unterricht versäumte.

Pa und ich fuhren mit dem Auto von Stellenbosch aus hinauf – im alten Subaru Forester, auf den Pa schwor. Wir hörten im Radio, dass Europa die Häfen und Flughäfen gesperrt hatte. Eingeweihte behaupteten, die amerikanische Regierung habe die Zahl der Toten beschönigt. Mediziner verkündeten, sie arbeiteten mit Hochdruck an einem Impfstoff.

Ich fragte meinen Vater, ob er glaube, dass auch wir krank werden würden. Da antwortete er, die Menschen würden schon einen Ausweg finden, die Ärzte, Regierungen und Behörden, ich solle mir keine Sorgen machen. Die Menschheit sei bisher mit allem fertiggeworden.

Wir übernachteten in Bloemfontein und kauften am nächsten Morgen dort Proviant ein. Im Lokalradio kam die Durchsage, dass die Leute sich nicht mehr in den Krankenhäusern melden sollten, weil diese hoffnungslos überfüllt seien.

Wir fuhren bis zu einem Campingplatz am Vaalrivier, der nur wenige Kilometer von den Höhen entfernt lag. Wir waren die Einzigen dort, außer den Besitzern. Sie wollten sich uns nicht

nähern und fragten, ob wir krank seien. Pa sagte nein. Dann schlugen wir unser Zelt auf und fuhren zu den Höhlen.

Die Höhlen waren unglaublich. Wir fuhren jeden Tag hin, für über eine Woche.

Jeden Abend versuchten wir, meine Mutter zu erreichen, doch sie meldete sich nicht. Mein Vater sagte, bestimmt helfe sie in den Krankenhäusern in Stellenbosch.

Ebenfalls jeden Abend las Papa die Nachrichten auf seinem Handy und sagte, es sehe danach aus, als verschlimmere sich das Fieber.

Ende der Woche kamen die Besitzer des Campingplatzes nicht mehr aus ihrem Haus. Wir gingen nachsehen, und dort lagen sie, tot. Ich denke, dass Pa und ich uns bei ihnen angesteckt haben.

Pa sagte, er halte es für nicht sicher, jetzt nach Hause zurückzukehren.

Er meinte, es sei vielleicht besser, sich in den Höhlen zu verstecken, denn es werde zu Aufständen, Gewalt und Chaos kommen.

Während Pa und ich in den Höhlen wohnten, wurden wir krank; wir bekamen das Fieber. Aber wir sind nicht gestorben. Erst nach drei Wochen sind wir wieder herausgekommen, und Pa versuchte, meine Mutter anzurufen. Dann sagte er: »Nico, ich glaube, Ma ist tot.«

An diesem Morgen saßen mein Vater und ich am Vaalrivier und weinten.

112

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: IX

Als es sich nachmittags abkühlte, schlug ich Sofia vor, ab jetzt zu joggen. Mal sehen, wie weit wir es schaffen würden.

Wir fanden einen Rhythmus, der uns beiden behagte. Ich dachte an den Tag ihrer SpOT-Prüfung zurück, als sie mich mit dem Gewehr geschlagen hatte. Ich lachte laut. Sie fragte mich, warum.

Ich sagte es ihr.

»Kannst du mir das jemals verzeihen?«

»Ich arbeite daran«, versprach ich und fügte hinzu: »Vielleicht war es ganz nützlich. Ich war damals ziemlich eingebildet.«

»Sofia Bergman, Gewehrschlagstherapeutin«, bemerkte sie. »Sag Bescheid, wenn du noch mehr Therapie brauchst.«

Ich lächelte und sah sie während des Laufens an. Und sie sah mich an. Ich hatte das Gefühl, als sehe ich sie ein klein wenig deutlicher und könne tiefer in sie hineinblicken.

Die Sonne berührte den Horizont, als wir oben am Botterkloofpass ankamen. Vor uns schlängelte sich der Weg nach unten.

»Geht's dir noch gut?«, fragte ich.

»Ja, mir geht's noch gut.«

Wir liefen den Weg hinunter, während die Sonne versank. Sofia fragte mich über die Monate vor Amanzi aus, und ich erzählte ihr von Pas und meiner Reise nach Norden, bei der wir die die Städte tunlichst gemieden und uns von anderen Menschen ferngehalten hatten, bis wir im Norden des Kruger-Wildparks ankamen. Von da aus waren wir langsam nach Süden gefahren, in Richtung Amanzi.

Als sie alles wusste, was sie hatte wissen wollen, sagte ich zu ihr: »Jetzt bist du dran.«

Und so trabten wir in die Dunkelheit hinein und dann weiter unter dem aufgehenden Mond.

Kurz vor der Brücke über den Doringrivier gelangten wir zu einer verlassenen Farm, wo wir Rast machten, Feuer im Kamin anzündeten, aßen und tranken.

Bis zu meinem Tod werde ich mich daran erinnern, wie Sofia dort saß. In der Glut der Flammen sah sie bildschön aus. Ihre Stimme war wie Musik, während sie erzählte, und ihre Hände und Arme begleiteten sie mit weiblichen Gesten. Ich spürte ein überwältigendes Verlangen, aufzustehen, zu ihr zu gehen und sie zu küssen.

Aber ich rührte mich nicht.

Beim ersten Tageslicht überquerten wir den Doringrivier, und Sofia zeigte mir die Raubtierspuren im Staub der unbefestigten

Straße. »Ein Leopard. Er muss letzte Nacht hier vorbeigekommen sein.«

Hinter uns ging die Sonne auf, vor uns lagen die Berge.

Wir hatten gestern einen langen Tag gehabt und waren schnell weitergekommen, aber heute Morgen zahlten wir den Preis dafür. Wir gingen langsamer, der Adrenalinspiegel war gesunken. Inzwischen unterhielten wir uns ganz mühelos. Ich hatte das Gefühl, wir wären Freunde geworden.

Wir folgten der gewundenen Straße.

Gegen neun hörten wir das Bellen eines Bärenpavians, dann wurden es zwei, dann noch mehr. Schließlich erwachte die Bergwand links von uns zum Leben, und Hunderte der Tiere kletterten hinauf. Junge spähten neugierig vom Rücken ihrer Mütter auf uns herunter.

Gegen zehn erreichten wir wieder ein asphaltiertes Stück, als wir die Abzweigung nach Wupperthal fanden. Wir hatten die Karten in Amanzi gründlich studiert und wussten, dass es von hier aus nur noch knapp über dreißig Kilometer bis zur alten Missionsstation waren.

Wir blieben einen Augenblick lang stehen, als wollten wir Atem schöpfen. Dann gingen wir weiter, und Sofia sagte: »Ich habe auch einmal einen Hubschrauber gehört. Nach dem Fieber, meine ich.«

»Du?«

Sie erzählte mir von der Nacht, als sie auf der Veranda einer Farm geschlafen hatte. Drinnen lag eine tote Frau auf dem Bett,

und nachts hörte sie ein Dröhnen, sah einen Feuerschweif am Nachthimmel, und später kam dann der Hubschrauber, den sie nicht gesehen, aber gehört hatte.

Ich hörte nachdenklich zu, und sie erzählte mir davon, dass sie an jenem Morgen beschlossen hatte, leben zu wollen, und dass dieser Entschluss Folgen gehabt habe, denn jetzt habe sie ihr Leben, wisse aber nicht, was sie damit anfangen solle. Sie hatte geglaubt, eine Spotterin sein zu wollen, aber das bezweifelte sie inzwischen. Dort in den Cederbergen auf dem Weg nach Wupperthal war ich dankbar dafür, dass sie dies mit mir teilte, und ich fühlte mich in gewisser Weise bevorzugt, weil sie es mir anvertraute.

Sie fragte: »Und du, Nico, was willst du mit deinem Leben anfangen?«

»Letzte Woche habe ich es noch gewusst«, antwortete ich. »Aber jetzt weiß ich es nicht mehr.«

Sie fragte mich, was die Hubschrauber meiner Meinung nach zu bedeuten hatten.

Ich erzählte ihr von dem einen, der nachts auf der Farm gelandet war, wo die sieben Frauen gefangengehalten worden waren.

Und ich gestand, dass ich auch nicht wusste, was das bedeuten mochte. Hennie Flaai hatte gesagt, es gebe keine Hubschrauber, die mit Diesel flögen. Zwar hätte man vor dem Fieber in Europa Tests mit Dieselhelikoptern durchgeführt, aber wenn heute noch

Hubschrauber in der Luft seien, müssten sie Zugang zu Flugzeugtreibstoff haben. Und das war der Knackpunkt.

»Meinst du, wir finden etwas in Wupperthal?«, wollte sie wissen.

»Ich weiß es nicht. Wenn nicht, muss ich später noch einmal zurückkommen und weitersuchen. Aber das wäre auch okay für mich. Ich musste auf jeden Fall raus aus Amanzi. Ich kann es nicht erklären. Ich musste einfach da weg.«

»Damit du klarer sehen kannst?«

Da wusste ich, dass sie mich verstand.

»Ja, Sofia, damit ich klarer sehen kann.« Wir sahen einander an, und etwas machte klick.

Um kurz nach drei Uhr nachmittags erblickten wir Wupperthal. Wir sahen die schwarz verbrannten Skelette von Gebäuden in dem kleinen, grünen Tal inmitten der Berge. Wir sahen wilde Pferde, die in der Nähe des Flusses weideten. Das war das einzige Lebenszeichen.

Wir verließen die Straße und kletterten am Berg hoch, denn Domingo hatte uns beigebracht, dass Höhe von Vorteil ist.

Wupperthal lag tief in einem Sohlental der Cederberge, in dem drei der Zuflüsse des Doringflusses zusammenkamen. Wir saßen am Hang des westlichen Berges und blickten hinunter auf das Zentrum des ehemaligen Dorfes, die Mauern der alten Kirche und des Gemeindehauses. Wir sahen auch die Dächer der Häuser am südlichen Berghang.

Wir saßen hinter Felsen verborgen und beobachteten die Umgebung genau. Wir schlichen weiter und hielten erneut Ausschau.

Gegen halb fünf waren wir ganz sicher, dass der Ort vollkommen verlassen war. Wir blickten hinüber zu dem schmalen Weg, der sich in Richtung Süden am Berg entlangschlängelte. Dort mussten die Tracks verlaufen, von denen Sicelo Khula geredet hatte. Dort mussten wir hin.

»Möchtest du bis morgen früh warten?«, fragte Sofia.

»Nein«, antwortete ich.

»Ich auch nicht.«

Die alte Brücke war weggeschwemmt worden, und wir mussten den flachen kleinen Fluss durchqueren. Wir kamen jetzt langsamer voran. Sofia hielt Ausschau nach Spuren und ich nach potentiellen Feinden.

Wir bewegten uns mit entsicherten Gewehren voran.

Etwa einen Kilometer entfernt an einem steilen Hang blinkte etwas in der ersten Haarnadelkurve auf.

Erst, als wir ganz dicht herangekommen waren, erkannte ich, was es war: NATO-Draht, dicke Rollen, die den Weg versperrten. Die daran befestigten, handgeschriebenen Schilder waren ausgeblichen und verwittert. Alle waren eine Variation zu dem Thema: *Gefahr! Radioaktive Strahlung! Durchgang verboten! Lebensgefahr! Radioaktive Verseuchung!!!*

Sofia sah sich in der Umgebung um und stellte fest, dass das Ganze schon ein paar Jahre alt war.

»Keine Spuren?«

»Nein, nichts.«

»Du weißt, du kannst hier warten, wenn du willst.«

»Ja, ich weiß, danke dir. Schau mal, wir können da lang, da kommen wir an der Drahtsperre vorbei.«

Nero Dlamini hatte uns erklärt, dass die Symptome der Strahlenkrankheit innerhalb von zwei Stunden nach der Verseuchung auftreten müssten. Bei mäßiger Verstrahlung könne es bis zu sechs Stunden dauern. Wir müssten auf Fieber, Übelkeit und Erbrechen achten.

Wir kletterten am Felshang hinunter und dann wieder hinauf, um den Draht zu umgehen. Dann kehrten wir auf die Wagenspur zurück und folgten den Serpentinen. Die Route war schon sehr lange nicht mehr benutzt worden; sie war überwuchert und stellenweise kaum noch zu sehen.

Zwischendurch fragten wir einander immer mal wieder: »Wie geht's dir?«

»Ich hab Hunger«, war meine letzte Antwort, bevor wir den Gipfel des Berges erreichten. Der schmale Weg wurde plötzlich sandig, und auf beiden Seiten ragten hohe Felsen auf. Sofia blieb stehen und sagte mit eindringlicher Flüsterstimme: »Nico!«

Sie legte das Gewehr an und ging in die Knie.

Ich legte mein Gewehr ebenfalls an, blickte mich um, sah aber nichts.

»Spuren«, sagte sie. »Ganz frisch.«

Ich sah zu der Stelle, auf die sie zeigte. Im weißen Sand des schmalen Weges, genau auf der anderen Seite der großen Felsen rechts und links von uns, kamen die Spuren von links aus dem Veld und führten nach rechts in die Berge.

Wir schauten uns um und lauschten.

Nichts.

Sie stand langsam auf und trat nach vorn, näher an die Spuren heran.

Sie kniete sich genau daneben.

Ich schlich zu ihr, die Augen die ganze Zeit auf die raue Berglandschaft um uns geheftet.

»Stiefel«, sagte sie. »Die gleichen Stiefel wie die Männer, die deinen Vater … Die grauen Männer!«

113

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: X

Sofia studierte die Spuren gründlich. »Sie sind vor ungefähr zwei Stunden hier vorbeigekommen. Höchstens drei«, flüsterte sie.

»Woher weißt du das?«

Sie deutete auf kleine Tierspuren, die über die Stiefelabdrücke liefen. »Vögel und eine Eidechse. Die Ränder ihrer Spuren sind noch scharf. Weißt du noch, dass es heute Morgen windig war?«

Nein, ich wusste es nicht mehr, ich hatte nicht darauf geachtet. Ich nickte nur.

»Der Wind glättet die scharfen Kanten der Spuren«, erklärte sie und stand auf. »Gehen wir weiter den Weg entlang oder folgen wir den Spuren?«

»Was meinst du?«

»Der Weg wurde seit Wochen nicht benutzt. Aber die Spuren sind frisch.«

Ich deutete in die Richtung, in der die Stiefelabdrücke verliefen. »Dann suchen wir sie.«

Nach hundert Metern folgten die Stiefelspuren einem sehr alten Fußweg, der zuerst nach Osten, dann nach Süden führte.

Sofia hielt im Gehen den Blick auf den Boden geheftet, und

ich versuchte, so weit wie möglich vorauszublicken. Aber es war schwierig. Die Cederberge glichen hier Drachenzähnen. Stellenweise konnte man einen Kilometer weit sehen, manchmal nur dreißig Meter.

Ich entdeckte etwas, links von uns, das nicht in die Landschaft passte. »Schau mal!«, sagte ich. Es war ein Pfosten. Obendrauf war ein Sonnenkollektor montiert. Es gab eine kleine Batterie und mehrere lose Drähte.

»Die Spuren sagen, dass sie … Ich glaube, sie haben versucht, den Pfosten hinaufzuklettern.«

»Wie viele sind es?«

»Acht.« Ohne den Hauch eines Zweifels.

»Immer noch zwei Stunden Vorsprung?«

Wieder sah sie genau hin. »Ja. Ungefähr.«

Dann folgten wir dem Fußweg weiter, bis er an einem Felsenhang entlang hinunterführte und wir etwa sechzig Meter unter uns ein Tal sehen konnten. Die Sonne schien uns in die Augen, sie sank immer tiefer, aber das kleine Tal wirkte verlassen. Dahinter legten sich Falte um Falte die Cederberge, immer höher, bis zu den unwegsamen Gipfeln in weiter Ferne.

Es gab eigentlich nur eine Möglichkeit – dem Fußweg nach unten zu folgen und dann das schmale Tal entlangzugehen.

Wir machten uns wieder auf den Weg.

Dann rochen Sofia und ich es fast gleichzeitig, einen ganz außergewöhnlichen Duft! Kaffee, keine Ahnung ob Instantkaffee oder Filterkaffee, aber jedenfalls Kaffee.

Wir gingen sofort in die Hocke.

»Kaffee!«, flüsterte ich.

»Ja.« Dann sagte sie: »Der Wind kommt von dort.« Sie deutete nach Süden. »Aber ich sehe nichts.«

»Vielleicht sind sie da hinten hinter dieser Falte.«

»Kaffee«, sagte sie. »Wo haben die Kaffee her?«

Der Wind drehte oder legte sich, ich war mir nicht sicher. Der Geruch war mit einem Mal verschwunden.

Wir gingen langsam und vorsichtig bis hinunter ins Tal und folgten ihm dann in südlicher Richtung. Die Sonne versank hinter den Bergspitzen im Westen, obwohl es noch nicht einmal sechs Uhr war. Plötzlich kam eine kalte Brise auf.

Sofias Augen waren noch immer auf den Fußweg geheftet.

»Ist die Spur immer noch zwei Stunden alt?«, erkundigte ich mich.

»Ja«, antwortete sie, aber ich hörte ihr an, dass sie genauso unruhig war wie ich. Der Kaffeeduft machte uns zu schaffen. Er war nicht stark gewesen, aber unverkennbar. Er bedeutete, dass sie nicht weit weg sein konnten.

Ein Klippspringer schnellte hinter einem Stein hervor. Ich riss das Gewehr hoch, entsicherte es, wollte schießen. Ich riss mich gerade noch zusammen. Die Antilope sprang leichtfüßig die Felsen hinauf, und Steine rollten die Bergwand herunter.

Wir ließen uns auf ein Knie nieder, sahen uns um und lauschten.

Nichts.

Aber wir hatten das Gefühl, dass uns jemand beobachtete.

Wir setzten unseren Weg fort. Langsamer jetzt. Wolken zogen von Westen auf, so tief, als könnten wir sie berühren.

Das Tal bog nach links in südwestlicher Richtung ab. In der einfallenden Dämmerung wurde es immer schwieriger, Genaues zu erkennen. Die Falten des Berges ragten jetzt links und rechts über uns auf, hoch und unheilverkündend.

Gedämpft sagte ich zu Sofia: »Ich glaube, wir sollten uns einen Lagerplatz suchen.«

Sie antwortete mir nicht. Ihre Augen waren mit großer Intensität auf den Felshang rechts von uns gerichtet. »Da ist etwas …«

Dann weckte eine Bewegung meine Aufmerksamkeit, in der Mitte des kleinen, schmalen Tales, vielleicht dreihundert Meter entfernt. Es waren Personen, die hintereinander herliefen. In Reih und Glied, wie Soldaten. Sechs, vielleicht mehr. Nein, definitiv mehr. Und sie rannten genau auf uns zu.

Sofia und ich trugen beide Kampfanzüge mit Tarnmuster in Braun und Grün. Ich nahm sie am Arm und zog sie nach links zur nächsten Bergwand. Felsen und Risse waren groß, und das Licht war schon so schwach, dass wir uns hier verstecken konnten. Es würde sehr schwer sein, uns zu erkennen. Sofia folgte mir, sie begriff sofort, was ich vorhatte. Wir rannten suchend ein Stück weiter, und dann sah ich den Zwischenraum zwischen zwei

massiven Felsblöcken. Ich führte sie hin, und wir verkrochen uns so tief wir konnten, sie zuerst, ich hinterher. Ich schaute zum Eingang, das Gewehr schussbereit, aber wenn sie nicht wussten, dass wir hier waren, wenn sie nicht unsere Spuren über das Felsgestein verfolgen konnten, war es sehr unwahrscheinlich, dass sie uns finden würden.

Wir hörten nur die Geräusche von Insekten und Vögeln und unsere Atemzüge.

Wir warteten. Ich versuchte einzuschätzen, wie lange es dauern würde, bis sie in unsere Nähe kamen.

Die Minuten zogen sich hin.

Ein großer schwarzer Vogel flog tief vor der Öffnung an uns vorbei.

Ich hörte ihre Stiefel; ein paar knirschten auf den Steinen, als sie darüberrannten, aber jenseits der Felsen, etwa zwölf Meter entfernt.

Dann eine Stimme.

»Sie sind hier!« Ein Ausruf, der unsere Ohren gerade so erreichte.

Ich zog mich zurück. Sofia auch, denn wir wollten uns so tief wie möglich in die Höhlung zwängen.

Ob sie unsere Spuren erkennen konnten?

Aber sie führten über Felsen und Steine, und es wurde schon dunkel.

Ich bezweifelte es.

Stimmen. Mehr als eine. Undeutliche Worte, aber sie schienen

näher zu kommen.

Ich hörte den Sicherheitshebel an Sofias Gewehr leise klicken. Auch ich entsicherte meine Waffe.

Ich begriff, dass wir in der Falle steckten. Es war zu spät, um wegzurennen, sie waren zu nahe. Es gab nur den einen Eingang, vor mir. Und er war schmal, nur knapp zwei Meter hoch und nicht mal einen Meter breit. Sie würden sich genau vor die Öffnung stellen und gut hinsehen müssen, wenn sie uns erkennen wollten. Sie konnten außerdem nicht wissen, wo wir waren. Sie waren zu weit weg gewesen. Sie hätten uns höchstens hinter Felsen verschwinden sehen können.

»Nein, nein. Weiter nach links«, hörte ich eine Stimme sagen. Noch näher.

»Neun Meter, Richtung Nordost.«

Wovon redete er?

»Da, geht dort herum. Stopp!«

Schweigen.

Dann rief die Stimme: »Wir wissen, dass ihr da drin seid, und wir wissen, dass ihr bewaffnet seid. Kommt mit erhobenen Händen raus, dann tun wir euch nichts.«

Sofia und ich schmiegten uns aneinander, still und wie versteinert.

»Wir wissen genau, wo ihr seid! Ich werfe einen Stein.«

Ein faustgroßer Stein traf den Fels am Eingang unserer Spalte.

»Da seid ihr. Wir wissen es genau. Jetzt kommt bitte raus.«

In diesem Augenblick dachte ich an die Geschichtsaufnahme

von einem der Westküstenbewohner namens Sewes Snijders, die ich mir angehört hatte. Er hatte gesagt: »Genau so, auf Englisch. Kein Burenenglisch, ich würde sagen, ausländisches Englisch.« Der Soldat hier sprach ebenfalls Englisch mit ausländischem Akzent.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich wartete.

Schweigen.

»Okay. Ich zähle jetzt bis zehn. Wenn ihr bis dahin nicht herauskommt, werfe ich eine Granate dahin, wohin ich gerade den Stein geworfen habe.«

Sie waren mindestens zu acht.

»Eins.«

Wir hatten keine Chance, aber wenn wir hinausstürmten und schossen …

»Zwei.«

… würden wir vielleicht ein oder zwei erwischen.

»Drei.«

Vielleicht drei oder vier, wenn wir Glück hatten. Oder sogar fünf, denn schießen konnte ich schließlich.

»Vier.«

Ich drehte meinen Kopf so weit um, wie es ging.

»Fünf.«

Ich hatte keine Angst, als ich so da stand. Scham und Enttäuschung überwogen, weil ich es zugelassen hatte, dass man uns so leicht fing. Was sollte Sofia von mir denken? Dass ich strohdumm war?

Sofia Bergman

Ich erinnere mich noch ganz genau daran, dass ich hinter Nico hockte und dachte, dass wir bestimmt keine Strahlenkrankheit bekommen würden. Denn diese Männer wohnten hier irgendwo, es war ihr Kaffee, den wir gerochen hatten. Und für mich hörten sie sich nicht krank an. Ich dachte, wir würden sicher gesund bleiben. Wir würden es wohl überleben. Denn wenn sie uns hätten töten wollen, wäre es am einfachsten gewesen, gleich die Handgranate zwischen die Felsen zu werfen. Was sie aber bisher nicht getan hatten.

Ich flüsterte Sofia zu: »Ich werde ihnen …«

»Sechs.«

»… sagen, dass wir hier sind.«

»Sieben.«

»Okay«, flüsterte sie.

»Acht!«, rief der da draußen.

»Wir kommen raus!«, rief ich.

114

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: XI

Sie waren Profis. Sie hatten sich links und rechts neben der Öffnung postiert. Wir gingen hinaus, die Gewehre hoch über unsere Köpfe erhoben. Ich sah nach rechts, wo die Stimme hergekommen war, da kamen vier von ihnen von links und warfen mich zu Boden. Sofia stürzte auf mich; sie hatten auch sie umgerissen. Sie nahmen uns die Gewehre ab. Meine Waffe zerrten sie mir so grob aus der Hand, dass der Schmerz des gebrochenen Knöchels in den ganzen Arm ausstrahlte.

Die anderen pressten uns die Läufe ihrer Gewehre an den Kopf und stellten ihre Stiefel auf meinen Rücken, so dass ich mit dem Bauch an den Boden gepresst dalag.

»Durchsucht sie!«, befahl derjenige, der heruntergezählt hatte. Er klang, als sei er der Anführer.

Hände nahmen mir den Rucksack ab, andere Hände die Pistole und mein Messer. Hände fuhren in meine Taschen, Hände drehten mich um, so dass ich auf dem Rücken lag. Jetzt konnte ich besser sehen. Zwei von ihnen durchsuchten Sofia. Sie waren zu acht, alle in die gleichen grauen Uniformen gekleidet wie die Leiche auf dem Bakkie von Sarge X. Die Gewehre, die sie trugen, kannte ich nicht; es waren weder R4- noch R6-Modelle.

Einer, der Sofia durchsuchte, zog etwas aus ihrer Hemdentasche. Weiß und rechteckig, es sah wie ein Stück Pappe aus. Er blickte es an, runzelte die Stirn, schaute auf den Anführer und dann wieder auf den Gegenstand in seiner Hand. Er nahm etwas von seinem Gürtel und schaltete es ein. Eine Taschenlampe.

Mir wurde klar, dass sie Elektrizität haben mussten, denn die einzigen Batterien, die noch in einer Taschenlampe funktionierten, waren wiederaufladbare.

Er beleuchtete mit der Taschenlampe das Stück Pappe. Jetzt sah ich, dass es einem Foto glich. Aufmerksam betrachtete er es. Dann richtete er die Taschenlampe auf mich, wieder auf das Foto, wieder auf mich.

»Was machst du da?«, fragte der Anführer.

»Du solltest dir das besser mal ansehen«, sagte der mit der Taschenlampe, ging zum Anführer und gab ihm das Foto.

»Es tut mir so leid, Nico«, sagte Sofia.

»Was denn?«

»Klappe«, sagte ein anderer grauer Mann und presste mir seinen Gewehrlauf grob gegen die Brust.

»Das ist das Foto von deinem Vater«, erklärte sie.

Der graue Mann presste ihr den Gewehrlauf gegen die Brust. »Ich hab gesagt, Klappe halten!«

»Wenn Sie ihr wehtun, bringe ich Sie um«, sagte ich.

Er lachte.

Der Anführer kam auf mich zu, leuchtete mir mit seiner Taschenlampe ins Gesicht, beschien dann wieder das Foto.

Er bückte sich und zeigte mir das Foto, während er es mit der Taschenlampe beleuchtete. »Bist du das?«

Es war das Foto von Papa, Mama und mir. Ich war darauf zehn Jahre alt.

»Ich sage es Ihnen, wenn Sie uns gehen lassen.« Ich sah, dass das Mikrofon eines Headsets unter seinem Kampfhelm hervorragte.

»Er ist es, Sir«, sagte der Erste mit der Taschenlampe.

»Bist du das?«, fragte der Anführer mich erneut. »Es wäre wirklich besser, wenn du es mir sagen würdest.«

»Lassen Sie sie laufen, dann sage ich es Ihnen.«

»Das kann ich nicht machen«, erwiderte er sachlicher, als ich erwartet hatte.

Er richtete sich auf und ging ein Stück beiseite. »Fesselt sie und verbindet ihnen die Augen«, befahl er den anderen. Dann ging er weiter und redete mit jemand anderen. Ich fing das Wort »Hubschrauber« auf.

Wir lagen nebeneinander auf den kalten, harten Felsen, gefesselt und mit verbundenen Augen. Ich hörte, wie die grauen Männer gedämpft miteinander redeten, ein paar Meter von uns entfernt. Es klang so, als wären sie aufgeregt. Bestimmt, weil sie uns gefangen hatten. Weil ich so ein Idiot war.

Das Foto in Sofias Tasche gab mir jedoch immer noch Rätsel

auf. »Wo hast du das her?«, flüsterte ich ihr zu, drängender als beabsichtigt.

»Es hat deinem Vater gehört.«

»Ich weiß, aber wo hast du es gefunden?«

»Auf dem Boden, draußen bei Witput.«

»Bei Witput?«

»Ja. Ich glaube, es ist deinem Vater aus der Tasche gefallen, als sie … Als sie ihn getragen haben.«

Aus der Tasche gefallen? Mein Vater hatte dieses Foto in seinem Zimmer aufbewahrt, in einer Blechdose. In der Dose waren vorher teure Pralinen gewesen, die wir einmal aus einem Supermarkt in Nelspruit mitgenommen hatten, nur wenige Wochen nach dem Ausbruch des Fiebers. Wir hatten die Pralinen erst zusammen aufgegessen, dann hatte mein Vater einige unserer kostbarsten Besitztümer in die leere Dose getan, darunter drei Fotos – dieses und zwei andere von ihm und meiner Mutter, seinen Pass und seinen Führerschein.

»Bist du sicher?«

»Natürlich bin ich sicher.«

»Wie viele Sachen hatte mein Vater dort im Farmhaus?«

»In Witput?«

»Ja.«

»Gar nichts. Nur die Bleistifte und ein paar große Blätter Papier. Seine Wasserflasche und … Sein Hut hat auch dort gelegen.«

»Aber keine silberne Blechdose?«

»Nein.«

Ob mein Vater sich schuldig gefühlt hatte, nachdem ich ihn und Beryl erwischt hatte? Hatte er von da an Mas Foto in seiner Tasche mit sich getragen?

Wieder tat mir meine dumme Reaktion auf die Situation leid, und ich empfand eine intensive Sehnsucht, ihn zurückzuhaben, ihn um Entschuldigung zu bitten, damit ich alles wiedergutmachen konnte.

Aber was hatten diese grauen Männer auf dem Foto gesehen?

Kannten sie meinen Vater?

Dann hörte ich den Hubschrauber.

Das Tuch über meinen Augen saß fest; ich konnte nichts sehen. Es bedeckte aber meine Nase nicht. Im Hubschrauber roch ich Schweiß, Treibstoff und den säuerlichen Gestank von Erbrochenem. Ich hörte das Dröhnen der Motoren und unverständliche Stimmen über Funk. Sofia und ich lagen eng beisammen Rücken an Rücken auf dem Boden des Hubschraubers. Ich hielt ihre rechte Hand in meiner linken und drückte sie fest.

Nichts ergab einen Sinn; weder der Hubschrauber noch die grauen Männer.

Ich versuchte, alles zu sortieren, was ich wusste. Von dem Hubschrauber, den Sofia in jener Nacht auf der verlassenen Farm gehört hatte, nur wenige Wochen bevor die sieben Frauen bei Tarkastad den Helikopter gehört hatten, über die Hubschrauber

mit den Soldaten, die die Westküstenleute aus Lambertsbaai verjagt hatten, bis hin zu jenem, der die Mörder meines Vaters gebracht hatte.

Nichts ergab einen Sinn.

Sofia Bergman

Mein Mund war ganz trocken in dem Hubschrauber, denn mir war übel. Wahrscheinlich, weil meine Augen verbunden waren und der Helikopter schwankte. Wir waren gefesselt, wir konnten auch nichts trinken.

Mir wurde plötzlich klar, dass von den acht grauen Männern, die uns gefangengenommen hatten, drei in Witput gewesen sein konnten. Deswegen hatten sie das Foto so merkwürdig angesehen. Weil sie meinen Vater darauf erkannt hatten. Den Mann, den sie getötet hatten, erst vor wenigen Tagen.

Sie sahen, dass auch ich auf dem Foto war und zählten eins und eins zusammen.

Es konnte sogar derselbe Hubschrauber sein. Derjenige, der sie nach Witput gebracht hatte.

Ich dachte an den Mann, der über Funk mit meinem Vater geredet hatte, kurz vor seinem Tod. Trunkenpolz/Number One. Und allmählich erkannte ich doch einen Zusammenhang. Ich ging im Kopf noch einmal alles durch, was ich wusste, und hatte das Gefühl, ich sei einer Lösung auf der Spur.

Vielleicht hatte mein Vater Trunkenpolz gesagt, er wolle sich

mit ihm bei Witput treffen.

Er wusste, wie Pa aussah.

Trunkenpolz konnte den Hubschrauber auch nach Tarkastad geschickt haben, um nachzusehen, was die Marauders trieben.

Aber wie konnte sich Trunkenpolz von einem Rumtreiber, der mit einem Minibus bei Amanzi angekommen war, um ein paar Gewehre zu stehlen, zu einem mächtigen Mann entwickeln, der Hubschrauber Hunderte von Kilometern weit schicken konnte?

Ich würde ihn töten.

Der Hass, jetzt, wo ich vermutete, dass er hinter all dem steckte, flackerte unverfälscht und heftig in mir auf und erfüllte mich umso mehr, je länger der Hubschrauberflug dauerte. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit.

Dann veränderten sich Tonhöhe und Lautstärke der Motoren, ich spürte, dass wir langsamer flogen, und bald begann der Hubschrauber zu sinken, ich fühlte es im Magen.

Bis er landete, die Motoren plötzlich abgeschaltet wurden und die Tür des Hubschraubers aufging.

Ich roch das Meer, überwältigend intensiv. Und ich hörte Geräusche. Den Dieselmotor eines Trucks. Nein, sogar zwei oder drei von ihnen. Am unteren Rand des Tuchs nahm die Helligkeit zu.

Hände halfen uns beim Aufstehen und Aussteigen. Nicht die groben Hände der Soldaten in den Bergen. Hände, die vorsichtiger und sanfter mit uns umgingen. Stimmen ertönten. Eine davon war eine Männerstimme, die leise befahl: »Nein, die

Augen bleiben verbunden. Aber vorsichtig. Bringt sie zum Auto.«

Sofias Hand schlüpfte aus meiner, ich wurde nach vorn geschoben und in die richtige Richtung gelenkt, ich setzte einen Fuß vor den anderen. Ich roch noch etwas anderes, das ich nicht einordnen konnte. Öl oder Schmierfett. Fisch? Die salzige Meeresluft.

Eine Hand auf meinem Kopf drückte mich herunter. »Sie müssen sich ins Auto setzen, Sir. Bitte bücken Sie sich. Vorsicht jetzt, heben Sie den rechten Fuß, ja so, okay, jetzt steigen Sie ein.«

Hände führten mich, ich saß im Auto, ich fühlte das weiche Leder des Sitzes, fühlte, wie sich jemand neben mich setzte.

»Sofia?«

»Ja«, sagte sie. »Ich bin hier.«

»Das freut mich«, sagte ich wie ein Idiot.

»Ich bin auch froh«, sagte sie und lehnte sich an mich.

Dort im Auto – Sofia eng an mich geschmiegt neben mir – kamen mir zum ersten Mal Zweifel an meiner Entscheidung. Ich hatte vor, Trunkenpolz zu töten, wenn sich auch nur die geringste Gelegenheit ergab. Vorher war es mir egal gewesen, wenn ich dabei selbst ums Leben gekommen wäre.

Aber was sollte dann aus Sofia werden?

Ich würde sie erst befreien müssen.

Aber wie?

Ich würde erst mal abwarten.

115

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: XII

Der Meeresgeruch wurde intensiver, als wir ausstiegen. Wir hörten Motorenlärm, Leute, die etwas riefen, Leute, die redeten, das Schlagen eines Hammers gegen Metall. Irgendwo flog ein Hubschrauber.

Wiederum zogen und schoben mich Hände umher, und meine Füße – so wie die von mindestens drei anderen Leuten – schritten über Metallgitter. Wir wandten uns nach rechts, dann nach links, wieder nach rechts.

Ich fühlte mich unsicher auf den Beinen, leicht schwindlig.

Unsere Schritte klangen hohl. Wir waren in einem Flur, aber es war kein normaler Flur, etwas daran war ungewöhnlich.

Die Hände schoben mich nach links.

»Okay«, sagte jemand. »Nimm es ab.«

Eine Hand zog mir das Tuch vor den Augen weg. Zwei graue Männer waren bei mir, einer mit dem Tuch in der Hand. Ich stand in einem Raum wie von einer Wohnung. Es gab einen Tisch, vier Stühle, Metallschränke an einer Wand, ein Einzelbett, ordentlich gemacht. Die anderen drei Wände bestanden auch aus Metall. Der Fußboden hob und senkte sich.

Der andere graue Mann sagte: »Wir befreien jetzt Ihre Hände.

Bitte setzen Sie sich an den Tisch.«

»Wo ist Sofia?«

»Sie ist in Sicherheit.«

»Wo ist sie?«

»Bitte, Sir, Sie müssen mir Ihr Wort geben, dass Sie sich jetzt hinsetzen und sich benehmen.«

»Mich benehmen?«

»Ja, Sir.«

Wieder hob und senkte sich der Fußboden. »Wir sind auf einem Schiff«, stellte ich fest.

»Ja, Sir. Habe ich Ihr Wort?«

»Ja.«

»Schneide seine Fesseln durch.«

Der andere gebrauchte eine kleine Zange, um die Kabelbinder um meine Handgelenke zu durchtrennen. Sofort schlug ich nach ihm und traf ihn am Hinterkopf, denn er drehte sich weg. Der Schmerz in meinem gebrochenen Knöchel war so intensiv, dass ich einen Augenblick lang befürchtete, ohnmächtig zu werden. Ich schwenkte zu dem anderen herum, der geredet hatte. Er rief etwas und sprang mich an. Drei weitere Männer kamen zur Tür hinein. Ihre Stiefel dröhnten laut auf dem Metallboden. Sie fluchten auf Englisch und drückten mich fest zum Boden.

»Wo ist Sofia?«, schrie ich in machtloser Wut.

Der, der mit mir geredet hatte, befahl: »Fesselt ihn wieder.«

Der, den ich geschlagen hatte, versetzte mir ebenfalls einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Tu ihm nicht weh, du Idiot«, sagte der andere zu ihm. »Fesselt ihn einfach an den Stuhl.«

Sie zerrten mich hoch und zwangen mich auf den Stuhl. Ich wehrte mich verzweifelt, aber sie waren zu viele und zu professionell.

Sie banden mich an den Stuhl.

»Wir haben es versucht«, sagte der eine. »Wir haben versucht, höflich zu sein.«

»Wo ist Sofia?«, fragte ich ihn.

»Sir, ich habe doch gesagt, sie ist in Sicherheit.«

Dann gingen alle hinaus und schlossen die schwere Metalltür hinter sich.

Wieder bewegte sich der Fußboden.

Ich war auf einem Schiff.

Die Stiefelschritte verschwanden den Flur hinunter. Es wurde still.

Möglicherweise waren wir in Saldanha. Dort gab es einen Hafen. Der einzige andere Hafen befand sich in Kapstadt, aber er war in viel zu großer Nähe zum geschmolzenen Atomreaktor von Koeberg. Dort war die Strahlung viel zu hoch, es war zu gefährlich.

Saldanha. Trunkenpolz war in Saldanha. Ganz anders, als wir gedacht hatten.

Ein neues Geräusch ertönte im Flur. Das Ticktack von Schuhen auf dem Metallfußboden. Das Ticktack von Frauenschuhen.

Mecky, die Zuluprinzessin?

Die Tür ging auf. Ein grauer Mann stand dort. Er sah hinein. Er nickte jemandem außerhalb meines Blickfelds zu. Dann trat er beiseite.

Eine Frau kam zur Tür herein. Sie blieb einen Augenblick lang stehen. Dann stießen wir beide einen Laut aus, sie und ich. Ihrer war hoch und emotional. Meiner war anders. Ich weiß nicht, wie ich ihn beschreiben soll. Ich werde es niemals wissen.

Denn die Frau in der Tür war meine Mutter.

Sie weinte.

Sie kam auf mich zu und weinte, und dann umarmte sie mich, und ich erinnerte mich an den Geruch meiner Mutter und an ihre Umarmung, und ich wusste, das konnte nicht wahr sein.

Sie sagte: »Bitte machen Sie ihn los«, und der graue Mann kam und schnitt meine Fesseln durch. Ich stand auf, sie umarmte mich und sagte: »Du bist so groß, du bist so groß«, und sie weinte.

Sie drückte mich unheimlich fest. Meine Hände hingen untätig an den Seiten herunter, denn ich hielt es für einen Traum, das war nicht die Realität. Der Fußboden, der sich hob und senkte, und diese Halluzination – sie hatten mir etwas gegeben oder gespritzt, das war nicht die Realität. Ich hatte den Impuls, vor ihr zu flüchten. Der graue Mann war hinausgegangen. Ich musste das Bewusstsein wiedergewinnen, ich musste hier weg, ich musste Sofia finden! Ich stieß sie weg.

»Nico, bitte«, sagte sie. »Es tut mir so furchtbar leid. Ich habe alles versucht, um euch zu finden, ich habe alles versucht. Das mit Papa tut mir so furchtbar leid! Es war ein Unfall, alles ist schiefgelaufen. Sie sollten euch holen gehen … Aber da kam dieser andere Mann und schoss auf meine Leute.«

»Deine Leute?« Ich wich noch weiter vor ihr zurück.

Sie zuckte zusammen; ich sah, wie meine Wut und mein Vorwurf sie schmerzten. Sie ergriff einen Stuhl und zog ihn vom Tisch weg. Dann sah sie den grauen Mann an der Tür an und sagte zu ihm: »Bitte lassen Sie uns allein.«

Er nickte und ging hinaus. Die Tür stand offen. Ich starrte sie an.

»Nico, bitte setz dich hin.«

Ich weiß nicht, wie lange ich so dastand.

Dann setzte ich mich.

Sofia Bergman

Sie führten mich in ein Restaurant. Es war ganz leer, nur in der Küche waren ein paar Leute, die mir zu essen brachten. Und dann fragten sie mich tatsächlich: »Möchten Sie ein Glas Wein?« Ich war nicht gefesselt, meine Augen waren nicht verbunden, aber ich sah, dass die Tür von zwei grauen Männern bewacht wurde. Das Restaurant hatte Fenster, aber es war dunkel draußen, so dass ich nicht sehen konnte, wo wir waren.

Ich glaubte, das Meer zu hören. Die Brandung. Aber denkt daran, es war viele Jahre her, dass ich das Meer gehört hatte, und ich war auch immer nur

in Hartenbos gewesen, wo wir dreimal Urlaub gemacht hatten. Also war ich mir nicht ganz sicher.

Sie brachten mir Fisch und Chips. Mit Ketchup für die Pommes. Und eine Cola. Unfassbar, oder? Eine Cola! Wann werde ich je wieder Cola trinken?

Den genauen Verlauf des Gesprächs in dieser Nacht kann ich nicht mehr rekonstruieren. Ich kann meine Mutter auf diesen letzten Seiten nicht mit ihrer eigenen Stimme zu Wort kommen lassen, denn in meinem Kopf ging alles durcheinander, und ich war viel zu aufgewühlt, als ich ihr zuhören musste.

Doch ich hörte nicht nur zu. Zwischendurch sprang ich manchmal auf und rannte zur Tür, schlug mit der Handfläche dagegen, so dass das metallische Dröhnen laut durch das Schiff hallte. Ich fragte sie aus. Ich weinte. Ich schrie sie an, vor Schmerz, Wut und Verständnislosigkeit.

Doch sie fuhr fort zu reden und mir alles zu erklären. Sie sagte: »Du kannst mich hassen, Nico, aber höre dir erst einmal an, was ich zu sagen habe.«

Später brachte man uns zu essen und zu trinken. Weder sie noch ich rührten etwas davon an.

Was sie mir erzählte, war keine lineare, chronologisch geordnete Geschichte, sie sprang hin und her, hauptsächlich wegen meiner Unterbrechungen, Wutausbrüche und der Sturzflut meiner Fragen. Einiges wusste ich schon, von früher, als ich kleiner war, und sie frischte nur noch einmal meine Erinnerungen

auf. An manches erinnerte ich mich kaum noch, und wenn, nur aus meiner kindlichen Perspektive. Aber das meiste war mir neu.

Ihre Art zu reden hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon vergessen. Es lag eine schmerzliche, aber absolute Ehrlichkeit darin – als wäre sie einfach nicht in der Lage zu lügen – und ein gewisser Mangel an sozialer Kompetenz und an Einfühlungsvermögen. Es war, als wäre ihr nicht ganz klar, was ihre Ehrlichkeit bei ihrem Gegenüber bewirkte, und gerade das waren irgendwie mildernde Umstände, ein Grund, warum man ihr gerne vergeben wollte. In der Kajüte dieses Schiffes versprach sie, mir alles zu erzählen, was relevant war. Doch im Grunde sei alles relevant. Denn wir würden unsere Zukunft durch das erschaffen, wer wir seien und was wir täten. »Ich wünschte, du würdest mich verstehen und mich trotzdem immer noch lieben. Es ist alles Teil meines Plans.«

Deswegen, so sagte sie, wolle sie ganz von Anfang an beginnen.

Dies ist im Großen und Ganzen das, was sie mir erzählt hat, in einer Form, wie es einen Sinn ergibt. Dies ist, woran ich mich erinnere:

116

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: XIII

Meine Mutter war Mathematikerin. Ihr Vorname war Amelia, ihr Geburtsname Foord.

Sie gehörte zu den Kindern, die acht Fächer im Abitur nahmen und in allen acht Auszeichnungen erhielten. Sie war eine hervorragende Hockeyspielerin. Auf dem Spielfeld nannten sie sie hinter ihrem Rücken den »Terminator«. Und das war nicht schmeichelhaft gemeint.

Für das Studium erhielt sie ein bedeutendes Stipendium. Ihr Haupt- und Lieblingsfach war angewandte Mathematik, es war ihre einzige akademische Passion. Im dritten Studienjahr lernte sie meinen Vater kennen. Er war alles, was sie nicht war. Er war unsportlich und humorvoll, und seine Intelligenz war breiter gestreut, ebenso wie seine Interessen – eine Lampe im Vergleich zu ihrem Suchscheinwerfer. Seine Persönlichkeit war warmherziger; er war der Extrovertierte, der gut mit Menschen umgehen konnte, während sie anderen zurückhaltend und misstrauisch begegnete.

Sie neigte zu Extremen; er war politisch und seinen anderen Ansichten nach gemäßigt.

Und sie liebte ihn. Das versicherte sie mir wieder und wieder.

»Ich habe dich und Papa sehr lieb gehabt.«

Seit ihrem zweiten Jahr an der Universität war sie Mitglied von Greenpeace Afrika und protestierte und demonstrierte gegen Atomkraft, Fracking, Klimawandel und alle möglichen ökologischen Missstände. An der Uni erzielte sie traumhafte Resultate in ihren Studienfächern. Dies war der Hauptgrund, warum das Zentrum für Komplexitätsstudien an der Universität Stellenbosch sie abwarb, noch bevor sie ihr Examen gemacht hatte.

Sie solle ihren Master in Komplexitätstheorie erwerben, schlugen sie vor. Es war die Disziplin, die sich mit den großen Problemen Afrikas und der ganzen Welt beschäftigte, etwa Nachhaltigkeit und die Bekämpfung weltweiter Armut. Am Zentrum arbeiteten Biochemiker, Philosophen und Wirtschaftswissenschaftler und, wenn sie hinzukäme, auch Mathematiker. Und das war erst der Anfang.

Nach kurzer Überlegung schloss sie sich ihnen an. Dann heiratete sie Pa. Sie bekamen mich, und sie waren glücklich in ihrem kleinen Haus in Die Boord.

Im Laufe der ersten Jahre wurden ihnen klar, dass sie der Star war, das Genie von ihnen beiden mit dem wachsenden internationalen Ansehen, diejenige, die ihnen Türen für internationale Studien und Auslandsaufenthalte öffnen würde, etwas, was beide gern erleben wollten. Sie war das akademische Rennpferd gegenüber meinem Vater, dem Ackergaul.

Deswegen konzentrierte sie sich auf ihre Karriere und mein

Vater sich auf die Familie. Auf mich.

»Und es hätte funktioniert, Nico.«

Die Stimme meiner Mutter veränderte sich, als sie an diesem Punkt angelangt war. Ich glaube, sie merkte es gar nicht. Der Wandel war sehr subtil, aber mir kam es so vor, als fielen mir solche Nuancen nicht zuletzt deswegen eher auf, weil ich sie seit Jahren nicht gesehen hatte und eine gewisse Distanz zwischen uns herrschte. Sie erinnerte mich damit ein wenig an Pastor Nkosi Sebego, wenn er in die Defensive geriet, aber dennoch wie vom Heiligen Geist beseelt moralisch weiterhin auf dem hohen Ross saß.

Kurz nachdem ich in die Schule gekommen war, wurde sie dazu eingeladen, bei einem internationalen Kongress in New York einen Vortrag zu halten. Mit Einverständnis des Zentrums für Komplexitätsstudien wählte sie ihr Lieblingsthema: »Pandemische Armut und Klimawandel: keine Zukunft ohne eine nachhaltig bewirtschaftete Erde.« Ihr Kernargument lautete, dass die Milliarden von Dollars, die – meist fruchtlos – investiert wurden, um Afrika aus seinem Armutszyklus zu reißen, lediglich einer Neuanordnung der Liegestühle an Deck einer *Titanic* namens Erde glichen. Wenn der Klimawandel nicht aufgehalten und rückgängig gemacht würde, sei alles nutzlos.

Vier Zuhörer aus dem Publikum luden sie an diesem Abend zum Essen ein. Vier Wissenschaftler, die wegen ihrer Warnungen gegen die Erderwärmung weltberühmt waren, welche in konservativen Kreisen als hysterisches Katastrophenszenario

abgetan wurden. Die vier Fachleute – drei Männer und eine Frau – schienen sich ein Bild von ihr machen zu wollen, sowohl von ihren grünen politischen Ansichten als auch ihrer Religiosität und ihrer sonstigen Lebens- und Weltanschauung. Meine Mutter hatte sich noch nie gescheut, ihre Sichtweisen klar darzulegen, und sich auch an diesem Abend nicht zurückgehalten. Sie dachte, sie befinde sich unter weitgehend Gleichgesinnten.

Dennoch war die Atmosphäre gedämpft, als sie sich verabschiedeten, und während des übrigen Kongresses ignorierten die Wissenschaftler sie.

Bis kurz vor ihrem Rückflug nach Südafrika.

Nur ein paar Stunden, bevor ihr Flieger ging, besuchte die Wissenschaftlerin sie allein in ihrem Hotelzimmer und fragte sie: »Glauben Sie wirklich, wir könnten den Klimawandel aufhalten?«

»Nein«, antwortete meine Mutter. »Es gibt einfach zu viele Interessenkonflikte.«

»Sie können sich also keine Methode vorstellen, wie es zu bewerkstelligen wäre?«

»O doch, das könnte ich, aber keine, die für die Welt akzeptabel wäre.«

»Und für Sie? Was wäre für Sie akzeptabel?«

»Alles.«

»Wirklich? Alles?«

»Ja.«

»Wissen Sie, was Sir David Attenborough über die

menschliche Spezies gesagt hat?«, fragte die Frau und verwies damit auf den bekannten britischen Moderator naturwissenschaftlicher Sendungen.

»Ja. Er hat gesagt, die menschliche Spezies sei eine Ungezieferplage auf der Erde. Und da bin ich ganz seiner Meinung.«

»Wirklich?«

»Absolut.«

»Und glauben Sie, dass diese Plage eingedämmt werden müsste?«

Dies war der Augenblick, in dem meine Mutter begriff, dass etwas Wichtiges auf dem Spiel stand. Dies war eine andere Art von Prüfung. Es war eine Fortsetzung der beim Essen geführten Gespräche, aber heikler, rätselhafter und riskanter.

»Wissen Sie«, sagte meine Mutter zu der Frau, »wenn ich morgen ein Virus entwickeln könnte, das neunzig Prozent dieses Ungeziefers vernichten würde, würde ich es tun.«

Wenn ich an jene Nacht und diesen speziellen Augenblick in unserem Gespräch zurückdenke, wenn ich es noch einmal durchlebe und analysiere, dann frage ich mich, ob das Universum nicht eine bestimmte Absicht hatte, als es mir ausgerechnet mit siebzehn die Augen öffnete.

Denn siebzehn ist das perfekte Alter dafür. Siebzehn, mit Domingo als Mentor – Ryan John Domingo junior, dem Mann, der seine Vornamen gehasst hatte, weil sie auch die seines Vaters

gewesen waren. Domingo, der seinen Glauben daran, dass der Mensch auf einer Stufe mit dem Tier stünde, an mich weitergegeben hatte, mit konkreten und unumstößlichen Beweisen: Da waren die Männer, die in einem Flugzeughangar bei Klerksdorp ohne Grund auf den kleinen Okkie eingestochen hatten, und die Marauders, die Frauen in einem Schuppen gequält hatten, und die Feinde, die unsere Reservisten, diese liebenswerten, harmlosen Menschen, kaltblütig mit Kopfschüssen hingerichtet hatten.

Cairistine »Birdie« Canary

Domingo hat mir erzählt, dass er als Kind in Worcester seinen Vater für ein Tier hielt. In Afghanistan kam er zu dem Schluss, viele Menschen seien Tiere. Als sie ihn vor Gericht für den Doppelmord verurteilten, dachte er, auch er sei ein Tier. Im Gefängnis sah er dann Dinge, die die Menschen einander antaten, Gefangene wie Wächter, die ihn davon überzeugten, dass wir alle Tiere seien.

Mit siebzehn hatte ich einen Hauch von Verständnis für die Ansichten meiner Mutter.

Vielleicht hätte ein jüngeres Ich – oder ein älteres, oder eines ohne den Einfluss Domingos – geseufzt, geheult und seine Kleider zerrissen, als mir erstmals dämmerte, dass das Fieber kein zufälliges, unglückseliges Naturereignis gewesen und die Geschichte von dem Mann unter dem Mangobaum

möglicherweise teilweise oder ganz erfunden war.

Doch ich saß in jener Nacht da, spürte das Gewicht dieses Wissens, das mich auf den Stuhl drückte, und konnte es in gewisser Weise nachvollziehen.

Das erinnerte mich daran, was mein Vater gesagt hatte: *Du bist das Kind deiner Mutter*. Einmal hatte er es zu mir gesagt, als ich in dem schrecklichen Hungerwinter mein Essen den Kleinen gegeben hatte, und dann noch einmal, als ich im Jahr des Schakals die KTM von ihren Motorrädern geschossen hatte.

Du bist das Kind deiner Mutter.

Und ich war Domingos Geschöpf.

Einen Augenblick lang verdrängte ich mein neues Wissen über das Fieber, weil es einfach zu groß und zu schwer für mich war – eine ganz und gar menschliche Reaktion. Ich sah meine Mutter an und dachte daran, wie sie früher gewesen war – die athletische, tatkräftige, zeitlos schöne, schlanke Frau meiner Jugend, meiner Grundschulzeit. Diejenige, die immer knapp außerhalb meiner Reichweite gewesen war, nach deren Umarmung ich mich gesehnt und bei der ich manchmal auch Trost gefunden hatte, wenn sie einmal zu Hause war. Diejenige, nach der ich nach dem Angriff der Hunde in Koffiefontein gerufen hatte. Und ich erkannte, dass sie gealtert war. Schneller als mein verstorbener Vater. Die Falten in ihrem Gesicht waren tiefer, die Haare grauer. Das Hüten des großen Geheimnisses hatte seinen Tribut gefordert.

Sie redete jetzt immer schneller, als wolle sie mich rasch

überzeugen, bevor ich sie und ihre Entscheidungen ablehnen konnte. Sie erzählte mir vom Zustand der Erde vor dem Fieber. Von der Verschmutzung der Ozeane, von acht Millionen Tonnen Plastik, das die Menschheit jedes Jahr in die Meere geworfen hatte und das bereits insgesamt mehr wog als alle Fische in ihnen. Von der Rodung der Wälder, von der Luftverschmutzung, dem Kohlendioxid, das zur Überhitzung unseres Planeten führte. Von Arten, die bereits ausgestorben waren, großen und kleinen. Und von den Hunderten Arten, die am Rande der Auslöschung standen – Nashörner, Elefanten, Geier, Orang-Utans und Gorillas, Wildhunde und Wale, Pandas, Schildkröten und Tiger, ganz zu schweigen von den weniger fotogenen Arten, den Raupen, Fröschen, Korallenpolypen und Fischen.

Aufgeregt und leidenschaftlich stellte sie mich vor die Frage, welches Recht wir gehabt hätten, wir, das Ungeziefer, die Plage, dies den anderen Lebewesen anzutun? Welches Recht hatte der Mensch, der doch auch nur ein Tier war, diesen Massenmord zu begehen? Und mit missionarischer Überzeugung fuhr sie fort: »Der Mensch kann sich nicht ändern, Nico, der Mensch kann sich einfach nicht ändern. Die Evolution hat uns dazu programmiert, unsere Lebensgrundlagen zu verbrauchen, bis alles weg ist.«

Später fiel mir dazu wieder ein, was Ravi Pillay von seinem Restaurant erzählt hatte, in dem sich die Gäste immer mehr auf die Teller geladen hatten, als sie aufessen konnten. Doch während meine Mutter mir dies erzählte, sagte ich nichts. Ich saß

ihr gegenüber und versuchte, mich an damals zu erinnern, als wir in unserem Haus in Die Boord in Stellenbosch wohnten, als wir drei zusammen gelacht hatten. Aber ich konnte es nicht.

Nur knapp einen Monat später bekam meine Mutter Besuch. Sie waren zu dritt. Einer war Südafrikaner, Zoologe und Besitzer einer Auffangstation für Aasvögel in Limpopo. Sie erzählten ihr von Gaia One, einer Organisation von Wissenschaftlern, Geschäftsleuten, Politikern, Technikern, Medizinern, ja sogar einigen Militärs, die ihre Ansichten zum Schutz der Erde teilten. Sie luden sie ein, sich Gaia One anzuschließen und mit ihnen zusammen am sogenannten »Projekt Balance« zu arbeiten.

Meine Mutter hatte zugestimmt und Treue, Geheimhaltung und Stillschweigen gelobt. Sie glaubten ihr nicht und testeten sie, bis sie sich sicher waren. Je näher sie dem innersten Kreis kam, desto mehr wurde ihr bewusst, dass diese Leute hart und erbarmungslos waren. Denn in den nächsten Jahren bekamen zwei Mitglieder von Gaia One kalte Füße und wollten sich mit ihrem Wissen über das »Projekt Balance« an die Medien wenden. Beide kamen unter merkwürdigen Umständen ums Leben.

Ja, diese Leute waren hart und erbarmungslos. Doch der Klimawandel war genauso hart, ebenso wie die Bedrohung für die Erde und der Umfang des Schadens, den die Ungezieferart anrichtete.

Meine Mutter entschied sich endgültig, das Projekt rückhaltlos zu unterstützen – unter der Bedingung, dass sie ihren Mann und

ihren Sohn in die neue Welt nach dem Fieber mitnehmen durfte.

117

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: XIV

Das Virus wurde in einem Labor entwickelt. Es handelte sich um eine perfide Kreuzung von Coronaviren, genau wie damals in den Medien verkündet wurde. Nur mit dem Unterschied, dass diese nicht auf natürlicher Verschmelzung des Erbguts beruhte, sondern aus dem Reagenzglas kam, von Menschen gemacht. Der Impfstoff stammte aus demselben Labor und war für die Auserwählten bestimmt, die Mitglieder von Gaia One und ihre Angehörigen.

Vorbereitungen wurden getroffen. Der Impfstoff wurde verteilt und das tödliche Virus in alle Ecken der Welt ausgesandt, so dass es nach einem spezifischen Plan verbreitet werden konnte – nämlich so, dass es nach einer natürlichen Kontamination aussah. Die Überlebenszentren nahmen ihre Arbeit auf. Sieben Basen waren geplant worden, auf denen die Gaia-One-Mitglieder geschützt überleben und die Zivilisation bewahrt werden sollten. Auswahlkriterien für diese Orte waren geographische Abgeschiedenheit – wie die Kap-Halbinsel mit ihrem schützenden Bergsaum – sowie die problemlose Energiegewinnung mittels Kern-, Sonnen- oder Windkraft gewesen, damit die Versorgung von lebenswichtigen Systemen

und technischen Anlagen gewährleistet war.

Dann begann der Countdown.

Meine Mutter hatte uns selbst den Impfstoff injiziert, drei Wochen vor V-Day. Sie war einfach an jenem Abend nach Hause gekommen und hatte zu meinem Vater gesagt, sie habe die Grippeimpfung rasch unterwegs in der Apotheke besorgt, da ein Studienkollege in Deutschland sie vor dem aggressiven Virus gewarnt habe, das derzeit in Europa grassierte, die schlimme Grippe, die so schwere Symptome verursachte.

»Komm, ich gebe uns schnell die Spritzen.« Sie gab sie erst mir, danach Pa und dann sich selbst, quasi wie nebenbei, munter plaudernd. »Ihr werdet euch ein, zwei Tage etwas kränklich fühlen, aber das ist nichts Ernstes.«

An diesem Abend, als ich im Bett lag, erzählte sie Pa rückhaltlos alles.

Ausgerechnet meinem Vater, meinem gutmütigen, sanften, sensiblen, menschenliebenden Vater. Er war böse, weil sie ihm das Geheimnis so lange verschwiegen hatte. Das hatte sie erwartet und verstanden. Er war böse, weil seine ganze Philosophie darauf aufgebaut war, dass der Mensch bisher jedes Problem gelöst habe und wir auch dieses Problem der Umweltverschmutzung, des Artensterbens und des Klimawandels überwinden würden, mit Intelligenz, modernen Denkweisen und ausgeklügelter Technologie. Das hatte meine Mutter erwartet und verstanden.

Mein Vater schrie und fluchte nicht. Das lag nicht in seiner

Natur. Als sie ihm alles erzählt hatte, sagte er ihr ruhig und vernünftig, was er davon hielt. Und dann eröffnete er ihr, seine Integrität zwinge ihn dazu, nicht zu schweigen. Sein Gewissen verlange von ihm, dass er am nächsten Tag mit dieser Information an die Presse gehe.

Auch das hatte meine Mutter erwartet und verstanden. Und sie erwiderte ihm, niemand werde ihm glauben, und er werde dafür getötet werden. Es gab Leute bei Gaia One, die speziell dazu ausgebildet waren und nur darauf warteten, ihn zu eliminieren. Und sie mit. Und auch mich. Dazu hatte sie ihr Einverständnis geben müssen, bevor sie den Impfstoff erhielt.

Meine Eltern wurden beschattet. Wir würden alle drei sterben, noch bevor der Krieg gegen das Ungeziefer begonnen hatte.

Daraufhin versprach mein Vater, nichts zu unternehmen, denn meine Mutter und ich seien ihm das Allerwichtigste.

Meine Mutter hatte das erwartet und verstand es.

Doch dann gab er ihr ein Schlafmittel, packte mich noch in der Nacht in den Subaru Forester und verschwand. Kurz nachdem das Virus losgelassen worden war. Sie versuchte, uns anzurufen, aber mein Vater hatte sein Handy abgeschaltet.

Das hatte sie weder erwartet noch verstanden.

Sie fragte mich, wohin wir gefahren seien.

Zu den Höhlen in der Vredeford-Kuppel, antwortete ich. Wir hätten sie doch damals versucht anzurufen – warum sie nicht ans Telefon gegangen sei?

Sie sagte, sie habe nie wieder etwas von meinem Vater gehört.

Er habe wohl nur so getan, als riefe er sie an. Sie sagte, sie glaube, sie wisse, warum er das getan habe. Es war seine Art, sich von der Auslöschung der Menschheit und von ihrem Betrug zu distanzieren. Es war seine Art, seiner Theorie eine Chance zu geben und persönlich den Beweis zu erbringen, dass der Erfindungsreichtum des Menschen sogar das Fieber und die Zerstörung danach überwinden könne.

Da dachte ich zurück an die Rede meines Vaters an jenem Abend, nachdem Pastor Nkosi Sebego seine Gewaltiger-Held-Partei gegründet und die Wahlen ausgerufen hatte.

Seid ihr nicht auch manchmal ganz erstaunt darüber, wozu wir fähig sind? Seht euch mal unsere Reise an, die Reise des Homo sapiens, seht mal, wie unglaublich weit wir gekommen sind, von einem Beutetier der Savanne bis zum Erfinder von Robotern auf dem Mars, bis hin zur Kernspaltung und der Entschlüsselung der DNS. Demokratie, Vernunft und Rationalität. Wissenschaft gegenüber Aberglaube, Fakten vor Mythen …

Ich erkannte, dass er an jenem Abend nicht zum Komitee gesprochen hatte, sondern zu meiner Mutter. Es war sein Plädoyer ihr gegenüber, sein Gegenargument gegen die Gaia-One-Lösung.

Die Sehnsucht nach meinem Vater brannte wie Feuer in meiner Brust. Ich verstand jetzt alles. Ich verstand, warum er mich nicht loben konnte, nachdem ich die KTM von ihren Motorrädern geschossen hatte. Er hatte einfach Angst, dass ich ganz das Kind meiner Mutter war.

Und das war ich tatsächlich, in einem so hohen Maße.

Meine Mutter sagte mir, sie habe kein Recht gehabt, auf Pa böse zu sein, weil er in jener Nacht geflohen war. Nicht, nachdem sie so vieles vor ihm verborgen gehalten hatte. Aber sie war wütend, weil er ihr den Sohn genommen hatte. Dieses Recht habe er nicht gehabt, genauso wenig, wie sie gewiss nicht das Recht gehabt habe, sich an einer Verschwörung zu beteiligen, um die Menschheit so gut wie auszurotten.

Sie hatte nie wieder etwas von meinem Vater gehört. Bis Trunkenpolz über den Amateurfunk die Marauders kontaktiert und sie angestachelt hatte: »Willem Storm von Amanzi. Tötet diesen Mann, und ich gebe euch Treibstoff für zehn Jahre.«

Meine Mutter hatte gewusst, dass mein Vater und ich nicht an dem Virus sterben würden. Sie hatte gewusst, dass wir, genau wie alle anderen, die gegen das Virus geimpft worden waren, schlimm erkranken würden, aber wir würden nicht sterben. Sie hatte jedoch keine Gewissheit, dass wir das Chaos nach der Epidemie überleben würden. Doch sie gab die Hoffnung nicht auf. Sie war eines der ausführenden Komiteemitglieder von Gaia One in der Basis am Kap und beauftragte ihre Techniker, auf allen Wellenlängen nach den beiden Namen zu lauschen, nach denen sie sich sehnte: Willem und Nico Storm.

Sie gab ihnen ein Foto, um es in die Militärrechner und Datenbanken einzuspeisen – übrigens dieselben Systeme, die früher von den USA dazu benutzt wurden, Terroristen zu jagen.

Ihnen standen militärische MQ-9-Reaper-Drohnen zur Verfügung, die zu hoch flogen, als dass das menschliche Auge sie hätte erkennen können, aber mit so leistungsstarken Kameras ausgerüstet waren, dass Rechner den Videostream verfolgen, Gesichter identifizieren und diese mit denen in der Datenbank vergleichen konnten. Und dank des Fotos waren wir in der Datenbank.

Sie verlor nicht die Hoffnung, dass die Drohnenkamera uns irgendwo in der Weite des Landes entdecken und dass das Programm eines Tages Alarm schlagen würde, wenn das System uns fand.

So dass wir zu ihr kommen konnten. So dass wir ein besseres Leben haben konnten. In einer besseren Welt.

Denn sie hatte das alles getan, sie hatte sich engagiert, gearbeitet, geplant und die Geheimnisse bewahrt, damit sie für uns, insbesondere für mich, eine bessere Welt erschaffen konnte. Weil sie uns liebte, tief und übermächtig. Sie sagte, sie könne es verstehen, wenn ich das jetzt nicht akzeptieren wolle, aber sie flehe mich an, darüber nachzudenken: ein nachhaltiges Überleben für alle Arten. Auch für den Menschen. Auch für mich, ihren Sohn, Nico Storm, und seine Kinder und Kindeskinder. War das nicht wahre Liebe?

Deswegen hatte sie gehofft, dass die Techniker etwas von uns hörten oder die Drohnen uns erspähten, auch wenn die statistische Wahrscheinlichkeit noch so gering war.

Es gab nur zwei Drohnen in der Basis am Kap. Die Gaia-One-

Mitglieder, die vorher beim amerikanischen Militär gewesen waren, hatten sie von Fachleuten begleitet per Schiff geschickt, nachdem das größte Chaos vorbei gewesen war. Sie sollten Bedrohungen erkennen, etwa die Entstehung von Gemeinschaften am Rande der Berggrenzen. So wurden sie entdeckt, die Westküstenleute in der Lambertsbaai, die Leute aus der Boesmanskloof und die viel kleinere Gemeinschaft bei Villiersdorp, und Gaia One schickte ihre Truppen und Helikopter, um sie zu erschrecken und zu verjagen.

Die große Lüge über die Kernschmelze im Kraftwerk von Koeberg – und damit die fiktive Bedrohung durch radioaktive Strahlung – hatte über drei Jahre lang funktioniert. Dem Reaktor war nie etwas geschehen, er diente Gaia One als hauptsächliche Energiequelle für die Basis am Kap. Damals, während des Chaos nach dem Fieber, waren ganze Wagenladungen alter Autoreifen an den Melkbosstrand transportiert und in Brand gesteckt worden, um dicken, schwarzen, übelriechenden Rauch zu verursachen. Den hatten die Leute gesehen und gerochen. Die natürlichen Überlebenden, die nicht Teil des Komplotts von Gaia One gewesen waren, waren prompt vor der Gefahr geflüchtet. Niemand hatte sich umgeschaut und nachgesehen, wer zurückblieb.

Und dann hatten sie die Grenzen geschlossen – jeden Bergpass und Tunnel in Richtung Kap. Sie hatten die wichtigsten Strecken mit Wracks und Leichen bestückt: Du Toitkloof, Sir Lowry's Pass, Piekenierskloof, Bainskloof – um es so aussehen zu lassen,

als hätten die Strahlung und das Virus hier schlimm gewütet. Dadurch hatten sie drei Jahre lang keine Probleme mit Eindringlingen oder Neugierigen gehabt.

Bis die Händler und Schmuggler über Wupperthal eingedrungen waren, getrieben von Hunger und Neugier. Und die eigenen Soldaten und Arbeiter von Gaia One begannen, mit ihnen Handel zu treiben. Wie Menschen es nun einmal tun. Menschen, die immer mehr haben wollen.

Meine Mutter erzählte mir von dem Funkspruch, in dem Vaters Name genannt wurde, und danach fragte ich sie nach Sofias Eindruck, sie habe einen Hubschrauber gehört. Im Nachhinein musste ich selbst die chronologische Reihenfolge bestimmen, um alles zu verstehen.

Das Dröhnen, das Sofia in jener Nacht auf der Veranda der fremden Farm gehört hatte, und der Feuerschweif wie den eines Meteoriten, den sie am Nachthimmel gesehen hatte, stammten von einer der beiden Drohnen der Kap-Basis. Sie hatte technische Probleme gehabt und war in der Luft in Brand geraten und in den Bergen jenseits von Richmond notgelandet.

Der Helikopter, den Sofia am nächsten Morgen gehört hatte, war ausgeschickt worden, um die Drohne zu bergen, eine Mission, die erfolgreich abgeschlossen wurde.

Dann folgte, nur wenige Wochen danach, der Funkspruch: »Willem Storm von Amanzi. Tötet diesen Mann, und ich gebe euch Treibstoff für zehn Jahre.« Ich wusste, dass er von

Trunkenpolz an die Marauders gesendet worden war. Doch meine Mutter und die Basis am Kap wussten nicht, was er zu bedeuten hatte, außer, dass der Name meines Vaters genannt wurde.

Meine Mutter und ihre Leute besaßen die Technologie, um die Position der beiden Radiomasten zu bestimmen. Einer befand sich in den Bergen Lesothos, der andere bei einer alten Farm auf einem Berg hinter Cradock. Meine Mutter musste den Rat am Kap anflehen, ihr eine Mission zu erlauben, denn es gab große Widerstände dagegen, über die Berggrenzen hinweg Technik wie Hubschrauber zu bringen. Sie wollten um jeden Preis so lange wie möglich ihre Anwesenheit – und natürlich das große Komplott – vor dem Rest der uneingeweihten Welt verbergen.

Den Ausschlag zu der Suche gab die Radarmeldung, dass jenseits der Berge noch ein Flugzeug benutzt wurde, und zwar von einem gewöhnlichen Überlebenden, keinem Mitglied von Gaia One.

Da genehmigte der Rat von Gaia One am Kap die Mission. Ein Helikopter mit Soldaten war ausgesandt worden, um Informationen an der Quelle der Funksprüche einzuholen. Die Mission dauerte einige Tage, weil die Distanzen zu groß für einen einzigen Hubschrauber waren. Sie mussten Treibstoffstationen vorbereiten und mit einem Vorrat ausstatten.

Der Funkmast in den Lesotho-Bergen war nicht mehr da. Es gab Spuren von Fahrzeugen und Lebenszeichen, aber die Leute waren bereits weitergezogen.

An dem anderen Funkmast jenseits von Cradock hatten sie Menschen gefunden. Einen Mann, wild, behaart und bekifft, und eine Hütte voller schmutziger, verwahrloster Frauen. Die Soldaten fragten den wilden Mann, wo Willem Storm sei und wo sich Amanzi befinde. Aber sie fanden schnell heraus, dass er es nicht wusste. Sie fragten die Frauen, aber die waren betrunken und starrten sie nur an.

Der Hubschrauber kehrte zurück, und die Gaia-One-Soldaten meldeten, sie hätten beim Tarkastad-Funkmast deutliche Anzeichen dafür gefunden, dass der wilde Mann Teil einer größeren Gruppe von Menschen sei. Das Timing des Hubschrauberbesuchs war wohl nur nicht günstig gewesen.

Dann ließen sie die Drohnen ein paar Tage später das ganze Gebiet beobachten, wochenlang hintereinander. Doch bis dahin war der Funkmast weg, und es gab kein Lebenszeichen mehr.

Da verlor meine Mutter wieder die Hoffnung, uns jemals aufzuspüren.

Dann aber, vor knapp über einer Woche, kam wieder diese Stimme über Funk, dieselbe, die von Lesotho aus gesprochen hatte, vor so vielen Monaten. Diesmal sagte die Stimme: »Hier ist Number One, ich rufe Willem Storm. Hier ist Trunkenpolz, ich rufe Willem Storm.«

Die Fernmelder der Gaia-One-Basis am Kap hatten sie rufen lassen, denn die Stimme meldete sich wieder und wieder. Meine Mutter hatte mit Ohrhörern vor dem Funkgerät gesessen und sich alles selbst angehört. Ihr zersprang fast das Herz vor lauter

Hoffnung.

Dann ertönte eine andere Stimme: »Trunkenpolz, hier ist Domingo von Amanzi. Ich bin befugt zu antworten. In welcher Angelegenheit wollen Sie mit Willem Storm sprechen?«

Die Trunkenpolz-Stimme lachte und sagte: »Ich spreche nicht mit Subalternen, nur mit den Chefs. Sag Storm, ich habe einen Vorschlag für ihn. Ich bleibe auf dieser Wellenlänge auf Empfang.«

Meine Mutter wartete am Funkgerät. Danach war es stundenlang still auf dem Vierzigmeterband geblieben, aber die Techniker erzählten ihr später, das Funkgerät, das dieser Trunkenpolz benutzte, befinde sich in der Nähe von Ficksburg in den Bergen und die Stimme der Person namens Domingo am Vanderkloof-Stausee.

Meine Mutter zog sofort ihre Schlüsse: Amanzi musste das ehemalige Vanderkloof sein. Sie war sich ganz sicher, dass dort mein Vater war. Und möglicherweise auch ich.

Sie wartete vor dem Funkgerät. Um 18:30 Uhr hörte sie die Stimme ihres Mannes, Willem Storm, und sie war im Funkraum der Kap-Basis von Gaia One in Tränen ausgebrochen, vor Erleichterung, Dankbarkeit und einem überwältigenden Schuldgefühl. Sie hatte so geweint, dass sie nicht alles hören konnte, was über Funk gesagt wurde. Sie mussten die Aufnahme später für sie zurückspulen.

Trunkenpolz bot meinem Vater Treibstoff an. Ethanol. Und Frieden. Keine Angriffe mehr, fünf Jahre lang. Im Tausch gegen

Waffen. Mein Vater hatte dankend abgelehnt.

Ein Nico Storm wurde nicht erwähnt.

Danach bat meine Mutter den Kap-Rat ein letztes Mal um eine Mission. Ein letztes Mal, denn die Zeit lief ihr davon. Die Kap-Basis sollte in zehn Tagen geräumt werden.

118

Die Ermittlungen im Mord an meinem Vater: XV

Meine Mutter war verantwortlich für die mathematischen Modelle und Algorithmen, die voraussagen sollten, wie viele Menschen auf natürliche Weise das Fieber überleben würden – mit anderen Worten, Menschen, die keine Gaia-One-Impfung erhalten hatten. Und wie viele im Chaos umkommen würden, wenn die Zivilisation zusammenbrach. Sie musste auch versuchen, vorauszuberechnen, wie lange diese Überlebenden brauchen würden, um sich in Gemeinschaften zu organisieren und aufs Neue Nahrung und Energie zu produzieren, Handel zu treiben und das Land zu erkunden.

Sie hatte die Statistiken von Welt- und Bürgerkriegen, von Aufständen und Revolutionen studiert sowie den Effekt des Ebola-Virus in Afrika und der Schweine- und Vogelgrippeviren in Asien analysiert. Ihre Computerprogramme hatten vorausgesagt, dass die von Gaia One sorgsam ausgewählten Basen für mindestens zehn Jahre sicher und frei von Eindringlingen sein würden, insbesondere auch, dass die Basis am Kap nach dem Fieber ein Jahrzehnt lang ein sicherer Hafen für Gaia One in Afrika sein würde – wobei die Kap-Basis die einzige in ganz Afrika war.

Doch der Erfindungsreichtum des Menschen und seine Fähigkeit, das Unmögliche zu erreichen, Probleme zu lösen und Widrigkeiten zu überwinden, hatte ihren mathematischen Modellen hohngesprochen. Überall, auf allen Kontinenten, zeigten die Drohnen von Gaia One, dass sich Gruppen von Menschen viel schneller erholten, organisierten und wieder reproduzierten, als sie gedacht hatten. Dass Fahrzeuge wie Lkw und sogar kleine Flugzeuge viel länger fuhren und flogen, als ihrer Meinung der Treibstoff brauchbar bleiben würde. Was bedeutete, dass jemand Benzin und Diesel herstellte.

Außerdem waren wagemutige Kundschafter viel früher als erwartet über die Berge am Kap gekommen, um nach Waren für den Tauschhandel zu suchen, trotz der deutlichen Warnungen vor radioaktiver Strahlung.

Die Fähigkeit zur Gesundung, die Neugier und der Erkundungsdrang neu entstandener Gemeinschaften hatten sich nicht nur hier in Afrika und am Kap schnell erwiesen. Auch die Basen von Gaia One in Nordamerika, Europa und Asien waren unter Druck geraten. Dabei waren sie noch lange nicht bereit, den gewöhnlichen Überlebenden von der menschengemachten Epidemie zu erzählen, um die Erde zu retten, und auch nicht, ihre private Technologie und ihre Vorräte mit diesen Menschen zu teilen.

Anfangs versuchten sie es mit einer gewaltlosen Strategie, um die neuen Gemeinschaften zu erschrecken und zurückzudrängen, etwa ein Boot voller Menschen mit angeblichen Geschwüren und

Fieber. Manchmal funktionierte es, aber meistens – etwa bei dem Märchen von dem Blasenfieber, mit dem sie die Westküstenleute erschrecken wollten – hatte es keinerlei Effekt gehabt.

Letzten Endes mussten sie Soldaten und Hubschrauber schicken, was die unerwünschte Folge unvorhergesehener Unfälle auf beiden Seiten gehabt hatte.

Deswegen hatte die Organisation einstimmig beschlossen, mit all ihren Leuten, ihrer Technik und Ausrüstung in die Sicherheit und Abgelegenheit einiger Inseln auf der ganzen Welt auszuweichen, um noch einige Jahre der Geheimhaltung zu gewinnen: Mauritius, Sri Lanka, Neuseeland, Hawaii, Kuba, Irland und Sizilien. Der Umsiedlungsprozess war bereits seit Monaten im Gange.

Das letzte Schiff von der Kap-Basis aus fuhr am nächsten Morgen.

Deswegen hatte meine Mutter darauf gedrängt, Pa möglichst schnell holen zu gehen – und hoffentlich auch mich.

Meine Mutter hatte die MQ-9-Reaper-Drohne und den Hubschrauber mit den Gaia-One-Soldaten geschickt, ausgestattet mit einem Foto von uns dreien. Die Drohne hatte Pa aufgespürt und beobachtet, dank Pas Funkgesprächen mit anderen Bewässerungsbauern, als er auf dem Feld bei Witput war.

Meine Mutter hatte ihn gesehen, auf dem Bildschirm im Kontrollzentrum an der Kap-Basis. Sie hatte dagesessen und ihrem Mann zugesehen, wie er durch die Straßen Amanzis lief, in ein Bakkie stieg und losfuhr. Sie sagte, es sei eine sehr

emotionale Erfahrung gewesen, ihn zu sehen, so nah und doch so fern. Sie hatte sich gewünscht, dass er zu seinem Sohn gehen oder fahren würde, während die hochauflösende Kamera der Drohne ihn beobachtete, so dass sie auch mich sehen konnte. So dass sie sehen konnte, dass ich lebte und wie ich mich entwickelt hatte.

Doch es gab keine Spur von mir, und allmählich befürchtete sie, dass ich nicht überlebt hatte.

Sie hatte den Hubschrauber und die Soldaten geschickt, weil das Bild gezeigt hatte, dass Witput abgelegen war. Sie würden Pa erreichen können, ohne dass jemand anders es sah.

Die Drohne hatte an jenem Nachmittag gefilmt, wie Pa in dem Farmhaus bei Witput verschwunden war. Der Hubschrauber mit den Soldaten hatte den letzten Abschnitt der Strecke zurückgelegt und war nördlich des Farmhauses gelandet. Die Drohne hatte Pa gefilmt, als er hinausrannte, und seinen Funk-Notruf an die Basis am Kap übertragen: »Schöne Grüße an Cincinnatus aus Witput, schöne Grüße an Cincinnatus, ich bin in Witput.« Doch meine Mutter hatte nicht gewusst, was das bedeutete.

Meine Mutter saß wie festgenagelt vor dem Bildschirm, als die Kameras der Drohne zeigten, wie Pa aus dem Farmhaus kam und in Richtung des Hubschraubers ging. Wie er umkehrte und zurückrannte. Wie ihre vier Gaia-One-Soldaten ihren Auftrag ausführten, Pa aus dem Farmhaus zu holen.

Der Plan war, Pa zum Hubschrauber zu bringen, von wo aus er über Funk mit meiner Mutter hätte reden können. Sie wollte ihn

anflehen, zu ihr zu kommen und ihren Sohn mitzubringen, falls er noch lebte. Dies wäre unsere einzige Chance gewesen, gemeinsam mit dem letzten Schiff nach Mauritius aufzubrechen.

Doch dann kam der Mann im schwarzen Jeep. Aus einer Höhe von fünftausend Metern hatten sie die Kamera der Drohne auf Pa und die Soldaten gerichtet. Der Jeep kam überraschend. Dann sah meine Mutter auf dem Bildschirm, wie Domingo ausstieg, zu den Soldaten rannte und es zum Schusswechsel kam. Und wie mein Vater dabei erschossen wurde. Wie er stürzte.

Meine Mutter schrie, vor den Operatoren im Kontrollzentrum. Sie hatte geschrien wie ein verwundetes Tier.

Sie hatte gehört, wie der Soldat die Nachricht durchgab: Willem Storm wurde getötet.

Als sie bis dorthin gekommen war, saßen wir seit fünf Stunden in der Schiffskajüte. Gleich zu Beginn hatte meine Mutter mich beim Hereinkommen umarmt, aber ich hatte sie weggestoßen. Danach herrschte eine gewisse Distanz zwischen uns, für die volle Dauer unseres Gesprächs. Sowohl sie als auch ich standen immer wieder auf und liefen hin und her, um unsere Gefühle zu beherrschen oder sie herauszulassen, aber wir berührten uns nicht noch einmal.

Dann erzählte sie mir, dass sie mit angesehen hatte, wie mein Vater, ihr Ehemann, starb. Da brach sie endgültig zusammen, physisch und emotional. Sie schluchzte: »Es war ein Unfall, es war ein Unfall, es war meine Schuld, Nico«, vollkommen

gebrochen, und da stand ich auf und umarmte meine Mutter. Ich hielt sie fest, ich tröstete sie. Ich teilte mit ihr ihren – unseren – Verlust und trauerte gemeinsam mit ihr. Für einen kurzen Moment. Bis die Wut, der Schmerz, der Unglaube sowie die Unfähigkeit eines Siebzehnjährigen, das alles auf einmal zu verkraften, mich wieder zwangen, sie wegzustoßen. Später würde sie mir erzählen, dass die Drohne drei weiße Toyota-Bakkies gesehen habe, die in Luckhoff gewesen waren. Deswegen konnte der Helikopter eine Weile lang nicht aufsteigen, um die grauen Männer aufzunehmen.

Später erzählte sie mir auch, dass die Drohnen sogar Infrarotkameras besäßen, die in einer Landschaft die Wärme eines menschlichen Körpers isolieren und identifizieren konnten. Daher wussten sie, dass Sofia und ich am Morgen an dem Stacheldraht bei Wupperthal vorbeigekommen waren, und deshalb konnten sie die Soldaten an genau die Stelle führen, wo wir uns im Felsspalt verkrochen hatten.

Ich weiß noch, dass das das Letzte war, was ich noch bewusst hörte. Dann überfiel mich die Erschöpfung.

Ich weiß auch noch, wie meine Mutter mich zu dem Bett führte und sagte: »Mein Kind, ich bin so froh, dass ich dich gefunden habe. Und ich bin so froh, dass du mit mir kommst.«

119

Im Jahr des Löwen griff uns der Feind an, und wir besiegten ihn.

Im Jahr des Löwen verlor ich meinen Vater und fand meine Mutter.

Und Domingo starb, aber seine Legende lebt.

Ich wurde Sergeant in einer Einheit ohne Befehlshaber.

Im Jahr des Löwen kamen die Westküstenleute, und Pastor Nkosi Sebego und seine Gefolgschaft zogen fort.

Im Mai im Jahr des Löwen erwachte ich von einem Zittern, das durch den Stahlrumpf des Schiffes lief. Ich öffnete die Augen und sah meine Mutter am Tisch sitzen. Und ich roch den Kaffee, den herrlichen Duft von Kaffee.

Ich fragte meine Mutter, was dieses Vibrieren zu bedeuten habe? Sie sagte, das seien die Schiffsdiesel.

»Wo ist Sofia?«, wollte ich wissen.

»Komm.« Sie führte mich aus der Kajüte. Ich spürte, wie sich das Schiff unter meinen Füßen bewegte.

Wir liefen den Gang hinunter und hinaus auf das Deck. Der Tag brach an über dem Tafelberg. Wir lagen im Duncan-Dock des Kapstädter Hafens.

Meine Mutter zeigte auf den Betonkai neben dem Hebekran. Dort stand der Hubschrauber. Sein Rotor drehte sich, sein Motor dröhnte. »Da ist Sofia. Im Hubschrauber. Sie bringen sie zurück nach Wupperthal«, sagte meine Mutter.

Ich blickte hinüber zu dem Hubschrauber. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf.

Ich umarmte meine Mutter. Ich hielt sie ganz fest.

Sofia Bergman

Sie verbanden mir die Augen. Sie brachten mich zum Hubschrauber und sagten, ich solle einsteigen. Ich fragte sie: »Aber wo ist Nico?« Und ein Mann antwortete: »Er kommt nicht mit.« Ich blieb stehen und sagte, das könnten sie nicht machen, doch der Mann, einer von den Grauen, erwiderte: »Aber er will weg, Miss.«

Ich erwiderte: »Das glaube ich nicht!« und bekam es mit der Angst zu tun, denn was hatten sie mit Nico vor? Ich wurde wütend, rempelte den grauen Mann absichtlich an und rieb meinen Kopf fest über seine Brust, um das Tuch vor den Augen abzustreifen. Ich schaffte es. Plötzlich konnte ich alles sehen, und es verschlug mir den Atem. Wir waren in Kapstadt, im Hafen, da war der Tafelberg, genau vor mir, so wunderschön! Und da war ein Schiff, ein großes Schiff, das gerade ablegte, und da waren Kräne, einige Trucks und der Hubschrauber und die sechs grauen Männer. Zwei von ihnen packten mich, um mir das Tuch wieder über die Augen zu ziehen, aber der Anführer sagte: »Zu spät, lasst es einfach.«

Ich sagte: »Ich will mit Nico reden«, aber er zuckte mit den Schultern und sagte: »Bitte steigen Sie ein. Ich hole ihn ans Funkgerät. Er ist auf dem Schiff.«

Du musst wissen, dass ich keine Ahnung hatte, was los war. Ich wusste nur, dass der Morgen graute, wir am Kap waren und Nico mit diesem Schiff

wegfahren wollte … Was sollte ich machen? Also stieg ich in den Hubschrauber. Sie ließen den Motor an. Einer der grauen Männer stieß mich an und deutete auf das Schiff, und da sah ich, dass Nico an Deck neben einer Frau stand. Sie waren an die sechzig Meter entfernt, aber irgendwie kam mir die Frau bekannt vor.

Der Hubschraubermotor lärmte, und der Hubschrauber bewegte sich, und ich starrte die Frau an. Warum kam sie mir so bekannt vor? Und dann wurde mir klar, dass es die Frau auf dem Foto war, es war Nicos Mutter. Ich konnte es nicht glauben, aber ich dachte: Okay, ich verstehe, ich verstehe, ich weiß nicht, warum sie da ist, ich weiß nicht, warum sie auf dem Schiff sind, aber ich verstehe es. Sein Vater ist tot, aber er hat seine Mutter gefunden. Ich verstehe es. Ich würde sehr gern mit ihm zusammen sein, ich liebe ihn, und es tut mir sehr weh. Aber ich verstehe es.

Das Schiff legte ab, und ich sah, wie es sich vom Kai entfernte.

Ich winkte ihm zu, ich winkte Nico, und der Mann sagte zu mir: »Er kann Sie nicht sehen, Miss.« Aber ich winkte weiter, und der Hubschrauber stieg auf, am Kran entlang, und ich schaute zu Nico und seiner Mutter hinunter, und ich sah, dass Nico seine Mutter umarmte und sie festhielt. Da fing ich an zu weinen. Zwischen meinen Tränen hindurch sah ich, wie sich das Schiff weiter und weiter vom Kai entfernte, und wir stiegen höher und höher auf, und dann sah ich, wie Nico ins Wasser sprang, er sprang vom Schiff hinunter und schwamm zum Kai. Da rief ich den grauen Männern zu: Schauen Sie, sehen Sie dort unten!

Der Helikopter flog einfach weiter.

Doch dann kehrte er um. Und wir holten Nico.

120

Der Anfang

Wir erinnern uns am deutlichsten an die Augenblicke der Angst, des Verlustes und der Erniedrigung.

Ich erinnere mich daran, wie es sich anfühlte, meine Mutter fest im Arm zu halten. Ich erinnere mich an die Morgenkühle, den Meereswind, das vibrierende Schiffsdeck, die feuchten Tränen meiner Mutter.

Ich sagte zu ihr: »Du weißt, wo du mich findest, Ma. Aber ich muss zurück zu meiner Familie. Zu meinem Blutsbruder Okkie, meiner Stiefmutter Beryl, meiner Schwester Birdie und meinen Onkeln Nero Dlamini und Sarge X, Ravi Pillay und Hennie Flaai. Und zu meinen Kameraden bei den Spottern. Und zu meiner zukünftigen Frau Sofia.«

Meine Mutter weinte an meiner Brust, aber sie nickte. Sie sagte: »Ich weiß, wo ich dich finde.«

Ich hielt sie im Arm, und das Schiff entfernte sich immer weiter vom Ufer. Da sagte sie: »Jetzt springst du besser.«

Ich hätte ihr gerne erzählt, dass es noch mehr Geheimnisse zu enthüllen gab, über Spione, über den Sales Club, über einen Pastor in New Jerusalem, aber es blieb keine Zeit, ihr all das zu erzählen. Ich musste springen.

Und ich hätte ihr gern noch gesagt, dass ich das Kind meiner

Mutter war. Aber ich war auch das Kind meines Vaters. Und das machte mich sehr stolz.

Ich hätte ihr gern erzählt, dass mein Vater mir Folgendes erklärt hatte: Das Wort »Fieber« geht auf das mittelhochdeutsche »vieber« und das althochdeutsche »fiebar« zurück, das aus dem Lateinischen »febris« entlehnt wurde, was Hitze bedeutet und mit dem griechischen »pyrexis« verwandt ist: vor Hitze glühen.

So wie ich es tat, in diesem Augenblick.

Danksagung

Dieser Roman erforderte vier Jahre Recherche und Schreibarbeit, und es war von Anfang bis Ende eine bereichernde Erfahrung – vor allem dank der Großzügigkeit zahlreicher Menschen, die ihr Wissen, ihre Kenntnisse, ihre Phantasie und ihre Zeit überaus geduldig mit mir teilten. Ich bin ihnen ewig dankbar. Die Fehler und Lücken in diesem Buch sind ausschließlich meine Schuld; alles Übrige beruht auf ihrer Uneigennützigkeit. Vielen, vielen Dank an:

Meine Agentin Isobel Dixon und meinen Verleger Dr. Etienne Bloemhof, die mir noch mehr als sonst mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben, gerade weil *Fever* ein wenig von meiner sonstigen Arbeit abweicht, und an Hester Carstens von NB-Uitgewers, die ausgezeichnete redaktionelle Hinweise geliefert hat. Ich habe großes Glück, mit ihnen zusammenarbeiten zu können.

Prof. Wolfgang Preiser, Chef der Abteilung für Medizinische Virologie am Pathologischen Institut der Universität Stellenbosch. Ich habe ihn gebeten, ein Virus zu entwerfen, und er hat nicht nur selbst begeistert geholfen, sondern auch noch Prof. Richard Tedder vom University College London um Hilfe gebeten. Es war mir eine Ehre!

Cliff Lotter, der schon seit fünfundvierzig Jahren mein guter Freund ist und der beste Pilot, den ich kenne. Dazu ist er ein

Traum für einen recherchierenden Schriftsteller, wenn es um jegliche Themen rund um Flugzeuge geht.

Den formidablen und brillanten Dave Pepler, ehemals dem Institut für Umwelt und Ökologie der Universität Stellenbosch verbunden. Unser Gespräch über Hunde, Krähen, Schafe und die Cederberge in einer postapokalyptischen Welt werde ich nie vergessen.

Anton-Louis Olivier für seine überaus wertvollen Informationen über Südafrikas bekannte und weniger bekannte Wasserkraftwerke und Spannungsregler. Cairistine »Birdie« Canary, die Gemeinschaft von Amanzi und ich werden Ihnen auf ewig dankbar sein.

Die echte Cairistine Canary für ihre Erlaubnis, ihren wunderbaren Vor- und Nachnamen verwenden zu dürfen.

Nathan Trantraal für die Erlaubnis, aus seinem Werk zu zitieren.

Laura Seegers und all meine anderen Übersetzerinnen und Übersetzer, die jeweils auf ihre eigene Weise etwas zu meinen Büchern beitragen, sowie den Korrekturlesern Liesl Roodt, Annie Klopper und Marette Vorster für ihre Adleraugen.

Marianne Vorster, Diony Kempen, Lida Meyer, Johan Meyer, Marette Vorster, Hannes Vorster und Bekker Vorster danke ich vielmals für ihre endlose Geduld und Unterstützung.

Und zuletzt noch an alle, deren Namen zwischen Aufzeichnungen, digitalen Notizen und abgewürgten Anrufen verlorengegangen sind: vielen Dank!

Quellenangaben

The Knowledge: How to Rebuild Our World From Scratch. Lewis Dartnell, The Penguin Press, New York, 2014.

The World Without Us. Alan Weisman, Virgin Books, London, 2007.

Eine kurze Geschichte der Menschheit. Yuval Noah Harari, Deutsche Verlags-Anstalt, München, 2013.

Amsterdam – A History of the World's Most Liberal City. Russel Shorto, Doubleday, New York, 2013.

Smithers' Mammals of Southern Africa – A Field Guide. Peter Apps (ed.), Struik, Cape Town, 2000.

The Disaster Diaries. Sam Sheridan, Penguin Books, New York, 2013.

The Wilderness Survival Guide. Joe O'Leary, Watkins Publishing, London, 2010.

African Survival. Hein Vosloo, Survival X-pert Events, Johannesburg, 2010.

The Survivors Club – The Secrets and Science that Could Save Your Life. Ben Sherwood, Penguin Books, London, 2010.

The Book of Origins. Trevor Homer, Plum, London, 2007.

http://www.flyingmag.com/pilot-reports/pistons/cessna-172td-skyhawk-bang

https://www.psychologytoday.com/blog/the-camouflage-couch/201008/criminal-behavior-is-not-symptom-ptsd

http://discovermagazine.com/2005/feb/earth-without-people
http://www.netwerk24.com/Nuus/Eerste-aanleg-vir-hidro-krag-byna-klaar-20141224
http://io9.com/everything-you-need-to-know-to-rebuild-civilization-fro-1566170266
http://www.qsl.net/w5www/qcode.html
http://www.news24.com/Columnists/AndreasSpath/how-global-warming-is-pummellingthe-oceans-20160208
http://www.survival-manual.com/gas-to-alcohol-conversion.php
http://www.popularmechanics.com/outdoors/survival/tips/how-to-survive-absolutely-anything-15341044
http://www.buzzfeed.com/tomchivers/how-come-no-one-mentioned-evolution-by-naturalselection
http://kitchenette.jezebel.com/if-we-dont-cut-back-on-eating-meat-were-screwed-1710769158
http://en.wikipedia.org/wiki/Immortality_Drive
http://www.theguardian.com/books/2015/sep/25/industrial-farming-one-worst-crimeshistory-ethical-question
https://en.wikipedia.org/wiki/John_Bowlby
http://www.theguardian.com/commentisfree/2014/sep/02/limits-to-growth-was-right-newresearch-shows-were-nearing-collapse
http://www.swaviator.com/html/issueAM00/basicsAM00.html
https://en.wikipedia.org/wiki/List_of_South_African_provinces_b
http://www.theguardian.com/environment/earth-insight/2014/mar/14/nasa-civilisationirreversible-collapse-

study-scientists
http://www.netwerk24.com/Stemme/Nathan-Trantaal/nathan-trantraal-uber-atheistis-soos-om-n-liverpool-fan-te-haat-20151119
http://www.netwerk24.com/nuus/2014–10–14-groeiende-bevolkings-beskadig-ons-planeet
http://www.gestampwind.com/en/business/innovating-projects/noblesfontein
http://www.osric.com/chris/phonetic.html
http://www.defenceweb.co.za/index.php?option=com_content&view=article&id=9747:denel-showcases-a-21st-century-r4-assault-rifle-at-aad&catid=50:Land&Itemid=105
http://www.theguardian.com/environment/2015/sep/15/tuna-and-mackerel-populations-suffer-catastrophic-74-decline-research-shows

Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe

Kurze Hinweise zur Aussprache des Afrikaans: Das *g* wird in etwa wie das deutsche *ch* in *lachen* ausgesprochen (außer nach *r*, wie z. B. in *berg)*, das *u* wie ein stummes *ü, oe* wie *u, st* spricht man getrennt. Die Verkleinerungsform *tjie* klingt wie *kie, eu* wie ein stummes *ö*, das *y* in etwa wie *ei, ui* wie *öi*. Doppelte Vokale werden lang ausgesprochen.

In Südafrika wird häufig sogar während eines Gesprächs zwischen dem Afrikaans und dem Englischen hin und her gewechselt, oder die Gesprächspartner sprechen in zwei verschiedenen Sprachen miteinander, einer Afrikaans, einer Englisch, verstehen sich jedoch. Wenn Nkosi Sebego also »Captain« sagt, Nico Storm aber »Kaptein«, liegt das daran, dass Nkosi Englisch spricht und Nico Afrikaans.

Diese Hinweise dienen nur als Lesehilfe und erheben keinen Anspruch auf phonetische Korrektheit.

Im Afrikaans wird die Höflichkeitsform bei der Anrede nur noch selten benutzt. Kollegen duzen sich generell.

Afrika(a)ner – weiße, afrikaanssprachige Südafrikaner

Afrikaans – Afrikaans ist eine Tochtersprache des Niederländischen, in SA die zweitwichtigste Landessprache

nach Englisch. Daneben gibt es neun weitere Landessprachen. Afrikaans ist die Muttersprache auch vieler Nichtweißer.

Antie/Auntie – respektvolle Anrede für ältere Frau im südafrikanischen Englisch

Apartheid – Als Apartheid wird eine geschichtliche Periode der staatlich festgelegten und organisierten sogenannten Rassentrennung in Südafrika bezeichnet. Sie war vor allem durch die autoritäre, selbsterklärte Vorherrschaft der »weißen«, europäischstämmigen Bevölkerungsgruppe über alle anderen gekennzeichnet. Sie begann bereits Anfang des 20. Jahrhunderts, hatte ihre Hochphase von den 1940er bis zu den 1980er Jahren und endete 1994 nach einer Phase der Verständigung mit einem demokratischen Regierungswechsel, bei dem Nelson Mandela der erste schwarze Präsident des Landes wurde. (Quelle: Wikipedia)

Bakkie – Pick-up, Transporter mit offener Ladefläche

Ducker – kleine, waldbewohnende Antilopen

Kaaps – Kaaps-Afrikaans ist ein Dialekt des Afrikaans, der hauptsächlich in der West-Kaap-Provinz gesprochen wird. Der Dialekt ist mehr vom Malaiischen als vom Standardafrikaans beeinflusst und wird vor allem an der Küste und in Kapstadt gesprochen.

Karoo – Khoisan für Halbwüste. Die Karoo ist eine Halbwüstenlandschaft in den Hochebenen des Landes Südafrika, nördlich der Großen Randstufe und im südlichen Namibia. Unterschieden werden Kleine Karoo, Große Karoo

und Obere Karoo sowie Sukkulenten-Karoo und Nama-Karoo.

Kleilat gooi – beliebtes Kinderspiel am Ufer von Seen oder Flüssen. Matschiger Lehm wird oben an einen biegsamen Stock geklebt. Dann beschießt man sich damit.

Klippschliefer – Klippschliefer sind kaninchengroße Tiere, die in trockenen felsigen Gebieten Afrikas und Westasiens vorkommen. Sie wiegen etwa 2 bis 4,5 Kilogramm. In der Farbe sind Klippschliefer sehr variabel; alle Brauntöne können vorkommen. In der Gestalt ähneln sie einem Pfeifhasen oder einem Murmeltier, diese Ähnlichkeit ist aber rein äußerlich. (Wikipedia)

Mamelodi – Die Siedlung Mamelodi wurde 1953 auf dem Grundstück der *Vlakfontein*-Farm als Township errichtet, deren Namen das neue Stadtviertel ursprünglich trug, und war im Zuge der Apartheid-Politik ausschließlich für schwarze Bewohner vorgesehen. Ende der 1950er Jahre wurde der Stadtteil in Mamelodi umbenannt. Der Name bedeutet *Mutter der Melodien*. In den 1960er Jahren wurden die schwarzen Bewohner Pretorias gezwungen, die Stadt zu verlassen und sich in den umliegenden Townships Mamelodi, Ga-Rankuwa, Shoshanguve und Atteridgeville anzusiedeln.

Meneer – Anrede: Herr

Mevrou – Anrede: Frau

Oom – (Afrikaans) Onkel, respektvolle Anrede älteren Männern gegenüber

Sandton – Stadt im Norden von Johannesburg, gilt als Pflaster

der Reichen

Sousboontjies – süßsaure Bohnen in Soße. Verwendet wird eine spezielle, gesprenkelte südafrikanische Bohnensorte.

Springhasen – Die Springhasen sind vergleichsweise große Nagetiere mit Körpergrößen um 40 Zentimeter bei einem Gewicht von etwa 2,8 Kilogramm. Sie haben lange Hinterbeine mit langen Füßen von etwa fünfzehn Zentimetern Länge, während die Vorderbeine nur sehr kurz sind. Der Schwanz erreicht eine Länge von über 40 Zentimetern. Die Augen und die Ohren sind sehr groß.

Steinböckchen – Das Steinböckchen ist eine Zwergantilope, die in den Savannen Ost- und Südafrikas verbreitet ist. Im südlichen Afrika zählt das Steinböckchen zu den häufigsten kleinen Antilopen.

Tannie – (Afrikaans) Tante, respektvolle Anrede älteren Frauen gegenüber

Uncle – engl. Äquivalent zu *Oom*, s. o.

Veld – (Afrikaans) offene, unbebaute Landschaft

Impressum

Die Originalausgabe mit dem Titel *Koors* erschien 2016 bei Human & Rousseau, Cape Town.

ISBN 978-3-8412-1381-5

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Oktober 2017
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017
Die Originalausgabe erschien 2017 bei Rütten & Loening, einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG
Copyright © by Deon Meyer 2016
First published in South Africa in 2016 in Afrikaans by Human & Rousseau

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung www.buerosued.de, München

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne...

Sarenbrant, Sofie

Das Mädchen und die Fremde

Kostenlos reinlesen

»Sofie Sarenbrant ist die aufregendste neue Krimiautorin in Schweden.« Camilla Läckberg

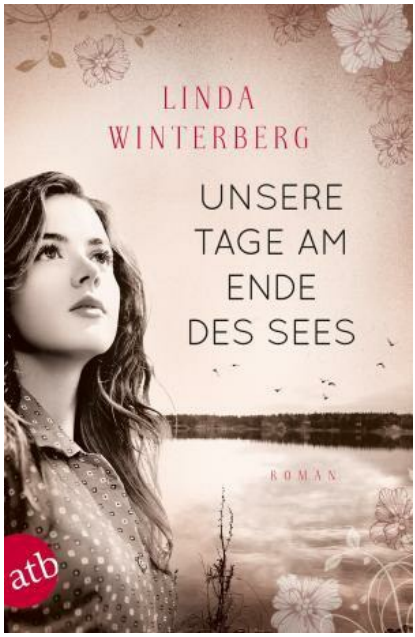
Als Kriminalkommissarin Emma Sköld im Krankenhaus erwacht, hat sie zunächst keine Ahnung, was geschehen ist. Das Letzte, woran sie sich erinnern kann, ist, dass sie zum Pferdestall aufgebrochen ist und ihre vier Wochen alte Tochter bei ihrem Lebensgefährten Kristoffer zurückgelassen hat. Nun erfährt sie, dass sie nach einem Reitunfall fünf Monate im Koma gelegen hat. Doch war es wirklich ein Unfall? Und warum hat Kristoffer seine Exfreundin Hillevi ins Haus geholt, die sich rührend um die kleine Ines kümmert? Einzig ein Kollege von der Polizei steht ihr bei – er hat ebenfalls Zweifel an der Unfalltheorie.

»Packend und atmosphärisch.« Meins

»Hallt lange nach!« MAXI

Winterberg, Linda

Unsere Tage am Ende des Sees



Kostenlos reinlesen

Das Glück, das wir suchten.

Nach dem Tod ihres Mannes steht Hanna plötzlich ihrer Mutter wieder gegenüber – zum ersten Mal seit 25 Jahren. Damals verließ Hanna ihren kleinen Heimatort bei München, weil sie das Leben an der Seite ihrer trinkenden Mutter nicht mehr aushielt – und ließ auch Alexander zurück, ihre erste große Liebe. Ihre Flucht ermöglichte ihr ein neues

Leben, doch Alex hat sie nie vergessen. Und nun findet Hanna heraus, dass auch er nicht aufgehört hat, an sie zu denken ...

Das bewegende Schicksal zweier Frauen und eine große Liebesgeschichte – tieftraurig und sehr romantisch.

Datenschutzhinweis

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen 2
Über Deon Meyer 3
Informationen zum Buch 4
Newsletter 5
Buch lesen 15
Kapitel 1 16
Das Jahr des Hundes 17
Kapitel 2 18
Kapitel 3 27
Kapitel 4 36
Kapitel 5 38
Kapitel 6 46
Kapitel 7 48
Kapitel 8 51
Kapitel 9 53
Kapitel 10 63
Kapitel 11 67
Kapitel 12 70
Kapitel 13 72
Kapitel 14 76
Kapitel 15 79
Kapitel 16 88
Kapitel 17 90
Kapitel 18 94
Kapitel 19 104
Kapitel 20 113

Kapitel 21 124
Kapitel 22 131
Kapitel 23 140
Kapitel 24 145
Kapitel 25 150
Kapitel 26 161
Kapitel 27 165
Kapitel 28 175
Kapitel 29 183
Kapitel 30 188
Kapitel 31 192
Kapitel 32 199
Kapitel 33 206
Das Jahr der Krähe 211
Kapitel 34 212
Kapitel 35 223
Kapitel 36 233
Kapitel 37 242
Kapitel 38 252
Kapitel 39 262
Kapitel 40 272
Kapitel 41 279
Kapitel 42 288
Kapitel 43 292
Kapitel 44 302
Das Jahr des Schakals 306
Kapitel 45 307
Kapitel 46 309
Kapitel 47 319

Kapitel 48 329
Kapitel 49 339
Kapitel 50 348
Kapitel 51 351
Kapitel 52 355
Kapitel 53 364
Kapitel 54 368
Kapitel 55 374
Kapitel 56 377
Kapitel 57 389
Kapitel 58 393
Kapitel 59 396
Kapitel 60 406
Kapitel 61 417
Kapitel 62 425
Kapitel 63 434
Kapitel 64 437
Kapitel 65 440
Kapitel 66 447
Das Jahr des Schweins 450
Kapitel 67 451
Kapitel 68 461
Kapitel 69 467
Kapitel 70 474
Kapitel 71 483
Kapitel 72 492
Kapitel 73 497
Kapitel 74 504
Kapitel 75 513
Kapitel 76 521

Kapitel 77 529
Kapitel 78 537
Kapitel 79 542
Kapitel 80 544
Das Jahr des Löwen 552
Kapitel 81 553
Kapitel 82 558
Kapitel 83 568
Kapitel 84 577
Kapitel 85 584
Kapitel 86 590
Kapitel 87 597
Kapitel 88 605
Kapitel 89 611
Kapitel 90 617
Kapitel 91 627
Kapitel 92 637
Kapitel 93 646
Kapitel 94 652
Kapitel 95 658
Kapitel 96 666
Kapitel 97 676
Kapitel 98 679
Kapitel 99 685
Kapitel 100 690
Kapitel 101 699
Kapitel 102 706
Kapitel 103 713
Kapitel 104 722

Kapitel 105 730
Kapitel 106 738
Kapitel 107 746
Kapitel 108 755
Kapitel 109 765
Kapitel 110 774
Kapitel 111 783
Kapitel 112 791
Kapitel 113 799
Kapitel 114 807
Kapitel 115 815
Kapitel 116 822
Kapitel 117 832
Kapitel 118 844
Kapitel 119 850
Kapitel 120 853
Danksagung 855
Quellenangaben 857
Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe 860
Impressum 864
Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne... 866